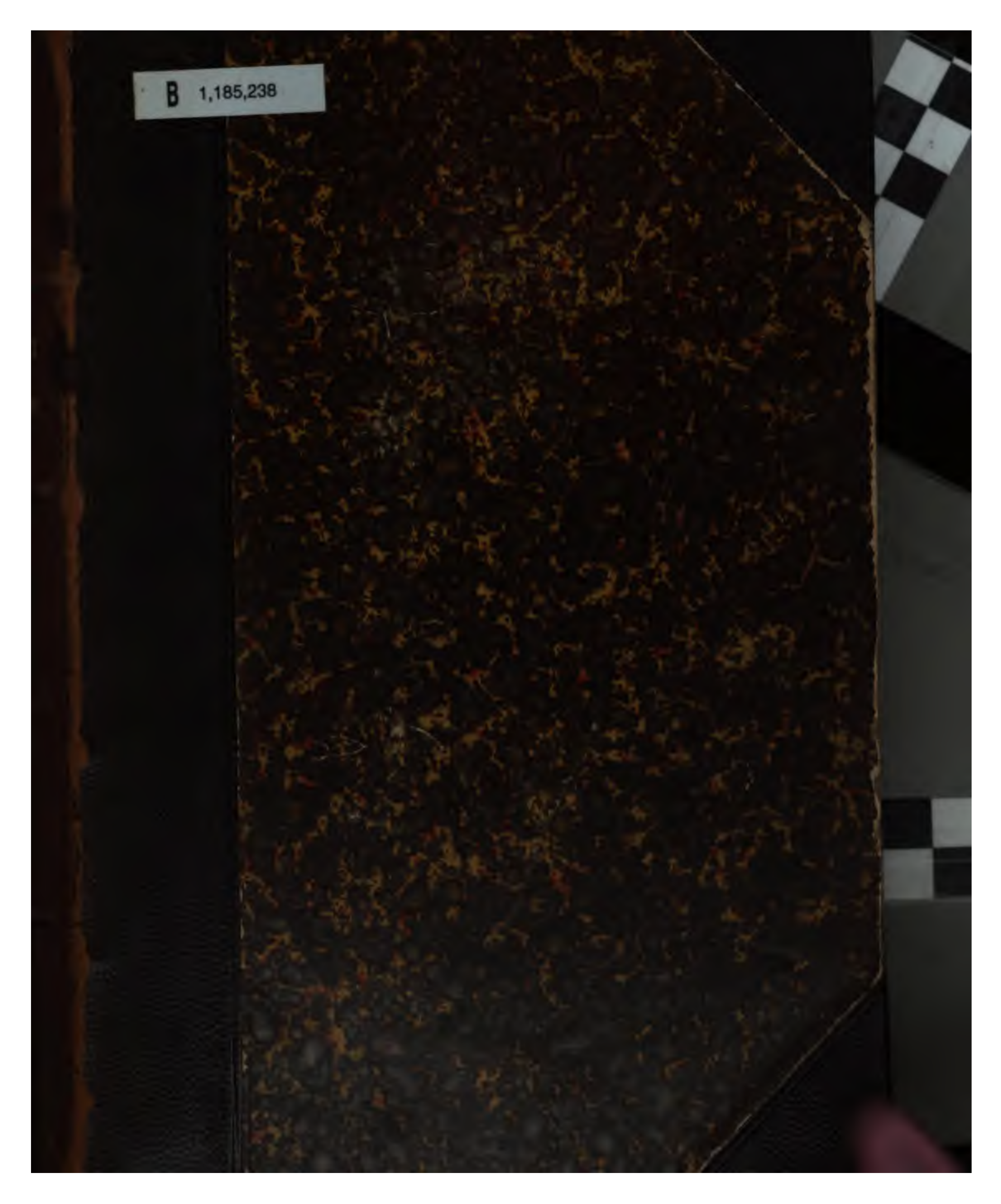



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND FRIEDRICH KAUFFMANN

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1903.

INHALT.

Seite

Miscellen.

Litteratur.

WANDERER UND SEEFAHRER.

I.

Analyse des 'Wanderers'.

Fünf zeilen sagen aus, dass der *ánhaga,* der über das kalte meer fährt, des schöpfers hülfe von nöten hat. Das geschick ist sehr grausam(?). Z. 6 führt den *eardstapa* ein; er spricht: „Morgens klage ich einsam meine not (8—9); es lebt keiner, dem ich mein innerstes mitteilen kann (9—11). Ich kann aus eigener erfahrung sagen: das ist eine sitte, welche für einen eorl sich ziemt, dass er sein herz fest verschliesst, — er möge denken, was es sei (11—14). Ein herz, welches der trauer sich hingibt, vermag dem geschick keinen widerstand zu leisten“ (15—16). — Über z. 17—18 vgl. unten. — „So habe ich unglückseliger, meiner heimat beraubt, fern von meinen verwandten, oft mit fesseln mein gemüt verschlossen, nachdem vor langem die erde[1] meinen[2] herrn bedeckt hat und ich verachtet über das meer fuhr, den saal eines schatzgebers suchend, ob ich nah oder fern (einen solchen?) finden konnte, der in der halle an liebe dächte und mich armen trösten wollte (19—28). Wer das empfunden hat, weiss, welch ein grausamer gefährte der schmerz ist für denjenigen, der keine teuren freunde hat (29—31). Die verbannung, kein goldschmuck, ein kaltes herz, kein erdenglück wird ihm zu teil (32—33)[3]. Er erinnert sich an den saal, die männer[4], die schatzgebung, wie in seiner jugend sein goldfreund ihn festlich bewirtete. Die herrlichkeit ist vorüber (34—36).“ — Über z. 37—38 vgl. unten. — „Dann wird der arme *ánhaga* oft durch schlaf und schmerz überwältigt (39—40). Er glaubt seinen herrn zu streicheln und zu küssen, haupt und hände auf dessen knie zu legen, wie er früher

1) *hrúsan heolster biwráh*, l. *hrúse biwráh?*

2) Statt *mine* ist mit Ettmüller *minne* zu lesen.

3) *warað hine wræclást* usw. Anstatt *hine* lese ich *he*. Oder ist das richtige *him* (Rieger)?

4) *sele, secgas,* so Rieger und Gr. (Bibl.). Oder l. *selesecgas* mit Gr. (Germ. 10) und Sweet? Der *eardstapa* wird kaum seine verwandten als 'aulicos, domesticos' bezeichnen (vgl. *seleþegen*). — Dass z. 62 von *maguþegnas* redet, hat keine beweiskraft. vgl. unten s. 5 fgg.

widerholt zu tun pflegte, wenn er in alten tagen geschenke empfieng (41—44)[1]. Dann erwacht der *winelêas guma;* vor ihm breiten sich die falben wogen (45—46)[2]; er sieht seevögel sich baden und die flügel ausbreiten (47); er sieht reif und schnee fallen, mit hagel gemengt (48). Dann werden die durch den verlust der teuren entstandenen schmerzhaften herzenswunden um so schwerer zu ertragen; die sorge kehrt zurück (49—50). Dann durchwühlt die erinnerung an die verwandten die brust; er weint freudentränen[3]; eifrig schaut er um sich (51—52); die schaar der freunde entschwindet widerum (dem blicke), die menge der schwimmenden, und sie bringen dort nicht viele bekannten grüsse (53 bis 55a)[4]. Der schmerz erneuert sich dessen, der jedesmal sein betrübtes herz *ofer waþema gebind* senden muss (55b—57)." Bis dahin erzählt nicht der dichter sondern der von ihm z. 6 eingeführte *eardstapa*.

1) Mit Thorpe l. *giefstóles* anstatt *giefstólas*.

2) *fealwe wegas* i. e. *wǽgas*, vgl. Sweet in den anmerkungen; *fealone wǽg* auch sonst, s. Gr. s. v. *fealo*.

3) *gréteð gliwstæfum*. *gliwstæf*, zeichen der freude; zum ausdruck vgl. altn. *gráta hástǫfum*, *œpa hástǫfum*.

4) Die nicht ganz richtig überlieferte stelle wurde von den herausgebern nicht verstanden und falsch interpungiert. *secga geseldan*, nom. oder acc. pl., 'aus männern bestehende genossen', d. h. 'schaar der freunde' (*geselda*, socius). Wenn *secga geseldan* subject zu *swimmað* ist, so ist *geondscéaweð* intransitiv, 'schaut um sich'. Doch sind alle zusammenstellungen mit *geond*- transitiv, s. Gr. I, 498; vgl. zumal das nahestehende *geondséon*; auch *geondscéawian* an der einzigen stelle wo es ausser hier vorkommt, s. Bosworth-Toller 426a. Es liegt also auf der hand *secga geseldan* als object zu *geondscéawað* aufzufassen: 'er blickt eifrig nach ihnen aus' (um die traumbilder deutlicher zu sehen). Wenn das richtig ist, hebt der neue satz mit *swimmað*, nicht mit *secga* an. Dann folgt *swimmað eft onweg*. Das verbum *swimman* ist sehr richtig gewählt, denn das traumbild entschwindet über das meer, an dessen strande der *wineléas guma* sitzt (vgl. 46—48). *eft*, wie auch das bild des *mondryhten* entschwunden ist. Im folgenden *fléotendra ferð* ist *ferð* zu emendieren zu *ferd*, i. e. *fierd*, *fyrd*, agmen, exercitus. Wer glaubt, dass *geondscéawað* absolut steht, und dass *secga geseldan* das subject zu *swimmað* ist, muss *fléotendra ferd* als apposition dazu auffassen. *fléotende* heissen die männer, nicht weil sie im leben seefahrer waren, sondern weil sie *onweg swimmað*. Das bild ist schön durchgeführt. *bringeð* steht dann im singular durch anlehnung an das collectivum *ferd*. Doch glaube ich, dass *fléotendra ferd* subject, und dass *swimmað* ein fehler ist für *swimmeð*, welcher sich aus einer irrigen auffassung des *secga geseldan* als subject erklärt. Auf keinen fall ist es richtig, mit Wülker und Sweet nach *onweg* semicolon oder sogar colon und zu gleicher zeit nach *ferd* nichts zu schreiben. — *nó fela cúðra cwidegiedda*, denn das traumbild spricht nicht. — Ich lese demnach wie folgt:

georne geondscéawað
secga geseldan. Swimmeð eft onweg
fléotendra ferd, nó þær fela bringeð
cúðra cwidegiedda.

Das object der erzählung ist der *wineléas guma* (45), und zwar von z. 30—31 *(þám þe him lyt hafað léofra geholena)* an. Dieser ist freilich mit dem *eardstapa* identisch; der *eardstapa* aber hält ihn mit grosser epischer selbständigkeit dadurch, dass er durchgehend von ihm in der dritten person redet, von sich fern. Auf einmal fällt nun der *eardstapa* z. 58 aus der rolle. Aus der dritten person geht er in die erste über, und zu gleicher zeit vernehmen wir nichts mehr von seinen noch von des *wineléas guma* subjectiven empfindungen, sondern es folgen allgemeine betrachtungen „Darum kann ich in der ganzen welt keinen grund finden, weshalb ich nicht betrübten herzens sein sollte, wenn ich das ganze leben der *eorlas* erwäge, wie plötzlich die mutigen helden starben.“ Wäre hier noch ein zweifel berechtigt, ob von allen *eorlas* ohne unterschied die rede ist, oder ob das praeteritum auf die verwandten des *wineléas guma* deutet, das folgende (62b—63) lässt nur éine auffassung zu. „So fällt diese welt jeden tag hin“. Es folgt eine schlussfolgerung, welche man kaum erwartet hätte. „Darum kann ein mann nicht weise werden, bevor er einen (guten) teil der winter in der welt (erlebt) hat.“ Das klingt einigermassen sententiös, und unmittelbar daran schliesst sich eine reihe sprüche, welche lehren, welche tugenden ein *wita* besitzen soll, dass ein *beorn* nachdenken soll, bevor er spricht, dass ein vernünftiger mann erwägen soll, wie geistlich (er??) ist [(73) ist die absicht zu sagen: wie nur das geistliche bleibt?], wenn der welt herrlichkeit vergeht; und dieser gedanke führt zu der z. 63 erwähnten tag für tag alternden welt zurück; z. 75 fgg. heisst es: „so stehen nun an mehreren orten in dieser welt wälle, durch die der wind weht, mit reif bedeckt; häuser liegen in schutt; weinsäle verfallen; ihre besitzer liegen des glückes beraubt (tot) (79); alle stolzen krieger sind bei dem walle gefallen (80); einige nahm der kampf fort; andere trug ein vogel [nach einigen interpretatoren ‘ein schiff’ (vgl. s. 6 anm.)] hin über das hohe meer; einige tötete (?) der graue wolf (vgl. s. 6 anm.); einige begrub weinend ein *eorl* in ein grab (80b—84). Auf diese weise hat der schöpfer diese wohnstätte (oder diese erde? *þisne eardgeard*) verödet, bis die alten riesenschöpfungen (die gebäude) der burgbewohner leer standen ohne jubel (85—87).“ Hier lenkt die überlieferung wider in die z. 58 verlassene spur ein. „Dieser betrachtet dann in seinem an erfahrungen reichen gemüte[1] diese ruine *(þisne wealsteal)* und dieses finstere leben, weise im gemüte *(fród in ferðe = wíse geþóhte)*: oft denkt er an die vielen schlachten zurück, und er spricht die folgenden worte (88—91): ‘Wo kam das pferd hin, wo der mann, wo der schatz-

1) *geþóhte* verstehe ich mit Grein als substantivum; *wíse* instr. sing.



richtige motivierung aber wäre diese, dass der dichter mit seinen eigenen bemerkungen fertig war; wir vernehmen statt dessen, dass der *eardstapa* zu reden anhebt, weil er einen *wealsteal* betrachtet, weil er über das düstere leben nachdenkt, und weil er sich an frühere schlachten erinnert. Das ist doch keine weise, jemand, den man selbst unterbrochen hat, seine rede fortsetzen zu lassen. Und was der *eardstapa* dann sagt, ist auch keineswegs eine mögliche fortsetzung seiner unterbrochenen rede. „Wo sind pferd, mann usw. hingekommen?“ Hat er denn zuvor pferd, mann usw. gesehen? Keineswegs. Also ist es auch nicht der *eardstapa*, der spricht: '*Hwær cwom mearg*' usw.; im gegenteil, die worte *þás word ácwið* sind worte des *eardstapa*, und damit führt er den *wineléas guma*, von dem er bisher in der dritten person gesprochen, redend ein. Dem widerspricht nicht, dass z. 110 mit der rede des *wineléas guma* auch die des *eardstapa* schliesst, denn dieser hat seiner erzählung von dem *wineléas guma*, der ja niemand anders als er selbst ist, nichts hinzuzufügen, und er schweigt daher, sobald seine in der klage über die vergänglichkeit alles irdischen culminierende erzählung zu ende ist. Nun sind z. 92 fgg. durchaus dazu geeignet, von dem *wineléas guma* gesprochen zu werden. Denn diesem hat ein traumgesicht sich gezeigt. Er glaubte seinen herrn zu sehen; er erwachte und sah nur badende seevögel. Er glaubte sodann seine verwandten zu sehen; er erwachte, und die erscheinung glitt über das meer fort, wo seine gedanken ihr folgen (56—57). Fürwahr, dieser mensch hat guten grund zu fragen: wo sind sie hingekommen, mann, pferd, herr, saal — die ganze ausmalung ist nur eine weitere ausführung des vorher kurz skizzierten traumbildes. Aber das bewusstsein kehrt vollständig wider, und das *hwær cwom*, das sich im gegebenen zusammenhang nicht direct auf die wirklichkeit, sondern auf die scheinwirklichkeit des traumes bezog, geht in ein *eá lá!* über.

Es wäre nun in der tat höchst auffällig, wenn der *eardstapa*, der das wesen des *wineléas guma* so tief auffasst und so plastisch vor augen führt, der es auch nicht für notwendig erachtet, der klage seines helden ein einziges wort hinzuzufügen, seine erzählung auf ihrem höhenpuncte unterbrochen hätte, um mitzuteilen, von welcher beschaffenheit der lauf der welt ist, und wie ein *wita* und ein *beorn* sich zu betragen haben. Und doch muss man sich jene verse, falls sie zu dem ursprünglichen gedichte gehören, als einen teil der rede des *eardstapa* vorstellen; als directe äusserung des dichters haben sie gar keinen zweck und stören den zusammenhang weit mehr, denn nicht nur die mitteilung, dass der *eardstapa* zu reden aufhört, sondern auch die in solchem falle unent-

behrliche nachricht, dass er wider anhebt, fehlt. Auf grund dieser erwägungen ist man, wie ich glaube, vollständig dazu berechtigt, z. 58 bis 87 für einen jüngeren zusatz, für den in der ökonomie des gedichtes kein platz vorhanden ist, zu erklären[1].

Die person, welche z. 88 *sé* genannt wird, ist also der *winelèas guma* aus z. 31—57. Das pronomen genügt kaum zur bezeichnung einer person, von der in den letzten 30 zeilen (58—87) nicht die rede war. Aber es ist doch eine art hinweisung, und man darf ruhig behaupten, dass, wenn es unter diesen umständen kein leichtes ist zu verstehen, auf wen z. 88 fgg. sich beziehen, solches vollständig unmöglich wäre, wenn das pronomen nicht dastände. Wenn aber z. 58—87 ursprünglich nicht zu diesem gedichte gehörten, so war eine solche hervorhebung einer person, welche das subject des unmittelbar vorhergehenden satzes war, wenigstens überflüssig. Dass *sé* tatsächlich ein zusatz des interpolators ist, der die anfangs- und schlusszeilen von z. 58—87 schrieb, beweist nun der parallelismus im ausdruck mit den ursprünglich vorhergehenden zeilen.

1) Eine nähere betrachtung dieses abschnittes folgt in einem anderen zusammenhange. Hier weise ich noch auf den widerspruch, in dem z. 80—84 mit ihrer angeblichen aufzählung von todesarten mit den echten zeilen 7 und 91 stehen. Die verwandten des *winelèas guma* sind im kampfe oder sonst nirgends gefallen, vgl. auch z. 97—98 (z. 99—100, welche gleichfalls von mehreren todesarten nichts wissen, übergehe ich aus gründen, welche sich später ergeben werden). Unter solchen umständen will es mir nicht einleuchten, weshalb der vogel z. 81 *sumne ofbær*, als ein schiff erklärt werden soll, bloss damit der interpolator nicht menschen von einem vogel über das meer tragen lasse, denn er gibt uns wol härtere nüsse zu knacken, und ein märchen dieses inhalts kann ihm leicht bekannt gewesen sein, wenn er auch niemals von Hagen, dessen jugendgeschichte Wülker, Grundr. d. gesch. d. ags. litt. s. 206, ohne grund in diesem zusammenhange anführt, gehört hatte. — Bezeichnend ist der umstand, dass der interpolator seiner eigenen aussage widerspricht, denn wenn *duguð eal gecrong wlonc bi wealle* (79 b—80 a), wer bliebe dann gespart, um auf eine andere weise sein leben zu verlieren? Übrigens glaube ich nicht, dass in diesem wirren gerede eine aufzählung aller denkbaren todesarten beabsichtigt worden ist; namentlich scheint mir die übersetzung *déaðe gedǽlde* 'übergab dem tode, tötete', trotz Andreas 955 sehr zweifelhaft; auf den wolf angewendet, dem es um einen frass, nicht um ein opfer für den tod zu tun ist, ist das eine sehr verschrobene ausdrucksweise, angenommen, dass sie an sich möglich ist. — Ist vielleicht *déaðe gedǽlde* 'teilte mit dem tode' so zu verstehen, dass diesem die seele, dem wolfe der körper zufiel? Natürlich auf dem schlachtfelde. Dann müsste man vielleicht z. 80 *ealle* für *sumne* lesen (*eal* geht z. 79 unmittelbar voran, und *sumne* folgt z. 81. 82. 83), und der sinn der ganzen stelle wäre: „alle nahm der kampf fort (79); einige trug (nachdem sie gefallen) ein raubvogel (adler, rabe, meinetwegen der seeadler) über das meer dahin; andere frass der wolf; einige (diejenigen unter den gefallenen, welche nicht von den raubtieren verspeist wurden) begrub ein *eorl*.

Der *eardstapa* erzählt die empfindungen des *wineléas guma* in chronologischer reihenfolge; jedesmal wird die mitteilung mit demselben worte eingeleitet: z. 39: *ðonne sorg and slæp . . . earmne anhogan oft gebindað;* z. 45: *ðonne onwæcneð;* z. 49: *þonne béoð þý hefigran heortan benne;* z. 51: *þonne mága gemynd mód geondhweorfeð*[1]. Daran schliessen sich in völlig gleicher weise z. 88 fgg.: *þonne . . . geondþenceð, . . . oft gemon wælsleahta worn.* Dieser parallelismus liefert einen neuen beweis dafür, dass oben z. 58—87 mit vollem rechte ausgeschieden wurden.

Es sieht aus, als habe der interpolator an dieser stelle sich nicht damit begnügt, das pronomen *sé* hinzuzufügen; er hat, wie es scheint, auch versucht einen gewissen zusammenhang mit seiner interpolation zu stande zu bringen. Formelle einwendungen, welche sich wider z. 88—89 erheben lassen, werden ihre beweiskraft nur einer näheren betrachtung des ganzen entlehnen. In bezug auf den inhalt ist zu bemerken, dass die beiden zeilen sich weder auf z. 57 noch auf das was folgt, sondern auf das unmittelbar vorhergehende beziehen. *þisne wealsteal* (88), „diese mauerstätte“ scheint eine ruine zu bezeichnen. Nun ist z. 86. 87 von einer ruine die rede, und auch z. 76 fgg. beschreiben eine solche, aber das ursprüngliche gedicht weiss davon nichts. Der *wineléas guma* sitzt am meeresstrande (z. 57) und aus z. 98 lässt sich folgern, dass in der nähe ein grabmal sich befindet[2], obwol er dasselbe erwähnen kann, auch wenn er nicht selbst am orte steht. Aber obgleich zweimal von *wælsleahtas* die rede ist, dass die burg des herrn zerfallen ist, wird nirgends berichtet. Man könnte fragen, ob *þisne wealsteal* nicht auf den *weal wundrum héah* sich beziehen kann. Abgesehen davon, dass das eine wunderbare bezeichnung eines unversehrten grabmals wäre, verbietet auch *þisne* (88), welches auf das unmittelbar vorhergehende weist, eine solche auffassung. Z. 88—89 hängen also mit 58—87 zusammen. Das beweist nun nicht, dass 58—87 echt, sondern dass auch 88—89 unecht sind. Denn es ist auch zwischen 88—89 und 90 ein directer widerspruch in der ausdrucksweise vorhanden. Aus z. 90 geht nämlich hervor, dass die betrübte stimmung nicht ein einziges mal durch den einmaligen anblick einer bestimmten stätte, sondern widerholt durch das verschwindende

1) Dieser parallelismus zeigt deutlich, welche interpunction des betreffenden abschnittes die richtige ist: jedesmal hebt mit *þonne* ein neuer satz an. Falls die herausgeber darauf aufmerksam gewesen wären, hätten sie nicht an einigen stellen *þonne* als unterordnende conjunction aufgefasst.

2) Das grabmal kann ein am strande errichtetes weit sichtbares denkmal gewesen sein, wie ein solches im Béowulf beschrieben wird.



traumbild erweckt wird. *feor oft gemon wælsleahta worn*; das *oft* befindet sich in bestimmtem widerspruch mit *þisne*, steht aber in vollständigem einklang mit 39—57, vgl. 39: *ðonne sorg and sláp* .... *ánhogan oft gebindeð*; vgl. auch z. 56 *þám þe sendan sceal swiþe geneahhe* (= *oft*) ... *wérigne sefan* (vgl. noch z. 8. 20). Die erinnerung an die schlachten, wo die verwandten gefallen, schliesst sich ferner aufs beste an die bemerkung, dass die traumgestalten verschwinden.

Angesichts dieser tatsachen weise ich nur der vollständigkeit halber auf das geschmacklose *wíse gеþóhte*, eine unklare widerholung von *fród in ferðe*, auf den schlechten stil, der *geondþenceð* und *feor oft gemon* ohne verbindung nebeneinander stellt, und auf den weltschmerz, der z. 89 zum ausdruck kommt und zwar an die eingebildete weltklugheit des interpolators aber nicht an den positiven schmerz des *winеléas guma* mahnt; dass dieser seine klage mit einer stilistisch sehr hoch stehenden allgemeinen bemerkung schliesst, ist eine ganz andere erscheinung. Das ergebnis ist, dass die fortsetzung von z. 57 ursprünglich lautete (88/90. 91): *þonne fród in ferðe feor oft gemon wælsleahta worn and þás word ácwið*.

Dieses resultat ist für die beurteilung der übrigen teile des gedichtes massgebend. Z. 29—36 wird der *winеléas guma* eingeführt: wer das erlebt hat, weiss, wie schwer sein geschick ist. Weder gold noch freuden, verbannung und *ferðloca fréorig* werden ihm zu teil. Er erinnert sich entschwundener seligkeit. Darauf folgt z. 37—38: *forþon wát se þe sceal his winedryhtnes léofes lárcwidum longe forþolian*. Dann die aufzählung von traumerscheinungen und empfindungen, miteinander verbunden durch das widerholte *þonne* am anfange des satzes. Dieses *þonne* steht mit dem vorhergehenden in keinem syntactischen zusammenhang. Man fragt nun: was bedeuten z. 37—38? Was weiss derjenige, der die lehren seines *winedryhten* lange entbehren muss? Der text bleibt die antwort schuldig. Eben so unmöglich wie die construction ist der sinn. Denn das einzige was folgen könnte ist, dass diese person weiss, wie schwer das leben ohne herrn und ohne verwandten ist. Aber das wissen wir schon lange. Das wurde z. 29fgg. mitgeteilt und mit derselben wendung eingeleitet: *Wát sé þe cunnað* usw. Dort war die bemerkung am platze. Hier aber, wo von den vorstellungscomplexen jenes wissenden die rede ist, ist die mitteilung, dass er weiss, nicht nur überflüssig, sondern in hohem grade störend. Die beiden zeilen lassen sich charakterisieren als ein äusserst ungeschickter versuch, deutlich zu sein. Mit einer gelehrten miene setzt sich der interpolator an die erklärung, *forþon*, 'desshalb' sagt er, und nun

widerholt er, was schon gesagt worden ist, bleibt aber mitten in seiner erklärung stecken. Den *winedryhten* hat er aus dem *goldwine* (35) und dem *mondryhten* (41) zusammengeleimt[1]. Eine ähnliche stelle ist z. 17—18. Z. 12fgg. sagt der *eardstapa:* „einem *eorl* ziemt es, dass er sein herz fest verschliesst, was er auch denken möge. Ein gemüt, das sich dem schmerze hingibt, vermag dem geschicke nicht zu widerstehen.“ Die allgemeine wahrheit wird dann z. 19—20 an der redenden person exemplificiert. „So musste auch ich unglückseliger verbannter oft mein herz mit fesseln binden.“ Zwischen der lehre und dem beispiele steht nun (z. 17—18): *forþon dómgeorne dréorigne oft in hyra bréostcofan bindað fæste.* Der fall ist dem oben besprochenen vollständig analog. Der gedanke ist nur eine widerholung von z. 13—14, und dieselben wendungen werden benutzt: *bindað fæste* = z. 13 *fæste binde*; für *hordcofan* findet der exeget die geringe variation *bréostcofa*; das ganze wird, wie z. 37, mit *forþon* erklärend eingeleitet, und auch die grammatische ungeschicktheit fehlt nicht, denn das adjectivum *dréorigne* schwebt in der luft, und das object *mód* oder *hyge*, zu welchem es als bestimmung gedacht ist, muss aus dem vorhergehenden satze ergänzt werden. Es fällt auf, dass dieses *forþon*, welches zweimal die schlechte widerholung eines schon mitgeteilten gedankens einleitet, auch in der grossen interpolation (z. 58—87) zweimal begegnet, das erste mal sogar gleich am anfang. Und beide male gleichfalls ohne jede bedeutung. Denn man versteht in der tat nicht, wesshalb der sich erneuernde schmerz desjenigen, der seine gedanken *ofer waþema gebind* sendet, für einen anderen einen grund abgeben kann um mehr als sonst der fall sein würde, traurig gestimmt zu werden, wenn er an das ganze leben und den tod der *eorlas* denkt (58—62a), und noch weniger leuchtet es ein, wie aus der vergänglichkeit der welt sich ergeben soll, dass ein mann nicht weise werden kann, bevor er alt ist (64—65a). Die frage, wie jemand auf den gedanken kommen konnte, so viele unnütze bemerkungen mit *forþon* einzuleiten, lässt sich von dem bisher gewonnenen standpunkte aus noch nicht beantworten; doch genügt das *forþon*, um für die vier stellen einen einzigen nichts weniger als genialen dichter zu constatieren. Zu gleicher zeit verdient es beachtung, dass ein weiteres *forþon* in dem gedichte nicht vorkommt.

1) Damit soll wie sich versteht nur gesagt sein, woher das übrigens öfter begegnende wort an dieser stelle stammt. Das verfahren des interpolators an anderen stellen (vgl. unten) und auch am anfang dieser zeile berechtigt zu dieser annahme.

Noch eine stelle in der ersten hälfte des gedichtes ist mir sehr verdächtig, nämlich z. 24b — 29a. So lange man die ganze überlieferung mit all ihren zusätzen als eine einheit betrachten konnte, fielen diese zeilen nicht besonders auf, da ihr inhalt doch einigermassen dem stoffe des gedichtes sich fügt. Nachdem aber der gedankengang des dichters als ein sehr subtiler und ein sehr logischer sich gezeigt hat, ist der nachweis, dass sie den zusammenhang stören, kein schwieriger. Der *eardstapa* hat gelernt sein herz zu verschliessen, seit die erde seinen herrn deckt und er geringschätzung erduldend von dannen gieng (19 — 24a). Wer das erlebt hat, kennt die sorge dessen, der keine freunde hat (29b fgg.). Der herr und die verwandten leben in der erinnerung fort (34 fgg.). Was steht nun zwischen 24a und der fortsetzung? Der *eardstapa* ging von dannen:

ofer waþema gebind,
25 *sóhte sele dréorig sinces bryttan,*
hwær ic feor oþþe néah findan meahte,
þone þe in meoduhealle mine wisse
oþþe mec fréondleásne fréfran wolde
wenian mid wynnum.

Dass der *eardstapa* sofort einen stellvertreter seines herrn sucht, stimmt schlecht zu der stimmung unseres visionärs. Doch hätte dieser einwurf bloss den wert eines subjectiven urteils, wenn nicht sprachliche und stilistische erwägungen hinzukämen. Das antecedens zu *þone þe* (27) kann nur *sinces bryttan* sein — der accusativ *þone* im anschluss an z. 26 und unter dem einfluss von *sóhte* — denn wenn man *þone* mit *findan* verbindet, so steht in den zeilen, dass der *eardstapa* den saal eines bestimmten schatzgebers sucht, um zu sehen, ob vielleicht irgend einer (der anwesenden etwa) ihn zu trösten bereit sei; ohne die nähere bestimmung in z. 27 wäre nur der plural *sinces bryttena* am platze. Wenn aber z. 27 zu z. 25 gehört, wo ist dann das object von z. 26? Wie man die stelle auffasst, der ausdruck bleibt verschroben. Und was soll es heissen, dass der *eardstapa* jemand sucht, „der von liebe weiss — denn *mine* kann nur = *myne* sein — oder mich freundlosen trösten wollte"? Dazu kommt der uns schon zur genüge bekannte mangel an originalität des ausdrucks. 24b: *ofer waþema gebind* = 57a. 25: *sele . . . sinces bryttan* vgl. 34: *sele . . . and sincþege.* 29: *wenian mid wynnum,* vgl. 36: *wenede tó wiste.* 28: *fréondléasne,* vgl. 45: *wineléas guma.* — 25: *dréorig* zeugt bloss von armut des ausdrucks, denn *dréorigne* (17) stammt aus derselben feder. Zu 24b ist noch zu bemerken, dass ausser der einleitung, über welche



unten s. 21 fg. zu vergleichen ist, nur an dieser stelle berichtet wird, dass der *eardstapa* über das meer fuhr; z. 56 sendet er bloss seine gedanken in jene richtung; z. 97 scheint er am grabe seiner verwandten, also wahrscheinlich auch wol in ihrem lande, zu stehen. Es kommt noch der metrische fehler (27b) *mine* (= *myne*) *wisse* hinzu, der schon mehrere emendationen hervorgerufen hat, der aber nur ein nicht alleinstehendes zeugnis des metrischen ungeschickes unseres interpolators ist. Der richtige anschluss ist demnach:

23b. 24a/29b:

and ic héan þonan

wód winterceárig. Wát se þe cunnað usw.;

wadan ohne ortsbestimmung in der bedeutung 'meare, progredi', begegnet auch sonst, z. 6. By. 130.

Dass in der rede des *wineléas guma* z. 99—100 ein zusatz sind, lässt sich kaum bezweifeln. Zwar fehlt ein so direktes äusseres zeichen der interpolation, wie an mehreren der oben behandelten stellen. Aber der satz stört den direkten zusammenhang von 98/101, welche von dem denkmal reden, um zu widerholen, was man lange weiss, dass die männer, für welche ein denkmal errichtet wurde, tot sind. Die aufzählung *asca þrýðe* usw. erinnert an z. 80 fgg.; namentlich ist *wyrd seo mǽre* verdächtig (vgl. unten s. 21); zu den *eorlas* ist z. 60 und auch 84 zu vergleichen; der *eardstapa* nennt seine verwandten mit herzlicheren namen; noch unmittelbar vorher heissen sie *léof duguð*, und ähnlich an allen anderen stellen, wo er sie erwähnt.

Auch z. 112—115 gehören nicht zu dem ursprünglichen gedichte; das zeigt der direkte zusammenhang mit 65b fgg. Der inhalt der sprüche steht dem gedichte durchaus fern; der hinweis auf den himmel (z. 115) lässt sich überall anbringen. Mit einem gewissen geschmacke sind hier schwellverse, welche allerdings auch z. 74a. 75a vorliegen, für den schluss gewählt worden, vielleicht im anschluss an die letzte feierliche zeile des ursprünglichen gedichtes[1].

Die längere interpolation z. 58—87 lädt zu einer genaueren betrachtung ein. Zwei elemente lassen sich in ihr deutlich unterscheiden. Zunächst die ausführungen über die *eorlas*, welche plötzlich starben, über die täglich alternde welt, über die in trümmern liegenden weinsäle und was damit zusammenhängt; sodann die sprüche, die mit den denksprüchen derselben (Exeter-) handschrift eine enge verwandtschaft

1) Als einen schwellvers des dichters fasse ich auch z. 107a auf. Hier ist der anlass dazu derselbe wie 111, eine gehobene stimmung, welche einen entsprechenden ausdruck sucht; vgl. auch die form der z. 108—9. Auch 110a ist so zu verstehen.

zeigen, welche unten noch klarer zu tage treten wird. Die frage, ob die sprüche von demselben oder von einem jüngeren interpolator wie die übrigen zusätze herrühren, — von einem älteren kann nicht die rede sein, da die sprüche inmitten der grossen interpolation angebracht worden sind — ist nicht leicht zu beantworten. Gegen die identität der verfasser der interpolationen I und II[1] scheinen mehrere gründe zu reden: I dichtete selbst[2], denn was er sagt, bezieht sich auf den inhalt des gedichtes; die verse haben ausserhalb dieses zusammenhanges niemals existiert. II nimmt verse auf, welche er nicht selber gedichtet hat, aus seinem gedächtnisse oder, weniger wahrscheinlich, aus einem geschriebenen buche. Ferner ist es a priori nicht sehr wahrscheinlich, dass I seine predigt über die vergänglichkeit dieser erde unterbrochen haben würde, um sprüche aufzunehmen, deren inhalt seinem gedankengange gerade so fern steht wie dem des alten gedichtes. Demgegenüber ist daran zu erinnern, dass wir von I nicht genug wissen, um mit sicherheit zu entscheiden, wozu er im stande gewesen sein kann. Dass der zusammenhang bei ihm zuweilen manches zu wünschen übrig lässt, kann aber nicht geleugnet werden. Es fragt sich somit, ob eine scharfe grenzlinie zwischen I und II gezogen werden kann. Zu I gehören 58—63. 75—87; zu II 65b—72; fraglich bleiben 64—65a; 73—74. Letzteres verspaar: *ongietan sceal gléaw hæle, hu gǽstlíc bið, þonne ealre þisse worulde wela wéste standeð*, zeigt einen einigermassen gnomischen charakter und stimmt auch darin mit den vorhergehenden sprüchen überein, dass es eine vorschrift enthält. Der verseingang: verbum oder substantivum mit folgendem *sceal* ist dem von 65b. 70 gleich. Andererseits mahnt der schlechte stil — das subject des satzes

1) Wo die unterscheidung notwendig ist, nenne ich die beiden interpolationengruppen I und II und deute mit diesen zahlen auch ihre verfasser an, ohne dadurch über die frage, ob tatsächlich zwei verschiedene verfasser anzunehmen sind, zu präjudicieren. Zu I gehören z. 58—87 mit ausschluss der sprüche, ferner 16—17. 24b—29a. 37—38. 99—100; zu II die sprüche in der grossen interpolation und z. 112—115.

2) Damit wird ihm keine dichterische selbständigkeit zugesprochen; originalität des ausdrucks geht ihm völlig ab. Wo er nicht dem gedichte selbst seine formeln entlehnt, benutzt er andere quellen, vgl. unten s. 21 fg., wo mehrere beispiele angeführt werden. Z. 87 *enta geweorc* stammt ferner aus Ruine 2; eine andere entlehnung aus demselben gedichte unten s. 17; schwächere anklänge finden sich in dem vorliegenden passus (58—87) an mehreren stellen. — Hierher gehört auch die von Rieger hervorgehobene stelle Wa. 75 'Der menschen geschicke' 64—5 (*Swá missenlíce . . . geond eorþan sceát). Sume . . . sumne* usw. (z. 80 fgg.) findet sich durch dasselbe gedicht durchgeführt, aber auch anderswo (z. b. in 'Des menschen gaben'.

hú gǽstlíc bið fehlt — an I; und der inhalt klingt wenigstens an das folgende *swá nú . . . winde biwáwne weallas stondað* an. Freilich lässt sich das auch daraus erklären, dass die folgenden zeilen II an einen spruch über die vergänglichkeit mahnten, und der schlechte stil könnte in diesem falle auf mangelhafter überlieferung beruhen. Eine entscheidung ist hier schwer zu treffen[1]. Die fortsetzung zu 63 bildet allerdings 75, nicht 73, aber auch das beweist nichts, da auch dann, wenn man 73—74 zu II stellt, doch 64—65a noch 63 von ihrer natürlichen fortsetzung trennen. Denn dass diese 1½ zeilen, welche einerseits den zusammenhang zwischen 63 und 75 stören, andererseits, obgleich sie einen gnomischen charakter tragen, doch den folgenden sprüchen, welche alle in einer und derselben weise anheben, formell fernstehen, zu I gehören, beweist das *forþon* am anfange. Auch hier wäre also die entscheidung unsicher, wenn nicht ein äusseres kennzeichen (*forþon*) zur hilfe käme. Das würde darauf weisen, dass tatsächlich eine scharfe grenzlinie nicht vorhanden ist, und zu dem schlusse führen, dass I und II von éinem interpolator herrühren. Aber gerade an dieser stelle wird eine naht sichtbar. Während überall, auch in den sprüchen, eine gewisse regelmässigkeit des versbaues wenigstens angestrebt worden ist, steht man bei z. 65: *wintra dæl in woruldríce. Wita sceal geþyldig* vor einem metrischen ungeheuer. Die zeile ist überfüllt; ihre erste hälfte kann gar nicht zwei- und schwerlich dreihebig gelesen werden; es hat den anschein, als bilde diese hälfte eine volle langzeile. Wenn I blos diese hälfte schrieb, so war das freilich keine tadellose langzeile, aber das liesse sich doch recht wol verstehen. Er hatte eine vollständige langzeile wie Gen. 1185 *wintra gebidenra on woruldríce* im gedächtnisse. Als er nun nach dem muster von *gebidenra dǽl* eine erste halbzeile schrieb, wurde diese um eine silbe zu kurz; aber ein dichter der unmittelbar vorher (64) einen vers schreiben konnte wie:

forþon ne mæg weorþan wís   wer, ær hé áge[2],

wird auch kein bedenken gehegt haben, z. 65 *on* zur ersten halbzeile zu stellen. Die zweite halbzeile: *woruldríce* steht dann metrisch auf

1) Das steht aber fest, ob man nun für z. 73—74 und 75 fgg. einen oder zwei dichter annimmt, dass z. 75 ein neuer satz anhebt und nach 74 punctum — nicht semicolon, wie die herausgeber schreiben — stehen muss. Der zusammenhang zwischen 63 und 75 ist vollständig klar, und durch die gewaltsame verbindung von 73—74 und 75 zu einem satze wird zwar 75 verständlich, 73—74 bleiben aber unklar wie zuvor.

2) Man beachte auch die durchaus sprachwidrige versbetonung z. 58, wo *þís*, z. 59, wo *mín* die hauptstäbe sind.

éiner linie mit der von demselben interpolator gedichteten z. 27 b: *mine wisse*. Als nun darauf die sprüche in den text aufgenommen werden sollten, hub der erste spruch — wie viele andere — mit einer zweiten halbzeile an, und nun wurde z. 65 für die anknüpfung verwendet.

Da wir bisher bei I keiner zeile begegneten, welche bis zu dem grade wider die metrischen regeln verstösst wie diese, liegt der gedanke an einen zweiten interpolator nahe. Indessen ist doch zu erwägen, dass die zeile, auch wenn sie ganz aus der feder von I stammt, doch in gewissem sinne einen ausnahmefall darstellt. Denn wo es galt, etwas fertiges wie einen spruch aufzunehmen, war die metrische schwierigkeit grösser als da, wo es bloss darauf ankam, den eigenen gedanken oder die eigene gedankenlosigkeit weiterzuführen.

Unser vorläufiger schluss ist, dass einige, freilich nicht zwingende gründe für zwei interpolatoren reden, dass aber, falls im weiteren laufe der untersuchung gründe für eine entgegengesetzte auffassung sich ergeben würden, die verschiedenen zusätze des 'Wanderers' sich auch als arbeit eines einzigen interpolators erklären lassen.

II.

Untersuchung des 'Seefahrers'. Das gegenseitige verhältnis zwischen 'Wanderer' und 'Seefahrer'.

Mit Kluge (Engl. Stud. 6, 312 fgg.) nehme ich an, dass z. 64 b — 124 ein jüngerer zusatz sind. Es ist aber leicht zu ersehen, dass das gedicht ursprünglich nicht mit 64 a aufhörte; die überlieferung ist also an dieser stelle fragmentarisch, und kein grund ist vorhanden, die möglichkeit zu leugnen, dass sie auch an anderen stellen lückenhaft ist. Ferner glaube ich mit Rieger (Zschr. 1, 330), dass das, was dem zusatze vorhergeht, ein dialog ist, wobei ich nicht entscheide, ob derselbe von zwei personen geführt wird, oder ob éine person mit sich selbst redet. Ich kann aber nicht die ganze erste hälfte des überlieferten gedichtes (1 — 64 a) für einen dialog halten, und zwar aus folgenden gründen: 1. die grenzlinien zwischen rede und gegenrede sind überall scharf gezogen. Rede und gegenrede sind durchgehend ungefähr gleich lang. Die reiselustige person spricht 33 b — 38 (= 5 1/2 z.) — über 39 — 43 vgl. unten — der, welcher von der reise abhält, 44 — 47 (= 4 z.). Die übrigen zeilen verteilen sich in folgender weise: 48 — 52 (5 z.). 53 — 57 (5 z.). 58 — 64 a (6 1/2 z.). Dazu steht nun in keinem proportionellen verhältniss, dass derjenige, der die reise widerrät, mit einer rede anfängt, welche länger ist als alles, was folgt (32 1/2 z.

gegenüber 32 z. im dialog). 2. die person, der das reisen keine freude macht, spricht z. 1—33a in einem ganz anderen tone als später. Z. 1—33a teilt er seine persönlichen erlebnisse mit; die beschwerden und gefahren, welche er persönlich erfuhr, erfüllen ihn ganz; kein wort von allgemeinerer bedeutung, nicht einmal der rat zu hause zu bleiben, wird vernommen. Demgegenüber malen z. 44—47. 53—57 in ganz allgemeinem sinne die entbehrungen des seemannslebens aus, der seefahrer aber, der aus eigener erfahrung spricht, ist verschwunden; der ton der zeilen ist ausschliesslich adhortativ — von einer klage keine spur. 3. das, was die reiselustige person z. 33b fgg. aussagt, ist keineswegs eine antwort auf das, was vorhergeht. „Darum treibt mich mein herz dazu an, dass ich selbst den hohen meeresstrom[1] kennen lerne.“ Warum? Weil es einem anderen dort unbehaglich zu mute geworden? Was ist das für eine logik?

Der dialog — besser: der uns bekannte teil des dialogs — hebt also z. 33b an; die ersten worte zeigen, dass etwas vorangegangen, dass also am anfang wie am ende ein stück fehlt. Was vorhergeht, ist ein anderes gedicht, die klage eines seefahrers, gleichfalls fragmentarisch, welches auf grund der ähnlichkeit des inhaltes mit dem dialogischen gedichte verbunden wurde. Inhaltlich steht es in der mitte zwischen 'Wanderer' und dialog. Der mann klagt über seine einsamen reisen. Die einsamkeit teilt er mit dem *eardstapa* des 'Wanderer', die seereise als hauptinhalt ist der berührungspunkt zwischen 'Klage' und dialog.

Betrachten wir zunächst noch den 'Seefahrer' als ganzes, so zeigt sich mit dem 'Wanderer' nicht bloss stoffliche übereinstimmung, sondern auch gleichheit des ausdrucks. Das haben auch andere bemerkt. Zu welchen schlüssen aber berechtigen diese übereinstimmungen? Weisen sie darauf, dass beide gedichte aus éiner schule stammen, wo bestimmte gefühle und stereotype gefühlsausdrücke zur manier geworden waren? Oder hat während der mündlichen oder schriftlichen tradition eines der beiden gedichte das andere beeinflusst, sei es durch irrtümliche überführung von motiven, sei es durch absichtliche umarbeitung? Wenn die gleichheit aus der schule stammt, lässt sich erwarten, dass die übereinstimmungen einigermassen gleichmässig über das ganze verteilt sein werden. Auch wird mehr ähnlichkeit als vollständige gleichheit sich zeigen. Hingegen weisen gruppenweise auftretende übereinstimmungen, zumal bei starker ähnlichkeit, auf direkte beeinflussung. Wie verhält sich in dieser hinsicht der 'Seefahrer' zum 'Wanderer'?

1) *héan stréamas* l. mit Ettmüller *héahstréamas*. Oder *héa stréamas*?

An anklängen, welche aus der ähnlichkeit der dichtungsart sich leicht erklären, finde ich:

Se. 12 *mereuwérig*. 29 *wérig*. Wa. 57 *wérigne sefan*. 15 *wérig mód*.

Se. 12. 55 *þæt se mon (se beorn) ne wát*. Wa. 11 *Ic tó sóþe wát*. 29 *Wát sé þe cunnað* vgl. 37 (interpol. I). *Wát sé þe sceal* usw.

Se. 14 *earmcearig* (vgl. 5 *cearseld*). Wa. 2 *módcearig*. 20 *earmcearig*. 24 *wintercearig*.

Von grösserer bedeutung sind die folgenden zum teil schon von Rieger verzeichneten übereinstimmungen, welche ich in vier gruppen teile (über eine fünfte gruppe s. die anmerkung zu s. 24).

1. Se. 23 *Stormas þær stánclifu béotan*. Wa. 101 *þás stánhleoþu stormas cnyssað*.
   Se. 31 *Náp nihtscúa*. Wa. 104 *nípeð nihtscúa*.
   Se. 31 *norþan sníwde*. Wa. 104—5 *norþan onsendeð hréo hæglfare*.
   Se. 32 *hrím hrúsan bond*. Wa. 102—3 *hrúsan bindeð wintres wóma*.
   Se. 32 *hægl feol on eorþan*. Wa. *hréo hæglfare*, vgl. auch 102 *hríð hréosende*.

Falls Se. 26 mit Gr. und Rieger *fréfran* statt *féran* zu lesen ist, kommt noch hinzu:

Se. 25b—26 *nǽnig hléomæga*
féasceaftig ferð fréfran meahte.
Wa. 28 *oþþe mec fréondléasne fréfran wolde*.

2. Se. 65—66 *þis déade líf lǽne on londe*. Wa. 108—9 *hér bið féoh lǽne* usw.
3. Se. 14 *íscealdne sǽ*. Wa. 4 *hrímcealde sǽ*.
   Se. 15 *wunade wræccan lástum*. 57 *þé þá wræclástas wídost lecgað*. Wa. 5 *wadan wræclástas*.
4. Die sprüche Se. 106fgg., vgl. Wa. 112; dazu der schluss, der in redseliger weise dazu auffordert, den himmel zu suchen, vgl. Wa. 114b—115.

Es fällt sofort auf, dass die übereinstimmungen nicht gleichmässig verteilt sind, sondern gruppenweise auftreten. Zumal zeigt sich das deutlich an gruppe 1, auf welche allein in einem raume von 10 zeilen von den 9 bis 10 in den gruppen 1—3 enthaltenen stellen 5 bis 6 fallen, während in 32 aufeinander folgenden zeilen (33—64) keine einzige übereinstimmung mit dem Wanderer vorhanden ist. Jene zehn zeilen mit fünf bis sechs parallelstellen zum Wanderer stehen nun gerade am schlusse des ersten gedichtes, der 'Klage': es stehen sogar vier der genannten stellen in direktem zusammenhange miteinander in den letzen $2^1/_2$ zeilen. Die folgerung, dass diese zehn zeilen in der

vorliegenden gestalt die arbeit jenes compilators sind, der die 'Klage' mit dem dialoge zu einem ganzen vereinigte, und dass dieser bearbeiter dabei den Wanderer benutzte, liegt auf der hand. Vorläufig constatiere ich, däss wenigstens z. 31—33a ganz von ihm herrühren.

Die zweite gruppe enthält nur éine stelle: Se. 65—6. Wa. 108—9. Welches gedicht hier der entlehnende teil ist, kann nicht zweifelhaft sein. Die prächtige lyrik des Wanderers ist im Seefahrer zu albernem gerede benutzt worden[1]. Die worte stehen an einer ähnlichen stelle wie gruppe 1, nämlich unmittelbar hinter dem dialogfragmente am anfange der hinzugefügten langen predigt; die einleitungsphrase musste widerum der Wanderer hergeben; derselbe pfuscher schrieb diese zeilen und jene. Die erkenntnis aber der umarbeitung resp. der unursprüngkeit der z. 22—33a und 64b fgg. führt zu der entdeckung einer neuen, sehr wichtigen übereinstimmung, welche auch über die person des umarbeiters ein licht aufgehen lässt. Denn an beiden stellen begegnen wir dem unglückseligen aus den zusätzen des Wanderers schon zur genüge bekannten *forþon.* Der zusammenhang lässt keinen zweifel daran übrig, dass derselbe interpolator I, der die mit *forþon* anhebenden teile des Wanderer schrieb, auch Se. 27 und 64 niedergeschrieben hat. Se. 27 fgg. liefert sogar ein vollständiges analogon zu Wa. 17—18. 37—38. Was lange vorher erzählt worden ist, wird noch einmal widerholt und obgleich es nichts erklärt, mit einem erklärenden *forþon* eingeleitet. Z. 12 fgg. heisst es: „das weiss ein glücklicher mensch nicht, wie ich unglücklicher im winter auf dem kalten meere mich aufhielt". Es folgt eine beschreibung der situation: reif, hagel, wasservögel; und dann: „darum (!) weiss ein glücklicher mensch nicht, welches elend ich auf dem meere erduldet habe". Zum ausdruck ist zu bemerken, dass *wlonc and wíngál* (29a) aus Ruine 35a stammt. — Gerade so einfältig steht *forþon* z. 64 da. „Mein gemüt reizt mich unwiderstehlich über das meer zu reisen, darum (sic!) mache ich mir mehr aus des herrn jubel als aus diesem toten, vergänglichen leben auf dem lande" (oder „auf der erde"? es ist gerade so deutlich wie es Wa. 61 ist, ob von bestimmten oder von allen *eorlas* die rede ist).

Man sieht leicht, dass éine und dieselbe nicht sehr gewissenhafte person den Wanderer und den Seefahrer umgearbeitet hat. Es ist der-

1) *læne* als adj. zu *líf* begegnet oft; in diesem falle beweist die grosse zahl der übereinstimmungen den zusammenhang. Auch im 'Traumgesicht vom kreuze' z. 138 steht diese verbindung; da aber der Wanderer mit dem Traumgesicht sonst nichts gemein hat (ein genügender grund, um den behaupteten zusammenhang der beiden gedichte zu leugnen) beweist hier die — öfter belegte — formel nichts.

selbe, der die fragmente der 'Klage' und des dialoges zu einem ganzen vereinigte, und mit diesen beiden ein drittes stück, von dem man sogar mit grund annehmen kann, dass er es selbst gedichtet hat. Wenigstens ist ein bruchstück dieser stabreimenden homilie sein machwerk; das zeigt u. a. ein weiteres *forþon* z. 72. „Von diesen drei dingen eines: krankheit, alter oder das schwert ist stets die ursache des todes der menschen[1], darum (ist) für jeden der *eorlas* das lob derjenigen, die nach ihm leben und nach seinem hingange über ihn reden, das beste der nachreden *(lástworda)*“; der ausdruck ist so stümperhaft wie der gedanke; in übereinstimmung mit seiner gewohnheit lässt überdies der dichter widerum einen unentbehrlichen satzteil, diesmal die copula, fort.

Der dialog hat mit dem Wanderer wenig oder nichts gemein und scheint, soweit überliefert, ziemlich gut erhalten zu sein. Abgesehen von seinem eigenen werte, hat er auch für die jüngere geschichte der überlieferung seine bedeutung. Er belehrt uns darüber, wie der interpolator zu seinem *forþon* gelangt ist. Denn das wort begegnet im dialoge zweimal an durchaus richtiger stelle. Die eine steht gleich am anfang. Die reiselustige person antwortet. Man muss annehmen, dass der andere auf die beschwerden der seereise hingewiesen hat. Allein nicht bloss achtet er dieselben nicht, im gegenteil treiben sie ihn zur fahrt an; ein 'darum' hat also guten grund. Gerade so 58: „der glückliche mensch weiss nicht, was diejenigen leiden, welche die wege der verbannung ziehen. Gerade deshalb verlangt mein herz nach dem meere.“ Das ist tadellos. Aber nicht für einen nüchternen bücherwurm, der nicht versteht, wie gerade drangsal und gefahr mit magischer gewalt das herz anzuziehen vermögen. Unser interpolator verstand von dem gedichte nicht mehr als dass widerholt eine vollständig heterodoxe behauptung mit *forþon* eingeleitet wurde — dass das gedicht ein dialog war, scheint er nicht einmal gesehen zu haben — und er machte nun selbst von dem von ihm entdeckten stilmittel einen freien gebrauch. Überall wo es ihm einfiel, etwas zu schreiben, was mit dem vorhergehenden nicht im geringsten zusammenhang stand, oder wo er doch die logische entwicklung der gedanken durch eine widerholung oder eine unerwartete wendung unterbricht, da schob er sein *forþon*, welches ja im ursprünglichen gedichte in für ihn gleich unverständlicher weise verwendet wurde, dazwischen.

Im *forþon* des dialoges zeigt sich stilgefühl. Es ist darin etwas refrainartiges, welches die widerholten ausbrüche des verlangens charakterisiert. Aber es wurde mit feinem geschmack benutzt. Nicht alle

1) Statt *gehwylce* (68) lese ich *gehwylcum*. Aber was bedeutet *ǽr his tíd ágá*?

reden des reiselustigen mannes beginnen mit diesem worte. Z. 48 hebt er einfach an: „die bäume blühen, die maulbeeren schmücken sich". Wo aber einmal *forþon* refrainartig zur charakterisierung des gefühls der reiselust verwendet wird, ist die möglichkeit ausgeschlossen, dass auch die andere person, welche vor der reise warnt, ihre rede auf dieselbe weise anfangen wird. Doch hat der interpolator auch das zu stande gebracht. Nachdem z. 33b—38 das verlangen nach der reise zum ausdruck gekommen ist, malt der erfahrenere mann die entbehrungen, welche der reisende erduldet, in beredten worten aus. Vier zeilen (44—47) erwähnen die harfe und die ringe, frauenliebe und weltfreude; alles das existiert für den reisenden nicht; "immerfort wird der, welcher auf dem meere fährt, von verlangen heimgesucht". Zwischen rede und gegenrede sind fünf zeilen eingeschoben, mit denen sich nichts anfangen lässt. „Darum" (also weil der erste redner gerne reisen will!) „ist kein mann auf erden so stolz noch so vom glücke begünstigt, noch in seiner jugend so tüchtig, noch in seinen taten so stark, noch ist ihm sein herr so hold, dass er auf dem meere nicht stets in sorge verkehren müsse, wohin (auch?) sein herr ihn senden (?) will". Wer das versteht, dem ist wol keine stelle der überlieferung unverständlich. Soll das ein teil des ursprünglichen gedichtes sein, so können die worte nur zu der rede dessen, der von der reise abrät, gehören. Aber welch eine sprache! Der interpolator erleichtert uns widerum die beurteilung der stelle durch den gebrauch seines gewohnten flickwortes, welches er diesmal vollständig im sinne des originals anzuwenden glaubte. Unser urteil wird, sofern das noch nötig ist, durch die ausserordentlich stümperhafte metrische form der z. 40—41, von denen 41 den höhepunkt der missgestaltung erreicht, bestätigt. Abgesehen von diesem zusatze und von geringern fehlern der überlieferung halte ich 33b—64a für ein gut erhaltenes fragment, lang genug, um eine ästhetische würdigung zuzulassen. Der poetische wert ist nicht gering anzuschlagen. Dreimal wird die äusserung der reiselust widerholt. Gegenüber dieser, einigermassen monotonen, refrainartigen widerholung steht auf der seite des warnenden ein verständnis für das was gesagt wird und ein wehmütiges eingehen auf die worte des ersten redenden. Am schönsten kommt diese stimmung z. 53fgg. zum ausdruck. Der jubel über das frühjahr wurde erwähnt: bäume blühen, maulbeeren schmücken sich, die flur gewinnt ein liebliches aussehen; das alles fordert zum schleunigen aufbruch auf. Die antwort zeigt, dass die rede verstanden wurde; auch der warnende hört die stimme der natur: „aber gleichfalls singt der kuckuck," der bote des sommers mit klagendem rufe; er kündet sorge,

bitter im herzen". Ich kann Sweet nicht beistimmen, der im kuckucksgesang einen ruf sieht, der zum aufbruch mahnt, und die ‚striking parallel' welche er (Reader[7] 223) aus Kennan's Siberia anführt, scheint mir dem gedanken der stelle durchaus fern zu stehen.

Über die form des dialoges ist noch einiges zu bemerken. Es zeigte sich schon, dass rede und gegenrede in ungefähr gleich langen perioden aufeinander folgen. Eine rede besteht aus 4 zeilen, zwei aus 5, éine am anfange aus $5^1/_2$, éine am schlusse aus $6^1/_2$ zeilen. Das steht auf der grenze der strophischen form[1]. Die ähnlichkeit mit mehreren dialogischen Eddaliedern, in denen es gleichfalls regel ist, dass jeder der redenden jedesmal eine strophe spricht, und wo häufig, wenn die strophe für den gedanken nicht ausreicht, eine zeile hinzugefügt wird, lässt sich nicht verkennen. Unser gedicht scheint darin eine alte tradition fortzusetzen. Dass die freie strophenform beim dialog bewahrt blieb, während sie dem epos — ich sage nicht verloren ging, sondern — abgeht, erklärt sich aus der natur der verschiedenen dichtungsarten. Auf teilung in formell markierte abschnitte weist im vorliegenden gedichte auch eine eigentümliche erscheinung bei der alliteration. In den beiden fünfzeiligen reden zeigt nämlich die letzte zeile doppelalliteration; 52: *on flódwegas feor gewítan;* 57: *þe þá wræclástas wídost lecgað.* Ist eine schlussmarkierung der überfüllten strophe oder bloss die hervorhebung des schlusses der rede beabsichtigt? Die widerholung der erscheinung an der entsprechenden stelle ist wol nicht zufällig[2].

Ich unterziehe nun die 'Klage' einer näheren betrachtung und untersuche zunächst die dritte der oben angeführten gruppen von übereinstimmungen mit dem Wanderer. Se. 14 *íscealdne sǽ.* Wa. 4 *hrímcealde sǽ* (vgl. noch Se. 17 *hrímgicelas*).

Se. 15 *wunade wræccan lástum* (vgl. 57)
Wa. 5 *wadan wræclástas.*

Die beiden stellen nebeneinander schliessen, wenn man in betracht zieht, wie gruppe 1. 2 zu stande kamen, den zufall aus; das wahrscheinlichste ist, dass hier derselbe interpolator an der arbeit gewesen ist wie dort. Aber auch im Wanderer stehen die beiden stellen

1) Obgleich einzelne reden sich kürzen liessen, ohne dass dadurch der zusammenhang gestört würde, fehlt die berechtigung zu einem solchen verfahren, wo äussere und innere kennzeichen mangeln.

2) Im Wanderer zeigt sich die erscheinung am schluss des gedichtes z. 108—9, wo freilich eine starke wirkung der feierlichen rede beabsichtigt wird, aber die doppelalliteration wird hier durch die widerholung des wortes *lǽne* bedingt.

unmittelbar nebeneinander, und die frage erhebt sich, welches der beiden gedichte hier die quelle des anderen ist[1].

Im ,Wanderer' können die einleitenden zeilen, welche die erwähnten ausdrücke enthalten, leicht entbehrt werden; das gedicht hebt dann mit z. 6 an. Auffälligerweise teilt die einleitung etwas mit, wovon das gedicht, soweit ursprünglich, sonst nichts weiss, nämlich, dass der *ánhaga*, d. i. der *eardstapa* auf dem meere fährt. Das wird sonst nur noch in der interpolierten z. 24b gesagt. Der name *eardstapa* deutet eher darauf, dass er zu fuss reist. Doch ist darauf kein grosser wert zu legen. Auf jeden fall wäre es aber auffallend, dass jede weitere andeutung der seereise dem ursprünglichen gedichte fehlen würde, wenn die reise dem wanderer solche grosse beschwerden verursacht, wie z. 3—5 aussagen. Die vorstellung, dass der *eardstapa* auf dem meere fuhr, kann der interpolator dem 'Seefahrer' entlehnt haben, aus dem auch die ausdrücke stammen, in denen die fahrt mitgeteilt wird. Auch die *metodes milts* sieht unecht aus, vgl. Wa. 114—115 und die ganze predigt in der zweiten hälfte des Seefahrers, namentlich z. 116[2]. Formell lassen sich z. 1—5 leicht beseitigen; z. 6 bildet einen der schlusszeile 111 vollständig entsprechenden anfang.

In der 'Klage' sind die zeilen (12b—15) unentbehrlich. Der bericht, dass der mann, welcher die klage spricht, auf dem meere fährt, ist in vollständigem einklang mit dem inhalte des gedichtes. Sodann beginnt der passus in der cäsur, und wenn man ihn ausscheidet, ist an 12a kein anschluss zu finden. Ist die stelle ein zusatz, so muss wenigstens etwas verloren sein. Ferner wurde s. 17 gezeigt, dass z. 27—30 eine nachbildung von zeile 12b—15 sind, welche also älter sein müssen, als die von demselben interpolator (I), von dem hier die rede ist, gedichteten z. 27—30. Das einzige, was wider z. 12b—15 zeugen könnte, ist der parallelismus mit einer stelle im dialoge, Se. 55 fgg.: *þæt se beorn (mon 12) ne wát* (= 12) *ésteádig* (vielfach angenommene conjectur für *eftéadig*, deren richtigkeit durch 13 *þe him on foldan fægrost limpeð* bewiesen wird) *secg*, *hwat þá sume dréogað þe þá wræclástas wídost lecgað* (I: 14—15 *hu ic earmcearig íscealdne sǽ winter wunade wræccan lástum*). Zwischen diesen beiden stellen muss

1) Wa. 32 *warað hine (?) wræclást*, welches Rieger zu Se. 14 stellt, trenne ich von diesen beiden stellen, sowol auf grund des grösseren unterschiedes, als weil die stelle Wa. 32 isoliert steht. Das wort *wræclást* ist auch sonst mehrfach belegt.

2) Der interpolator des 'Wanderer' erwähnt z. 2 *metud*: z. 100 *wyrd*, was dasselbe ist; Seef. 115—116 stehen beide zusammen: *wyrd bið swíðre, meotud meahtigra* usw.

ein zusammenhang existieren. Aber auf die wirksamkeit des interpolators kann derselbe nicht zurückgeführt werden. Denn beide stellen sind in ihrem zusammenhange unentbehrlich. Ich glaube daher, dass beide von anfang an dort gestanden haben, wo sie stehen, und dass die übereinstimmung in diesem fall aus der schule erklärt werden muss, was auch die möglichkeit einschliesst, dass eines der beiden gedichte — Klage oder dialog — bei seiner entstehung von dem andern beeinflusst worden ist. Jedweder dichter hat den gleichen gedanken in seinem eigenen stile ausgearbeitet, der der Klage erzählend in der ersten person des praeteritums, der des dialogs sententiös in der dritten person plur. des präsens[1].

Wanderer 1—5 ist also die arbeit des interpolators I und die Klage des Seefahrers ist das von ihm benutzte vorbild. Unter solchen umständen ist auch wol *módcearig* (Wa. 2) zunächst unter dem einfluss von S. 14 *earmcearig* geschrieben worden, obgleich *earmcearig* auch Wa. 20 begegnet; vgl. noch Wa. 24 *wintercearig;* zu z. 3 vgl. Andreas 314 *þám þe lagoláde langa cunnaþ;* zu z. 4 (neben Se. 14) Metra 27, 3b—4 *swá swá mereflódes ýða hréraþ íscalde sǽ.*

Andererseits hat der bearbeiter auch die Klage mit zusätzen versehen und dabei den Wanderer benutzt. Auf *wræccan lástum* (z. 15) folgt *winemægum bidroren.* Das ist ein halber vers; die andere hälfte fehlt. Die herausgeber ergänzen, vollständig willkürlich, *wynnum biloren. winemǽgum bidroren* ist ein deutlicher zusatz, dessen quelle Wa. 7 ist, wo der *eardstapa* sich *winemæga hryre* erinnert. Die halbe zeile alliteriert mit der vorhergehenden (15), und so liegt hier ein beispiel — vielleicht ein zweites, vgl. oben s. 13 fg. — vor, dass der bearbeiter an einer stelle, wo er eine verbindung macht, aus drei kurzzeilen éine langzeile zusammensetzt. Dass der seefahrer der freunde beraubt war, steht im ursprünglichen texte eben so wenig zu lesen, als dass der *eardstapa*, der *winеléas guma* im Wanderer zur see fuhr; beides hat der bearbeiter hinzuphantasiert und dadurch eine ähnlichkeit der beiden gedichte zu stande gebracht, welche weder dem einen noch dem anderen zum segen gediehen ist; z. 17 schliesst sich vortrefflich an 15.

Unter diesen umständen ist es auch nicht unwahrscheinlich, dass Se. 25b—26 vom interpolator verfasst worden sind, in welchem fall die richtige lesart wol *ferð fréfran* ist (vgl. oben s. 16). In diesem fall enthält die zeile eine ähnliche klage wie z. 16. Doch muss bemerkt

1) Eine ähnliche stelle, welche vielleicht auf eine tiefere verwandtschaft von 'Klage' und dialog weist, ist z. 6 (Klage) *atol ýþa gewealc*, z. 46 (dialog) *ýþa gewealc*. Übrigens begegnet diese formel öfter, s. Gr. s. v. *gewealc*.

werden, dass, wo die hs. *ferð feran* hat, die emendation von *ferð* zu *ferd* eine geringere änderung erheischt als die von *féran* zu *fréfran;* sie würde aber wol die änderung *féasceaftig* > — *e* nach sich ziehen. Übrigens ist die ganze stelle 23 — 33a, sofern sie noch etwas ursprüngliches enthält, bis zur unverständlichkeit verderbt. Da steht zunächst z. 23a, eine nachbildung von Wa. 101 (vgl. s. 16). Dann singt der *stearn,* der *ísigfeþera* ist; dann der *earn,* der *úrigfeþera* ist. Dann folgen die unverständlichen z. 25b — 26, wobei zu beachten ist, dass z. 25b metrisch an das vorhergehende sich nicht anschliesst, die alliteration fehlt. Dann zum schluss z. 27 — 33a, welche zugesetzt sind (s. oben s. 17). Was soll man glauben? Ist der ganze passus von 23 an ein fabrikat des bearbeiters? Aber sonst versucht er doch immer, der metrik einigermassen gerecht zu werden. Und die singenden vögel z. 23b fg. setzen den gedanken von z. 22 fort. Doch können *ísigfeþera* und *úrigfeþra* nebeneinander nicht bestehen. Auch kann man fragen, auf was *þæt (ful oft þæt earn bigeal)* sich bezieht; die übrigen vögel singen, der adler besingt '*þæt*'. Ich glaube, dass z. 23 ursprünglich lautete (in unmittelbarem anschluss an 22): *þær him earn oncwæð ísigfeþera*, und dass damit das fragment schloss. Der interpolator fügte nun erst nach z. 22 hinzu: *Stormas þær stánclifu béotan.* Vielleicht sollte das eine langzeile werden, wie auch die entsprechende stelle im Wanderer eine langzeile füllt. Aber das benutzte material reichte dazu nicht aus, und der interpolator entschloss sich einen teil der folgenden zeile für seine langzeile zu benutzen; aus dem *earn* machte er dann einen *stearn.* So entstand das metrische ungeheuer z. 23. Nun begann der folgende vers mit dem worte *ísigfeþera.* Der reim erforderte in der zweiten halbzeile ein vocalisch anlautendes wort, und da *earn* dem interpolator noch frisch im gedächtnis war, schrieb er: *ful oft þæt earn bigeal.* Im ursprünglichen gedichte hiess es *earn ísigfeþera.* Das wort hatte er schon benutzt; er wählte nun das ihm aus anderen gedichten bekannte *úrigfeþera.* Dann aber wusste er sich nicht weiter zu helfen und liess eine halbzeile ohne stabreim folgen. Die möglichkeit wird zugegeben, dass z. 25b — 26 ein verderbter rest des ursprünglichen gedichtes sind. Eine halbe zeile ist dann verloren gegangen. Das fehlen der alliteration erklärt sich daraus, dass der interpolator für 25a kein wort mit dem anlaut, den der im voraus fertige stabreim forderte, finden konnte und darum nur ein wort schrieb, welches durch association an das vorhergehende *ísigfeþera* ihm eingefallen war.

Noch éine gruppe (4) von übereinstimmungen zwischen 'Wanderer' und 'Seefahrer' lenkt unsere aufmerksamkeit auf sich. Es sind die sprüche

in der mitte und am schlusse des ersten und gegen den schluss des zweiten gedichtes. Die übereinstimmung besteht hier weniger im wortlaut als in der tatsache, dass sprüche aufgenommen worden sind, und in der art und der form jener sprüche. Man sieht sofort, das aussprüche wie:

Til biþ se þe his tréowe gehealdeð (Wa. 112) und

Dol biþ se þe his dryhten ne ondrædeð (Se. 106)

einer und derselben kategorie angehören. Da nun diese sprüche nicht früher als die übrigen interpolationen aufgenommen sein können (auch im Seefahrer stehen sie mitten in einem zugesetzten stücke), und da eine schicht von interpolationen, welche nicht jünger als die sprüche sind, in beiden gedichten der wirksamkeit eines und desselben bearbeiters ihre entstehung verdankt, müssen wir auch die aufnahme der sprüche in beide gedichte einem einzigen interpolator zuschreiben. Die sprüche im Seefahrer stehen den s. 11 fg. erwähnten denksprüchen noch näher als die im Wanderer; z. 106 ist wörtlich = Denkspr. Ex. hs. 35; mit z. 107a vgl. Denkspr. 37. 109a = Denkspr. 51a. Das erhebt die ausgesprochene vermutung, dass die sprüche, wenigstens zum grossen teil, nicht vom interpolator verfasst wurden, sondern dass er sie aus dem gedächtnisse niederschrieb, zur sicherheit[1].

Wir treten nun mit neuen erfahrungen an die frage heran, ob die interpolatoren I und II identisch sind. Der Seefahrer bietet für die beurteilung der frage die folgenden data. Die zweite hälfte des gedichtes von z. 64b an ist ein zusatz. Ihr anfang ist ganz gewiss die arbeit von I. Die sprüche darin gehören zu II. Einen dritten bearbeiter zwischen I und II anzunehmen, der etwa den grössten teil dieser sehr verwirrten homilie gedichtet hätte, hiesse die frage nur complicierter machen; es wäre auch unmöglich, seine wirksamkeit (I und II gegenüber) zu begrenzen, noch abgesehen davon, dass man auch im Wanderer vergebens die spuren davon suchen würde. Also sind z. 64b—124 auf I und II zu verteilen. Da der hauptgrund II von I zu trennen der ist, dass II sprüche mitteilt, und auch im Wanderer nur die sprüche ihm zugeteilt werden können, wird man hier in gleicher weise ver-

1) Eine fünfte gruppe von übereinstimmungen lässt sich nach dem vorhergehenden in wenigen worten abtun: Wa. 78b—79 (dazu Béow. 1113), vgl. Se. 86; Wa. 75, vgl. Se. 90. Die beiden stellen im Wa. stehen in der grossen interpolation und wurden als I zugehörig erkannt. Die beiden stellen im Se. stehen in der am ende hinzugefügten homilie, welche gleichfalls — zum grossen teil wenigstens — zu I gehört. Die übereinstimmung beruht hier also auf der identität des verfassers. Zu *gedroren* (Se. 86) und *dreáme bidrorene* (Wa. 78) vgl. auch noch das oben besprochene *winemægum bidroren* (Se. 16), welches von demselben verfasser herrührt.



fahren müssen. Nur ist es im Seefahrer noch schwieriger als im Wanderer zu entscheiden, wo die spruchdichtung anfängt und wo sie aufhört. 105—111 gehören ohne zweifel dazu; 103 wol auch. Aber 103 steht doch aussprüchen wie 115b fg. nicht fern. Gehören auch die zu II? Trennt man 103 von 115b—116 auf grund der freien metrischen form ersterer zeile, wozu sich die metrische form der sprüche im Wanderer vergleichen liesse, was muss man dann von 104—5 denken, welche syntactisch zu 103 gehören, aber vollständig regelmässigen versbau zeigen? Auch bei 111—115a ist zweifel möglich. Wie dem aber sei, man wird nicht umhin können wenigstens 64b—102 und 115b—124 dem autor von I zuzuweisen[1]. Diese verse beleuchten sehr deutlich sein verfahren, wo er nicht einzelne oder wenige zeilen hinzufügt, deren inhalt und ausdruck er anderen stellen des gedichtes entlehnt, sondern wo er sich gehen lässt; sie zeigen, dass er in der tat nur selten mehrere zeilen nacheinander einen gedanken festzuhalten oder fortzuführen versteht. Die stillosigkeit und der mangel an zusammenhang gehen viel weiter als die längere interpolation des „Wanderers“ auch nur vermuten liess. Darum haben wir keinen grund eine oder mehrere zeilen zu verwerfen, weil sie einen bei ihm vermuteten zusammenhang unterbrechen; der hauptgrund, II von I zu trennen, fällt somit hin. Schwache berührungen zwischen I und II sind noch die folgenden. In den sprüchen des Seefahrers begegnet zweimal das bei I beliebte *forþon.* Doch bedeutet das nicht viel, denn z. 103 *(meotudes egsa, forþon hi seo molde oncyrreð)* ist *þon* mit Rieger als pronomen, *for* als praeposition aufzufassen; z. 108 bedeutet *forþon* auch nicht ‚darum', sondern ‚weil', und es ist an dieser stelle kein flickwort wie sonst bei I. Mehr bedeutet es, dass auch I, was II mehrfach tut, an die densprüche der Ex. hs. wenigstens an éiner stelle deutlich anklingt: Se. 70: *ádl oþþe yldo oþþe ecghete* (die stelle gehört ganz sicher zu I, vgl. oben s. 18), vgl. denkspr. 9b—10a: *ne hine wiht dreceþ, ádl ne yldu.* Zu beachten ist auch, dass der erbauliche schluss des Seefahrers, der doch inhaltlich und formell zu I gehört, von der schlusszeile des Wanderers sich auf grund des inhalts nicht trennen lässt, während doch die vier letzten zeilen des Wanderers ohne zweifel éinem einzigen bearbeiter zugewiesen werden müssen, der widerum nur II sein kann. Schliesslich muss noch einmal die naht Wa. 65 betrachtet werden. An und für sich scheint dieselbe dafür zu zeugen, dass I und II

1) Seine directe spur wurde übrigens oben bis z. 90 nachgewiesen, die folgenden zeilen, wenigstens bis 94, lassen sich von 90 nicht trennen.

zu trennen seien; sie liess jedoch auch eine andere erklärung zu. Nachdem wir nun im ,Seefahrer' auf zwei vollständig analoge fälle (15. 22)[1], welche nur I zugeschrieben werden können, gestossen sind, legt auch Wa. 65 zeugnis dafür ab, dass 65b nicht eine interpolation zweiten grades beginnt, sondern dass die überfüllte zeile durch das zusammenstossen eigenen machwerkes von I und von ihm vorgefundenen fertigen materials entstanden ist.

Wenn es mir gelungen ist, die spur der überlieferung richtig aufzudecken, so enthalten die unter den titeln 'Wanderer' und 'Seefahrer' bekannten dichtungen reste dreier alter gedichte. Im ersten beklagt ein *eardstapa* den verlust seines teuren herrn und seiner verwandten und er teilt in der dritten person seine visionären träume mit. Das gedicht umfasst Wa. 6—16. 19—24a. 29b – 36. 39—57. 90 (mit *þonne* aus 88)—98. 101—110. Es sieht danach aus, als sei es ohne schaden, bloss in interpolierter gestalt, auf uns gekommen[2]. Das zweite gedicht ist die klage eines seefahrers, der auf dem meere viel leid und mühsal erduldet hat. Es ist ein fragment und umfasst Se. 1—15. 17—22; éine zeile aus 23—24a. [25b—26?]. Das dritte ist ein dialog, in dem abwechselnd dem verlangen zu reisen und dem schrecken vor den gefahren der reise ausdruck gegeben wird; er umfasst 33b—38. 44—64a und ist in einigermassen freien strophen gedichtet.

Der stil dieser drei gedichte ist einfach und klar, an mehreren stellen gehoben und voll tiefer empfindung. Von dem überlieferten formelschatz machen die dichter einen geschmackvollen gebrauch. Mehrere *ἅπαξ λεγόμενα,* nicht archaistische, sondern aus dem vorhandenen poetischen sprachmaterial richtig gebildete wörter, zeigen die fähigkeit der dichter zu selbständiger behandlung der dichterischen

1) Wa. 65 *wintra dæl in woruldrice* | *Wita sceal geþyldig* (oben s. 13fg.).
Se. 15 *winter wunade wræccan lástum* | *winemægum bidroren* (s. 22).
Se. 23 *Stormas þær stánclifu béotan* | *þær him stearn oncwæð* (s. 23).

2) Die berührungen des 'Wanderers' und zwar des echten gedichtes, nicht der interpolation, mit Guðlác 1318 fgg., auf welche Rieger hingewiesen hat, lassen sich nicht mit Wülker (Grundriss s. 206) auf nichts reducieren, doch sind sie entfernt nicht derart, dass sie dazu berechtigen, auf einen gemeinsamen verfasser zu schliessen. Ich gehe auf diese frage nicht ein, bemerke aber, dass es mir wahrscheinlicher ist, dass die stelle des Guðlác, welche im gedichte allein steht, vom Wanderer beeinflusst worden ist, als dass das umgekehrte der fall ist. — Kurz vorher z. 1310 mahnt *gnornsorge wæg háte æt heortan* an Se. 10—11.

sprache[1]. Im gegensatze zu dem überlieferten interpolierten texte fehlen widerholungen fast ganz, und die, welche nicht ganz bedeutungslos sind, sind auch nicht zufällig, sondern haben einen stilistischen zweck[2]. Alles übrige ist das machwerk eines einzigen interpolators, der die Klage und den dialog miteinander verband und weitere zusätze aus folgenden elementen zusammenstellte: 1. widerholung. 2. überführung von vorstellungen aus einem gedichte in das andere, wobei der in beiden gedichten (Klage und dialog zähle ich für éines) vorhandene formelschatz stark benutzt wurde. Dem dialog entlehnte er ein von ihm nicht verstandenes *forþon* als einleitung zu zwecklosen eigenen bemerkungen. 3. sprüche, welche er zum teil wörtlich anderswoher aufnahm, zum teil vielleicht nach fremden mustern selbst dichtete oder seinen bemerkungen anpasste. 4. frommes gerede.

In der handschrift sind 'Wanderer' und 'Seefahrer' durch 'Des vaters lehren' (Bibl. I², 353) und 'Des menschen gaben' (Bibl. III², 140) voneinander getrennt. Inhaltlich sind diese gedichte mit jenen nicht verwandt und ihre überlieferung zeigt auch keine spur einer solchen umarbeitung wie jene sie erfahren haben. Man muss annehmen, dass 'Wanderer' und 'Seefahrer' zu der zeit, da sie so grausam misshandelt wurden, noch nicht durch jene beiden dichtungen voneinander getrennt waren, sondern dass sie in einer handschrift, von welcher die überlieferung der Exeterhs. stammt, unmittelbar aufeinander folgten. Es ist sehr wol möglich, dass derjenige, der sie zuerst aus mangelhaftem gedächtnis aufschrieb, sie interpoliert hat.

1) Der 'Wanderer' hat die folgenden *ἅπ. λεγ. máþþumgifa; wyrmlíc; hrímceald.* Die 'Klage': *geswincdagas; mereweérig; hrímgicel; hwilpe*; *ísgicel.* Der dialog: *hringþegu; é(s)téadig; ánfloga.*

2) Der (ursprüngliche) 'Wanderer' zeigt die folgenden widerholungen:

a) beabsichtigte: *módsefan minne* z. 10. 19. Der gegensatz *ásecgan: sǽlan* soll zum ausdruck kommen.

wælsleahta 6. 91. Dieselbe erinnerung treibt z. 6 den *eardstapa*, z. 91 den *wineléas guma* zum reden an.

sorg (cearo) bið geníwad 50. 55. Die widerholung des ausdrucks malt die erneuerung des tiefen schmerzes.

b. wie es scheint unbeabsichtigte, alle geringfügig:

wérig 15. 57. *goldwine* 22. 35. *hrúse* 23. 102. *gemon* 34. 90.

Die 'Klage' hat:

ísccalde sǽ (wǽg) 14. 19, vgl. auch *isigfeþera* 24. Die widerholung beruht darauf, dass die kälte diesem dichter als das grösste der schrecknisse der meeresfahrt erschien.

Der dialog hat:

sæltýþa 35 *ýþa* 46. — *hwæles éþel* 60, vgl. *hwælweg* 63.

Dass sie jemals in schriftlicher überlieferung ohne jene zutaten existiert haben, lässt sich nicht erweisen. Die veranlassung, sie zusammen aufzuschreiben, war ohne zweifel ihre inhaltliche verwandtschaft. Aber der bearbeiter hat sie nicht wie die 'Klage' und den dialog, deren wahres verhältnis ihm vielleicht unbekannt war, zu einem ganzen verbunden; das beweist der umstand, dass sie später widerum getrennt werden konnten. Das zeigt auch der fromme schluss, den er dem 'Wanderer' anhängte und der deutlich als ein schluss beabsichtigt ist.

AMSTERDAM. R. C. BOER.

BEITRÄGE ZUR KRITIK UND ERKLÄRUNG DER GUDRUN.

2. Zur kritik und erklärung des textes[1].

1, 4 hatte C. Hofmann, MSB. 1867, 2, 223, das überlieferte *sô gezam dem rîchen wol ir minne* gebessert in *dem rîche* = dem könige. Martin hatte die sehr ansprechende conjectur ursprünglich aufgenommen, jetzt aber wider fallen lassen vermutlich von Sijmons einwand bekehrt, dass *rîche* in diesem sinne nur „mit bestimmter beziehung auf den deutschen kaiser“ gebraucht werde. Das ist aber doch nicht richtig. Füetrer erzählt im Merlin, dass der herzog von Tintayol in der nacht Uterpandragons hof heimlich verlässt, ohne vom könig urlaub genommen zu haben. Da heisst es str. 197, 1 meiner ausgabe: *Dy fürsten all geleiche massen sein gähe flucht an vrlaub von dem reiche zu spot vnd zu lästerlicher vnzucht.* Hier ist *von dem reiche* = vom könig von Britannien. Die stelle beweist ja zunächst nur fürs 15. jh.; aber gerade diese verwendung von *rîche* ruht, wie das gotische und die verwandten sprachen beweisen, doch wol auf uraltem grunde.

Zu 10, 1 *In magetlîchen êren, die ir dâ vuoren mite, si brâhtens im ze lande* bemerkt Martin „*die ir dâ vuoren mite* ist armselig aus 9, 4 widerholt.“ Ich weiss aber nicht, ob eine solche interpretation der stelle (die auch Bartsch und Piper teilen) richtig ist. Nach der wortstellung bezieht man *die* ungezwungener auf *êren* und hat dann zu erklären: „in den jungfräulichen ehren, die ihr eigen waren, brachten sie ihm die prinzessin in sein land.“ Es ist das wol eine nachahmung Wolframscher ausdrucksweise, vgl. aus den von Kinzel, Zeitschr. 5, 18 gesammelten stellen bes. Parz. 54, 24 *der frouwen herze nie vergaz im enfüere ein werdiu volge mite, an rehter kiusche wiplich site,* ebenda

1) Vgl. Zeitschr. 34, 425.

116, 13 *wîpheit, dîn ordenlîcher site, dem vert und fuor ie triuwe mite*. Eine ähnliche auffassung zeigen in unserem gedichte 7, 4 *nâch sînes vater tôde volgte im beide vröude und michel wünne* und 1324, 3 *si was die naht al eine gescheiden von ir swære*, wo gemütszustände als gefolge und gesellschaft gedacht werden. An unserer stelle liest man vielleicht am richtigsten *die ir ie vuoren mite;* die hs. hat *die ye da v. m.* — Zu v. 3 *die si dâ sâhen gerne, die begunden îlen* bemerkt Piper: „*dâ* ist nicht lokal, sondern verstärkt das relativum: wer neugierig war sie zu sehen, eilte herbei". Das ist gewiss nicht richtig. Vielmehr ist *dâ* wirklich lokal und *die si sâhen gerne* bedeutet nicht ‚die neugierig waren sie zu sehen', denn das müsste heissen *die si sæhen gerne* oder *die si dâ sehen wolden* (vgl. 328, 4. 1175, 4). Die stelle besagt: eilig machten diejenigen sich auf, welche sie hier, im lande des bräutigams, mit freuden sahen, willkommen hiessen (vgl. 46, 1); gemeint ist dabei in erster linie Sigeband und seine umgebung.

48, 3 kann man hinter *verdriezen* doch wol nicht punkt setzen, wie alle herausgeber tun, sondern nur komma, da doch nicht v. 2, sondern v. 4 das logische subject zu *verdriezen* enthält: „was auch die ritter um Sigeband taten, die fahrenden liessen sich dabei keine mühe verdriessen (diese spiele etc. der ritter durch ihre kunst zu verschönen). Das auffällige für uns ist nur, dass v. 4 wie so oft paratactisch fortgefahren wird statt hypotactisch.

57, 4 Zu den von Martin gesammelten parallelstellen vgl. noch Merigarto 41 *daz ist ouh ein wunter, daz scrîbe wir hier unter*, Rol. 5986 *er gefrumete umbe sih, thaz man wole vone ime scrîben mah unze an then jungisten tah*, ebd. 8236 *er gefrumete unter Paliganes mannen, thaz man iz iemer scrîben mah unze an then jungisten tah*, ebenda 6237 *thiu sîniu manigiu wunder scriben sît thie heithenen*, j. Tit. 3064, 4 *daz solt man immer für ein wunder schrîben*, ebenda 4549, 2 *geschriben und gepriüeft* (? l. *gebrieft*) *ist unser strîten*, Dietrich und der Wunderer 242 (v. d. Hagens heldenb. 2, 534) *die konig vnd fursten gut das wunder* (Dietrichs kampf) *liesents schrîben*. Dass aufzeichnung in annalen und dergl. gemeint ist, zeigen Spiegel 182, 34 *man wirt daz wunder schrîben in ein coronick noch*, und besonders deutlich j. Tit. 2680 *die hôhen niht liezen belîben: durch sagebæriu wunder si hiezen alle schrîben den strît ieglîcher in sîn lant besunder an sîn gehügdebuoch, und si des jâhen, daz ez ungloublîch wære wan* (Hahn: *von*) *allen, die ez hôrten oder sâhen*. Dagegen hat mündliche tradition im auge Klage B 317 *für wunder sol manz immer sagen, daz sô vil helede wart erslagen von eines wîbes zorne.*

Str. 85 erzählt den schiffbruch der pilger; zu v. 4 *die ellenden meide heten ungemüetes deste mêre* fragt Martin: „Sahen die jungfrauen dem untergang der flotte mit schrecken zu?“ Das ist doch wol nicht die meinung; die bemerkung will vielmehr sagen: das leid der jungfrauen wurde durch den untergang der flotte umso grösser, weil hiermit die möglichkeit ihrer errettung aus dem Greifenlande zerstört war, die sich eben mit dem nahen dieser schiffe so glücklich gezeigt hatte.

116, 2 kann *diu ungewonheite* nicht „die ungewohnte umgebung“ (Bartsch) meinen oder „das tragen fremder kleider“ (C. Hofmann), sondern das tragen männlicher kleidung (denn nur solche hatten die pilger natürlich an bord); vgl. die — auch in der missbilligenden beifügung des dichters — der unsern vollkommen anloge stelle 1233, 2 fg.

Dass 118, 4 die herstellung von Bartsch *mîn vater, dô er lebete, dâ ich krône leider nimmer mêr gewinne* das richtige trifft, erhält von aussen bestätigung. Unsere königstochter aus India ist mit vielem anderen dieses abschittes aus dem Herzog Ernst entlehnt (Hilde-Gudr. s. 197); von ebendaher stammt auch unser vers nach wort und gedanken. B 3536 erzählt ausführlich, wie der vater der jungfrau in ehren könig war *die wîle daz er mohte leben,* dann wird er getötet und seine tochter sollte als sein einziges kind das reich erben: 3562 *von rehte sol dâ nieman tragen krône wan daz houbet mîn.* Aber das ist durch ihre entführung unmöglich geworden: *daz ist leider anders gewant. ich muoz diz ellende lant bûwen unz an den suontac.*

193, 4 schreiben alle herausgeber ausser Bartsch *genendiclîche* und Martin erklärt: „da gieng es ihr so, dass sie stolz sein durfte“. Eine solche verwendung und ausdeutung des wortes, das überall sonst nichts anderes als „mutig, kühn“ bedeutet, hängt ganz in der luft. Das überlieferte *genædeclîche* gibt einen vollkommen befriedigenden sinn; vgl. besonders 957, 2, wo Gudrun von Ludwig aufgefordert, den Normannen *genædic* zu sein, mit der geistigen und sinnlichen bedeutung des wortes spielend, antwortet: *wem möhte ich sîn genædic? wan diu genâde mîn von der bin ich sô verre leider nû gescheiden.* Unsere stelle besagt umgekehrt, dass die jungfrau nach langem leiden wider zu *genâde,* zu ruhe und behagen, gekommen ist.

246, 4 sollte doch die herstellung Ziemanns *der sol selbe entriuwen mit mir dulden* aus den ausgaben verschwinden, da sie das überlieferte in jedem betracht verschlechtert. Unser gedicht kennt kein absolutes *dulden* (vgl. 157, 2. 408, 3. 979, 3. 1047, 3) und der ausgesprochene gedanke ist im munde Wates unmöglich. Das überlieferte *der sol die*

selben triuwe von (so mit C. Hofmann statt *mit*[1]) *mir dulden,* bringt vortrefflich den in gegenwart des königs mühsam zur ironie gemässigten zorn Wates zum ausdruck.

249, 4 liest die hs. *von silberweysse spangen sullen seůle werden geslagen.* Sijmons behält das bei und erklärt: „es sind hier wol die mastbäume gemeint, vgl. *kiles sûl* Ernst 3328;" ich muss aber gestehen, dass ich mir nicht vorstellen kann, was „aus silberspangen geschlagene mastbäume" sein sollten. Martin liest *mit silberwîzen spangen suln sie* (nämlich *die ciperboume*) *werden beslagen,* aber dagegen muss man doch wider einwenden, dass nicht die cypressenbäume, sondern höchstens die aus ihnen verfertigten schiffsplanken beschlagen werden müssen. Die stelle muss wol aufgefasst werden in hinblick auf 264, 4 und danach darf man als das richtige vermuten: *mit silberwîzen spangen suln die sîten werden beslagen,* d. h. also die schiffswände (so wird *sîte* von der arche Noah gebraucht: Mhd. wb. 2, 2. 336[b]). — In 264, 4 *die wende zuo den stœzen wurden wol mit silber gebunden* ist wider das *zuo den stœzen* eine wahre crux interpretum. W. Grimm will darin „die balken, das gerippe des schiffes" erkennen, nach Ettmüller bedeutet *stôz* den ort, „wo die langseiten des schiffes zusammenstossen"; aber beide deutungen schweben in der luft, da *stôz* weder in dem einen noch dem andern sinne je vorkommt und schwerlich so vorkommen kann. Man muss doch wol mit Bartsch „die stösse der wellen" darunter verstehen, dann aber wol *zuo* in *gein* ändern. Denn dagegen werden schiffe *gespengt* oder *gebunden* wie der term. tech. lautet — in wirklichkeit mit eisen, hier phantastisch, nach dem vorbild von Salomos schiff, mit silber, wie 1109, 3 mit messing. Das zeigt klar eine stelle wie j. Tit. 2533, 2 *die wende gein wazzer valle man spengte wol* und zwar mit eisen, wie 2538, 3 lehrt: *wærn die kiel mit îsen niht gebunden nâch des talfîns lêre, ir wære keiner nimmer lebendic funden.* In demselben abschnitte des j. Tit. findet sich auch noch *stôzen* vom anprall der wellen: 2536, 1 *man sach die ünde stôzen sam berge tobende slüegen.*

Zu der redensart 280, 4 vergleiche man ausser den von Martin citierten beispielen noch j. Tit. 2379, 1 *swes man eines gerte, der wirt het den knollen, sô daz er sie vür einz wol vieriu werte.*

302, 4 *sol ieman lop erkoufen, der gâbe muosen si dô haben êre* könnte eine nachbildung sein von Parz. 404, 24 *sol wîplîch êre sîn gewin, des koufes het si vil gepflegen.*

1) Vielleicht liesse auch *mit* sich verteidigen. Es müsste dann *der selbe*, wie oft noch im mhd., nicht = idem, sondern rein deiktisch genommen und erklärt werden: der soll diesen seinen „treuen" rat mit mir ausbaden.

303, 4 werden die *zwelf schilde gevazzet mit golde* doch wol richtiger mit Bartsch (und Piper) gegen das Mhd. wb., C. Hofmann und die übrigen erklärer als „schilde mit gold gefüllt" aufgefasst. Denn wenn auch goldene, vergoldete oder mit goldenen bildern geschmückte schilde nicht selten erwähnt werden (der Þiðreksaga c. 180 gelten sie gar als abzeichen adlicher geburt, vgl. c. 81 und 175), so führt doch str. 308 unbedingt auf die auffassung von Bartsch: die hier erwähnten edelsteingeschmückten *‚vaz'* von silber und gold waren offenbar in jenen schilden gebracht worden. Denn der schild ist das alte mass des freigebigen fürsten für auszuteilendes gold und gestein (beides natürlich verarbeitet) und lebt als solches in den gedichten der heldensage fort; vgl. zu den beispielen, die Jacob Grimm, Kl. schr. 2, 202 fg.[1] und Heyne im DWb. s. v. geben, noch Orendel 2195 *einen schilt hiez si dar strecken und den mit rôtem gold bedecken*, Alph. 201, 2 *swer suochen wil die warte, der neme rîchen solt, golt und edel gesteine, swaz ûf schilde mac geligen*, Dietrichs flucht 8078 *Ezel hiez ûf den hof tragen manegen wol geladen schilt. Ezel der wart nie sô milt ze geben mit dem guote,* Wolfd. A 559, 1 *ez wurden sicherlîchen schilde dar getragen mit schatze für den recken*, Nib. 317, 1. 358, 2 *(gesteine)*. 1487, 1. 2025, 3. 2130, 2; Ortnit 175, 4 bringt Alberich die goldbrünne im schild. In den höfischen epen ist die redensart selten, doch wol weil sie den alten grossen schild (*tragen dar sîn golt ûf den breiten schilden* Nib. 1487, 1) voraussetzt, nicht den kleineren des modernen ritters; ausser Lanz. 7707, Wig. 11251, j. Tit. 4258, die schon Grimm anführt, vgl. noch j. Tit. 3019 *golt und edel gesteine mizzet er niht kleiner niur bî dem schilde.*

Sehr wichtig wäre für die geschichte der sage die str. 288, wenn wir sie nur verstünden. Sie lautet in der hs.:

Sy het wol tausent meyle das wasser dan getragen
hin ze Hagenen purg ze Baliane so wir hœren sagen
da er herre wære ze Polay lasterliche
sy liegent tobeliche es ist dem mær nicht geliche.

Aus v. 4 geht klar hervor, dass der dichter hier eine von der seinigen abweichende darstellung der sage bekämpft; vergl. die von Martin (Zeitschrift 15, 209) aus anderen dichtungen beigebrachten parallelen. Worin aber bestand die abweichung? Offenbar kommt alles an auf das richtige verständnis von v. 3[b]. *Polay* ist nichts, muss also jedenfalls geändert werden. Haupt (Zs. f. d. a. 2, 383) setzte

1) Vgl. auch den friesischen klippschilling und verwandtes RA[3] 77 fg.; der nachdruck liegt hier aber auf dem klange der in den schild geworfenen münzen.

dafür *Baljan* und sämtliche herausgeber, Martin, Sijmons, Bartsch und Piper haben sich diesem vorschlage angeschlossen[1]. In diesem falle richtet sich die polemik natürlich nur gegen das *lasterlîche,* d. h. gegen eine darstellung der sage, nach der Hagen *lasterlîche* geherrscht habe. Wilmanns (s. 231), dem Sijmons (Beitr. 9, 94 fg.) und Martin (Zeitschrift 15, 209) sich anzuschliessen geneigt sind, meint, Hagen sei dort als „schlimmer herr“ („grausamer herrscher“, „tyrann“ sagt Sijmons) dargestellt gewesen. Wie unser dichter dagegen mit solchen kraftausdrücken hätte polemisieren können, ist mir unverständlich; hat er seinen Hagen, den *vâlant aller künege,* der als knabe schon im zorne einem ganzen schiffe voller männer furchtbar wird, der als könig in einem jahr mehr als achtzig enthaupten lässt, der alle freier seiner tochter tötet, ihre boten sogar aufhängen lässt, der im kampfe wie ein berserker tobt, denn weniger als einen schlimmen herrn und tyrannen gezeichnet? Das *lasterlîche* müsste schon auf einen vorwurf anderer, moralischer art gehen und ich möchte denken, dass jene sagenfassung vielleicht das Hilde-Gud. s. 218 besprochene incestmotiv verwendet, also Hagens verhalten gegen die freier damit motiviert hätte, dass er seine tochter selbst heiraten wollte; dazu würde auch die ebenso heftige als unbestimmte, den kern der sache verhüllende art passen, in der unser dichter dagegen polemisiert.

Ich kann mir freilich nicht verhehlen, dass die vermutung *Polay* sei für *Baljan* verschrieben, nicht ohne bedenken ist; der name steht einen vers vorher richtig und ist auch sonst (161, 2. 293, 1. 441, 1. 559, 4) nie verschrieben. Sijmons berufung auf den fehler *Gottelint* statt *Gerlint* 629, 4 ist nicht danach angetan, die sache wahrscheinlicher zu machen, denn wer den schreibfehlern der hs. im zusammenhange nachgeht, sieht leicht, dass eigennamen regelmässig nur dahin verschrieben sind, dass statt des richtigen namens ein anderer gesetzt ist, nie aber ein sinnloses wort (*Hagnen* statt *Hetelen* 548, 1, *Morlanden* und *Sturmlannde* statt *Sêlande* 718, 3. 733, 3, *Horant* und *Hartman* statt *Hartmuot* 892, 1. 1650, 4, *Normandine* statt *Nortlande* 1678, 1, *Hilde* statt *Kûdrûn* [citat verloren]). Höchstens findet ganz geringe entstellung statt wie *Gelinde* statt *Gerlinde* 746, 3 oder *Horlant* statt *Hortlant* 1417, 4. So steht auch C. Hofmanns *Polan* (Münch. SB. 1867, 2, 230) dem überlieferten *Polay* sehr nahe[2]; ich würde dann lesen:

1) Unbrauchbar, weil reine willkür und mit den sonstigen angaben der dichtung nicht übereinstimmend, ist Haupts weitere änderung *der rîchen* statt *lasterlîche.* Auch Martin, der ihr früher gefolgt war, hat sie aufgegeben.

2) Hofmanns berufung auf die paläogr. bräuche des 15. jhs. muss natürlich gestrichen werden, denn die vorlage unserer hs. war älter.

Si het wol tûsent mîle daz wazzer dan getragen
hin ze Hagenen burc ze Baljan[1]. *sô wir hœren sagen,*
daz er herre wære ze Polân lasterlîche:
si liegent tobelîche; ez enist dem mære niht gelîche.

Der hauptsatz *si liegent t.* ist anakoluthisch angeknüpft (eigentlich brachylogisch: „wenn sie das sagen, so ist das nicht wahr, sondern sie lügen"). Bei dieser lesart richtet sich die polemik des dichters natürlich gegen eine lokalisierung Hagens in Polen. Eine solche hätte, wie die Walthersage beweist, nichts auffälliges. Nur der gedanke, dass sie *lasterlîche* sei, möchte für das mittelalter, dem die polnische wirtschaft noch nicht sprichwörtlich geworden war, sonderbar erscheinen. Aber man erinnere sich, dass bei Walther ‚*Polân*' wirklich als verächtliche bezeichnung für einen „obskuren kerl" gebraucht wird, vgl. 80, 30 und Wilmanns anm.

Zu 301, 3 *purpur unde baldekîn hete man dâ unwert funden* vgl. En. 12940 *die kolter van samîte, van pelle end van dimîte lieht ende menichvare. man nam dâ vel luttel ware op ein liehte baldekîn ende op ein kateblatîn end op ein verbleken gewant.*

314, 2. 3 ist wol mit engem anschluss an die überlieferung und constr. ἀπὸ κοινοῦ zu lesen: *sîn kraft und ouch sîn ellen sint starc und ouch sîn hant hât uns gemachet âne maneger fröuden guot.*

Str. 316 stimmt sehr genau zu Bit. 6118 fg., wo Gunther dem Rüdeger, da er ihn von Ezel vertrieben wähnt, anbietet: *nû sult ir mich daz wizzen lân, ob ir welt belîben hie; sô gap iu der künic nie von Hiunen landen alsô vil: fürwâr ich iu daz sagen wil, ich gibe iu drîstunt mêre.*

321, 4 fand Hildebrand, Zeitschr. 2, 469, den gedanken unvollständig und wollte lesen *dann si sus gelückes nâch der schœnen Hilden solden bîten.* Aber die ergänzung ist wol unnötig, denn der nachdruck liegt auf *gelückes,* das schon den gegensatz zu v. 3 enthält: sie hätten den erfolg lieber im kampfe gesucht und also ihrer persönlichen kraft verdankt als der günstigen gelegenheit. — Zu dem seltsamen *nâch der schœnen Hilden* lässt sich etwa die fügung in Hermann und Dorothea (1, 42) vergleichen: *Möcht ich doch auch in der hitze nach solchem schauspiel so weit nicht laufen und leiden.*

Dass 323, 2 eine erinnerung an das *Fróða mjǫl* vorliegt (Hilde-Gud. s. 314) hat, wie ich jetzt sehe, schon Uhland bemerkt (Schriften 3, 338).

1) *ze Baljan* darf, wie Klee, Germ. 25, 398 richtig bemerkt, des kontrastes wegen nicht gestrichen werden; vgl. auch 161, 2 *zuo der burc ze Baljan,* 293, 1 *von der burc ze Baljan.*

331, 4 ist die überlieferung lückenhaft. Die herausgeber ergänzen *guoten* und lesen: *jâ mohte man in selben einen guoten swertdegen vinden.* Bartsch (und danach Piper) erklärt *swertdegen* ‚einer, der mit dem schwerte umgehen kann', aber das bedeutet das wort nie in der Gud., die den ausdruck nur in seinem ritterlich-technischen sinne kennt[1]. Martin constatiert denn sehr richtig, dass *swertdegen* eine für Wate sehr passende bezeichnung sei, und man wird weder die erklärung von Sijmons plausibel finden, dass die bezeichnung hier ironisch zu verstehen sei, noch die von Klee (Germ. 25, 399), sie sei scherzhaft schon im hinblick auf den zweikampf mit Hagen gebraucht, in dem Wate sich 361, 4 als gelehriger *schermknabe* erweist. Zudem wird man *guot* schwerlich irgendwo als epitheton bei *swertdegen* finden. Offenbar ist der vers anders herzustellen und da im vorangehenden und folgenden von der kleidung der Hegelingen die rede ist, so hat wol auch hier nichts anderes gestanden als *jâ mohte man in selben gekleit* (oder *geziert*) *als einen swertdegen vinden,* d. h. Wate war so kostbar angezogen als sollte es zur schwertleite gehen, vgl. 305, 3 *si wâren sô gekleidet, sam si des tages swert nemen solden.*

Zu 339, 4 vgl. auch Trist. 643 *dar zuo was in der ouwe manec ander schœniu frouwe, der iegelîchiu mohte sîn von schœne ein rîchiu künigîn.*

Für die 341, 3 erwähnte haartracht hat Hertz, Parzival anm. 185 nachweise gegeben, die Martins bemerkungen ergänzen und richtig auf den orientalischen ursprung dieser sitte verweisen; nachzutragen ist eine interessante stelle aus Heinrichs von Neustadt Apollonius, die gerade diesen punkt bestätigt. Dort (Strobl s. 60) trägt der alte Candor edelsteine in sein haar *gerigen nâch der heidenschen art.*

342, 1 *vor ir gesidele stuonden die wætlîchen man* hat anstoss erregt, weil die Hegelingen ja 341, 4 (*si hiez si sitzen beide Waten und von Tenemarke Fruoten*) ausdrückliche aufforderung sich zu setzen erhalten haben. Hierin liegt aber durchaus nichts auffälliges; denn es ist im mittelalter genau so sitte gewesen wie noch heutzutage trotz erhaltener aufforderung zum sitzen höflich stehen zu bleiben (und *stuonden* 342, 1 ist perfectiv: sie blieben stehen). Nachdem Gawan auf Schastelmarveile sich im bette ausgeruht hat Parz. 581, 25 *er riht sich ûf unde saz, mit guoten freuden er az. vil manec frouwe vor im stuont,* geht dies dem galanten manne wider den strich und er bittet die alte königin: *‚frouwe, ez krenkt mir mîne zuht, ir meget mirz jehen vür ungenuht,*

1) Für den allgemeinen gebrauch von *swertdegen* = held sind mir nur zwei beispiele aufgestossen: Lampr. Alex. 3668 und Wolfd. D VII, 72, 1.

suln dise frouwen vor mir stên. gebiet in, daz si sitzen gên oder heizt si mit mir ezzen'. Die königin lehnt das ab: *‚alhie wirt niht gesezzen von ir enkeiner unz an mich. her, si möhten schamen sich, soltens iu niht dienen vil'* und die damen wünschen selbst stehen bleiben zu dürfen: *ir süezen munde in bâten dâ stênes unz er gæze, daz ir enkeiniu sæze.* Wie hier die jungen damen vor Gawan, so stehen sonst die männer in gegenwart vornehmer frauen. Hartmann von Aue beklagt sich über die ermüdende etiquette MSF. 216, 35 *bî vrouwen trûwe ich nicht vervân wan daz ich müede vor in stân,* galanter denkende halten sie fest, trotz ausdrücklicher erlaubnis sichs bequem zu machen. So Meleranz im gedichte des Pleiers v. 894 fgg. Der Tydomie *ir herze stæt gap den rât, ze dem juncherren sprach si sân: ‚juncherre, ir sült sitzen gân, ir habt gestanden hie genuoc'. dô sprach der juncherre kluoc: ‚frouwe, lât mich bî witzen. solt ich vor iu sitzen, des wær mir armen kneht ze vil. immer ich daz dienen wil, daz ir mir günnt der zühte mîn'.* Tydomie muss ihre aufforderung widerholen und begründen, dass sie wolanstehendes verlange *(ein gast tuon sol, swaz im gebiutet sîn wirt; ist daz er sîn gebot verbirt, daz ist ungezogenlîch),* dann erst setzt sich Meleranz. Eine ähnliche scene spielt sich ebd. 1181 fgg. ab. Ebenso verhält der ritter sich in einem gedichte Hermanns von Sachsenheim, Hätzl. II, 14, 557 fgg. Er führt die dame an einen quell: *nider sitzen ich sy bat. sy sprach: das tûn ich geren. ich will aber nit emperen, ir müszt auch sitzen nider. ich stûnd still und sprach hinwider: ‚genad, fraw edel unde schœn'* usw. Auch Dietleib ist ein so züchtiges junkerlein. Als er mit seinem vater, nachdem ihre abkunft erkannt ist, von Etzel und Helche feierlich empfangen wird, Bit. 4442 *dô dancte vlîzeclichen her Biterolf und ouch sîn kint dem künege und ouch froun Helchen sint. si bâtens sitzen neben in. der knabe niht hete den sin, daz er sitzen solde. der künec dô niht enwolde enbern erne sæze nider.* Konrad von Haslau im Jüngling tadelt solches zieren v. 653: *sô ist manc kneht in den witzen, sô in der herre heizet sitzen, sô sprichet er: 'ja stên ich wol'. der tuot ouch niht als er sol.* Umgekehrt hat der Seifr. Helbl. IV, 258 sich über lümmelei zu beklagen: *ze hove hân ich daz gesehen: der herzog stuont, sie sâzen, sô sie sîn verwâzen! saz er bî in, si leinten. dâ mit si bescheinten ir unzuht: daz was unreht.* Dass höfische sitte in Deutschland schon im 11. jahrhundert den höflichen verpflichtete, in gegenwart von respectspersonen stehen zu bleiben und erst auf ausdrückliche aufforderung sich zu setzen, zeigt Ruodl. V, 43 *alter rex surgens huic dignas dicere grates a nostro vetitus residet.* Und so bleiben also auch

die Hegelingen, denen der dichter durchweg (Hilde-Gud. s. 123) und nochmals nachdrücklich hier, v. 2ᵃ, nachrühmt, dass sie *manege zuht kunden*, vor ihren stühlen stehen oder zunächst stehen, bis die aufforderung zum sitzen vermutlich dringender widerholt war. Denn 343, 3. 344, 2 sind sie doch wol sitzend gedacht. Die zwischen den beiden acten erfolgte sinnesänderung ist nicht ausdrücklich erwähnt: eine stilistische eigentümlichkeit des gedichtes, die Hilde-Gud. s. 118 mit weiteren beispielen belegt und in den gehörigen zusammenhang gerückt ist.

Zu den mannigfachen parallelen, die für die fechtscene 354 fgg. zusammengetragen sind, gesellt sich noch eine (in sonderheit dem Seghelyn verwandte) episode im prosaroman Ysaye le Triste. Dort bittet der held seinen erzieher, den einsiedler, ihn fechten zu lehren. Sie fechten zuerst mit schwertern, dann mit baumzweigen. In beiden fechtarten zeigt sich Ysaye überlegen; vgl. Zs. f. rom. Phil. 25, 184.

365, 4 *swaz man sach ir sterke, doch hete ir Hagene dâ bezeiget mêre* will Sijmons Beitr. 9, 95 fg. (im anschluss an Wilmanns) statt *Hagene* einsetzen *Wate*, „denn hätte Hagen die grössere kraft gezeigt, so wäre kein grund zu einem mühsam verhaltenen zorne da gewesen." Richtig verstanden ist die überlieferung aber, wie ich glaube, vollkommen in ordnung und viel feiner als die vorgeschlagene änderung. Der dichter will offenbar sagen, Hagen habe bei diesem ersten gange bereits mit dem aufwande aller kraft gefochten, während Wate solches noch nicht nötig hatte, noch listig zurückhalten konnte.

381, 2 schreiben Sijmons und Piper nach C. Hofmann *die sâzen unde loseten, dâ diu vogellîn vergâzen ir dœne*, denn „die zuhörer können unmöglich auf das verstummen der vöglein horchen." Sollten sie wirklich nie erfahren haben, dass man eine überraschende stille tatsächlich hört, dass man ihr recht eigentlich lauschen kann? Goethe wusste es offenbar, als er — denn von ihm wird das lied doch sein — sang: *Horch, Philomelens kummer schweigt heute still.*

398, 1 ist *ze lobe* eine unnütze änderung des überlieferten *ze hove*, das hier wie 397, 4 natürlich bedeutet: vor der königstochter. Vgl. darüber Hildebrand Zeitschr. 2, 469.

449, 2 mutet das überlieferte *erglîzen* der phantasie doch allzuviel zu. Von den rüstungen der zum wasser dringenden mannen Hagens konnten allenfalls die wellen, aber doch wahrhaftig nicht der meeresboden erglänzen; zum überfluss können die leute Hagens der ganzen situation nach gar keine rüstungen angehabt haben. Man muss also wol lesen: *der grund begunde erdiezen; strîten wart getân*, was ja auch sonst betont wird, vgl. 367, 2 *der sal begunde diezen von ir*

beider slegen, 515, 1 *dô sluoc Wate der alte, daz im erwaget der wert,* 1394, 2 *daz im der wert erwagete und im der wâc erdôz,* Roth. 4223.

481, 4 wird der ‚gesuchte' ausdruck *ir lop man möhte krœnen* ja gewiss erst dem caesurreimer verdankt, ist aber doch nicht gerade unerhört. *Sie gfelt mir wol, ir lob ich krön* sagt Hans Sachs, Griselda v. 668, *ir hoher preis mus immer wesen gekront in allen ecken* Dietr. ausfahrt, Stark 448, 9. Das gewöhnliche und natürliche ist freilich *einen mit lobe krœnen,* Wilmanns zu Walth. 40, 24.

508, 3 nimmt Martin an dem ausdrucke *mit disen werden gesten* anstoss: er könne nicht Hagens leute bezeichnen, da *die von Îrrîche* davon unterschieden werden, auf die Hegelingen aber passe er umsoweniger, als diese sich ja in ihrem lande befinden. Es ist nun wol möglich, dass der ausdruck erst dem caesurreimer verdankt wird; aber erklären lässt er sich schon. Es sind damit die eben aus der fremde in die heimat zurückgekehrten Hegelinge gemeint, die ebenso 470, 4 *geste* genannt sind. Auch die aus Hegelingen in die heimat zurückgekehrten Normannen heissen 974, 1 *geste.*

644, 3 *daz hete si zougenweide* soll nach Martin ironisch gemeint sein, „da Gudrun die feinde nicht mit begehrlichen augen ansehen konnte". Von begehrlichem anschaun ist bei *ougenweide* aber auch keine rede; der ausdruck bedeutet hier wie sonst ‚Gudrun freute sich daran', weil, wie v. 4 erklärt, tapferkeit den frauen immer eine wonne ist, auch am feind. Wirklich ironisch gebraucht ist der ausdruck 756, 4.

Auch 649, 4 ist bei Martin nicht richtig aufgefasst. In der ersten auflage stand *ir vater und dem gaste si wunschte des si gedâhte in beiden* und das wurde erklärt: ‚da wünschte sie ihrem vater und dem fremden, was sie auch gegen beide aussprach', was denn freilich ein sehr wunderlicher ausdruck wäre. In der zweiten auflage ist der überlieferte text (im anschluss an Erdmann, Zeitschr. 17, 227) geändert zu *ir vater und dem gaste si wunschte des si in gedâhten beide* und erklärt: „sie wünschte ihnen, was sie beide erwarteten." Aber zu einer änderung der überlieferung liegt gar kein anlass vor, da sie richtig interpretiert einen vollkommen befriedigenden, ja den für den zusammenhang allein möglichen sinn gibt: Gudrun wünschte dem vater und dem freunde, was sie ihnen beiden zudachte; d. h. sie wünschte beiden *gelückes* oder *daz in möhte gelingen* wie es 727 heisst. Denn ihrem vater ist sie durch kindliche liebe, dem fremden durch die zuneigung, die seine tapferkeit ihr abgerungen, zu solcher sympathie verpflichtet, und so wird ihr Herwigs sieg *beide liebe unde leide,* macht sie *gezweiet in ir muote,* wie es 654, 2 (nach der allein möglichen lesung) heisst.

Gudrun steht also den kämpfenden parteien, indem sie beiden gutes wünscht, genau so gegenüber wie Wolfram dem kampfe Parzivals mit Feirefiz; er drückt das in seiner originelleren art so aus (Parz. 742, 14): *got ner dâ Gahmuretes kint! der wunsch wirt in beiden, dem getouften und dem heiden: die nante ich ê für einen.*

Zur beurteilung des Herwig 667, 2 erteilten rates vgl. 2. Büchlein 512 fgg. und Zeitschr. 31, 544.

681, 4 überliefert die hs. den überladenen halbvers *si klagete daz verloren wære ir lant und ir êre.* Martin und Sijmons schreiben nach Müllenhoff *si klagete, vlorn wære lant und êre.* Aber das *ir* kann unmöglich fehlen, da darauf aller nachdruck liegt, wirklich ja auch nur ihr, d. h. ihr und Herwigs land verloren ist, nicht das, in dem sie weilt; vgl. 685, 3 wo sie ihrem vater melden lässt, *man slüege ir die liute und bræche ir burge wîten.* — Bartsch schreibt *si klagete vlorn ir lant und ir êre,* richtiger ist vielleicht *si klagete dô ir land und ir êre,* vgl. 887, 4. 901, 2. 902, 2. 927, 3. 939, 2. 1471, 2. 1478, 4 u. ö.

Zu 685, 1 *von sedele stuont dô Kûdrûn* bemerkt Martin: ‚um zum könige zu gehen'. Aber diese ausdeutung wird dem tieferen sinn der stelle keineswegs gerecht. Nicht umsonst hat der dichter 682, 1 ausdrücklich bemerkt: *mit triuwen tete si daz, daz diu maget vil edele weinende saz:* Gudrun sitzt, weil der trauernde nach mittelalterlicher gebärdensprache sich niedersetzt und wenn sie 685, 1 aufsteht, so will der dichter damit sagen, dass sie jetzt ihre trauer unterdrückt, um kraftvoll das notwendige zu tun. Zum beweis ein paar belege für viele: *dô sach sie bi der scharte, daz ez Tristrant was. nedir saxte sie sich an daz gras: grôzir jâmir sie beving* Eilh. Trist. 1884, *alre herre sinne sî vergat; onsachte si bî hem gesat, si weinde vele sêre* En. 2015, *nâch klägelichen sachen gesaz er riuweclichen nider* G. Trist. 1436, *er saz vor leide der nider* Strickers Karl 1814, *wie sitzent ir sô trûreclich?* Virg. 511, 7, *owê, ir vreuden si vergâzen, mit jâmer si ûf daz gras nidersâzen* Rabenschl. 983, 5, *von jæmerlîchem leide saz er ûf daz gras, er muost vor grôzem leide sich legen ûf daz lant* Wolfd. D IX, 76, 2, *wie sîn wir versezzen zwischen vröuden nider an die jâmerlîchen stat* Walth. 13, 19, *þéoden unblîðe sæt* Beow. 130 usw.

Zu 720, 1. 2 führt Zingerle, Z. f. d. a. 44, 143 fgg. aus, die befestigung, in die Sifrid mit seinem heere sich wirft, hätte niemand als *warte* bezeichnen können und will daher lesen: *si wichen von dem strîte ze einem wazzer dan, dâ ze einer sîte ein grôzer phlûm in ran.* Er muss nun erklären, dass mit *wazzer* „das meer, eine meeresbucht“ gemeint sei, was schwerlich jemand glaubwürdig finden wird.

Gewiss hat Martins besserung *ze einer warte* das richtige getroffen; in v. 2 aber ist keine notwendigkeit, das überlieferte *hin ran* aufzugeben. Ich glaube Hilde-Gud. s. 346 fgg. nachgewiesen zu haben, dass Sifrids kampf gegen Herwig und Hetel auf den geschichtlichen ereignissen der jahre 881/882, speziell den kämpfen um Elslow an der Maas beruht. Ebd. s. 348 ist bereits betont, dass die sage auch das historische lokal dieser geschehnisse, die befestigung am fluss, genau festgehalten hat. Sie kann *warte* heissen, weil sie den Normannen wirklich als solche diente; denn es war keine eigentliche burg, sondern lediglich ein befestigtes lager. Sifrid von Morland befolgt genau die kriegsführung der Normannen, die bei ihren einfällen sich stets einen befestigten stützpunkt aussuchten, von dem sie das land verwüsteten, wohin die beute zusammengeschleppt wurde, auf den sie beim nahen eines heeres rasch zurückfallen konnten. So hatten ihnen besonders Gent und Kortrijk lange gedient, 863 setzten sie sich in Nimwegen fest, 882 in Condé im Hennegau, 883 in Duisburg, 883/84 in Amiens, 884 in Löwen, 885 in einem befestigten lager an der Seine, später vor Paris usw., vgl. Dümmler 3, 129 fgg., 148 fg., 209, 228. 222, 229 fg., 232, 247, 263 fg. usw.

737, 4 heisst es von Gerlind *si wunschte daz si hâhen solden beide Waten unde Fruoten.* Da der Gudrundichter das Rolandslied nachweislich gekannt hat, so ist auch dieser vers vielleicht angeregt durch Rol. 3590, wo Marsilie von Roland und Olivier wünscht: *thie selven gesellen beide scolten billîchen hangen, sô wære mîn wille wol ergangen.*

Für den uns seltsamen ausdruck *in daz vierde lant* 805, 1 hat Martin mehrere parallelen gesammelt; vgl. noch Ottokar, Öst. reimchr. 87901 *sîn tohter ist diu schœnist magt, di man ze diser stunde in vier landen vunde,* Rol. 8183 *ther ime sîn spîse hete gesant uber einlif lant,* Willeh. 342, 5 von Halzebier *ân sîn selbes her über fünf lant diu her ze helfe im wâren benant,* ebd. 339, 2 *etzlicher* (von den heidenkönigen) *über daz fünfte mer mit maneger rotte dar was komen,* ebd. 377, 7 *sus prüeve ich Poydjuses her, daz dar kom über daz fünfte mer,* Eckenlied 81, 5 *dô vuortenz zwei wildiu getwerc wol durch niun künecrîche.* Nicht selten finden sich ähnliche bestimmungen im nordischen volkslied. DGF. 1, 49. str. 20 antworten die Burgunden dem wächter Grimilds auf die frage, woher sie seien: *hid saa ere wi kommen aff trinde tyde land,* d. h. aus weiter ferne; ebd. 2, 200 str. 35 *raffnen sluo synn wynnger offuer thrinde konnge-rygge;* Isl. fornkv. nr. 8, str. 7 sagt die mutter zu ritter Stig *þó þú siglir á þriðja þjóðland* (d. h.



sehr weit), *í nátt gistir Regisa þína sœng.* In einem slavischen volkslied (A. Grün, Volkslieder aus Krain, s. 35) heisst es: „trinket, fresset, meines bruders rösslein! Dann heisst's laufen bis zum neunten lande, dort zu finden meines bruders liebste." Dem volksmärchen ist die bestimmung noch sehr geläufig. Bei Wolf DHM., s. 280 trägt das treue füllchen den helden „über drei königreiche weg ins vierte", ebd. s. 316 liegt das haus des vogel Greif „hinter drei königreichen und einem grossen wasser"; im ungarischen märchen gehen weite reisen regelmässig über sieben mal sieben lande, vgl. Sklarek, Ungar. volksm. s. 88. 91. 99. 103. 142. 162. 165. 166. 167. 181. 183. 188 u. ö; in russischen märchen wird oft die aufgabe gestellt, durch siebenundzwanzig länder ins dreissigste königreich zu wandern, vgl. z. b. Dietrich nr. 3, 4 usw.

838, 2 *got tuot mit gewalte, als ez umbe in stât* ist verderbt und zwar sicher durch den caesurreimer (*: dô sprach Wate der alte* 1[a]), sodass man nicht mit Bartsch an dem zweiten halbvers ändern darf. Ich vermute, dass ursprünglich gestanden hat: *got tuot ie dem manne, als ez umbe in stât* d. h. gott verfährt mit dem menschen nach den umständen. Vgl. Mhd. wb. 3, 135[a], besonders U. Trist. 706 *er tuot ir, als man ie tete bî ligenden wîben.*

Zu 864, 3 findet Martin es anstössig, dass hier ein hemd unter der brünne gegen einen kopfhieb schützen soll, und Sijmons erklärt: „Natürlich schützt nicht das seidene hemd unter der brünne Ludwig gegen den kopfhieb, sondern die in dasselbe eingenähten reliquien." Aber diese künstliche erklärung ist gar nicht erforderlich, indem wir einfach anzunehmen haben, dass die seidene haube mit dem hemd ebenso aus einem stücke war wie das hersenier, unter dem Ludwig sie trug, mit der brünne. Dass die brünne im gegensatz zum halsberg kein hersenier besessen habe (Hartung s. 440), ist eine behauptung, der die quellen mindestens des 12. js. aufs bestimmteste widersprechen, vgl. Schultz 2, 32 anm. 4.

961, 4 stellt das schon von Vollmer vermutete *anders mohte er ir sterben niht erwenden* den text gewiss richtiger her als Bartschens *a. möhte ir st. n. erw.*, dem die neueren herausgeber folgen. Denn aller nachdruck liegt darauf, dass selbst *er*, der milde und feine Hartmut, Gudrun auf keine andere weise aus der üblen lage retten konnte, in die sein vater sie gebracht, als durch eine solche verletzung des anstandes. Vgl. zu dem gedanken str. 1523 und Hildebrands treffende erläuterung Zeitschr. 4, 362.

978, 4 ist die besserung von Sijmons, der *umbevâhen* für das überlieferte *emphâhen* einsetzt, durchaus unberechtigt und von nhd. sprachgefühl eingegeben. Das mhd. *emphâhen* besteht eben in kuss und umarmung.

Str. 1006 haben Uhlands bemerkungen Germ. 8, 81 ins rechte licht gerückt. Spinnen und sticken als soziale gegensätze zeigt auch deutlich die bemerkung über den bäurischen emporkömmling Seifr. Helbl. VIII. 208: *sîn tohter vor frouwen næt schôn ab einem bildær, diu billîch dâ heime wær, daz sie ir muoter spunne.* Vgl. auch Kaiserchr. 11987 von der vom fischer aufgefangenen Crescentia: *ja chan si wol mit siden [wurchen swaz ir gevallet: an swelhen borten man si stellet] dâ mag man ir tiure wol an kiesen.*

1104, 1 wird das Hegelingische heer gezählt: *man ahte bî den schilden, wie vil ir möhte sîn... der wurden sibenzic tûsent.* Martin bemerkt dazu: „doch wol nicht nach den schilden der einzelnen, da man ebenso gut die mannen selbst hätte zählen können, sondern nach denen, die die hauptleute aufgehängt hatten“. Das ist gewiss nicht richtig. Freilich hätte man ebensogut die personen zählen können; aber im kriege kommt es eben in erster linie auf die zahl der zur verfügung stehenden waffen an und hinter diesen verschwinden die lebendigen personen, die sie bedienen. Auch das mittelalter zählte seine kämpfer nach helmen, schilden, halsbergen, spiessen usw. Da Zupitza zu Virg. 177, 8 diesen sprachgebrauch nur mit drei stellen belegt, auch die wörterbücher versagen, führe ich an, was ich mir dafür notiert habe. Zählung nach schilden: Ruodl. VI, 15 *multi sunt hic, quos non stupefieri sat scio, si centum scutis comes appetat unum*, Roth. 4052 *zwelf hundirt schilde brâhter zô deme schalle*, En. 143 *doe der herre Eneas ût der borch komen was, doe hade der helet milde drî dûsont skilde ende ridder alsô vele*, ebd. 6694 *doe quam der grâve Volzan van Laurente toc gevaren met einre mekelen skaren: he fûrde wale hondert skilde*, Gud. 632, 3 *er wolde niht erwinden, er ensæhe in dâ mit schilden*, Dietr., Flucht 5915 *sô bringt iu vil der schilde Rüedegêr der milde,* Rabenschl. 562, 1 *nâch Rüedegêr dem milden zogt her Bloedelîn mit achzehen tûsent schilden*, ebd. 838, 5 *Rüedegêr der milde dem volgten sechzehen tûsent schilde,* Wolfd. D X. 197, 3 *mit fünfhundert schilden er ir engegene reit,* Helbl. VII. 597 *wol zehentûsent schilde het wir dannoch hiute fruo.* Ebenso wird *buckelære* verwandt: Rol. 2633 *der kuninc von Marsilien ther vuorte ûz sîner îselen niwen tûsent puckelare* (= Karl 3101 fg.).

Zählung nach helmen: Rol. 2659 *ther kuninc von Thûse ther vuorte ûz sîner clûse manegen helm prûnen*, Eilh. 5899 *mit zwên hundert helmin reit he dô selbe*, ebd. 8426 *und solde schîre sîn geretin nâch ûch her selbe mit drîhundert helmen*, Orend. 2939 (= 2959) *hie sô kument si selber mit drîzig tûsent helmen, die wellent si machen dem Grâwen Roc undertân;* jüngere beispiele im DWB. 4, 2. 977.

Zählung nach halsbergen: Athis A* 112 *Dionîsin sie saztin mit dûsint halspergin an die huote vor den bergin*, En. 8378 *der keiser Frederîch te Romen gewîet wart nâ sînre êrsten herevart, di he fûr over berge met menegen halsberge te Lancparten in daz lant*, Nib. 1921. 2 *mit tûsent halspergen huoben si sich dar*, 1523. 1 *die Nibelunges helde kômen mit in dan in tûsent halspergen*, Wolfd. A. 144. 4 *sehzic halsperge heiz dringen nâch dir în*, ebd. 159, 2 *die halsperge dringen man nâch dem künege sach*, ebd. 187. 1 *mit hundert halspergen erbeizte er ûf daz gras.*

Zählung nach spiessen: Rol. 2673 *thare kom Maragriez, ther vuorte manegen freissamen spiez* (= Karl 3143), Virg. 177, 8 *im volgte vil der spieze;* nach hornbogen: Rol. 2609 *Antelîn von Horre vuorte vünfzehen tûsent hornbogen*, ebd. 2623 *ther kuninc Maglierte, ther vuorte vermezzene thiete, zwelef tûsent hornbogen*, ebd. 4665 *mit in wâren thar komen siven hundert hornbogen.*

Nach schilden, helmen und brünnen: Heinr. v. Melk, Erinnerung 412 *mugen si der schilde vil geleisten; helme unt brunne, daz ist elliu ir wunne, daz si mit menige rîten*, nach schilden und helmen Ortn. 53 *die sîner kamere phlâgen, die schuofen daz man schreip drizic tûsent schilde und als manegez ritters dach*, Wartb. 164, 9 *fünfhundert helme brâhten si und liehter schilde glîz;* nach schilden und rossen: Rabenschl. 552, 1 *vrou Helche diu milde hât dir gesendet her vünfzec tûsent schilde und als manic ors verdecket.*

1109, 3 *von spânischem messe wâren si gebunden* ist unverständlich, so lange man den vers auf die anker bezieht. Schönbachs deutung (Christentum s. 175) hilft nicht, denn abgesehen davon, dass *gebunden* in der von Schönbach angenommenen bedeutung „vermischt“ nicht vorkommt, hätte doch niemand sagen können: „die aus glockenspeise gegossenen anker waren mit messing vermischt“, sondern höchstens „die glockenspeise, aus der die anker gegossen waren, war mit messing vermischt“. Offenbar darf eben *si* nicht auf die 1107, 4 genannten anker, sondern muss auf die schiffe 1107, 1 bezogen werden und *gebunden* steht in dem gewöhnlichen technischen sinne von beschlagen,

oben zu 264, 4. Eine solche für uns auffällige umspringende beziehung der pronomina ist in der Gud. sehr gewöhnlich.

Die episode 1125fgg. hat, wie ich nachträglich sehe, vor meinen ausführungen Hilde-Gud. s. 361fgg. auch Graf in seiner abhandlung über den magnetberg (Miti, Leggende etc. 2, 363fgg.) besprochen. Graf stellt die angabe unserer stelle, dass im magnetberg ein paradies verborgen sei, mit einer reihe von überlieferungen zusammen, die den berg von zauberern, feen usw. bewohnt sein lassen. Das entspricht der orientalischen tradition, die bereits (Erzählung des 3. Kalenders Weil 1, 85fg.) einen zauberer auf seiner spitze kennt; die angaben unseres gedichtes haben damit aber m. e. nichts zu tun und erklären sich befriedigend in der Hilde-Gud. s. 365fgg. angegebenen weise. Auch das zusammentreffen mit dem Roman de Mabrian, auf den Graf verweist, ist ein zufälliges. Wenn dieser (Grässe, Sagenkreise s. 339) angibt, dass *au dessus de l'aiement en la vallee un chasteau nompareil q'on appelle faé, parceque Artus et les fayes y habitent* stehe, so ist das eine sekundäre und gewiss sehr naheliegende identifizierung des von feen bewohnten *chastel d'aimant,* von dem auch andere quellen (fortsetzung des Huon de Bordeaux; spätere redaktion des Ogier) erzählen, mit dem *chastel* der Morgane, wie es im Florian und Florete geschildert wird, während die combinationen unseres dichters ganz anderer art waren. Die berichte im Wartburgkrieg und Reinfried v. Braunschweig von zauberbüchern, die Sabulon und Virgil auf dem magnetberg bewahrt bezw. geholt haben (Graf s. 369), scheinen mir nebenbei bemerkt, wider zwei wunderberge zu vermengen: den von zauberern bewohnten magnetberg und den Monte del lago della Sibilla, auf dem nach vielen berichten auch die deutschen nekromanten ihre zauberbücher zu weihen pflegten.

Zu 1195, 4 *wanne in diu vogellîn ze Ormanîe guote ritter bræhten* bemerkt Martin: „*diu vogellîn* ist ungenau, da nur ein vogel gekommen war". Der ausdruck wäre freilich mehr als ungenau, wenn wirklich der schwan darunter zu verstehen wäre, der Gudrun erschienen war; er soll doch auch die ritter nicht ‚bringen'! *diu vogellîn* meint natürlich die trompeter der morgenröte, wie Basile sie einmal nennt, die vöglein, die den morgen verkünden. Der satz ist lediglich eine anmutige variation von v. 2 *(si erbiten beide kûme) wanne ez wurde tac.*

1247, 2 *ob ir daz golt erkennet, sô bin ich Herwîc genant,* d. h. „wenn ihr den ring erkennt, so heisse ich Herwig", ist sinnlos; die deutungen von Bartsch und Martin aber sind gewunden und müssen allerlei hineintragen, was nicht dasteht; Bartsch ändert ausserdem die

überlieferung. Es ist alles in ordnung, sobald man richtig konstruiert und interpungiert: komma nach v. 1 und 2b als parenthese: seht auf meine hand, ob ihr den ring erkennt — ich selbst heisse Herwig — mit dem ich Gudrun vermählt ward. Die parenthese ist nicht auffälliger als zahlreiche andere in unserem gedicht und vielleicht mit feiner absicht gesetzt; Herwigs sich überstürzende rede malt sehr schön seine bewegung, sein drängen gewissheit zu erlangen. Das *sô*, mit dem die parenthese eingeleitet wird, ist das bekannte, uns nicht mehr geläufige *sô* des leisen kontrastes (zwischen *golt* und *ich*), den ich in der übersetzung mit „ich selbst" widerzugeben versuchte.

Zu 1372, 4 *der haz der Hegelinge wirt ê morgen âbent vil wol künde* (vgl. 998, 4) vgl. j. Tit. 1360, 2 *er muoz mir tiure gelten den kleinen, ê sich der tac in âbent habe gewendet.*

1385, 3fg. verspricht Gerlind mit ihren frauen den normannischen kriegern in den ärmeln steine zuzuschleppen, wenn sie in der burg sich verteidigen wollen: *ich und mîne meide tragen iu die steine in den stûchen.* Der brauch ist m. w. sonst nirgends nachgewiesen, doch scheint eine stelle der Virginal, richtig gelesen, ihn zu belegen. Hier fordert Dietrich, als Hülle vor der burg erscheint, seine schöne freundin Ibelin auf 516, 1: *Juncvrouwe ir sulnt ze hove gân und lâzent mich al eine stân und reichent mir der steine ein sehse vaste nâhe bî.* Dazu bemerkt Zupitza: *ein sehse* ‚etwa sechs'? Oder ist *etslîche* zu schreiben?" Vielleicht ist die richtige lesart vielmehr *ein stûchen*, vgl. 517, 1 *diu maget hêre niht enliz si tete daz si der vürste hiez und langte im vil der steine.* Auch an das bild, das die Manessische hs. (F. X. Kraus s. 75) dem Düring gibt, mag man sich erinnern. Es stellt eine belagerte burg dar; auf der zinne steht eine frau, im begriffe einen stein auf die belagerer hinabzuschleudern.

1412, 1 ist *Herwîges* doch wohl fehler der überlieferung (nach 1413, 1) für *Hartmuotes.* Sichere fälle derartiger namensvertauschungen durch den schreiber unserer hs. sind oben s. 33 angemerkt.

Zu 1428, 1 *man kunde iu von in allen gelîche niht gesagen* bemerkt Martin, der vers werde durch z. 4 erklärt: „die kämpfer waren nicht alle gleich tapfer; aber in dem getümmel konnte man sie nicht unterscheiden"; Piper schliesst sich dem an. Das ist aber sicher unrichtig. Der dichter will vielmehr sagen: „es ist nicht möglich euch von taten und leiden jedes einzelnen der vielen tausend streiter in gleicher ausführlichkeit zu erzählen", ganz wie Heinrich von Veldeke En. 11965: *et wâr te seggen al te lanc, wê dâ genas end wê dâ starf,*

di man al genæmen niet endarf noch al genæmen niet enmach, wan dat her vele dâ dôt lach.

Martin hat zu 1463 eine reihe von beispielen gesammelt für die „altepische“ art, in der hier die höchste unentrinnbare not formuliert wird; ich habe mir noch notiert: Ortnit 486, 3 *dô sprach der jeger wîse: ich muoz in zwâre haben, hiet er sich under erde vor den liuten vergraben,* Strickers Karl 6930 *ich bringes noch in grôzer nôt, si entrinnen mir under di erden,* Nicl. Manuel, Ablasskrämer v. 93 *ich wil dir sunst die term von rippen roufen oder du musst mir unders ertrich entloufen,* Jourd. 3732 *la cité ont si close et enserree n'en puet issir nus, qui soit a emblee, se par amont n'en ist a la volee.* Vgl. auch Erec 6655 mit Bechs anmerkung.

Zu 1523, 3 *er vienc si bî dem hâre: wer het im daz erloubet?* vgl. Neidh. 81, 2 *Lanze der beswârte ein vil stolzez magedîn: eine kleine rîsen guot zarte er ab ir houbet, dar zuo einen bluomenhuot: wer het im daz erloubet?*

1576, 2 *wer möhte in widerwegen mit guote dise vröude, die si dô gewunnen* schilt Martin einen trivialen gedanken. Möglich, dass er uns so erscheint; in der alten dichtung aber begegnet diese art der abschätzung sehr oft und zwar gerade wie an unserer stelle, um das erwünschte des anblicks oder widersehens geliebter personen recht drastisch zu bezeichnen. In Strickers Karl 5396 sagt Kursables zu Turgin: *dû solt des vil gewis sîn, daz ich niht goldes âne list sô grôz næme sô dû bist, für daz ich dich gesehen hân;* im Goldemar 6, 9 sagt Dietrich zu den zwergen, die ihn die frau nicht sehen lassen: *möht ez mit iuwer hulde sîn, daz ich si sehen solde, dâ für næm ich niht tûsent marc;* von Karl, der die Galie begrüssen darf, heisst es im Karlmeinet 102, 35 *wer eme gelouet an der stunt, hundert off duset punt van seluer offte van golde, ich wene hey it neit en soulde vur de græsse hauen genomen;* als Biterolf und Dietleib sich durch Rüedegers vermittlung gefunden haben, heisst es Bit. 4302 *Rüedegêr der wîgant hete niht tûsent marc genomen, si enwæren bêde dar bekomen;* Virg. 431, 1 *der âventiur diu magt verjach: sô liebez ich nie mê gesach von kleinâte noch von mâgen, da vür sæh ich hern Hiltebrant;* als Jourdain seine gattin endlich widergefunden hat, sagt der dichter 2477: *ne fust si liez por l'or d'une contree;* Herr Konrad von Altsteten meint von seiner geliebten *ir kus der wære ein phant, den ich für tûsent marke næme sâ ze hant* MSH 2, 65 usw.

FREIBURG I. B. FRIEDRICH PANZER.

ÜBER DAS LIED VOM HÜRNEN SEYFRID.

Seit v. d. Hagen (Grdr. 1812, 48—53) ‚das Seyfridslied' oder ‚das Lied vom hürnen Seyfrid' in die deutsche litteraturgeschichte eingeführt hat, ist in der sagengeschichtlichen forschung viel von ihm die rede gewesen. Über dem sagengeschichtlich bedeutsamen inhalt hat man aber das äussere gewand, die sprachliche form, vernachlässigt; noch der letzte herausgeber, W. Golther, hat diesen teil seiner aufgabe mit ein paar bemerkungen für abgetan erachtet. Eine untersuchung dieser fragen wird um so notwendiger, als die von Golther über den h. S. vorgetragenen ansichten ebensosehr kanonische geltung zu gewinnen scheinen (vgl. Mogk, N. Jb. f. phil. gesch. paed. 1 (1898) 72 fgg.; Sijmons, Grundr. III², 639; Vogt, Grundr. II², 300), wie sie in wirklichkeit wegen der ungenügenden berücksichtigung grammatisch-metrischer fragen fast auf schritt und tritt zum widerspruch herausfordern oder der ergänzung bedürfen[1].

I. Lied oder lieder?

Es wird zunächst zu untersuchen sein, ob Golthers ansicht über die äussere geschichte des h. S. richtig ist.

Nach Golther ist der h. S. in der uns vorliegenden gestalt keine originaldichtung, sondern die überarbeitete zusammenfügung zweier älterer lieder (I und II), von denen I in 1—15 des h. S., II in 16—176 wiederzuerkennen ist. Ausserdem sind eine reihe strophen interpoliert: 38. 134—144. 154—157. 164—167. 170. 177—179 (Ji). I ist am stärksten überarbeitet, wahrscheinlich von demselben manne, der Ji in II einfügte.

Golthers kriterien für diese scheidung älterer und jüngerer bestandteile des h. S. sind sachliche widersprüche und formelle verschiedenheiten innerhalb des gedichtes. Ich wende mich zunächst einer betrachtung dieser zu.

Drei punkte führt Golther an:

1) Golthers arbeiten über den h. S.: Das lied vom hürnen Seyfrid, hg. v. Wolfgang Golther. Halle 1889 = Braunes Neudrucke 81—82. Geschichte d. d. litt. = Kürschner D.N.L. 163, 1. 319—20. Germ. 34 (1889) 265—97 pass. Littbl. 1895, 148. Z. f. vgl. litg. n. f. 12 (1898), 186—209. 289—316 pass. Die folgenden ausführungen waren niedergeschrieben, als der aufsatz von M. Herrmann, Z. f. d. a. 46 (1903), 61 fgg. erschien. Ich hoffe an anderer stelle auf Hermanns ausführungen über das verwandtschaftsverhältnis der drucke des Seyfridliedes einzugehen, möchte aber hier schon bemerken, dass ich seine aufstellungen für ebenso unrichtig wie die Golthers halte.

1. die nhd. reime sollen in I und Ji vorwiegend herrschen. (XX.)

Zum beweise werden 5 reime angeführt, in denen die 3. sg. ind. praet. der verba der ersten ablautsreihe die jüngere form mit ĭ zeigt. Allerdings zeigt II nur die form mit *ei* (*rayss : hayss* 131, 6. *reyt : gemeyt* 159, 6). Aber I u. Ji haben die *ei*- und ĭ-form (*steyg : feyg* 143, 2; *treyb : weyb* 166, 6; *lidt : nit* 11, 2; *vertrieb : lieb* 14, 2; *lid : Seyfrid* 139, 2; *ritt : nit* 170, 2). Golther irrt, wenn er dem dichter 166, 6 einen reim wie: *trīb : wīp* zutraut. Die nhd. diphthongierung ist dem h. S. durchaus geläufig: vgl. *weyt : gemayt* 32, 6; *seyn : stayn* 44, 6; *seyn : rayn* 103, 2; *vertraw : fraw* 30, 6.

Für mhd. *iu* fehlen — zufällig — belege, 166, 6 ist also nur der reim *treyb : weyb* möglich. Damit verliert unser kriterium die ihm von G. zugeteilte beweiskraft. Der „jüngere teil" zeigt beide formen. Ihre anwendung richtete sich offenbar nach dem reimbedürfnis, d. h. der gebrauch beider formen ist eine eigentümlichkeit der reimtechnik des dichters, wie sie aus der früh-nhd. zeit sich durch zahlreiche analoga erweisen lässt. Wenn II nur die alte form kennt, reicht auch hier der gleiche grund aus, abgesehen davon, dass das material zu knapp ist, um ex silentio so weitreichende schlüsse ziehen zu dürfen.

2. Stark apokopierte formen und rohe reime sollen sich besonders in I u. Ji zeigen. (XX.)

G. begnügt sich mit den belegen aus I u. Ji und gibt nicht an, was II bietet. Es müssen aber, wenn G. von „rohen" reimen spricht, alle von der mhd. technik abweichenden bindungen angeführt werden. Diese verteilen sich gleichmässig über das ganze gedicht. Endlich fragt es sich noch, wie diese „rohen" reime zu beurteilen sind, ob sie sich mit den „reinen" nicht zu einem bilde vereinigen lassen, das der ausdruck der technik éines dichters ist.

3. Die überlaufenden konstruktionen sollen in I u. Ji häufiger und schwerer sein als in II (XXI.)

Über den wert dieses kriteriums vgl. Jiriczek, Beiträge XVI (1892), 116fgg., Schönbach, D. christentum i. d. ad. heldd. 236. Zudem sind G.s aufstellungen anfechtbar. Die häufigkeit (6 : 5) beweist bei so geringem material nichts. Und die schwere ist doch nicht gefühlssache, sondern sie richtet sich nach dem syntaktischen verhältnisse, in dem die glieder des auf zwei strophen verteilten satzgefüges zueinander stehen. Ich gehe die belege durch.

10/11: wol mit demselben bache
10, 8 schmirt er den leybe seyn,
11, 1 das er ward aller hürnen.

Vgl. 136/137: er würde Seyfrid nötten,
so würd der wurm die zwerge
136, 8 darnach alsampt ertödten,
137, 1 so er das magtlich bilde
durch die zwerg so verlür.

In II: 128/129: ... hölen, die da was
under dem trachenstayne
128, 8 inn berg gieng, glaubet das,
129, 1 biss das der trach gefriste.

14/15: darumb sich von den hewnen
14, 8 hüb jämerlicher mordt
15, 1 an manchem held vil küne.

Vgl. 135/136: 135, 8 das leer da was der berg
136, 1 darinn auch von dem schatze.

Ferner 177/178: ob eynem prunnen kalt
erstach jn der grymmig Hagen
177, 8 dort auf dem Ottenwaldt
178, 1 zwischen den seynen schultern.

In II: 173/174: das wöll der teuffel, sprach Gynther,
173, 8 das man so werdt hie held
174, 1 für ander held so küne.

134/135: da liessen die zwen künge
134, 8 den schatze ausher tragen
135, 1 unnd stiessen jn in ein hölen.

Vgl. II: 66/67: Seyfrid sprang als ein helde
66, 8 fünff klaffter hinder sich
67, 1 und fünff klaffter herwider
sprang zu jm der vil werd.

Desgl. 159/160: nun sag mir, helt gemeyt,
160, 1 lass mich deyner kunst geniessen.

Nur II hat eine form für sich, und die ist gerade die „schwerste“:
146, 7 yedoch so müst er leyden
vom wurme vngemach
147, 1 (er schlüg so weych das horen
mit seynem schwert so güt)
und auch die hitz vom trachen.

Also zwischen die zusammengehörigen glieder (146, 7/8 und 147, 3) ist eine parenthese (147, 1. 2) eingeschoben.

Ich vermag nach allem G.s gründen für eine formelle verschiedenheit gewisser teile des h. S. keine berechtigung zuzumessen. Formell ist der h. S. aus einem guss. Den beweis gibt die metrische untersuchung des liedes.

II. Die metrische form.

An erster stelle ist zu prüfen, ob und in wieweit reste älterer verstechnik im h. S. widerzufinden sind[1].

a) Das versende.

1. Vocaldehnung.

α) Nach der strophenform des Hildebrandtones: 3×, 3; 3×, 3; 3×, 3; 3×, 3 mit reim auf den geraden verszeilen, reimlosigkeit der ungeraden wird für diese klingender ausgang verlangt. Dem fügt sich die mehrzahl der verse; aber zahlreiche belege weisen nach mhd. technik ◡́× auf.

Vor l: -er: koler *7, 7. 9, 5.*
-en: hôlen 131, 1. 135, 1; kolen 147, 5.
vor r: -e: gespore 35, 5.
-en: gefaren 129, 5; erweren 111, 7; verloren 68, 5. 105, 3. 121, 3; -horen (!) 147, 1; zoren (!) 58, 1; kuperan (!) 66, 1. *157, 1.*
vor m: -e: neme 142, 7.
vor n: -e: sûne *134, 1.* 168, 5 (!).
-ig: kûnig *156, 5.*
vor f: -e: hofe (!) *11, 7.*
vor s: -e: wase (!) 79, 5; rise 75, 1. 85, 1. 108, 5. 153, 3.
-en: genesen 115, 7. 117, 5; wesen 133, 3; risen 109, 1.
vor h: -en: besehen 86, 5. 114, 3.
vor b: -en: haben 126, 5. *155, 5*; geben 63, 7; leben 26, 3. 31, 3. 56, 1. 82, 5; triben *139, 5.*
-ich: Gybich *12, 3.* 51, 1. 169, 1. 176, 5.
vor d: -e: schmide *4, 5. 7, 1*; Seyfride 34, 1. 39, 1. 41, 1. 47, 1. 51, 5. 57, 1. 60, 7. 61, 1. 63, 3. 68, 7. 69, 5. 74, 7. 87, 5. 88, 1. 89, 1. 92, 1. 94, 1. 97, 1. 98, 7. 100, 3. 101, 3. 103, 1. 104, 1. 105, 1. 106, 1. 111, 1. 5. 114, 1. 115, 1. 116, 5. 117, 1. 118, 5. 121, 5. 127, 1. 132, 7. *140, 1. 141, 3. 143, 1.* 153, 1. 159, 1. 7. 176, 7.
-el: adel 174, 3; edel 88, 3. 107, 5.
-er: wider 67, 1. 78, 3.
-en: Seyfriden 91, 3. 145, 3; vermiden 75, 3.
vor g: -e: gelage (!) 150, 1. *177, 5*; sage 28, 1; tage 22, 1. 174, 5.
-el: nagel 172, 7.
-en: Hagen 175, 1. *177, 7*; jagen 34, 3. 42, 3; sagen 29, 1; erschlagen *7, 5. 38, 7.* 67, 7. 163, 5; getragen 62, 5. 173, 3; degen 170, 1. 176, 1; schlegen 78, 7. 131, 3; ligen *8, 5.* 150, 5; geschwigen *177, 3*; betrogen 40, 7; geflogen 141, 5.
-et: maget 151, 7.
-est: mûgest 104, 3.
vor t: -er: vater 31, 5.

In diesen 125 beispielen muss, damit klingender ausgang vorhanden ist, die nhd. vocaldehnung als geltend angenommen werden. Ebenso in folgender gruppe von cäsuren:

1) Die belegstellen für I und Ji sind *cursiv* gedruckt.

himel 40, 5. 41, 5. 109, 7. 150, 7; zůsamen 78, 5. 84, 1; gekomen 93, 3. 158, 1; genomen 130, 1; darvone (!) *15, 5*; state *11, 3*; gote (!) 56, 5; erliten 106, 3; gestriten 105, 5.

Das sind im ganzen 125 + 14 = 139 von 716 im gedicht vorkommenden cäsuren, in denen mhd. vocalquantität für mhd. versschluss nicht ausreicht, sondern nhd. dehnung anzunehmen ist, also fast 20 %. Das kann kein zufall oder sonst eine nachlässigkeit des dichters sein, sondern muss in der sprache des dichters seinen grund haben. Zugleich zeigt das auftreten der erscheinung in I, Ji und II 20 + 2 : 105 + 12, dass beide stücke nahezu gleichmässig teilnehmen.

β) Zu dieser annahme der dehnung ursprünglich kurzer stammsilbenvocale fügt sich eine erscheinung, auf deren wert Wilmanns aufmerksam gemacht hat (Untersuchungen zur mhd. metrik, Bonn 1888 = Beiträge 4, 93—94), die verwendung von ◡́ × als vollständiger fuss im versinnern.

vor w: -en : das er die löwen fing 33, 6.

vor l: -er : ein koler sass im walde *6, 5*.

-en : auf disem holen stayn 31, 2. 64, 5. 110, 7. 118, 7. 119, 3. 133, 2. *155, 2*; der solt jm kolen geben *6, 8*.

vor r: -e : die vor jm here triben *139, 5*; wo mag die thüre seyn 86, 5.

-en : sie waynt aus jren augen 31, 7; noch můst er jn verloren han 89, 8. 90, 8. 110, 2. *167, 6*.

-es : auf meres flůte fert 72, 4; in jres vatters lande 52, 8.

-et : nun weret die hochzeyte 172, 1.

vor m: -en : vmb sůnst hie nemen an 53, 4. 126, 4. 127, 2.

vor n: -ig : vnd dass der künig Gybich *12, 3*. 16, 4. 48, 7. 159, 5. *164, 5*; die edel künigein 22, 8.

vor s: -e : hilff gewinnen dise maydt 77, 4; vnd den der ryse trůg 79, 6. 80, 6. 81, 2.

-er: das nie auff diser erden 44, 3. 103, 6. 110, 6. 116, 2.

-em : alhie jn disem lied *1, 8*. 31, 2. 37, 2. 41, 7. 50, 1. 53, 8. 62, 7. 64, 5. 131, 2. 174, 8.

-en : aus nasen vnd aus munde 88, 7; er můst jn genesen lassen 97, 5; des wesen werdt jr hőren *1, 7*; gewesen seyn jar 47, 2; vber disen holen stayne 110, 7; tausent rysen vnderthan 59, 4. 61, 6. 8. 80, 1.

-es : wem solt dann dises gůte *167, 7*.

vor h: -el : von stahel ein helm hert 72, 2.

-en : jm schlahen auf das eysen *4, 7*. 146, 4; het ye gesehen ligen *8, 5*. 39, 4. 44, 4; viertzehen tag genůg 119, 2. 172, 2; zů tisch, die fluhen hin 122, 8.

vor b: -e : die drey kůnig lobesam 102, 6.

-el : es nam ein nebel kappen 89, 5; wie vbel hant jr than 22, 4.

-er : ryss die aus vberall *8, 8*. 29, 6. 75, 8. *141, 8*. 175, 6; den obern stayn gewan 115, 2.

-en : das er solt haben frag *6, 4*. *141, 6*; so sol er eben schawen 175, 5; so wil ich geben dir 82, 6; deyn leben můst du lan 49, 4. 76, 8. 113, 3. 133, 8. 161, 8.

-ich : mit habich vnd mit hunden 34, 5.

vor d: -el: die edel künigein 22, 8.

-er: es sass im Niderlande *1, 1*; vnd fůren wider haym 24, 2. 4. 31, 4. 78, 2. 104, 4. *138, 7.* 150, 2. 3.

-en: vnd lieff Seyfriden an 68, 2. *144, 2. 6. 177, 2*; herniden an den Reyn 175, 4.

-es: der les Seyfrides hochzeyt *179, 5.*

-ig: dass er seyn ledig wür *5, 8.*

vor g: -e: dass ich gelige tot 110, 8; an Seyfrid sigelos 84, 6.

-en: mit gold beschlagen wol 42, 7; erlöst ein degen gmeyt 32, 8. 34, 6. 7. 40, 4. 41, 6. 57, 4. 81, 3. 8. 84, 3. 91, 7. 95, 1. *156, 6*; hie gegen mir zu schätzen 82, 3. *170, 2*; für dir hie ligen tot 116, 4. 164, 8; geflogen in den lüfften *17, 7*; verzogen da den wald 34, 8; er ging gezogenliche 115, 3; vnd flugen wider ir strassen *143, 7.*

-et: die maget von dem stayn 76, 6. 83, 4. 98, 2. 101, 4. 114, 4. 115, 4. 8. *154, 6*; du schônes mâgetleyne 26, 1. 30, 4. 55, 6. 83, 8. 120, 6. *141, 2*; er sprach: nun saget, herre 45, 7; dem trachen siget an 107, 6.

-ent: du tugentreyne fraw 30, 6. 45, 5. 58, 2. 76, 2. 86, 6. 113, 4.

Mit dehnung der stammschliessenden consonanz:

vor t: -er: an meynem vatter here 22, 5. 25, 3. 46, 6. 48, 7. 51, 1. 176, 5; in jres vatters land 51, 8. *134, 5.*

-en: das werde boten brot 169, 2.

vor m: -el: im hymel vnd auf erden 29, 5. 30, 2.

-en: warlich nit kumen her 76, 4. *143, 8*; on ausgenumen gotte 56, 5. 60, 8.

vor n: -e: den trachen ane sach 40, 2.

-ig: vil manig schleg on zal 66, 2.

vor t: -en: fůnfftzehen fůrsten riten ein 171, 4.

-es: on gotes erbarmunge 50, 7.

Mit enthetischem -e: erst ward das horen weychen 147, 7. Auf I, Ji fallen 31 belege, auf II: 136.

γ) Endlich weist das gedicht eine reihe von reimbindungen kurzer und langer vocale auf, bes. mhd. ⏑́ (×) : –́ (×) = nhd. –́ (×) : –́ (×).

faren: waren *9, 2.* 35, 6. 123, 2. 127, 6. 143, 6; -er: herr *156, 2*; erdt: leer *5, 2*; her: leer 76, 2; tor: fůrwar 72, 6; -nam: kuperan 80, 6; lobesam: lan 102, 6; wunnesam: plan 91, 2; -trib: lieb *14, 2*; -Seyfrid: lied *1, 6*; -erschlagen: fragen 163, 2; tagen: lagen *8, 2*; tag: frag *6, 2*; magt: gewagt 37, 6 (7 : 11).

Nach allem dem kann kein zweifel sein, dass der sprache des dichters die nhd. dehnung geläufig war.

2. Epithese und enthese.

Ein zweites mittel, das erforderliche mass der verse vor der cäsur zu erreichen, ist die anwendung der nhd. epithese und enthese von *-e.*

mûte (nom. sg.) *2, 7*; wille (3. sg.) *3, 3*; schmide (nom. sg. m.) *7, 1*; hofe (acc. sg.) *11, 7*; jare (acc. pl.) *12, 5.* 26, 5. 64, 7. 125, 3. 161, 3; Nyblinge (acc. sg.) *14, 1. 156, 7*; warde (3. sg.) 16, 7; stane (inf.) 17, 5; haupte (acc. sg.) 21, 1. 55, 7. 72, 1. 98, 3; mâgetleyne (nom. sg.) 26, 1; seine (inf.) 28, 5; Seyfride (nom. sg.) 34, 1. 39, 1. 47, 1. 51, 5. 57, 1. 59, 7. 60, 7. 63, 3. 68, 7. 69, 5. 74, 7. 87, 5. 89. 1. 92, 1. 94, 1. 97, 1.

98, 7. 100, 3. 101, 3. 103, 1. 104, 1. 105, 1. 106, 1. 111, 1. 5. 114, 1. 115, 1. 116, 5. 117, 1. 121, 5. 127, 1. *140, 1. 141, 3. 143, 1.* 159, 1. 7. 176, 7; hinache 35, 3; gespore (acc. sg.) 35, 5; helde (nom. sg.) 40, 1. 66, 7. 162, 5; Eugleyne (nom. sg.) 42, 5. 45, 1; gotte (acc. sg.) 56, 5; hineine 61, 5; maide (acc. sg.) 69, 7; zoge (3. sg.) 71, 7; fürware 76, 7; fewre (acc. sg.) 79, 3; wase (3. sg.) 79, 5; wende (nom. sg.) 86, 3; leibe (acc. pl.) 94, 3; kuperane (nom. sg.) 95, 7; staine (acc. sg.) 107, 1. 110, 7. 118, 7. *135, 3*; arbeite (nom. sg.) 111, 3; weibe (acc. pl.) 115, 5; welte (nom. sg.) 121, 1; vernunfte (acc. sg.) 125, 1; jüngelinge (nom. sg.) 125, 5; schatze (acc. sg.) *134, 5. 166, 5*; steyge (acc. sg.) *137, 3*; gelage (3. sg.) 150, 1. *177, 5*; urlaube (acc. sg.) *156, 1*; leibe (nom. sg.) 161, 5; weibe (nom. sg.) 163, 7; wurme (acc. sg.) *165, 3*; rosse (acc. sg.) *166, 7*; Reyne (acc. sg.) *167, 1*; zeyte (acc. sg.) *167, 3.* 172, 1; gůte (nom. sg.) *167, 7*; sune (nom. sg.) 168, 5; gienge (3. sg.) *179, 7*; (22 : 76).

Mit enthese: zoren 58, 1; horen 147, 1; (0 : 2).

Die schon unter a) 1 angeführten fälle abgerechnet, bleiben 54 belege = 7,54 %, in denen durch anfügung des unorganischen *e* das wort auf das erforderliche mass gebracht wird. Von den 716 cäsuren des ganzen gedichtes sind demnach rund 27 %, d. h. mehr als ein viertel nach mhd. technik unrichtig. Zum gleichen ergebnis führt eine betrachtung von apokope und synkope am versschluss.

3. Apokope und synkope.

Beide werden in weitgehendem masse angewandt, um im reime stumpfen ausgang zu erreichen.

a) Apokope.

α) nach kurzer silbe; β) nach langer silbe[1].

nom./acc. sg. st. n.: β) gezwerg 153, 2; gespräch *178, 6*; gericht 173, 2.

nom. sg. sw. m.: β) werd 67, 2; trach 17, 6; feyg *143, 2.*

nom./acc. sg. st. f.: α) zal 66, 2; tür *137, 4*; klag *144, 8*; β) fraw 30, 6; leer *5, 4*; frag *6, 4*; hůt *38, 8* (N.! a. La.: rüw:) speis 118, 6; erd *5, 2*; wund 108, 6.

dat. sg. st. m./n.: α) tal *8, 6*; zil 68, 6; tan 34, 4. 37, 2. 53, 8. 78, 8; β) lied *1, 8*; blůt 70, 6; můt *167, 2*; stain 31, 2. 76, 6; Reyn 51, 2. 102, 4. 175, 4; leyb 56, 4; laid 64, 8. *156, 8*; wald *177, 8*; schwerd 131, 2; berg 133, 2. *164, 4.* 168, 2; gezwerg 135, 6. *164, 2*; land 51, 8; grund 27, 6; gang *137, 6*; witz *165, 6*; geschlecht 174, 4.

dat. sg. st. f.: β) natur 125, 2; gemeyn 169, 8; nas *178, 4*; wag 28, 8; hůt 119, 8; erdt 67, 4; stund 151, 6; hitz 129, 2.

nom./acc. pl. st. m./n.: α) tag 172, 2; β) zwerg 133, 4; ring 174, 6; gest 84, 2.

pron. pers. 3. dat. sg.: α) im *9, 6.*

1. sg. ind. praes. v: α) sag 17, 2. 56, 8; β) vertraw 30, 8.

3. sg. conj. praes.: α) seh 175, 6; β) räch 175, 8.

3. sg. ind. praet. sw. v: β) wolt 127, 2. 130, 8; solt 130, 6; gert 130, 4. 131, 4; het 126, 2; rant 80, 2. 147, 8; kunt 149, 6; verflůcht 125, 8; gerůcht 150, 2; sůcht 150, 4.

3. sg. conj. praet. st. v: α) verlür 133, 8. *137, 2*; β) wär 126, 6; würd *5, 8.* 125, 4; erstäch 178, 8; tät 126, 4. (21 : 61).

1) Ich ordne die belege noch nach grammatischen gruppen.

β) Synkope (mit sprachlich einsilbigen wörtern!)

Nach kurzer silbe: faren *9, 2*; gefaren 35, 6. 123, 4. 127, 6. *143, 6*; geboren 16, 6. 48, 6. 63, 4. 114, 4. *142, 2*; verloren 16, 8. 49, 8. 63, 2. 114, 2. *142, 4*; nemen 26, 4; schemen 26, 2; kumen 161, 8; genumen 161, 6; verjehen 93, 2. 101, 6. 104, 8. 161, 2; gesehen 101, 8. 104, 6. 161, 4; geschehen 93, 4; eben *6, 6*; geben *6, 8*. 71, 6; gegeben 121, 8; leben 71, 8. 121, 6; behagen 43, 6; sagen *15, 4*. 40, 8. 43, 4; erschlagen *15, 2*. 43, 2. 95, 8. 163, 2; tagen *8, 4*; tragen *134, 8*; getragen 40, 6. 43, 8; wagen *134, 6*; geholet 127, 4; maget 17, 8. 37, 8. 95, 6; verjaget 96, 4.

Nach langer silbe: waren *9, 4*. 35, 8. 123, 2. 127, 8. *143, 8*; kainen 39, 4; fliessen *10, 2*; beleiben 159, 2; treiben 159, 4; fragen 163, 4; lagen *8, 2*; nöten *136, 6*; ertöten *136, 8*; erbarmen 151, 2; erden 54, 2; worden 48, 8; verborgen *136, 2*; sorgen *136, 4*; dannen 172, 6; verbrinnen *9, 8*; besitzen *165, 8*; verzeret *140, 4*; geschmähet 174, 2; verflůchet 75, 2; gesůchet 75, 4. 125, 6; bleibet 162, 6; beweibet 162, 8; gewaget 37, 6; gezeyget *157, 6*; bestellet 173, 6; heltet 173, 8; gesperret 100, 2; triffet *141, 8*; berichtet *179, 6*; zerrüttet 129, 8; erschüttet 129, 6; zwergen 168, 4. (25 : 64).

b) Der verseingang.

Ich gehe im folgenden von der voraussetzung aus, dass der deutsche reimvers des 16. jhs. silbenzählend mit nichtbeachtung des natürlichen accentes gebaut ist. Den beweis dafür bringt meine ‚Metrik des Hans Sachs', die in kürze erscheinen soll; vgl. vorläufig Minor: Nhd. Metr.[2] 333 fgg. und 528; 537.

Auftact.

1) ein einsilbiges, logisch tonloses wort steht vor einem logisch betonten: i. gz. 989×. (209 : 780.) z. b.: 1, 1: es sáss im Níderlánde; 1, 2: ein kúnig so wól bekándt; 1, 3: mit grósser mácht vnd gewálte.

2) eine unbetonte vorsilbe steht am anfang des verses: i. gz. 63× (15 : 48) z. b.: 1, 8.: alhíe in dísem líed; 2, 2: darzů stark vnd auch gróss; 13, 3: gefúnden wárdt so réyche.

3) ein einsilbiges wort steht am anfang des verses: i. gz. 298× (65 : 233.) z. b.: 2, 8: dass ér nur zúg darvón; 3, 3: so ér nicht bléyben wille; 4, 8: als éin andér schmidtknécht.

4) ein zweisilbiges auf der ersten silbe betontes wort steht am anfang des verses: i. gz. 82× (23 : 59.).

α) Namen: 28×. z. b.: 1, 4: Sigmúnd was ér genánt; 36, 1: Seyfríd eylt nách jn bálde; 36, 7: Seyfríd des nícht verdrósse.

β) Nominalkompositum: 6×. z. b. 8, 3: lindtwúrm, kröttén vnd áttern; 26, 8: junkfráw vil wól gethán; 119, 2: viertzéhen tág genúg.

γ) Verbalkompositum: 1×. 131, 8: abrán das wásser haýss.

δ) Komponierte partikeln: 9×. z. b.: 4, 1: alsó schied ér von dánnen; 21, 3: dennócht so wás seyn stércke; 27, 1: alsó můst dú mir béyten.

ε) Ableitungen: 2×. 76, 4: warlích mit kúmen hér; 170, 7: kůníg, fürstén vnd hérren.

ζ) un- unbetont: 1× : 117, 7: vngéssen vnd vntrúncken.

η) Stammsilbe + flexionssilbe: 35×: z. b.: 14, 6: hüttén Nyblinges hórt; 41, 2: finstérn aldá begán; 46, 3: deynér tugént vnd tréwe.

Die mehrzahl aller verse hat demnach jambischen eingang: 989 + 63 = 1052 = 73,5 %.

c) Das versinnere.

1) Apokope.

Ich gebe zunächst eine zusammenstellung der belege für str. 1 — 60.

α) Nach kurzer silbe:

im auftact: (ich) kum wíder 24, 4;

in der senkung: (er) thèt flíessen *10, 2*;

in der hebung: (die) sún vìl *14, 3*; (die) sún sò 16, 6; (der) knáb wàs *2, 1*; (er) zúg dàrvon *2, 8*; (er) hét mìt *1, 5*. 16, 5; (er) hét sìe 20, 1; (er) hét dèn 34, 7; (er) hét Seỳfríd *38, 1*; (er) hét beỳ 39, 3; — (ich) hórèt ságen 43, 4; (den) kúnig seỳn *12, 2*.

β) nach langer silbe:

im auftact: als víl *9, 4*; (die) leng hát 28, 4;

in der senkung: àll músten *9, 3*; kein créature 25, 5; (der) tràch wás 35, 6; (er) sòlt háben *6, 4*; (er) eỳlt nách 36, 1; (er) mòcht fáren *9, 2*; — (er) díenèt wílligklichen *12, 1*; (es) wúndèrt Seýfrid *10, 3*; étlìch jár (acc. pl.) *3, 8*;

in der hebung: (ich) fréw mìch 60, 7; (er) wóll dànn 41, 5; (er) kém vòn 52, 7; lindtwúrm kròttén *8, 3*; (der) trách lègt 21, 2; (der) trách zv̀ 22, 2; (ich) séch sìe 23, 7; (ein) trách wònt 49, 6; (ich) empfílch mìch 30, 3; (du) zeýg mìr 59, 7; (der) díng gàr *2, 4*; (er) dánck dìr 46, 1; (ich) bítt dàss 46, 7; (er) wólt nìe *2, 5*; (er) wólt reỳtén 42, 2; (er) wált sein 58, 7; (er) fúrt sìe 19, 1; (er) meýnt dèr *7, 1*; (er) wést nòch 37, 7; (er) beýst dèr 39, 7; (er) dácht dèr *5*, 7.

vor einer vorsilbe: (die) wúrm vèrbrínn *9, 8*; (er) wúrd bèkánt 32, 4; férr vèrséndet 47, 5; (das) weýt gèfílde 59, 3; (er) mócht gèleýchet 44, 8; — (der) wúrm begùnt weýchen *10, 1*.

Diese belege dürften genügen, um zu erweisen, dass die apokope willkürlich nach dem versbedürfnis stattfindet.

2. Wörter vom typus ◡×.

Sie werden im innern des verses teils als hebung + senkung gebraucht, teils als hebung oder als senkung (oder als auftact). An sich kann das ein rest älterer technik sein. Es ist aber schon oben u. II. a. 3. β. darauf hingewiesen, dass von den 89 zweisilbigen reimen, 57 auf grund der allgemeinen sprachentwicklung als einsilbig anzunehmen sind. Die anderen 32 sind mundartlich einsilbig. In fällen wie *leben*, *stadel*, *sagen* (19×) ist für die mundartliche aussprache einsilbigkeit anzunehmen als: lē'm, stā'l, sāŋ. Auch *beleiben*, *treiben*, *fragen*, *lagen* (4×) haben als einsilbig zu gelten: bleim, treim, frāŋ, lāŋ. Auch *erden*, *worden* (2×) sind bei H. Sachs einsilbig (> *ern*, *worn*). Es bleiben als schwere synkopen *verborgen*, *sorgen*, *zwergen*, *fliessen*, *besitzen*, *töten*, *nöten* (7×). Es darf hier auf die

orthographie des H. Sachs verwiesen werden, dessen starke wortverkürzungen sich aus dem bestreben erklären, die eigene aussprache und das übliche schriftbild eines wortes in einklang zu bringen. Daher heisst es *vber*, wenn der vers zwei silben fordert, *vbr*, wenn nur eine stehn soll; entsprechend *verporgen* und *verporgn*, *Leiptzig* und *Leiptzg*, und dergl. mehr.

α) Kurze silbe in der hebung:

némen dàs 121, 6; kúnig sò *1, 2*; kúnig Gỳbichs *11, 7*; kúnig seỳn *12, 2*; kúnig bòtén 32, 1; kúnig sò 43, 5; kúnig àls *156, 4*; kúnig ìm 168, 2; vberálle 115,5 lébendìg 162,6; nében ìm 92, 3; síbentzìg 54, 3; dóben verzért *140. 4*; édel eìn 108, 6; — wíder vnd *5, 6*; wíder ìr *143, 7*; Hágen bèfolchen *178, 7*; ságen diè 30, 5; gelégen ìn 64, 8. váter vnd 18, 7; 23, 3; 47, 3; 102, 3 (8 : 15).

β) Kurze silbe in der senkung:

kúnig lóbesam 102, 6; kúnig hóch 158, 4; kùnig Gỳbich 169, 1; kùnigtóchter 27, 7; Gỳbichs hófe *11, 7*; stàdel thór 72, 6; rìten eín 171, 4 (1 : 6).

γ) Kurze silbe im auftact:

oben áller 132, 2: — vber áller 29, 4; vber dísen 110, 7; nider ín 66, 4; oder sích 103, 4; oder ích 116, 3 (0 : 6).

δ) Lange silbe in der hebung:

vor vokal: jámer vnd 22, 7; fínger èrkalte *10, 5*; — éssen vnd 119, 1; línden àll *6, 2* (2 : 2);

vor konsonant: téuffel hìn 74, 3; 90, 3; téuffel spràch 173, 7; — hínder sìch 159, 3; vnter dèr 99, 7; vnder dem *138, 3*; — wúnders nìht 36, 7; — éisen schlùg *5, 1*; zwíschen dèn *11, 2*; — spráchen dès *3, 1*; tráchten nìcht 104, 4; — gáben dèm *38, 5*; fúrsten rìten 171, 4; bráchten mìch 31, 4; — scheútzlich nìcht 105, 2 (5 : 10).

ε) Lange silbe in der senkung:

vor vokal: bèrgen ín 8, *6*;

vor vorsilbe: tràchen gewínnen 107, 8;

vor konsonant: deỳner hílfe 152, 6; deỳner kúnst 160, 1; meỳner gróssen 150, 8; seỳner brácken 35, 1; — meỳner váter 23, 3; tràchen staín 109, 3; àlten zwérg 168, 4; verbòrgen schón 99, 8; — jùnges bùbeleyn 62, 6; — zweìntzig stércke 48, 1; grìmmig Hágen *177, 7* (2 : 11).

ζ) Lange silbe im auftact:

vor konsonant: seyner séel 124, 7; vnser taúsend 158, 8; yedermánn *170, 2* (1 : 2).

3. Die vorsilben.

α) bleiben erhalten:

im auftact: z. B.: bewár 111, 2; beschleússt 64, 4; bezwúngen 153, 4; — gewésen 47, 2; gewúchs 34, 2; gelégen 64, 8; — erlóst 32, 8; ersách 101, 4; erstách *177, 7*; — vermág 93, 6; verlíeren 112, 4; verzógen 34, 8 (5 : 17);



in der senkung: z. b.: hie beleýben 159, 2; frů beréyt 178, 4; dá begán 41, 2; — dú gewáltig 29, 3, hie gewúnnen 55, 5; hié gemáchet *154, 2*; — dó empfand 69, 2; wól empfángen 171, 5; — jm entwíchen 149, 7; wár entbránnt 18, 2; wárd entschlóssen 100, 1; — zů ernéren 111, 7; dá ergiéng *12, 6*; wőll ergán 94, 8; — neú verirret 37, 1; tůr verbórgen 99, 8; wól vergélten 75, 3; — wás zerrúttet 129, 8; wélt zergán 98, 4; wórt zerbrách 29, 7; (48 : 210);

in der hebung: dò bégund 101, 5; — gottès érbarmunge 50, 7; wirds érlöst 50, 8 (— : 3).

β) werden verkürzt:

vor der hebung, nach der senkung: nach einer apokope: vnd gewálte *1, 3*; wèrd gewár 93, 8; hèt gelán *165, 4*; — thůr verbórgen 99, 8;

nach vollständigem wort: dàs begúndt *143, 3*; mìch betrógen 40, 7; — seydèn gewánd 85, 6; eìn gewílde *8, 1*; hìlf gewínnen 77, 4; — schlůg èr entzwéye *5, 1*; — staìn erzíttert 109, 3; fingèr erkálte *10, 5*; — jn verlóren 89, 8; dìch verlóren 90, 8; dobèn verzért *140*, 4; — dich villeícht 75, 6; — jn zemőrden 130, 4 (13 : 29);

vor der hebung, hinter dem auftact: so behéltst 60, 2; do begúndt 150, 3; do begríffe 109, 1; — so entgůlt 56, 3; — er gewán 48, 1; nun gewán 169, 1; des gewért 24, 5; — ich empfílch 30, 3; — es empfíng 45, 5 (— : 9);

vor dem auftact: gelust keýner 77, 8; gewaltíger 29, 2 (0—2);

vor der senkung, nach einer apokope: wúrm begùnd *10, 1*;

nach vollständigem wort: súnst geschèch 126, 8 (1 : 1).

4. Epithese.

Seyfride der 40, 1; 52, 1; — begriffe er 109, 1; den schatze aus her *134, 8*; — den leybe seyn *10, 8*; den tode litt *11*, 4; hayme lassen 24, 1; (den) rathe gab 128, 2; das fewre schoss 132, 8; der berge vol 155, 8 (3 : 7).

5. Accentverletzung.

Verstösse gegen den grammatischen accent sind an jeder stelle des verses und in jeder grammatischen kategorie zu finden. Im ganzen zähle ich in den 1432 versen des h. S. 235 verse mit tonverletzung = 16, 4 %; darunter 15 × tonverletzung innerhalb eines verses an zwei stellen, 1 × (156, 7) an drei[1].

1. das zweite glied eines nominalcompositums ist betont:

α) Namen.

an erster stelle: Seyfrid 36, 1. 7; 49, 2; i. gz. 24 ×; Sigmund *1, 4*; Krimhild 51, 3; Gybich 1697. (6 : 21);

an zweiter sttelle: Seyfrid *13, 5*; 33, 3; 35, 3; i. gz. 14 ×; Nybling(er) *13, 2. 8*; *14, 6*; Gyrnot 176, 1 (9 : 9);

an dritter stelle: Seyfrid(e) *1, 6*; 39, 1; 41, 1; i. gz. 46 ×; Siglinge 48,5; Nyblinge *156. 7*; Krimhilde *179*, 1 (7 : 42).

1) Nur eine accentverletzung und zwar vor der cäsur oder im reim haben 93 verse.



β) substantiva und adjectiva u. a.:

an erster stelle: lindtwûrm *8, 3*; junckfraw 26, 8; viertzehen 119, 2; fünfftzehen 171, 4; dennocht 21, 3 (1 : 4).

an zweiter stelle: junckfraw 18, 4; viertzehen 172, 2 (— : 2);

an dritter stelle: mutwillig *2, 1*; schmidtknecht *4, 8*; junckfraw 30, 6; u. a. 11×. (2 : 9).

2. Eine ableitungssilbe ist betont:

an erster stelle: gwaltiger 29, 2: kûnig *170, 7*; warlich 76, 4 (1 : 2);

an zweiter stelle: endtlichen 28, 2; herlich 43, 4; menschlichen 126, 2; seltzam 35, 5; stählein 80, 4; teufflische 124, 2 (— : 6).

an dritter stelle: tåglichen 20, 7; freundlichen 61, 7; Eugleýne 42, 5. 45, 1; erbarmunge 50, 7; kûnigin 51, 3; weygándt 121, 4; bûlschaffte 125, 7. (— : 8.)

3. Eine flexionssilbe ist betont:

-e: an erster stelle: beyde 39, 6. 172, 8; brinne 82, 7; stûnde 121, 3. (— : 4.)

an zweiter stelle: Seýfridé 40, 1. 52, 1; beydé 128, 5. (— : 3.)

-el: an erster stelle: zobél 43, 2; Eugel 118, 2. 153, 2. *164, 5.* 168, 5. (1 : 4.)

-er: an erster stelle: hinder *6, 7*; oder 21, 6. 90, 4. *155, 6*; under 21, 8. 88, 4. 128, 7. *135, 3*; ûber 36, 6. 64, 2; deyner 46, 3. 55, 3; vnser *156, 7*; edler 158, 4; welcher *165, 4*; kuperan 153, 3. (5 : 11.)

an zweiter stelle: vatter *2, 3. 156, 7*; ander *4, 8*; über 26, 5. 89, 5. *140, 6.* u. a. i. gz. 13×. (4 : 9.)

-ern: an erster stelle: finstern 41, 2. (— : 1.)

-en: an erster stelle: zwischen *8*, 6; hütten *14, 6*; westen 31, 1. i. gz. 8×. (4 : 4.)

an zweiter stelle: krötten *8, 3*; wurden *15, 2*; botten 32, 1. i. gz. 15×. (4 : 11.)

-ens: an zweiter stelle: essens 36, 3; hettens *38, 8.* (1 : 1.)

-ent: an zweiter stelle: tugent 55, 3. (— : 1.)

4. Präfix un-, ur- u. ä. ist unbetont:

an erster stelle: vngessen 117, 7; (— : 1.)

an zweiter stelle: vnmassen 21, 4; vntrewen 108, 4. (— : 2.)

an dritter stelle: vntruncken 117, 7; vnmere *141, 1*; vrlaube *156, 1*; — aufsitzen 152, 3. (2 : 2.)

5) Das erste glied eines verbalcompositums ist betont:

an erster stelle: bégund 101, 5; erlöst 50, 8; gestorben *156, 8.* (1 : 2.)

an zweiter stelle: érbarmúnge 50, 7. (— : 1.)

Die accentversetzungen gehen so gleichmässig durch das ganze gedicht hindurch, dass sie die möglichkeit zweier verfasser für die 1432 verse des h. S. ausschliessen oder wenigstens zu bemerken gestatten, dass Golthers hypothese in der metrischen form des h. S. keine stütze findet. Die erscheinungen der vocaldehnung, epithese und enthese, apokope und synkope, weisen über die mhd. zeit als entstehungszeit des h. S. hinaus; die rhythmische technik zeigt volle übereinstimmung mit der des Hans Sachs.

BRÜHL BEI KÖLN. CHR. AUG. MAYER.

KONRAD MAURER[1].

Konrad Maurer wurde am 29. april 1823 in Frankenthal in der Rheinpfalz geboren als einziger sohn Georg Ludwigs v. Maurer, der, seit 1826 an die Münchner hochschule berufen, als lehrer der deutschen rechtsgeschichte und als staatsmann zu hohem ansehen gelangte. Alois Brinz hat in der „Allgemeinen deutschen biographie“, band 20, die wirksamkeit L. v. Maurers eingehend gewürdigt. Konrad Maurer genoss eine sorgfältige erziehung. Er begleitete 1832 seinen vater nach Griechenland, besuchte nach seiner rückkehr 1834 ein Münchner gymnasium und bezog 1839 die universität. Das vorbild seines vaters führte ihn zu geschichtlichen und rechtsgeschichtlichen forschungen, die er in München und Leipzig unter Albrecht, vornehmlich aber in Berlin unter Homeyer, Richthofen und Jacob Grimm eifrig betrieb. Zunächst aber wandte er sich zum praktischen beruf und bestand 1844 die staatsprüfung. 1846 promovierte er mit der abhandlung: „Über das wesen des ältesten adels der deutschen stämme“. Diese arbeit, die noch heute wertvoll ist, ragt weit über den durchschnitt der gewöhnlichen doktorschriften hervor und lässt bereits die besonderen vorzüge des scharfsinnigen, kritisch denkenden, historisch und philologisch gründlich geschulten forschers klar erkennen.

Dem wunsche seines vaters gemäss betrat Konrad Maurer jetzt die gelehrte laufbahn und wurde 1847 ausserordentlicher, 1855 ordentlicher professor des deutschen rechts an der Münchner hochschule. Seine vorträge behandelten deutsches privat- und handelsrecht, deutsche rechtsgeschichte, erstreckten sich aber auch auf nordgermanisches recht, religionsverfassung im germanischen heidentum und die Germania des Tacitus. Vom sommer 1868 an las er nur noch über altnordisches recht (staats-, privat- und kirchenrecht) und nahm als professor der nordischen rechtsgeschichte eine ausserordentliche, nur für seine person geschaffene stellung unter den deutschen rechtslehrern ein. Bis 1888 hielt er seine vorlesungen vor einem kleinen, aber gewählten kreis von zuhörern, die fast alle unter seiner leitung und anregung zur akademischen laufbahn als juristen, historiker oder philologen sich ausbildeten. Das gebiet, auf dem Maurer inzwischen anerkannter, unerreichter und unvergleichlicher meister geworden war, lag weitab von der heerstrasse der gewöhnlichen berufswissenschaften. Maurers vorlesungen setzten die kenntnis der nordischen sprache, geschichte und altertumswissenschaft voraus und führten unmittelbar in die feinsten und schwierigsten wissenschaftlichen untersuchungen hinein.

1888 gab Maurer aus gesundheitsrücksichten seine vorlesungen auf, war aber noch längere zeit wissenschaftlich tätig, bis die zunehmenden mühen des hohen alters ihn zur ruhe zwangen. So entschwand der verehrte mann langsam unseren blicken. Sein am 16. september erfolgter tod bewegte viele herzen in Deutschland und im norden und wird besonders bei den Isländern, bei denen Konrad Maurer geradezu volkstümlich war, tief schmerzlich empfunden werden. Mit Konrad Maurer ist einer der letzten dahingegangen, die noch Jacob Grimms persönliche lehre und freundschaft erfuhren, ein mann, der die germanische altertumswissenschaft, wenn auch nur auf einem sondergebiet, begründen und aufbauen half.

Konrad Maurer lebte in stiller zurückgezogenheit mit rastlosem fleisse nur seiner wissenschaft und trat niemals in die öffentlichkeit. Das von ihm vertretene lehrgebiet der nordischen rechtsgeschichte ist in Deutschland nur wenigen fachmännern

1) Vgl. auch Philipp Zorn in der Allgemeinen zeitung 1902, beilage nr. 249.

bekannt. Darum wusste man in weiteren kreisen nicht viel von dem ausgezeichneten, in ganz ungewöhnlichem sinne hervorragenden manne. Er entzog sich so viel als möglich äusseren ehren und lehnte darum auch die rektorwürde ab. Wo aber die pflicht rief, stellte er sich mit rat und tat freudig zum dienst. Auszeichnungen, die er nie suchte und von denen auch seine nächsten freunde kaum etwas hörten, wurden ihm reichlich zu teil. Seit 1865 gehörte er der bayerischen akademie der wissenschaften an, wurde im laufe der jahre mitglied der Wiener und Berliner akademie und aller nordischen gelehrten gesellschaften, er war ritter hoher bayerischer orden, seit 1875 auch des Maximiliansordens, und besass die ersten dänischen, norwegischen und schwedischen orden. 1892 ward er zum geheimrat ernannt. 1876 hielt er auf ehrenvolle berufung der norwegischen regierung in Kristiania vorlesungen über nordische rechtsgeschichte. Man suchte ihn dauernd im norden festzuhalten, aber er kehrte nach München zurück.

1858 vermählte er sich mit Valerie v. Faulhaber und gewann in ihr die treueste genossin, die ihn mit ganzer seele verstand und verehrte. Von Maurers einfach-vornehmer häuslichkeit schreibt ein Norweger, Ebbe Hertzberg, dass man da mit herzlicher und wahrhaft nordischer gastfreiheit aufgenommen wurde, und dass sie zu den liebsten erinnerungen zähle, die ein skandinavischer gelehrter aus München mitnehme. Alois Brinz schreibt auf seine treuherzige art in der Allgemeinen deutschen biographie 20, 707 „in Konrad Maurer hat aber jeweilen einer, der keine gleich sichere vorschule, keine gleich bildsame umgebung, keine gleich bewusste festigkeit des wesens mit sich brachte — ohne ansehen von geburt und stand — noch in jungen jahren seinen freund, eine stütze im leben, und sein vorbild im denken und handeln gefunden und dankt dem geschicke, das dieses geschlecht in die Isarstadt verpflanzt hat“. Zwischen diesen beiden männern bestand eine besonders innige freundschaft, die in diesem falle ganz und gar auf persönlicher neigung und achtung, nicht auf gemeinsamer wissenschaft beruhte. Maurers schlichte, edle grösse wirkte schon durch die rein menschlichen vorzüge auf jeden, der ihm einmal nahe treten durfte.

Von Jacob Grimm in Berlin war Maurer auf germanistische studien überhaupt und rechtsgeschichtliche im besonderen gewiesen worden. Er begann schon als student eine untersuchung über angelsächsische rechtsquellen, die hernach in der „Kritischen überschau der deutschen gesetzgebung“ 1853 erschien. Ein Norweger, der architekt Peter Holtermann, machte ihn zur selben zeit zuerst auf die nordischen quellen aufmerksam, und Grimm empfahl dem jungen gelehrten nachdrücklich deren studium. Von J. Grimm und Wilda waren die damals noch wenig erforschten nordischen rechtsdenkmäler zum erstenmal für die deutsche und germanische rechtsgeschichte herangezogen worden. Aber erst nach übernahme seines lehramts in München beschäftigte sich Maurer mit dem gebiet, auf dem er seine lebensaufgabe finden sollte. 1852 erschien bei Christian Kaiser in München, dessen verlag die meisten bücher Maurers übernahm, seine erste schrift: „Die entstehung des isländischen staates und seiner verfassung“, worin der verfasser eine schier erschöpfende kenntnis des altisländischen volkes, seiner sprache, geschichte und rechtsverfassung bewies, die allgemeine bewunderung im norden und in Deutschland hervorrief. Es war damals überhaupt und namentlich in Deutschland noch sehr schwierig, mit den denkmälern des nordens bekannt zu werden. Die rechtsquellen waren nur ganz ungenügend herausgegeben und daher lag auch ihre geschichte völlig im dunkel. Maurer erkannte mit scharfem blick, dass eine behandlung der rechtsquellen nur auf grund einer erschöpfenden kenntnis der geschichtsquellen möglich sei. Dem deutschen forscher stellten sich

zahlreiche schwierigkeiten entgegen, die masse des stoffs, die sprache der quellen, die geringfügigkeit der hilfsmittel, der mangel an wörterbüchern, die beschaffung der meistens im norden gedruckten bücher, von denen auf den öffentlichen bibliotheken Deutschlands nur wenige vorhanden waren. Es ist ein erstaunlicher beweis von Maurers gewaltiger arbeitskraft, dass er alle diese hemmnisse neben den anforderungen seines lehramts für deutsche rechtsgeschichte in kurzer frist überwand. Dabei wurde er von anfang an auf unmittelbare beschäftigung mit den quellen selbst hingewiesen. Galt es doch keineswegs, eine im norden bereits ausgebildete wissenschaft kennen zu lernen und deren ergebnisse den deutschen gelehrten zu vermitteln; vielmehr war diese wissenschaft selbst aus den quellen erst aufzubauen. Maurer gewann aber dadurch auch eine durchaus selbständige stellung zur nordischen überlieferung, die er bis ins kleinste beherrschte. Damals legte er auch den grund zu seiner grossartigen büchersammlung, die für germanische philologie überhaupt sehr reich, für nordische vollständig war, deren ausgiebige benutzung er seinen freunden und schülern gerne gestattete. Schon diese erste schrift über Island ist in der verarbeitung der quellen und in der darstellung musterhaft. Noch 1882 wurde sie von Sigurd Sigurdsson ins Isländische übersetzt und gilt mithin auf Island selbst für eine klassische, unübertroffene schilderung. Maurer beabsichtigte, solche „Beiträge zur rechtsgeschichte des germanischen nordens" in zwanglosen heften herauszugeben und zunächst die begründung der christlichen kirche und ihrer verfassung auf Island, sodann die gemeindlichen und nachbarlichen verhältnisse im isländischen freistaat zu schildern. Diese pläne wurden hernach in weit grösserem umfang ausgeführt, als Maurer zuerst sich vorgestellt hatte, sie erwuchsen zu grossen werken, die an gehalt und umfang das erste heft der „Beiträge" weit überragen.

Das kleine buch war nur ein vorläufer zu dem zweibändigen hauptwerke: „Die bekehrung des norwegischen stammes zum christentum in ihrem geschichtlichen verlaufe quellenmässig geschildert" 1855/56. Vom isländischen volke wendet sich Maurer hier zum norwegischen stammland, ja zum gesammten norden und erzählt eines der wichtigsten ereignisse mit wahrhaft klassischer schönheit.

Die bekehrung Islands, die Maurer ursprünglich allein hatte behandeln wollen, war nicht „ohne gleichzeitige stete berücksichtigung der untrennbar in sie verflochtenen norwegischen bekehrungsgeschichte zu bearbeiten und verständlich darzustellen; andererseits gewann die so erweiterte aufgabe ein selbständiges interesse, indem sich nicht verkennen liess, wie die kirchengeschichte Norwegens und Islands ganz vorzugsweise geeignet sei. die ebenso schwierige als wichtige frage nach dem inneren hergange bei dem übertritt der germanischen stämme vom heidentume zum christentum ihrer lösung näher zu bringen". Im ersten band wird die äussere, im zweiten die innere geschichte der bekehrung erzählt. Den norwegischen historikern Munch und Keyser gegenüber steht Maurer ganz selbständig und unabhängig. Von Munchs „Det norske folks historie" kamen Maurer die zwei ersten bände heftweise zu, nachdem die vorarbeiten und der erste entwurf der eignen schrift bereits beendigt waren; Keysers „Den norske kirkes historie" (1856/8) erschien erst nach der Bekehrung. So viel Maurer dem werke Munchs, das er überall zu rate zieht, für den ersten teil auch verdankt, so behauptet er doch an vielen stellen seine eigene abweichende meinung, gestützt auf schwerwiegende gründe. Zu den glänzendsten abschnitten des ersten teils gehören die prächtigen, wahrhaft künstlerisch gestalteten charakterschilderungen der norwegischen könige, Hakons des guten und der beiden Olafe. Eine darstellung, wie sie der zweite teil gibt, war noch nie versucht worden; hier steht

Maurer ganz allein. Aus zahllosen in den sǫgur verstreuten einzelzügen gewann er ein lebendiges und wirkungsvolles gesamtbild vom glaubenswechsel, wie er in der seele einzelner personen und des ganzen volkes sich spiegelt. Die sammlung und verarbeitung der einzelheiten zur abgerundeten abgeklärten schilderung ist ein meisterstück. Dem heidentum sowol als der mittelalterlichen kirche geschieht volle gerechtigkeit.

So hatte Maurer bereits für seine ersten bücher die gesamte überlieferung der Nordgermanen sich angeeignet, rechts- und geschichtsquellen und gedichte. — 1858 bereiste er mit dem geographen Winkler, der die reise in einem hübschen buche 1861 beschrieb, Island, um land und leute persönlich kennen zu lernen. Das ganze land wurde durchritten; Maurer war bei den isländischen gelehrten, pfarrern und bauern zu gast. Er vermied es, mit dänischen empfehlungen in Island zu reisen und gewann gerade dadurch das besondere vertrauen der Isländer, die in dem deutschen gelehrten bald einen warmen und verständnisvollen freund und fürsprecher ihrer vaterländischen sache erkannten und daher ihm gegenüber aus ihrer zurückhaltung heraustraten und ungewöhnlich mitteilsam und umgänglich wurden. Maurer beherrschte die isländische sprache, die er sich nur aus büchern angeeignet hatte, so vollständig, dass er mit den Isländern wie ihr volksgenosse verkehren konnte.

Nach seiner rückkehr gab Maurer eine isländische saga, die geschichte von Gullthorir, heraus und bewies in der behandlung des textes, dem eine ausführliche einleitung über alter, glaubwürdigkeit und wert der saga vorausgeschickt ist, seine philologischen kenntnisse. 1860 kamen die „Isländischen volkssagen der gegenwart" heraus, die Maurer auf seiner reise grossenteils unmittelbar aus mündlicher überlieferung aufgezeichnet hatte. In diesem buche bewährte er sein tiefgründiges verständnis für die volkskunde, die er stets mit besonderer vorliebe pflegte. Seinen bemühungen ist es zu danken, dass die reiche sammlung von isländischen volkssagen und märchen, die Jón Arnason und Magnús Grímsson veranstaltet hatten, zum abschluss kam und 1862/64 in zwei grossen bänden bei Hinrichs zu Leipzig gedruckt wurde. Und aus der isländischen sammlung ist wiederum nachträglich zu ersehen, wie trefflich und übersichtlich Maurer selbst gesammelt, ausgewählt und verdeutscht hat. Jacob Grimm sprach in einem briefe an ihn eine wahrhaft rührende freude über diesen ebenso reichen wie eigentümlichen zuwachs zur germanischen sagenkunde aus. Maurer hat die Íslenzkar þjóðsögur og æfintýri im 7. und 9. band der Germania ausführlich besprochen und ebenso im 14. band, zu Willatzens Altisländischen volksballaden und heldenliedern der Færinger, land und leute und ihre lieder meisterhaft geschildert. Der schöne aufsatz Zur volkskunde Islands im ersten band der zeitschrift des vereins für volkskunde ergänzt und erweitert Guðbrands Vigfússons einleitung zum ersten band von Jón Arnasons sammlung (verdeutscht in den isländischen volkssagen von M. Lehmann-Filhés II, 1891). Man gewinnt daraus einen überblick über die wissenschaftlichen bestrebungen der isländischen volkskunde in alter und neuer zeit. Einen beitrag zur deutschen volkskunde liefert Maurers abhandlung über die bayerischen sagen (Bavaria I, 1).

Nachdem Maurer so auf breitester grundlage das norwegisch-isländische volkstum und seine geschichte quellenmässig erforscht hatte, wandte er sich nach einigen kleineren in der „Kritischen überschau der deutschen gesetzgebung" und der „Kritischen vierteljahrsschrift" erschienenen aufsätzen, die sich mit den ausgaben der isländischen gesetze befasst hatten, zu seinem hauptgebiet, zur nordischen rechtsgeschichte und quellenkritik. Neben den rechtsdenkmälern selbst wird der vielfach rechts-

geschichtliche inhalt der sǫgur herangezogen und somit das angewandte recht aufgezeigt. Und die ergebnisreiche quellenkritik der gesetze führt zu einer ebenso strengen kritik der sǫgur und damit zu sehr wertvollen literargeschichtlichen untersuchungen.

In diesen untersuchungen treten Maurers kritische begabung, wissenschaftliche gründlichkeit und schöpferische kombinationskraft ins hellste licht. Keine überlieferte meinung wird ungeprüft hingenommen, meist fällt sie vor seiner scharfsinnigen und umsichtigen beweisführung gänzlich dahin, und ein neues, mit gründen und beweisen wol gesichertes ergebnis tritt an ihre stelle. Maurer beherrschte alle wissenschaftlichen hilfsmittel philologisch-historischer kritik, er besass ein feines sprachgefühl für die unterschiede norwegischer und isländischer rechtsausdrücke und vermochte aus eigenen sammlungen die altnordischen wörterbücher, die er in gründlichen anzeigen im Anzeiger für kunde der deutschen vorzeit 1863, in der Germania 12, in der Allgemeinen zeitung 1870, beilage nr. 6/7 und in der Kritischen vierteljahrsschrift 1886 besprach, oft zu ergänzen und zu berichtigen, er gieng mit grösster gewissenhaftigkeit und strengster sachlichkeit zu wege. So erfuhr jede frage, die er behandelte, stets bedeutende förderung, wenn nicht überhaupt endgiltige lösung.

Nun beginnt die lange reihe glänzender einzeluntersuchungen, an deren spitze 1863 die abhandlung über die „Grágás“, das isländische rechtsbuch, in der Hallischen encyklopädie, band 77, s. 1—136, steht, und die meist in den denkschriften und sitzungsberichten der Münchner akademie, aber auch in zahlreichen juristischen, historischen und philologischen fachzeitschriften veröffentlicht wurden.

Der aufsatz über die Grágás bespricht zunächst die handschriften und ausgaben und erörtert dann die entstehung der rechtsaufzeichnung auf breitester geschichtlicher grundlage, aus der betrachtung der gesamten isländischen gesetzgebung seit den Ulfljótslǫg. Dieser letzte teil wird 1869 durch die akademieabhandlung: „Die quellenzeugnisse über das erste landrecht und über die ordnung der bezirksverfassung des isländischen freistaates“ ergänzt. Nun folgt der beweis, dass die handschriften der Grágás nicht etwa bloss verschiedene recensionen eines und desselben amtlichen rechtsbuches sind, vielmehr völlig verschiedene kompilationen, die nur grösstenteils aus denselben quellen geschöpft und dadurch eine gewisse gleichartigkeit gewonnen haben. Diese quellen sind aber teils gesetze, teils rechtsvorträge von gesetzsprechern, deren mehrere namentlich genannt werden, teils privatarbeiten und formelsammlungen. Die texte der zwei haupthandschriften, codex Regius und Arnamagnæanus, entstanden in den jahren 1258—62 und 1262—71. Der name Grágás für diese niemals unter einem gemeinsamen namen zusammengefassten rechtsaufzeichnungen kam erst am anfang des 17. jahrhunderts und nur durch einen irrtum auf. Dabei erörtert Maurer s. 98/9 auch zum erstenmal die frage, wie die liedersammlung des codex Regius zur benennung „Edda Sæmunds“ kam. Alle meinungen, die jemals von den älteren isländischen gelehrten über die Grágás geäussert wurden, unterwirft Maurer einer strengen sachlichen kritik. Seine besonders auch an alten ausgaben und abhandlungen reiche büchersammlung und seine aus genauen erkundigungen geschöpfte kenntnis der nur handschriftlich vorhandenen gelehrten schriften der Isländer ermöglicht auch in diesem abschnitt eine sorgfältige und durchaus zuverlässige darstellung. Die Grágásfrage ist durch Maurer in der hauptsache allseitig beleuchtet und der lösung nahe geführt worden.

Mit derselben beispiellosen umsicht, gründlichkeit und klarheit sind auch alle übrigen untersuchungen Maurers geführt, so z. b. die über die entstehungszeit der

älteren Gulaþings- und Frostaþingslǫg in den Abhandlungen der Münchener akademie 1872 u. 1875 und in der Hallischen encyklopädie 97 (1878) oder die über das angebliche Christenrecht könig Sverrirs (1877). Art und weise der betreffenden rechtsaufzeichnungen, ursprung und alter, quellen, aus denen sie sich zusammensetzen, werden gründlichst, lichtvoll und überzeugend geschildert. In der hauptsache ergibt sich, dass die älteren norwegischen rechtsquellen bis auf Magnús lagabœtir keine gesetzbücher, sondern privataufzeichnungen sind, entstanden in anlehnung an den vortrag der gesetzsprecher. Keines der denkmäler ist älter als der anfang des 12. jhds. Wenn wir den nordischen gelehrten Keyser, Munch, G. Storm, Vilhjálmr Finsen, Schlyter, Kolderup-Rosenvinge, die ausgaben der nordischen rechtsquellen verdanken, so steht Maurer an aller erster stelle unter denen, die uns jene denkmähler verstehen gelehrt haben. Er darf mit fug als der schöpfer der nordischen rechtsgeschichte gerühmt werden.

Neben den aufsätzen, die sich mit den rechtsquellen selbst beschäftigen und deren hauptergebnisse der „Überblick über die geschichte der nordgermanischen rechtsquellen" in Holtzendorffs Encyklopädie der rechtswissenschaft (5. aufl. 1889) und die erweiterte norwegische übersetzung „Udsigt over de nordgermaniske retskilders historie" (Kristiania 1878) zusammenfasst, stehen ebenso glänzende schriften über den inhalt der rechtsbücher, über rechtsformen und verfahren und gerichtsleute. Dabei wurden die geschichtsquellen in vollem umfange herangezogen. Hierher gehören u. a. „Zur urgeschichte der godenwürde" im 4. band dieser Zeitschrift, „Das alter des gesetzsprecheramtes in Norwegen" 1875, „Über die einziehung der norwegischen odelsgüter durch Haraldr hárfagri" in der Germania 14, „Über die norwegischen höldar" in den Münchener sitzungsberichten 1889, „Über die schuldknechtschaft nach altnordischem recht" in den Münchener sitzungsberichten 1874, „Über das vápnatak der norwegischen rechte" in der Germania 16, „Über die eingangsformel der altnordischen rechts- und gesetzbücher" in den Münchener sitzungsberichten 1886, „Die rechtsrichtung des älteren isländischen rechts" 1887, „Über das bekenntnis des christlichen glaubens in den gesetzbüchern aus der zeit des k. Magnús lagabœtir" in den Sitzungsberichten 1892, „Über zwei rechtsfälle in der Eigla und Eyrbyggja" ebd. 1895 und 1896. Zur kultur- und kirchengeschichte gehören die beiden akademieabhandlungen „Über den hauptzehnt einiger nordgermanischer rechte" und „Über die wasserweihe des germanischen heidentumes", in der Maurer eine nachahmung der christlichen taufe vermutete. Die „Wasserweihe" veranlasste den bedauerlichen ausfall Müllenhoffs im Anzeiger 7, 404 fgg., dem Konrad Maurer mit recht nur mit vornehmem schweigen begegnete. Alle diese in anlage, beweisführung und gedankenreichtum, anschaulicher darstellung und strenger sachlichkeit unvergleichlichen schriften waren eigentlich nur vorarbeiten zu einer umfassenden nordischen rechtsgeschichte, die leider nicht mehr zur ausführung kam. Maurer verlor sich schliesslich zu sehr in einzelfragen, dass es ihm nicht mehr gelang, das ganze zusammenzufassen, wie es ihm früher z. b. in der „Bekehrung" so herrlich geglückt war. Im mittelpunkt der studien Maurers stand dabei das norwegisch-isländische recht mit seiner auf gemeinsamer grundlage ruhenden, aber im freistaat und unter dem königtum doch höchst eigenartigen und verschiedenen entwicklung. Aber auch die dänischen und schwedischen rechte durchforschte er aufs gründlichste, wovon einzelne abhandlungen wie die gesamtdarstellung im „Überblick" zeugnis ablegen.

Maurers befähigung für quellenmässige geschichtschreibung bewährt sich wiederum trefflich in der geschichte der entdeckung Ostgrönlands (Grönland im mittel-

alter und wiederentdeckung Grönlands), die er für „Die zweite deutsche nordpolfahrt unter führung von Koldewey“ 1873 verfasste. Als einen besonders wertvollen geschichtlichen beitrag hebe ich noch den im zweiten band dieser zeitschrift veröffentlichten aufsatz „Islands und Norwegens verkehr mit dem süden vom 9. bis 13. jahrhundert“ hervor.

Maurer hat sich endlich um die altnordische litteraturgeschichte grosse verdienste erworben, namentlich um die geschichtlichen sagas, sowol die Íslendingaals die konungasǫgur, während er die mythischen sagas und die skaldenlieder mehr bei seite lässt. Die beiden arbeiten „Über die ausdrücke altnordische, altnorwegische und isländische sprache“ in den Abhandlungen der akademie 1869 und „Über die norwegische auffassung der nordischen litteraturgeschichte“ im ersten band dieser zeitschrift sind hier vor allem wichtig. Maurer weist die dänischen und schwedischen ansprüche auf anteil am altnordischen schrifttum als völlig unberechtigt zurück, wendet sich aber ebenso entschieden gegen Keysers meinung, dass die sǫgur in der mündlichen überlieferung der Norweger schon völlig ausgebildet gewesen seien, so dass sie von den Isländern nur niedergeschrieben worden wären. Den Isländern gebührt der ruhm, die meisten sogn. altnordischen werke selbständig und kunstvoll geschaffen zu haben. Die Norweger haben verhältnismässig nur wenig geschrieben und viel später als die Isländer. Mit grosser gelehrsamkeit werden alle sǫgur einzeln besprochen, ihr alter und ursprungsland bestimmt, und damit wird die wissenschaftliche behandlung der altnordischen litteraturgeschichte, wonach Isländern und Norwegern der ihnen gebührende teil sorgsam und gerecht zugemessen wird, begründet. In den berühmten 72 anmerkungen werden beweise und belege erschöpfend gegeben. Die geschichte der altnordischen prosa ruht fest und sicher auf dem von Maurer gelegten grunde. Nur wenige punkte, z. b. die von Maurer geleugnete verfasserschaft Snorris für die ganze Heimskringla, waren später zu berichtigen. Aus der akademieabhandlung zweigten sich mehrere einzelne aufsätze ab. So die ausgezeichneten arbeiten über Ari im 15. u. 36. band der Germania und die akademieabhandlung über die Hœnsa-Þóris saga 1871. Ari war Maurers besondrer liebling. Mit unermüdlichem eifer kehrte er immer wieder zu ihm zurück und durchforschte die sǫgur nach den spuren, die sein verlorenes Isländerbuch darin hinterliess. Feinsinnig wusste er Aris eigenart und schlichte zuverlässigkeit gegen die glänzenden leistungen Snorris hervorzuheben.

Auch der späteren isländischen dichtung widmete Maurer gründliche untersuchungen. So gab er überhaupt zuerst die Skíðaríma 1869 heraus und stellte musterhaft genau die vorlagen fest, aus denen der dichter dieser prächtigen humoristischen reimerei schöpfte. Selbst die apokryphen sǫgur des 17./18. jhds. behandelt ein aufsatz im 13. band der Germania und noch die letzte grosse akademieabhandlung von 1894 beschäftigt sich mit der Huldar saga. Allen, auch den minderwertigen geisteserzeugnissen der Isländer wandte Maurer liebevolle und eingehende aufmerksamkeit zu. Er strebte nach einer lückenlosen, umfassenden kenntnis der geschichte Islands von den zeiten der besiedelung bis zur gegenwart herunter. Und es ist bewunderswert, wie er dieses ziel fern von Island und ohne unmittelbaren zugang zu den handschriftenschätzen der nordischen bibliotheken in unübertrefflicher weise erreichte. Sein [illegible] über einzelheiten der isländisch-norwegischen zustände im mittelalter fällt [illegible] gewichtig in die wagschale, weil er wie kaum sonst jemand den zusammenhang [illegible] ganzen überschaute.

Zum jubelfest, das die insel in der erinnerung an den tausendjährigen bestand ihrer bevölkerung feierte, schrieb Maurer 1874 „Island von seiner ersten entdeckung bis zum untergange des freistaates". Es ist vorwiegend eine verfassungs-, rechts- und kulturgeschichte. Was Maurer in seinem ersten buch über Island 1852 versprach, die gemeindlichen und nachbarlichen verhältnisse im isländischen freistaat zu schildern, wird hier erfüllt. Die ergebnisse der früheren schriften werden hier noch einmal geprüft und kurz zusammengefasst. Neu tritt hinzu die geschichte vom untergange des freistaats. Das hauptgewicht fällt auf die darstellung der inneren zustände des freistaats auf seinem höhepunkt. Es werden auf grund der geschichts- und rechtsquellen der staat, die kirche, die gemeinde, die verwandtschaft, die nachbarschaft, die wirtschaftlichen zustände, die geistige kultur und insbesondere die litteratur geschildert. Die verhältnisse, aus denen die rechtssätze der Grágás erwuchsen, treten lebendig vor unsere augen. Mit der ihm eigenen bescheidenheit schreibt Maurer über sein in jeder hinsicht so gründliches werk: „Man wird der schrift die raschheit ihrer entstehung in mehr als einer beziehung ansehen ... Aber man soll dem buche hoffentlich auch ansehen, dass es auf mehr als dreissigjährigem studium der isländischen rechts- und geschichtsquellen, sowie auf eigener bekanntschaft mit land und leuten ruht.. ansehen auch die innige liebe zu dem isländischen volke, welche mir nicht am wenigsten an den stellen die feder geführt hat, an welchen ich von übelständen, sei es nun der vorzeit oder der gegenwart, zu sprechen hatte." Aber auch die schicksale der heutigen Isländer lagen Maurer am herzen. Schon 1856 trat er in aufsätzen zum isländischen verfassungsstreit in der Allgemeinen zeitung warm für die politische und wirtschaftliche selbständigkeit der Isländer ein. Nach seiner reise 1859 schrieb er für Sybels Historische zeitschrift I u. II auf grund eigener anschauung und geschichtlicher betrachtung abermals für die isländische sache; 1870 wieder in der Allgemeinen zeitung. 1874 durfte er ebenda die erfüllung der gerechten isländischen forderungen freudig begrüssen. Diese aufsätze, die eine staatsrechtliche frage der gegenwart mit reifstem urteil und voller geschichtlicher kenntnis aufklären, erschienen 1880 in einer buchausgabe „Zur politischen geschichte Islands."

Maurer verfasste neben seinen schriften noch zahlreiche anzeigen, nachrufe und dergl., die fast alle besonderen wert behaupten. Was von nordischen gelehrten auf dem gebiet der altertumskunde veröffentlicht wurde, besprach Maurer in deutschen fachzeitschriften und hielt so den zusammenhang zwischen deutscher und nordischer wissenschaft aufrecht.

Diese a n z e i g e n betreffen die verschiedenartigsten gebiete, und fast überall weiss Maurer dem gegenstande neue seiten abzugewinnen und wichtige ergänzungen beizusteuern. Manchmal wachsen die besprechungen zum umfang selbständiger abhandlungen an z. b. „Nogle bemærkninger til Norges kirkehistorie" in „Norsk historisk tidskrift" 3, III (1893), wo Tarangers arbeit über den einfluss der angelsächsischen kirche auf die norwegische auf 113 seiten kritisiert wird. Maurer trat in die nordischen studien ein in einem augenblick, wo alle bereits vorhandenen gelehrten schriften noch verhältnismässig leicht und schnell übersehen und gründlich durchgearbeitet werden konnten. Den aufschwung der nordischen altertumswissenschaft von 1850 ab machte er in ihrem gesamten umfange in selbständiger arbeit mit. So besass er für alle nordischen dinge fast erschöpfende kenntnisse und klares eigenes urteil.

In allen anzeigen tritt Maurers streng sachliches, oft auf überlegener kenntnis begründetes urteil zu tage; seine einwände und sein widerspruch sind immer förderlich und niemals verletzend. Maurer war viel zu vornehm und milde, als dass er

im wissenschaftlichen streit jemals persönlich geworden wäre. Er wollte immer nur belehren, nie kränken. Im nachruf auf Vilhjálmr Finsen hebt Maurer hervor, dass er in 30 jahren mehr als irgend ein anderer gelegenheit gehabt habe, wissenschaftliche streitigkeiten mit Finsen durchzufechten; aber keinen augenblick wurden dadurch die freundschaftlichen beziehungen gestört: „In unbefangenster weise wurden vielmehr alle streitpunkte unter uns brieflich verhandelt, und ermöglicht wurde dies dadurch, dass keiner von uns beiden sich für unfehlbar hielt, und dass jeder dem andern das zutrauen schenkte, dass auch er ohne jede rechthaberei lediglich um die geschichtliche wahrheit nach bestem wissen und gewissen sich bemühe". Und dieser eine fall gilt für alle andern.

In den zahlreichen nachrufen, an deren spitze der auf Wilda im 4. band der Kritischen überschau steht, die aber meistens nordischen gelehrten wie Vilhjálmr Finsen, dem herausgeber der isländischen, und Schlyter, dem herausgeber der schwedischen gesetze, Jón Sigurðsson, dem isländischen forscher und politiker, Guðbrandr Vigfússon, Möbius u. a. gewidmet sind, gibt Maurer anschauliche treue schilderungen von der persönlichkeit und dem schaffen der ausgezeichneten männer, denen er die letzte ehre erweist.

Maurers vorlesungen waren wie seine schriften durch den zauber seiner vornehmen persönlichkeit geadelt. Er sprach stets, auch über die schwierigsten gegenstände, frei, ruhig und sachlich, dabei höchst lebendig und anschaulich. Seine vorträge waren selbständige wissenschaftliche untersuchungen; sie forderten scharfes mitdenken und mitarbeiten, waren aber musterhaft klar und fein durchdacht und darum bis ins einzelne verständlich. Er erschien uns wie die leibhaftige verkörperung eines jener weisen nordischen gesetzsprecher, deren amt und würde er so trefflich zu schildern verstand. Die fülle von wissenschaftlicher forschung und reichen ergebnissen, die hier geboten wurden, lassen bedauern, dass so vieles davon, z. b. die geschichte des isländischen und norwegischen gerichtswesens, des altnorwegischen prozesses, des isländischen strafrechts, nicht allgemein zugänglich gemacht wurde, weil Maurer in übergrosser gewissenhaftigkeit den für die vorlesung bereits gründlich durchdachten und verarbeiteten stoff noch nicht für reif und abgeschlossen zum druck hielt.

Trotz allen wissenschaftlichen erfolgen, trotz der anerkannten führenden stellung, die er einnahm, wähnte Maurer seltsamer weise, in dem augenblick, wo er aus der praxis zur wissenschaft übertrat, seinen eigentlichen beruf verfehlt zu haben. Er stellte an sich selbst zu hohe anforderungen und nahm das leben recht schwer. Daran war zum teil das gefühl der vereinsamung schuld, da er fern vom norden seine arbeit nur im studierzimmer, nicht im lebendigen, anregenden verkehr mit fachgenossen vollbrachte. Mit besonderer freude gedachte er seiner vorlesungen in Kristiania, wo ihm ein grosser kreis von hörern, unter ihnen die ersten norwegischen gelehrten, beschieden war. Da fühlte er sich durch den regen gedankenaustausch in seinem berufe einmal wirklich glücklich und zufrieden. Vielleicht wäre es ihm unter solchen verhältnissen auch leichter geworden, seine grossen pläne zum abschluss zu bringen, statt in der Münchener einsamkeit sich schliesslich in einzelfragen zu vergrübeln.

Der grundzug in Maurers wesen war hohe güte, die sich auch durch weitreichende, in aller stille geübte wohltätigkeit kundgab. Welche förderung er seinen schülern zuwandte, wie er mit rat und tat an allen ihren schicksalen teilnahm, das wissen alle, die er seiner teilnahme würdigte, dankbar zu rühmen. Neben seiner rastlosen tätigkeit als forscher und lehrer unterhielt er mit seinen in der ferne

weilenden freunden bis in die letzten jahre seines lebens einen regen und umfangreichen briefwechsel, in dem er freigebig aus seinem reichen wissenshort spendete. Maurers prächtige gestalt erregte aufsehen und bewunderung, wenn er bei universitätsfeiern im roten talar der juristenfakultät erschien. Sein edelgeformtes, ausdrucksvolles haupt in schneeweissem bart und haar mit dem klaren auge, aus dem mitunter die geistige überlegenheit schalkhaft wolwollend hervorblitzte, blieb jedem unvergesslich. Sommer und winter ging er im einfachen überrock ohne jeden schutz gegen wind und wetter. So schritt er durchs leben wie ein abbild Odins, der als wanderer mit weisem rat und kluger rede bei den menschen zu gast kommt.

Schriftenverzeichnis.

Ich verzeichne sämtliche mir bekannte schriften, die selbständigen werke und abhandlungen vollzählig, von den kleineren anzeigen wenigstens die zeitschriften, in denen sie stehen. Herrn general von Belleville in München habe ich für freundliche hilfe zu danken. Ein bis 1875 reichendes verzeichnis fügte Ebbe Hertzberg seinem aufsatz über Konrad Maurer in (Norsk) Historisk tidskrift 3, 1875, s. 381—4 bei. Vgl. auch den Almanach der k. b. akademie der wissenschaften 1884 s. 197 fgg; 1890 s. 95; 1897 s. 125.

Selbständige schriften.

Über das wesen des ältesten adels der deutschen stämme 1846.
Die entstehung des isländischen staates und seiner verfassung 1852.
Dasselbe in isländischer übersetzung: Upphaf allsherjarríkis á Íslandi og stjórnarskipunar þess. Íslenzkað af Sigurði Sigurðarsyni. Reykjavík 1882.
Die bekehrung des norwegischen stammes zum christentum 1855/6.
Die Gull-Þóris saga 1858.
Isländische volkssagen der gegenwart 1860.
Island von seiner ersten entdeckung bis zum untergang des freistaates 1874.
Das älteste hofrecht des nordens 1877. (Festschrift zur jubelfeier der universität Upsala.)
Zur politischen geschichte Islands 1880.

Beiträge in festschriften usw.

Das alter des gesetzsprecheramtes in Norwegen (festgabe für L. Arndt) 1875.
Studien über das sog. christenrecht könig Sverrirs (festgabe für Spengel) 1877.
Die rechtsrichtung des älteren isländischen rechtes (festgabe für Planck) 1887.
Grönland im mittelalter in der „Zweiten deutschen nordpolfahrt unter führung von Koldewey“. Leipzig 1873.

Abhandlungen der k. b. akademie der wissenschaften zu München:

Über die ausdrücke altnordische, altnorwegische und isländische sprache 1869.
Die quellenzeugnisse über das erste landrecht und über die ordnung der bezirksverfassung des isländischen freistaates 1869.
Die Skíðaríma 1869.
Über die Hœnsa-Þóris saga 1871.
Die entstehungszeit der älteren Gulaþingslög 1872.
Über den hauptzehnt einiger nordgermanischer rechte 1874.
Die entstehungszeit der älteren Frostuþingslög 1875.
Norwegens schenkung an den heiligen Olaf 1877.

Über die wasserweihe des germanischen heidentums 1880.
Die Huldarsaga 1894.

Sitzungsberichte der k. b. akademie der wissenschaften zu München:

Über ein isländisches lied auf kaiser Friedrich den rotbart 1867.
Die schuldknechtschaft nach altnordischem recht 1874.
Die berechnung der verwandtschaft nach altnorwegischem rechte 1877.
Die freigelassenen nach altnorwegischem rechte 1878.
Die ármenn des altnorwegischen rechtes 1879.
Über die entstehung der altnord. götter- und heldensage 1879.
Über die norwegisch-isländischen gagnföstur 1881.
Der Elisabeth von Schönau visionen nach einer isländischen quelle 1883.
Die unächte geburt nach altnordischem rechte 1883.
Das verdachtzeugnis des altnorwegischen rechtes 1883.
Die eingangsformel der altnord. rechts- und gesetzbücher 1886.
Das angebliche vorkommen des gesetzsprecher-amtes in Dänemark 1887.
Die norwegischen höldar 1889.
Das bekenntnis des christlichen glaubens in den gesetzbüchern aus der zeit des königs Magnús lagabœtir 1892.
Ein neues bruchstück von Södermannalagen 1894.
Zwei rechtsfälle in der Eigla 1895.
Zwei rechtsfälle aus der Eyrbyggja 1896.

Zeitschrift für deutsche philologie.

Bd. 1. Über die norwegische auffassung der nordischen litteraturgeschichte. 1869.
Bd. 2. Islands und Norwegens verkehr mit dem süden vom 9.—13. jhd. 1870.
Bd. 4. Die älteste cetologie. Zur urgeschichte der godenwürde. 1873.
Bd. 21. Jón Árnason. 1889.
Bd. 22. Guðbrandr Vigfússon. 1890.
Bd. 23. Aug. Theod. Möbius. 1891.
Bd. 24. Arthur Reeves. 1892.
Bd. 25. Zur geschichte des begräbnisses more teutonico. 1893.
Bd. 27. Johan Fritzner. 1895.
Bd. 31. Kålund, Gullþóris saga. 1899.

Germania.

Bd. 2. Schneewitchen. 1857.
Bd. 7. Dasent, The story of Burnt Njál. 1862.
Bd. 7 und 9. Jón Árnason, Þjóðsögur. 1862 und 1864.
Bd. 10. Zur geschichte der isländischen litteratur. (Bruchstücke des Hauksbók; Eyrbyggja ed. Vigfússon). 1865.
Bd. 12. Ein altes kindergebet. Altnordische wörterbücher. Páll Sveinsson, Krókarefssaga usw. 1867.
Bd. 13. Über isländische apokrypha. 1868.
Bd. 14. Über die einziehung der norwegischen odelsgüter durch könig Harald hárfagri. Willatzen, Altisl. volksballaden und heldenlieder der Færinger. Jón Þorkelsson, Æfisaga Gizurar Þorvaldsonar. 1869.
Bd. 15. Über das alter einiger isländ. rechtsbücher. Über Ari Þorgilsson und sein Isländerbuch. Hildebrand, Konungaboken af Snorre Sturleson. 1870.

Bd. 16. Über das vápnatak der nordischen rechte. Die programme der gelehrten schulen Islands. 1871.
Bd. 17. Ivar Aasen, Norsk ordbog. Asbjørnsen, Norske folkeeventyr. 1872.
Bd. 18. Kölbing, Riddarasögur. Hildebrand, Svenska folket under hednatiden. 1873.
Bd. 19. Freimarkt. Zur neueren litteratur über nord. philologie und geschichte. Das gottesurteil im altnord. rechte. Cederschiöld, Bandamannasaga. 1874.
Bd. 20. Über isländische apokrypha. 1875.
Bd. 23. Über runenhandschriften. Johan Erik Rydqvist. 1878.
Bd. 24. Zur topographie Islands. Zum alten schwedischen hofrechte. 1879.
Bd. 25. Die sprachbewegung in Norwegen. Grágás hrg. von Finsen. 1880.
Bd. 26. Die riesin Hít. 1881.
Bd. 36. Über Ari fróđi und seine schriften. 1891.

Germanistische studien bd. 1.

Das sog. christenrecht könig Sverrirs. 1872.

Anzeiger für kunde der deutschen vorzeit 1863.

Waldbär und wasserbär (zu Uhland, Germ. 6, 307 fgg.). Altnordische wörterbücher.

Zeitschrift für deutsches altertum bd. 18 (1875).

Runen in Berlin.

Zeitschrift des vereins für volkskunde.

Bd. 1 und 5. Zur volkskunde Islands. 1891 und 1895.
Bd. 2. Das schneeschuhlaufen in Norwegen. 1892.
Bd. 3. Zum aberglauben auf Island. 1893.
Bd. 4. Die hölle auf Island. Zahlenbezeichnungen und rechtsleben. 1894.
Bd. 6. Die königslösung. Die bestimmten familien zugeschriebene besondere heilkraft. Zum wettkampf des zauberers mit seinem lehrling. 1896.
Bd. 8. Weiteres über die hölle auf Island. Das elbenkreuz. 1898.

Arkiv för nordisk filologi.

Bd. 4. Vopn und vokn. 1888.
Bd. 5. Vígslóđi. 1889.
Bd. 6. Reksþegn. 1890.
Bd. 7. Theodor Möbius. 1891.

Historisk tidskrift (Kristiania).

II, 3, 1887. Die einteilung der älteren Frostuþingslög.
III, 2, 1893. Nogle bemærkninger til Norges kirkehistorie.

Sybels Historische zeitschrift.

Bd. 1/2 1859. Der verfassungskampf Islands gegen Dänemark.

Allgemeine zeitung.

1856, 2., 10., 11. okt.; 1870, 7., 25., 26. märz; 11., 12. april; 1874, 21., 27., 28. jan. und beilage von 210, 222, 223: Zum isländischen verfassungsstreit.
1870, beil. 6/7. Gudbrand Vigfusson, An icelandic english glossary.
1880, beil. 41. Jón Sigurđsson.
1885, beil. 53. Asbjörnsen.

Allgemeine encyklopädie der künste und wissenschaften.

Band 77 (1863), s. 1—136. Graagaas.
Band 96 (1877), s. 377—418. Gulaþing.
Band 97 (1878), s. 1—74. Gulaþingslög.
Encyklopädie der rechtswissenschaft von F. v. Holtzendorff I[2] 1872, 247—85; I[5] 1889, 251—385. Überblick über die geschichte der nordgermanischen rechtsquellen. Dasselbe in erweiterter norwegischer fassung: Udsigt over de nordgermaniske retskilders historie (oversat af Ebbe Hertzberg) Kristiania 1878. Der abschnitt über das isl. recht ist im ‚Lögfræđingur' III, 1899 ins isländische übertragen: Yfirlit yfir lagasögu Íslands.

Kritische überschau der deutschen gesetzgebung (1853—9).

Bd. 1, 2, 3. Über angelsächsische rechtsverhältnisse.
Bd. 1. Über die isländischen gesetze und deren ausgaben.
Bd. 2. „Über den begriff der autonomie" von Gerber.
Bd. 4. Nachruf auf Wilda.
Bd. 5. Das beweisverfahren nach deutschen rechten.
Bd. 6. Zur isländischen rechtsgeschichte.

Die Kritische vierteljahrsschrift für gesetzgebung und rechtswissenschaft (seit 1859) enthält fast in jedem band berichte über rechtsgeschichtliche, besonders nordische werke. Ich nenne hier nur den aufsatz in bd. 23: Der verfassungskampf in Norwegen und die nachrufe auf Albrecht 19, Schlyter 31, Frederik Brandt 34, Vilhjálmr Finsen 35, Aubert 38.

In Herzogs realencyklopädie für protestantische theologie und kirche, vgl. Halitgar (5), Island (7), Norwegen (10). Kleinere beiträge, insbesondere kurze anzeigen enthalten die Gött. gel. anzeigen 1880; Athenäum 1896; Folkevennen 1894 ny række 16; Ný félagsrit 1857 und 1864; Litteraturblatt f. germ. u. rom. phil. 1880, 1883, 1885, 1890; Litterarisches centralblatt 1877, 1880, 1881, 1885, 1887—90; Jenaer litteratur-zeitung 1874/5, 1877, 1879; Englische studien 16, 18, 22; Verhandlungen der gesellschaft für erdkunde in Berlin 1898; Petermanns mitteilungen 1898; Revue critique 1875; Deutsche zeitschrift für geschichtswissenschaft 5, 7—9, 12, n.f.1; Böhms zeitschrift für internationales privat- und strafrecht I, 1890; Tidskrift for retsvidenskab I; Zeitschrift des vereins für volkskunde 1, 3, 5—7.

ROSTOCK, OCT. 1902. W. GOLTHER.

MISCELLEN.

Die ersten versuche einer nachahmung des altdeutschen minnesangs in der neueren deutschen litteratur.

In meiner dissertation (Jena 1891) habe ich das aufleben des altdeutschen minnesangs in der wissenschaft bis zu demjenigen augenblick verfolgt, wo durch die Bodmer-Breitingerschen publikationen: „Proben der alten schwäbischen poesie des 13. jahrhunderts" (1748) und „Sammlung von minnesingern aus dem schwäbischen zeitpunkte" (1758/59) die grosse sog. Manessische liederhandschrift — wenn auch noch mangelhaft und nur unvollständig — zugänglich gemacht wurde. Wie bisher Melchior Goldasts „Paraenetici" die grundlage für das wissenschaftliche studium der alten lieder waren, so giengen nun seit den jahren 1748 und 1759 die gelehrten bestrebungen

und die nachdichtungen von jenen beiden Bodmer-Breitingerschen veröffentlichungen aus. Es ist ja richtig, dass erst mit Gleim und den Göttingern wirklich zug in die dichterische erneuerung der minnesinger kam, so unbedeutend im übrigen auch deren versuche noch waren; dass man jedoch schon vor Gleim solche bearbeitungen unternommen hat, ja dass auch — entgegen der landläufigen ansicht — nicht einmal Bodmer der erste war, der mit einer derartigen nachdichtung hervortrat, und dass zwischen Bodmer und Gleim noch andere übertragungsversuche gemacht worden sind, — dies zu zeigen, soll die aufgabe des nachfolgenden aufsatzes sein[1].

Das verdienst, den altdeutschen minnesang zuerst zum gegenstand dichterischer behandlung gemacht zu haben, gebührt Moscherosch-Philander, der im „Weiberlob“ (II. teil, 3. gesicht) ein turnier vor kaiser Heinrich I. schildert und sich dabei durch den abdruck des vollständigen, in der Manessischen handschrift dem grafen von Leiningen zugeschriebenen liedes augenscheinlich bemüht, vor seinen lesern ein poetisches bild von der zeit des turniers und des höfischen minnesangs zu entwerfen. Und auch durch die wenigen worte, die Philander in dem gesichte[2] „Von tragedien und hellischen geistern“ über den „Cavalier Milon“, d. h. doch wol Meinloh von Sevelingen sagt: „In einer Stadt Hircano genandt, fande ich einen von Adel, einen dapfferen schönen jungen mann .... Dieser Cavalier hiess mit Namen Milon ... Er machte schöne Vers, in welchen er sein Leiden zu erkennen gab, vnd richtete allerley Ritterspiel und Ringelrennen seiner Dame zu Ehren an“, — durch diese wenigen worte wurde dem leser des 17. jahrhunderts der typus eines altdeutschen minnesingers mit seinem frauendienst, seinem ritterspiel und seinem versemachen ziemlich anschaulich vor augen gestellt. Aber Moscherosch-Philander steht mit diesen seinen halb dichterischen, halb kulturhistorischen bemühungen innerhalb seiner zeit ebenso vereinzelt da wie Hofmann von Hofmannswaldau mit seinen bestrebungen, einige strophen des minnesangs zu erneuern.

In der vorrede zu seinen 1673 erschienenen „Deutschen übersetzungen und gedichten“, wo er nach art der Poetereyen eine kurze übersicht über den entwicklungsgang der deutschen litteratur gibt, teilt Hofmannswaldau nicht nur einige citate aus Werner von Tüfen, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter und herzog Heinrich von Breslau nach Goldasts „Paraenetici“ mit, sondern fügt ihnen auch übersetzungen hinzu. Dass ihm dabei das leichtfüssige versmass der minnesinger und der freie wechsel der verschiedensten versfüsse — wenigstens in der regellosigkeit, wie sie Goldasts veröffentlichungen darboten — nicht gefiel, wer wollte ihm das verargen? War er doch der sohn einer zeit, in der der geist der poesie durch überladenheit und strenge beachtung von schulregeln schon an und für sich scharf gegen den freien zug und die naive frische der mittelalterlichen lyrik abstach. Sehr bezeichnend ist es für Hofmannswaldau, dass er schon bei der herübernahme des textes das bestreben zeigt, die versfüsse gleichmässiger zu gestalten. Hauptsächlich tritt dies in der strophe Walthers: 'Wer zieret nû der êren sal?' (MSH LXX, 3) hervor. Goldast hatte deren jambisches metrum nicht vollständig durchgeführt, sondern — wie es die handschrift zeigte — vers 5 und 9 mit trochaeen beginnen lassen; Hofmannswaldau hingegen wandelt diese beiden verse dadurch in

1) Unter dem begriff „Minnesinger“, sind hier selbstverständlich alle dichter der grossen Heidelberger liederhandschrift zusammenzufassen; es gehören also auch die lehrgedichte: „Der Winsbeke“, „Die Winsbekin“ und der „König Tirol“ hierher.

2) Dies gesicht soll übrigens nicht von Moscherosch selbst sein, vgl. Goedeke, Grundr. III², 233.



jambische um, dass er in vers 5 ungeachtet des dadurch entstehenden hässlichen hiatus ein „jo" einfügte und in vers 9 „ir" durch „ire" ersetzte[1]. Vers 6 und 8 fangen aus demselben grunde bei ihm mit einem zweisilbigen auftakt („Nemet" und „Die da") an, während bei Goldast auch diese verse trochaeisch waren.

Von den gleichen erwägungen wurden auch seine übertragungen, sowol in bezug auf den ausdruck wie auf das versmass, bestimmt. Wie in der poesie jener zeit überhaupt, so spielt natürlich auch hier der Alexandriner die hauptrolle. Kein vers ist mehr an die regel gebunden und keiner lässt weniger variationen zu als dieser. Bekundet seine anwendung daher auch Hofmannswaldaus streben nach ausgleichung der verschiedenheiten unter den versfüssen, so ist doch auch seine absicht, hier und dort den vers des originals beizubehalten, nicht zu verkennen. Sehr lehrreich ist in dieser beziehung seine übersetzung der strophe des bruders Wernher: 'Sô wê dir werlt sô wê im der dir volgen muoz' (MSH V, 1). Nachdem er die beiden ersten lebendigen verse des minnesingers fast bloss in neue wörter umgesetzt hat, verfällt er vers 3—10 in das Alexandrinermass. Vers 11, den man wol in zwei zu zerlegen hat, beginnt in seinen beiden hälften mit dem trochaeischen schlagwort: „Nackend". Vers 12 ist wieder ein Alexandriner und vers 13 endlich ist ein vierfüssiger jambus wie vers 7 des originals. Ähnliche vermengungen von Alexandrinern und minnesingerversen finden sich in allen seinen übertragungen in reicher anzahl.

Der lange Alexandriner aber rief mit seiner strengen gesetzmässigkeit eine gewisse verlängerung des ausdrucks hervor. Meist gibt sich diese in starker überladung kund, namentlich durch häufung der epitheta (z. b. für 'angesiht': 'ihr freundlich angesicht', oder für 'ougen': 'der verliebte glanz der augen'), oder durch reihen von flickwörtern: „gleichwie" [für einfaches: wie], gantz, auch, stets). Als eine art von flickerei kann man es wol auch ansehen, wenn er einmal zwei verben, von denen das eine schon an sich den finalen nebensatz regierte, in eins zusammenzieht und sodann haupt- und nebensatz durch das einschiebsel: 'zum zeichen dass ..' verbindet. Nur einmal hat Hofmannswaldau sich in diesen übertragungen zu einer kürzung verstanden, insofern er nämlich einmal, und zwar nicht ganz ungeschickt, zwei verse des originals zu einem verschmolz. Er tat es aber nur, um einen im original allein stehenden vers in die reimverschlingung hineinzuziehen. Was jedoch bei alledem anerkannt werden muss: der sinn ist im grossen und ganzen gewahrt geblieben. Dass sich zuweilen ein kleines versehen oder ein im munde der minnesinger nicht recht passender ausdruck eingeschlichen hat, — z. b. wenn er 'hûserê' mit: 'Haus und weib' übersetzt — wird man ihm verzeihen, wenn man dagegen hält, dass auch manches besser übertragen ist, als man es bei diesem ersten versuche hätte erwarten dürfen.

Hatte Hofmannswaldau nur einige liederstrophen übersetzt, so unternahm es um das jahr 1700 Dietrich von Stade als der erste, auch den Winsbeke, die Winsbekin und den König Tirol in das neuhochdeutsche zu übertragen[2]. Das volumen aber, in dem diese arbeit enthalten gewesen, ist wie die meisten übrigen werke Stades leider nicht an das tageslicht getreten. Ob er durch Hofmannswaldaus vorbild irgend welche anregung empfangen hat, lässt sich auch nicht erkennen. Bei Bodmer, der als der nächste den versuch einer übersetzung von minnesingerstrophen wagte,

1) Hofmannswaldau schreibt also:
v. 5: Swer züht hat der ist jo ir gouch.
v. 9: nur ist ez ire werdekeit.

2) Interpretatio vernacula. Vgl. meine dissertation s. 23.



muss eine solche beeinflussung unentschieden gelassen werden. Wenigstens scheint daraus, dass Bodmer in den „Critischen briefen" (nr. XIII) die sprache der alten deutschen helden gegenüber derjenigen lobt, die „Hofmannswaldau ihnen in seinen erdichteten liebesbriefen in den mund leget", kaum etwas gewisses gefolgert werden zu können.

Im „Charakter der teutschen gedichte" (1734) hat Bodmer seinen ersten versuch einer solchen übertragung gemacht. Es handelt sich um ein paar verse der Winsbekin, die den strophen 13, 16, 19, 29, 31, entnommen und von Bodmer der mutter in den mund gelegt sind, obwol er sie zum teil auch aus den strophen der tochter schöpfte. Da sein gedicht in Alexandrinern geschrieben ist, so wurde dadurch wie bei Hofmannswaldau eine verbreiterung der ausdrucksweise bedingt, die sich in zusätzen offenbart. Diese zusätze sowie die von Bodmer zugedichteten verse zeigen, dass die alten lehren in die modernen anschauungen übertragen wurden. Ein junger herr z. b., der „der dame für die ergebung den schönsten dank bezeugt und seinen höhern geist zu ihr hernieder neigt", ist ganz gewiss keine figur im sinne der alten minnesinger. Und mhd. 'zuht' ist nicht dasselbe wie das religiös-sentimentale 'tugend'. Einst hatte die Winsbekin die befolgung von zuht und scham bloss als lebensregel der tochter vor augen gehalten, — jetzt sind begriffe wie 'tugend' und 'laster' bestimmter geworden, denn die tugend ist mit schranken umzogen und das laster ist eine seuche. Wie trivial aber ist es, wenn Bodmer sogar von der mutter sagt: „Sie lobt und liebt es (das kind) auch, wie eine mutter soll", wo das original nur hatte: 'Ein wîplich wîp mit zühten sprach z'ir tochter, der si schône pflac'.

Offenbart Bodmer mit seiner lehrhaften manier ähnliche grundsätze, wie sie später Gleim vertritt, so steht seine übertragung von kaiser Heinrichs erstem liede in den „Freymüthigen nachrichten von neuen büchern" (1745) unter dem unmittelbaren einfluss von Gleims soeben erschienenem „Versuch in scherzhaften liedern, Zweeter Theil. Berlin 1745", wie er sie denn auch selbst bloss als einen beweis betrachtet wissen wollte, dass in dem grossen codex „Lieder nach Anakreons und Gleims manier und geschmack" enthalten seien[1]. Schon das versmass — reimlose dreifüssige jamben mit ausschliesslich weiblichem versschluss —, das wegen seines leichten, tändelnden ganges von den Anakreontikern so oft angewendet wurde, tut das enge verhältnis zu diesen deutlich kund. Anakreontisch ist es auch, wenn er aus der 'vrouwe' des minnesingers sein „mädchen" oder seine „schöne" macht; anakreontisch ferner die entsagungsvolle ergebung, wenn er seine geliebte nur „so ungern meidet", im gegensatz zu dem kaiser Heinrich, der seiner vrouwe 'so gar unsenfteclich' entbehrt. Speciell an Gleim dagegen erinnert die selbstlose aufopferung, wenn er der geliebten „beständig dienen" will, während der minnesinger sich von der seinigen nicht trennen will noch kann. Genau wie später Gleim sehen wir ihn seiner geliebten an der seite „sitzen", und in Gleimscher empfindungsweise ist endlich der überdruss an der welt infolge des verlustes seines mädchens, während der kaiser Heinrich in diesem falle nur seine niedergeschlagenheit und seine untauglichkeit für den verkehr mit den menschen bekundet. Eins jedoch unterscheidet diese übertragung Bodmers von den späteren Gleims und der Anakreontiker: der umstand, dass sie trotz ihren abweichungen vom original immer noch als eine übersetzung bezeichnet werden muss.

Die wenigen verse, die Bodmer im 13. Critischen briefe aus Friedrich von Leiningen und könig Wenzel in neuhochdeutsche prosa übertragen hat und die nur

1) Vgl. Zeitschr. XVI, 85 fgg.



als eine erklärung des originals aufzufassen sind, verdienen keine weitere besprechung. Wichtiger aber sind in den „Neuen critischen briefen" seine versuche, die alte deutsche sprache wieder zu erwecken. Nachdem er im 18. briefe als vorläufer Gleims und Klopstocks einen poetischen bund, eine „akademie mit singern und gästen von Wartburg" vorgeschlagen hat, in der die mitglieder ordenskleider nach massgabe der bilder der Manessischen handschrift tragen und eine schöne an die sieger im poetischen wettkampfe die preise verteilen sollte, unternimmt er es im 63. briefe nicht nur, die wiedereinführung „der alten schwäbischen sprache als absonderlicher mundart für die lustige schreibart" zu empfehlen, sondern teilt auch sogar ein paar proben mit, die er bereits in ihr gedichtet. So sehr man geneigt sein mag, diese versuche als eine komische grille zu bezeichnen, so kann man doch nicht umhin einzugestehen, dsss er — wie es denn überhaupt ein richtiges verständnis der alten sprache bekundet, wenn er sie als „reich, kurz, klingend, einfältig, natürlich, gelenk, leicht" bezeichnet, — sich auch nicht ganz mit unglück bemühte, diese kürze und leichtigkeit der sprache nachzuahmen. Man urteile selbst:

Min sin min herz und al der lip
Sint alse vol gefullt mit liederliebe
Diu mich getwingt durh ein vil suezes wip
In kan der liebe iht mere in mir behalten
Wan das ich muese nach enzwei gespalten
Des vle ich dich göttin der hohen minne
Enweder la mich an der werden vrowen
Niht ellú tage núwer tugende schowen
Ald nim ein teil der minen senden tribe
Und schútte si der schonen in ir sinne.

Immerhin aber: neben manchem sprachlichen mangel sind es auch keine neue gedanken, die er hier zum ausdruck bringt. Das anflehen der göttin Minne, den sinn seiner herrin zu wenden, und — in einer zweiten strophe — das etwas lüsterne schmachten nach der umarmung sind ja zu allen zeiten dem minnesang eigentümliche wendungen gewesen. Oder hat man auch in dieser beschränkung auf den gedankenkreis der minnesinger einen bewussten und gelungenen nachahmungsversuch Bodmers zu erblicken? Die erste der beiden strophen hatte er übrigens bereits am 12. september 1747 Samuel Gotthold Lange brieflich mitgeteilt[1]. Beide fassungen stimmen jedoch nicht vollständig überein. Auf der einen seite verrät es mehr geschmack, wenn er in den „Neuen critischen briefen" sein früheres: 'gewaltigiu vrow minne' durch: 'göttin der hohen minne' ersetzt; anderseits wird man aber auch dem alten 'mit sender liebe' vor dem neuen: 'mit liederliebe' den vorzug geben müssen.

Eine dritte strophe, die Bodmer in der alten sprache gedichtet und die sich in dem märchen „Das erdmännchen" (Neue critische briefe 74) befindet, hat mit dem minnesang nichts weiter zu schaffen, als dass in ihr seine „erneuerung" prophezeit wird. Wenn er aber hierbei alle „sonderbare zeichen" dieser weissagung bereits für erfüllt erklärt, so sollte sich das unzweifelhaft auf die Gottschedfehde und den durch diese mitveranlassten aufschwung der deutschen dichtung beziehen. Die deutsche anakreontik vor allen dingen ist in Bodmers augen der wiedererweckte minnesang, jedoch erst dann, wenn die neueren dichter die alten minnesinger als die unter allen umständen nachzuahmenden vorbilder anerkannt haben würden.

1) Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftlicher briefe I, 35.



Nur noch einmal hat Bodmer den versuch einer übersetzung von einem paar strophen der grossen handschrift gemacht. Er tat es in einem briefe an Gleim vom 2. april 1767[1]; und es sind dieses mal zwei strophen Walthers: MSH. XXXV$_3$ und XLIV$_4$. Doch beide proben sind unbedeutend und weisen durch ihre flickwörter und interjektionen wieder auf die Anakreontiker hin. Auch eine übertragung in hexameter von einer dieser strophen Walthers sowie einer strophe Reinmars, die in den „Apollinarien" (1783, hrsg. von Stäudlin) mitgeteilt werden, bedürfen keiner weiteren erörterung.

Einen besonderen platz in Bodmers dichterischer tätigkeit auf diesem gebiete nehmen seine versuche ein, die minnesinger auch in anderer beziehung poetisch zu verwerten. „Das erdmännchen"[2], „Die poetische luft"[3] und „Die sänger der abenteuer und der minne auf Kastelmarveil"[4] nennt er drei hierher gehörige geschichtchen, die man am besten als märchen oder fabeln bezeichnen kann und die alle auf ein gemeinsames, die selbstverherrlichung Bodmers, hinauslaufen. In allen dreien hat er sich selbst in den mittelpunkt gestellt. Im „Erdmännchen" macht er, von seinem freunde Demaratus in den tann geführt, die bekanntschaft eines kobolds und erhält, nachdem dieser die alten weissagungen der Jette auf ihrem bühel am Neckar über die erneuerung des minnesangs als erfüllt erkannt hat, von ihm den Manessischen codex, „um ihn jenen vortrefflichen männern zu überliefern, welche sich zu seinen zeiten des minnesanges mit angebohrnen gaben annehmen." In der „Poetischen luft" erscheint er selbst als Amilbert mit zwölf anderen personifizierten helden seiner werke zum besuch bei Walther von Maneck, der für sie die liebe des vierzehnten bruders hatte. Gewiss hat man hinter diesem Walther den Rüdiger von Manesse zu erblicken. In dem dritten märchen endlich wird er von einem jüngling (Hadloub) in die dichterburg geleitet und wohnt dort dem gesange der alten dichter bei; zum schluss von Wolfram gefragt, ob die muse der minne und der abenteuer die grenzen Deutschlands verlassen habe, berichtet der ehemalige vertraute Klopstocks und einstige verfasser des „Noah" ihm, dass man sich mehr „um den einfluss einer heiligeren muse bewerbe, die von Sion herab zu den sündigen menschen gestiegen." Aber sowol diese wie Melpomene seien von Braga verdrängt worden; kein guter fürst nehme sich ihrer mehr an, nur er allein mache unter den menschen eine ausnahme, denn noch haben

„Achtzig winter und vier ihm nicht die geister gedämpfet,
Noch besucht ihn Siona, noch Melpomene, die Griechinn."

Und Braga? Selbstverständlich betrachtete der eitle auch diese als seine freundin. Nicht umsonst führt er auch hier die helden seiner eigenen werke in persona als zeugen an.

Interessanter als diese fabeln ist Bodmers drama: „Friedrich von Tockenburg"[5], und zwar deshalb, weil wir in diesem nach den schüchternen anfängen Moscherosch-Philanders in der tat den ersten grösseren versuch, die zeit des minnesangs poetisch zu gestalten, vor uns haben. Der stoff, der in einzelnen partieen an Schillers „Räuber" erinnert, behandelt die geschichte zweier brüder, Diethelm und Friedrich von Tockenburg, von denen der letztere, da er der liebling und günstling des vaters

1) Briefe deutscher gelehrten ed. Körte I, 368.
2) Neue critische briefe, brief LXXIV, 474 fgg.
3) Litterarische denkmale, pag. 96 fgg.
4) Apollinarien, ed. Stäudlin, pag. 194 fgg.
5) In „Drey neue trauerspiele", 1761.

, durch den ersteren und dessen frevelhafte gemahlin um das leben gebracht wird, hrend die mörder selbst die gerechte strafe ereilt. Als quelle hierzu dienten ldasts „Scriptores rerum Alemannicarum“, und zwar genauer dessen dort gegebene, mlich ausführliche besprechung von „Cunradi de Fabaria Presbyteri S. Othmari er de casibus Monasterii S. Galli in Alamannia“. Für uns sind an dieser stelle r zwei personen von interesse, die Bodmer nicht in seiner quelle vorfand. Es sind nsor und der junge Kraft von Tockenburg. Der sohn jenes verbrecherischen Diethelm von Bodmer wol nur eingeführt worden, um das geschlecht der Tockenburger durch ı namen Kraft in verbindung mit dem gleichnamigen minnesinger zu bringen. Er ıam dadurch gelegenheit, auch ein streiflicht auf die litterarischen verhältnisse der naligen zeit zu werfen, wie er diese auch noch durch erwähnung von Sivrit, lker, Amphortas, Hildebrand und Dietrich zu charakterisieren sucht. Auf Klinsor och scheint er durch Goldast selbst hingeleitet zu sein, der im anschluss an jenes ‹h über „Die schicksale des klosters S. Gallen“ erzählt, der kaiser habe zum pfang des abtes von S. Gallen nicht nur seine würdenträger zusammengerufen, ıdern auch alles zur schau getragen, „quaecunque habuit cara...., coelum astronicum aureum gemmis stellatum habens intra se cursum planetarum: elephantes ım et bardos....“ Allerdings liest Bodmers Klinsor das schicksal der menschen ht aus den sternen, sondern aus ihren sitten. Aber er ist ein weissager, und hierin g seine verwandtschaft mit dem schwarzkünstler Klinsor begründet sein. Im rigen könnte man vielleicht auch in jenen „barden“, die sich im gefolge des kaisers inden, die vorbilder für die poeten aus der Provence erblicken, deren ankunft auf burg des grafen von Tockenburg Bodmer als ein geeignetes mittel erschien, Klinsor einige augenblicke von der bühne zu entfernen.

Schliesslich finden sich in Bodmers werken neben ganzen citaten aus den minnegern auch zahlreiche ausdrücke, die er den mittelalterlichen lyrikern oder den kern entlehnte. Von den letzteren seien nur genannt: sold und miete (= lohn), hre, wonnevoll, minneklich, geding, stäte (= treue), wete oder wat (= kleidung), ogenlich, gach, biderb, weidlich, es gezam. Namentlich seine übersetzungen tenglischer und altschwäbischer balladen“ (1780/81) sind voll von solchen wörtern. ıze citate dagegen hat er mit vorliebe aus Walther genommen. So in dem drama riedrich von Tockenburg“: „Du bist die rose ohne dornen und die taube ohne le“, das die verräterische Isotte zu ihrer schwester Isalde sagt. So ferner: „Euer er thron steht unter einer üblen traufe“ [1], wie er den herzog von Lothringen zu inrich dem vierten sagen lässt. Und so auch die Walther-worte in seiner erlung „Maria von Brabant“, die er in seinen „Litterarischen denkmalen“ (s. 184 fg.) l neben vielen anderen citaten aus Shakespeare, Dante, dem Iwein und Freibergs stan auch in den „Beyträgen in das archiv des deutschen Parmasses“ (Bern 1776; stück) selbst als solche kenntlich gemacht hat.

Gleich Bodmer hat sich aber auch sein rivale Gottsched in einer übersetzung h den minnesingern versucht. Es geschah in seiner „Abhandlung von dem flore deutschen poesie zu kaiser Friedrichs des ersten zeiten“; und zwar hat er hier strophen des Königs Tirol aus Goldast ausgeschrieben und diesen, wie sein eigener druck lautet, „eine art von übersetzung, so gut und genau sie sich in eben der sart hat machen lassen“, hinzugefügt. Dass diese „Abhandlung“ eine rede war, er am 11. oktober 1746 zu Leipzig in gegenwart des erbprinzen Friedrich von

1) Vgl. Joh. Crüger, Die erste gesamtausgabe der Nibelungen, Frankfurt a. M. 84, s. 6.

Sachsen und der königlichen prinzen Xaver und Karl verlas, ist auf seine übersetzung nicht ohne einfluss geblieben. Sehr bezeichnend ist es schon, dass er gerade den König Tirol auswählte, und zwar hinwiderum gerade solche strophen[1], die sich auf das verhältnis des fürsten zu seinen untertanen beziehen. Aus rücksicht auf seine zuhörer wird in gleicher weise wol auch die anrede des königs Tirol an seinen sohn: „O junger prinz“ als übersetzung von „vil junger künic“ entstanden sein. Im übrigen trägt diese übertragung, die im metrum — einige kleine abweichungen abgerechnet — mit dem original übereinstimmt, deutlich den stil Gottscheds zur schau. Wie trivial ist es, wenn er an die worte: „Damit du keinen wackern mann an seinen ehren schwächst“ noch, um die strophe zu vervollständigen, hinzufügt: „Das niemand leiden kann.“ Da aber hinwiederum gerade dieser zusatz als ersatz für die worte des minnesingers: „niht baz ich dir geräten kan“ aufzufassen ist, so lässt sich auch, weil der minnesinger sich kurz zuvor ähnlicher worte bedient hatte, Gottscheds bestreben, widerholungen zu vermeiden, nicht verkennen. Glaubt man nicht aber widerum den philister zu hören, wenn Gottsched die worte des originals: „Ob et muoz dîn êlich wîp dur zuht, dur vorhte swîgen, si denket doch: dû valscher lîp“ übersetzt mit: „Und schweigt dein weib aus zucht und scheu, so denkt sie doch: wo bleibt die mir gelobte treu“? Und bei alledem lässt er auch hier knechtische devotion durchblicken, wenn er: „vil manic helt gevangen“ durch „edle sklaven“ überträgt.

Alle diese übersetzungsversuche bezogen sich nur auf einzelne gedichte oder abgerissene partieen der lehrgedichte. Ziemlich gleichzeitig wurde nun von zwei litterarisch vielfach mit Bodmer verbundenen männern der versuch einer übertragung in grösserem stile unternommen. Es sind Samuel Gotthold Lange und Kaspar Friedrich Renner. Für Lange besitzen wir allerdings kein direktes zeugnis darüber, aber es scheint doch aus einem briefe hervorzugehen, in dem ihn professor Bohn zwar warnt „vor der arbeit, die er sich auf den hals geladen“, zugleich aber auffordert, ihm sein urteil über die minnesinger zu schreiben und ihm einige ihrer lieder zu übersetzen. Diesem wunsche willfahrt Lange in einem briefe vom jahre 1757 oder 1758; ein arger druckfehler verhindert leider die genaue feststellung des jahres[2].

Genau wie Hofmannswaldau und Gottsched stellt Lange original und übersetzung einander gegenüber, ähnlich wie Bodmer flicht er ein paar mal bemerkungen über die eigentümlichkeiten der dichter und der sprache dazwischen, aus Bodmer endlich genommen sind die angaben, die er über die lebensumstände mehrerer dichter hinzufügt. Die übersetzungen selbst lehnen sich ausserordentlich eng an die originale an, so dass man sie — wie er es auch selbst als seine absicht bezeichnet — vielfach bloss als umsetzungen in die neue sprache betrachten kann. Meist wird der ausdruck unbeholfen, zuweilen geradezu unverständlich. Namentlich in den reimen; hier entstehen einerseits assonanzen wie: 'Wahn — hab', anderseits aber lässt er da, wo er, um nicht undeutsch zu werden, den reim absolut nicht beibehalten kann, den alten ausdruck bestehen und fügt hinzu, was er bedeutet (so erklärt er das alte „wîplich bild“ als „bildung, schönheit“), oder aber er weiss sich, wie später Gleim und Klamer Schmidt, dadurch aus der verlegenheit zu helfen, dass er einmal, um

1) MSH. 26—36.

2) Der brief des professors Bohn ist vom 10. November 1757 datiert, derjenige Langes aber schon vom 5. März 1757. Vgl. „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher briefe“ I, 51, 52.



auf das wort 'ungemach' einen reim zu erhalten, den seufzer 'ach' an das ende des verses stellt. Geradezu undeutsch aber wird er, wenn er 'valsches âne' durch 'falschheit ohne' oder gar durch 'falschheit ohn' übersetzt.

Trotz dieses engen anschlusses an das original ist nicht nur Langes reimverschlingung meist eine ganz andere, zuweilen gestattet er sich sogar auch leichte umänderungen des gedankens. In des herzogs Heinrich von Breslau bekanntem liede: 'Ich klage dir meie, ich klage dir, sumerwunne' legt er einen vers, der ursprünglich der haide gehört, dem dichter in den mund. Meist sind solche änderungen jedoch aus missverständnissen hervorgegangen. Da er z. b. einmal das wort 'tougen' nicht verstand, ist nicht nur ein guter gedanke ausgefallen, sondern auch der sinn des ganzen zerstört worden.

Wie Gleim und die Anakreontiker hat Lange eine besondere vorliebe für den superlativ oder für die steigerung eines adjektivs durch vorgesetztes 'so'. Auch die zahlreichen flickwörter (wie 'wol' und 'auch') erinnern an jene. Gleims eigenen ton glaubt man zu hören, wenn Lange des minnesingers 'huld' mit 'gnade' und 'minne' mit 'gunst' überträgt, und als eine übertreibung nach anakreontischem geschmack ist es anzusehen, wenn er den mond, der bei den minnesingern nur in den sternen schwebt, 'unter tausend gestirnen' schweben lässt; an die schäferlyrik wird man erinnert, wo Lange von den „verliebten" redet und beispielsweise das 'minnekliche heil' mit 'der verliebten heil' wiedergibt.

Unzweifelhaft hat Lange die anregung zu diesen übersetzungen ursprünglich von Bodmer empfangen. Dasselbe muss auch von dem Bremer stadtvogt Kaspar Friedrich Renner gesagt werden, von dem Bodmer seiner zeit durch Friedrich Hagedorns mittlerschaft nachrichten über die zu Bremen befindliche Goldastische abschrift des grossen codex erhalten hatte. Im jahre 1760 veröffentlichte Renner unter dem pseudonym Franz Henrich Sparre: „Die Winsbekinn, oder mütterlicher unterricht glücklich zu lieben und zu heurathen". Seine vorrede an das „schöne geschlecht", in der er bekennt, dass sowol seine dem original beigegebene übersetzung wie auch die hinzugefügten erklärungen den „schönen" lediglich „das nachsinnen bei den veralteten wörtern und redensarten erleichtern sollen", ist von bedeutung für die ganze auffassung der übertragung.

Geschrieben ist sie in reimlosen vierfüssigen jamben mit überwiegend klingendem versschluss. Aber ähnlich wie bei Hofmannswaldau der Alexandriner ist dieses versmass auf Renners übersetzung nicht ohne einfluss geblieben. Auch sie ist durch zahlreiche epitheta und manche zusätze anderer art breit und schwerfällig geworden. In vielen fällen sind diese freilich der sucht, das original nach dem geschmack der neuen zeit umzumodeln, entsprungen.

'Der frommen lob und ruhm' ist hier das nächste erstrebenswerte ziel für die tochter. So soll sie leben, 'als sich die frommen stets beflissen'. Gott will sie „als den brunnquell aller güte unablässig bitten, dass sie ihn stets vor augen habe". „Gross an mute" will sie zwar sein, „jedoch an demut nicht geringer". Wird sie wegen ihres züchtigen lebens verleumdet, so will sie „unschuldig leiden". Jetzt gibt es überhaupt keine „redliche ('staete') männer" mehr auf der welt. Wo lose merker bei ihr waren, sollte einst die tochter 'wilder blicke niht ze vil' schiessen, — jetzt soll sie dies unterlassen, „weil schlimme lauscher auf sie merken", d. h. weil die ganze welt überall voll von „kläffern" ist. „Eingezogen zu leben", ist jetzt das ideal eines züchtigen lebenswandels. Versprach die tochter ihrer mutter früher, die wilden blicke zu vermeiden, damit sie nicht 'ze balt' würde, so will sie es jetzt



Die schwänke des buches sind drei quellen entnommen von denen der verfasser aber nur die erste und dritte angibt: Poggio und **Valerius Maximus**. Warum er die zweite verschwieg, weiss ich nicht. Diese ist des Ottomar **Luscinius** 1524 erschienenes schwankbuch *Ioci ac Sales*[1].

Der compilator bezeichnet auf dem titelblatte seine sammlung als „**pudica** iocorum facetiarumque sylva" und auch im *Prologus* rühmt er sie „cum ab omni ſanè laſciuia tum etiam a cauillo, dicacitate . . . ſemper remotiſſimum". Später sagt er: „Qui . . . in riſu excitando ſunt immodici, hi ſcurrilitate aut hiſtrionica laborāt . . . Horum memor pudicas tantum facetias, ne teneras laederemus aures, ex multis authoribus in hanc conſcripſimus sylvam".

Dass er das buch „ex multis authoribus" compiliert habe, ist nicht richtig, er hat, wie oben bemerkt, nur drei vorlagen gehabt, dass er aber von dem rühmlichen gedanken ausging, anstössige schwänke aus seiner sammlung auszuschliessen, sieht man sofort, wenn man letztere mit ihren vorlagen vergleicht.

Polychorius — also nennt sich der compilator — gab zuerst eine reiche auswahl aus Francesco Poggio Bracciolini's *Liber Facetiarum*[2]. Er entnahm dem berüchtigten Florentiner die nachstehenden nummern: 2. 3. 4. 7. 8. 9. 11. 12. 13. 14. 15. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 26. 28. 29. 30. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 48. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 70—72. 74—77. 79—83. 86—90. 91—97. 100—104. 108—110. 113. 116. 119—121. 124—127. 129—132. 134—136. 139. 147—149. 151—154. 158. 160. 162—166. 169. 171. 177—179. 182—187. 189—190. 192. 194. 196—200. 202—206. 207—208. 211. 214—220. 224. 226—228. 230. 234—235. 243. 245—248. 250—253. 254. 255—256. 258—263. 268. — Das sind im ganzen, wenn ich richtig gezählt habe, 165 nummern.

Polychorius hat wirklich alle die gemeinen zoten seiner vorlage bei seite gelassen, ausserdem — wahrscheinlich weil nichts witziges darin liegt — die nummern „de prodigiis" d. h. nr. 31—34, 167, 168 und 249. Das stärkste, was man bei ihm findet, sind Poggio 93 = De meretrice ſene mendicante (bl. 20^{a}) und 217 = De fatuo dormiente cum Archiepiscopo Coloniensi qui dixit eum quadrupedem" (bl. 45^{b}), zwei stücke, die im vergleich zu dem weggelassenen noch anständig genannt werden müssen. Weniger bedenklich war der compilator in der aufnahme nichtsexueller derber schwänke. So verschmähte er z. b. nicht Poggio nr. 4 = De Iudaeo nonnullorum ſuaſu chriſtiano facto (bl. 2^{b}), 70 = De auaro qui urinam deguſtavit (bl. 14^{b}), 130 = De homine qui in somnis aurum reperiebat (bl. 28^{b}) und 135 = Facetum Eberhardi ſcriptoris apostolici qui ad Cardinalis conſpectum uentris crepitum dedit" (bl. 30^{a}).

Textliche änderungen hat Polychorius, von kleinigkeiten abgesehen, an den stücken aus Poggio nicht vorgenommen.

In ähnlicher weise verfuhr der compilator mit seiner zweiten quelle, mit den Ioci ac || Sales mire festivi ab Ot || tomaro Luſcinio Argentino partim ſelec || ti ex bono-

epitome" entnommen und als lückenbüsser für die leeren seiten der nichtgezählten präliminarblätter angebracht.

1) Betreffs dieses buches und seines verfassers verweise ich auf Hermann Arthur Liers aufsatz: Ottmar Nachtigalls „Ioci ac Sales mire festivi". Ein beitrag zur kenntnis der schwanklitteratur im 16. jahrh. (Schnorrs *Archiv*, bd. 11, s. 1—50) sowie auf L. Geigers artikel in der Allg. deutschen biographie, bd. 19.

2) Ich benutzte die Valdafer'sche ausgabe von 1477 zum vergleich, von der die k. hof- und staatsbibliothek ein prächtiges, aber nicht ganz vollständiges exemplar besitzt, ferner die ausg. Lond. 1798, die aber sehr dürftig ist — u. a. fehlen ein halbdutzend schwänke darin — und endlich die franz. übersetzung „avec le Texte Latin", Paris, J. Liseux 1878 (2 bde. kl. 8°).

Ein unbekanntes schwankbuch des 16. jahrhunderts.

Wenn der vorstehende titel die erwartungen des lesers etwa hoch spannen sollte, so wird es ihm ergehen, wie es mir mit dem buche selber ergangen ist: er wird eine enttäuschung erleben. Ich hatte auf die angaben eines katalogs hin grosse hoffnungen auf seinen inhalt gesetzt und fand darin — nicht eine unbekannte erzählung. Wenn ich gleichwol hier eine beschreibung des buches gebe, so bestimmte mich mancherlei dazu. Einmal scheint es so gut wie unbekannt zu sein; wenigstens habe ich es nirgends beschrieben oder angeführt gefunden. Dann ist es charakteristisch für die zeit, in der es erschien, nicht ohne interesse wegen herausgeber und verleger — beide noch etwas rätselhafte persönlichkeiten — und endlich wegen der die auswahl leitenden moralischen absicht. Ich lasse sogleich die beschreibung des buches folgen:

AMOENIS
SIMA ET PVDICA IO
corum Facetiarumq; ſylva, ex Pog/
gij Florentini Facetiarum Libro, a/
lijsq; noſtro ſaeculo inſignis famae au/
thoribus, ad leuationem animi, inge/
nijq; exercitium, ſtudioſae iuuentuti
uigilantiſſimè conſcripta, ac in
Centurias digeſta.
AD LECTOREM
Procul eſtote Catones tetrici, triſteq;
fruſtra tumentium ſupercilium, qui/
bus non uenio, niſi iocos & ſales ue/
lint. Hilarem expeto lectorem, aut
certe mox facio.
Argentorati excudebat M. Iacobus
Cammer Lander Moguntius
Mense Martio.

Titelbordüre. Auf der rückseite des titelblattes drei physiognomische köpfe. Dann folgt auf dem zweiten blatt ein dedikationsschreiben „Venerabili Viro Domino Georgio Rotenburgio, D. Stephani Canonico Salutem optat Polychorius Senior" auch als Prologus ad Sophistam bezeichnet, über 10 seiten lang, und datiert „Kal. Martias. An. 42." Auf der 11., 12. und 13. seite physiognomische köpfe, auf der 14. das bekannte buchhändlerzeichen Cammerlanders: geflügelte Fortuna auf einer kugel schwebend. Auf der 15. seite beginnt der text: 114 nummerierte und von A bis O acht signierte blätter 12°. — Am schluss (blatt 114ª) heisst es:

Argentorati excudebat M. Iacobus
Cammer Lander Kal. Martias
An. M.DXLII.

Die letzte seite (114ᵇ) enthält nochmals das buchhändlerzeichen[1].

1) Die königl. hof- und staatsbibliothek zu München besitzt zwei exemplare des büchleins, das eine hat die signatur: L. eleg. m. 758ᵈ 8°, das andere (L. eleg. m. 8° 108) ist ein sammelband, der ausser unserem büchlein, dem 3. der sammlung, noch Bebels: *Facetiae*, Gasts *Convivales Sermones* (beide ebenfalls von 1542) sowie die *Pasquilli extatici* (s. l. e. a.) enthält. — Die physiognomischen köpfe in dem büchlein sind offenbar dem im jahre zuvor bei Cammerlander erschienenen buche „*Physiognomiae*

Ob die vielen anleihen, die Luscinius für seine *Ioci ac Sales* bei den alten machte, Polychorius auf den gedanken gebracht haben, zur vervollständigung seiner sammlung den Valerius Maximus heranzuziehen, will ich dahingestellt sein lassen. Aber darin ähnelt er wider dem vorgänger, dass er seine „tres centurias" um 29 nummern überschritt, gerade wie Luscinius seine „duas centurias" um 33.

Bezüglich der dritten quelle, Valerius Maximus, kann ich mich kurz fassen. Polychorius entnahm dem zweiten und dritten capitel des VII. buches der *Dicta et facta* 36 nummern, wobei er, die reihenfolge des Römers beibehaltend, bis *Dicta et facta* VII, 3, externa 3 kam. Textliche änderungen nahm er auch hier nicht vor, nur liess er ein paar unbedeutende sätzchen weg.

Die arbeit des Polychorius bei der zusammenstellung des büchleins war also, wie man sieht, keine sehr anstrengende. Er wählte aus den drei quellen das ihm geeignet erscheinende aus und brachte es zum drucke. Erlebtes oder gehörtes nachzuerzählen, wie Luscinius oder der von ihm nicht benutzte H. Bebel es tat, oder auch nur ferner liegende quellen heranzuziehen, kam ihm nicht in den sinn.

Wir brauchen uns deshalb nicht weiter mit dem inhalt der schwänke zu beschäftigen. Valerius Maximus und die *Facetia* des Poggio sind bekannt genug und soweit stücke aus den *Ioci ac Sales* in betracht kommen, genügt es, auf die oben citierte arbeit von Lier zu verweisen, wo quellen und arbeitsweise des Strassburger humanisten gewürdigt sind.

Man gestatte mir nur noch ein paar kurze bemerkungen. Zwei der quellen des compilators waren, wie wir oben sahen, auch in der form von einfluss auf Polychorius. Es fragt sich nun, hat letzterer daneben noch andere vorbilder gehabt? Im jahre 1541 — also ein jahr vorher — waren die *Sermones convivales* des Johannes Gast unter dem namen Ioannes Peregrinus Petroselanus zu Basel ans licht getreten[1]. Kannte Polychorius diese sammlung, die eine gewisse ähnlichkeit mit der seinigen hat? Regte sie ihn vielleicht zu seiner compilation an? Diese fragen lassen sich nicht entschieden bejahen, aber ebensowenig sicher zurückweisen. Man sollte meinen, dass Polychorius etwas von Gasts sammlung wusste. Auch Gast hat Poggio und Luscinius, aber freilich daneben auch Erasmus, Barlandus, Keyserspergius, Sabellicus, Bebel, Petrarcha usw. benutzt. Auch Gast bezeichnet sein buch „salibus non impudicis neque lasciuis . . refertus". Diese versicherung Gasts indes wird durch den inhalt des buches lügen gestraft. Gast hat eine erhebliche anzahl recht bedenklicher geschichten aus Poggio und Luscinius herübergenommen, die Polychorius von seiner sammlung ausschloss; er hat Bebel und der Margarita facetiarum vieles entlehnt, was besser weggeblieben wäre. Und so gewinnt man fast den eindruck, als ob Polychorius seine sammlung in der absicht unternommen habe, um den angeblich „non impudicis neque lasciuis salibus" des Gast eine wirklich „pudica facetiarum sylva" entgegenzustellen. Ob daneben auch der gedanke mitsprach, den *Sermones convivales* concurrenz zu machen, ist schwer zu sagen.

Wie dem auch sei, das hauptverdienst des buches beruht auf seiner moralischen tendenz. Seit den tagen des zügellosen florentinischen humanisten hatten sowol seine, wie andere lateinische schwanksammlungen circuliert und nicht zum mindesten den widerlichsten zoten ihren erfolg verdankt. Um nur von Deutschen zu reden, so waren Seb. Brant Adelphus Bebel und Luscinius in die fusstapfen Poggios getreten und

1) Basileae apud Bartholomeum Westhemervm. Vgl. Germania 37, 223.

selbst der protestant Gast hatte sich nicht von zoten freigehalten. Da war es anzuerkennen, dass ein mann sich gegen den strom stemmte und eine von anstössigkeiten gesäuberte facetiensammlung zur unterhaltung gelehrter kreise schrieb, an der selbst „tenerae aures“ reine freude finden mochten und die unbedenklich der jugend in die hand gegeben werden konnte. Es ändert nichts an seinem verdienste, dass er nicht schule machte, dass spätere sammler wie Hulsbusch und Frischlin und die deutschen schwankdichter um die mitte des 16. jahrhunderts, wie H. Sachs, Wickram, Lindener, Schumann, Frey, Montanus und Kirchhof sein beispiel nicht befolgten.

Übrigens wird der litterarhistoriker die *Sylva facetiarum*, wenn sie auch keine neuen schwänke aufweist, doch als stoffquelle für spätere dichter im auge behalten. Gar mancher schwank des Luscinius mag, als die *Ioci ac sales* vergessen waren, durch sie noch verbreitung gefunden haben.

Ob das buch wol noch eine zweite auflage erfuhr? Ich habe nichts hierüber ermitteln können. Keinesfalls wird es sich einer grossen beliebtheit erfreut haben. Neben Bebel und Gast, die dem zeitgeschmack besser entsprachen und immer aufs neue gedruckt wurden, konnte es sich nicht behaupten.

Wer war aber der sammler Polychorius? B. Wenzel[1] hat in einer fleissigen, wenn auch noch vielfach der berichtigung und ergänzung bedürftigen dissertation über ihn und den verleger Cammerlander gehandelt und gezeigt, dass der verfasser oder herausgeber verschiedener im Cammerlander'schen verlag erschienenen schriften sich bald Vielfeldt, bald Polychorius oder Multager oder Multicampanus nennt. Mit recht hat er vermutet, dass alle diese namen auf einen mann deuten. Er meinte nun, dass dieser eigentlich Vielfeldt hiess und corrector der Cammerlander'schen offizin war. Einen beweis für diese behauptung hat Wenzel nicht erbracht. Mir hat sich längst der gedanke aufgedrängt, dass Polychorius, Multicampanus, Multager und — Vielfeldt nur andere namen für Cammerlander selber sind. Was Wenzel an biographischen notizen für beide personen zusammengetragen hat, ist nahezu identisch: beide sind aus Mainz, heissen Jakob, mussten aus der vaterstadt fliehen, lebten entzweit mit ihrer familie, hatten eine zeit lang ein handwerk betrieben, waren in Rom gewesen, gehörten dem gleichen mit den widertäufern liebäugelnden bekenntnis an, beide erschienen und verschwanden vollkommen gleichzeitig. Cammerlander war magister; er besass also wie die meisten damaligen buchhändler gelehrte bildung. Die tätigkeit der Polychorius, Multicampanus, Multager und Vielfeldt war im grossen und ganzen doch nur eine solche, wie sie gar mancher buchhändler des 16. jahrhunderts so z. b. Egenolff, recht wol zu leisten im stande war: übersetzungen und compilationen. Es steht daher nichts im wege die beiden rätselhaften persönlichkeiten als eine anzusehen. Das würde auch erklären, warum auf den büchern für eine und dieselbe person so verschiedenartige namen erscheinen. Der drucker wollte — wenigstens für nichteingeweihte — nicht als der verfasser so verschiedenartiger werke angesehen werden und vielmehr als verleger einer anzahl von autoren gelten. Der corrector hätte doch wol sich mit einem humanistennamen begnügt.

Ich spreche in vorstehendem natürlich nur eine vermutung aus, die noch der näheren untersuchung bedarf, um bestätigt oder widerlegt zu werden. Ich weiss recht gut, dass auch manches dagegen spricht. Vor allem wären archivalische nachforschungen in Mainz und Strassburg, sowie eine erschöpfende zusammenstellung der

1) Cammerlander und Vielfeld, Ein beitrag zur litteraturgeschichte des sechzehnten jahrhunderts (Rost. dissertation) Berlin 1891.

im Cammerlander'schen verlag erschienenen bücher nötig. Wenzel hat in dieser hinsicht noch viel zu wünschen übrig gelassen. Vielleicht veranlassen diese zeilen einen jungen forscher, die frage einer gründlichen prüfung zu unterziehen, wozu mir leider zeit und gelegenheit fehlt.

MÜNCHEN. A. L. STIEFEL.

Zur kenntnis der altd. litteratur.

A. Ein lied aus den Carmina Burana.

Das lied, welches J. Huemer im Cod. Cc III, 9 der Bibl. publ. in Linz fand und in seinem 'Iter austriacum' (Wiener studien IX 1887) 'Abschied aus der heimat' nannte, ist die n. 82 von Schmellers Carm. Bur.

Der codex, in dem es eingetragen ist, war früher eigentum des 1107 gegründeten, 1787 aufgehobenen Benedictinerstiftes Garsten in Oberösterreich und enthält von einer hand des 12. jahrhunderts geschrieben eine mythologie ('liber fabularum'), einen tractat 'de figuris psalterii', erörterungen 'de posituris et distinctionibus, de barbarismis, de solecismo' etc., einen 'Remigius super Donatum' u. a., woraus erhellt, dass die hs. schulzwecken gedient hat.

Auf der zweiten seite des letzten blattes, von dem etwas weniger als die untere hälfte weggeschnitten ist, steht das erwähnte lateinische gedicht von einer hand des 13. jahrhunderts eingetragen.

Die Garstener version weicht von der bei Schmeller abgedruckten Benedictbeurener und von der Stuttgarter (ed. G. Dreves in der Zs. f. d. a. 39 [1895], 363 aus einer hs. 'I Asc. 95' der kgl. handbibl. in Stuttgart, s. XIII) fassung nicht unerheblich ab. O. Hubatsch in seiner schrift über die lat. vagantenlieder des mittelalters (Görlitz 1870) und W. Wattenbach, Die anfänge lat. profaner rhythmen des mittelalters (Zs. f. d. a. 15 [1872]) haben darauf hingewiesen, dass die an verschiedenen orten gemachten aufzeichnungen infolge nur mündlicher überlieferung in so erstaunlicher weise auseinandergehen.

Die letzte strophe des Benedictbeurener textes fehlt in der Garstener hs. Der raum hätte zur eintragung noch gereicht, wurde aber durch andere lat. verse ausgefüllt, die ich hiehersetze:

Benedicamus flori orto
De styrpe dauid die hodierno,
Quem produxit virga virgo Domino.
O Maria pia virgo,
Que portasti alfa et ω,
Voce clara cum iubilo
Benedicamus Domino.

Beachtenswert ist ferner, dass etwas über der ersten zeile des gedichtes am rande des blattes die zwei worte 'Dulce lignum' mit neumen stehen. Es dürfte darin die angabe der melodie zu suchen sein, nach welcher das lied zu singen war. Da bekanntlich sehr viele profane rhythmen des mittelalters parodien der kirchlichen sind und ihre ausdrucksweise überall durchklingt, so deuten die worte 'Dulce lignum' wol auf einen kreuzeshymnus (Venantius Fort.?), dessen rhythmus und melodie der profanen nachbildung untergelegt wurde, der uns aber leider nicht erhalten ist.

Stimmt diese vermutung, dann dürfte wol auch Burdachs meinung (Reinmar der alte und Walther von der Vogelweide, Leipzig 1880), dass zwischen der musik der weltlichen lieder und der geistlichen kunstmusik ein scharfer gegensatz bestanden

habe, eine ansicht, die Willmanns, Zs. f. d. a. 25, nicht teilt, eine kleine einschränkung erfahren.

Da nach einer freundlichen mitteilung des herrn dr. F. Boll in München das lied auch in der Benedictbeurener hs. mit neumen versehen ist, wäre es von interesse, durch eine vergleichung festzustellen, ob mit dem texte eines solchen vagantenliedes auch die melodie wanderte.

Was nicht die überschrift 'versus' trägt, d. i. in hexametern, distichen oder leoninen abgefasst ist, ist in den Carm. Bur. in fortlaufenden zeilen geschrieben und so ist auch das lied im Garstener cod. nicht nach versen und strophen abgesetzt.

Wie die in der hs. vorkommenden missverständnisse schliessen lassen, wurde das lied aus dem gedächtnisse niedergeschrieben.

Ich gebe den text wörtlich und in den noten die abweichungen der zwei anderen fassungen.

1. Dulce solum
natalis patrie,
domus ioci,
thalamus gracie,
uos relinquam
aut cras aut hodie
periturus
amoris rabie.

2. Vale tellus,
ualete socii,
quos benigno
fauore[1] colui,
et me uestri
consortem studii
deplangite[2],
qui uobis perii.

3. Quod[3] sunt flores[4]
in yblis[5] vallibus
et[6] quod[3] todna
uestitur frondibus[7]
et quod manant[8]
pisces equoribus,
tot habundat
amor doloribus.

4. Igne nouo
Ueneris saucia
mensque[9] privs[10]
non nouit talia,
ut testantur[11]
uera prouerbia:
vbi amor
ibi miseria.

B. Eine mhd. strophe.

In dem Codex membr. 100 (s. XII) der Lambacher stiftsbibliothek findet sich f. 45ᵃ folgende mhd. strophe von einer hand des 14. jahrhunderts:

Ich waiz ein vrowen, der dient ich gern
vnd wolt si mich wesunder leren,
wie ich e scult ier muet geuagen[12],
daz wolt ich mit ir taugen tragen.
si ist aller tugent vol.
daz sprich ich von der warhait wol.
ir diener ich immer wesen scol.

1) B amore. 2) B et me dulcis expertem studii S et vos dulces consortes studii me plangite. Vgl. die parallelstelle in Zs. f. d. a. 5 (1845), s. 296:
O consortes studii, deprecor valete,
quos benigne colui, filii dolete.
3) B und S quot. 4) S apes. 5) B Hyble S Idae. 6) fehlt in BS. 7) B quot redundat Dodona frondibus. S quot vestitur Dodona frondibus. 8) S natant B et quot pisces natant equoribus. 9) BS mens que. 10) B pia. 11) B ut fatentur S nunc fatetur.
12) geuagen unsicher [= gemuotvagen F. K.].

Diese strophe ist an anderer stelle der hs. schlecht widerholt. Dieselbe hand schrieb auf f. 33^{b}: Semper ego seruire uolo tibi virgo maria.

Diese worte klären uns über den charakter der mhd. strophe auf. Es sind verse auf Maria und wie anderweitige notizen in der hs. zeigen, sicherlich in Lambach geschrieben worden.

C. Zum Baumgartenberger Johannes Baptista.

K. Kraus meint (Deutsche gedichte des 12. jahrh., Halle 1894, s. 105), das Baumgartenberger gedicht auf den hl. Johannes Bapt., dessen anfangsverse bekanntlich in die Kaiserchronik eingang gefunden haben, sei in Baumgartenberg selbst oder in einem benachbarten kloster entstanden.

Dass Diemer Garsten als ort der abfassung ansehe, kann ich nicht mit Kraus aus des ersteren bemerkung zu Ezzo 17, 9fg. herauslesen. Es wird sich vielmehr Diemers notiz auf die herkunft der hs. beziehen und, soweit ich sehe, auf einer unrichtigen angabe beruhen, derzufolge Diemer die hs. gleich anderen codices der Bibl. publ. in Linz für ehemaliges Garstener eigentum hielt. Aber auch daran ist nicht zu denken.

Da es natürlich nicht gleichgiltig sein kann, wo der Johannes abgefasst wurde, möchte ich in den folgenden zeilen eine andere auffassung vorbringen.

Ich will bei dieser gelegenheit betonen, dass bei bestimmung und einreihung altdeutscher denkmäler aus klöstern selten gründlich vorgegangen wird, wie das vielfach unrichtige benennungen erkennen lassen. Für klösterliche handschriften käme in sehr vielen fällen fremde herkunft in betracht.

Schon Scherer (Gesch. d. deutschen dichtung im 11. und 12. jahrh. QF. XII [1875], s. 69) hat darauf hingewiesen, dass die verehrung des täufers Johannes in den auf ihn verfassten gedichten dieses zeitraums in merkwürdiger weise hervortrete.

Johannes der täufer, welcher bei seiner geburt die von banden der stummheit gefesselte zunge seines vaters löste, so dass dieser den herrlichen lobgesang, der als Benedictus bekannt ist, anstimmen konnte, galt im mittelalter als patron der sänger und sängerschulen. Darum waren ihm auch die cantores besonders hörig, seine diener (J. Kayser, Beiträge zur gesch. und erklärung der alten kirchenhymnen II, Paderborn 1886, s. 277).

Vielleicht haben wir an eine solche beziehung zu denken, wenn sich im Maria Saaler Joh. Bapt. am schlusse der 'priester Adelbreht' als verfasser des gedichtes einen 'scalch unde chneht des heiligen mannes, sancti Johannes' nennt und in ähnlicher weise Heinrich, der verfasser der litanei.

Bemerkt muss werden, dass gerade in den urkunden von Cistercienserklöstern uns weit öfter als der scholasticus der cantor begegnet.

Die ersten mönche von Baumgartenberg (1141 gegr.), zwölf an der zahl, mit dem abte Friedrich an der spitze, kamen aus dem Cistercienserkloster Heiligenkreuz bei Wien.

Bei diesem umstande darf man in beziehung auf die herkunft des codex sowol, wie des gedichtes auf das kloster Heiligenkreuz hinweisen, welches die nach Baumgartenberg ausziehenden brüder doch wol auch mit büchern versehen haben wird.

Aus einem ausgabenverzeichnisse des klosters (veröffentlicht von mir in Studien und mitteilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienserorden XX, 1899), das in der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts, also in den ersten zeiten des stiftsbestandes niedergeschrieben wurde, geht hervor, dass man in Baumgartenberg bald schon den bücherbestand durch ankäufe zu mehren suchte. Möglich also, dass auch die Pannormia des Ivo von Chartres mit unserem gedichte durch kauf oder tausch erworben

wurde, möglich aber auch, dass sie zum ersten, vom mutterkloster gelieferten inventar gehörte.

Jedesfalls war der codex mit dem gedichte schon in den ersten zeiten des stiftsbestandes eigentum des klosters Baumgartenberg. In einem bibliotheks-kataloge dieses stiftes (ed. Steinmeyer-Sievers, Ahd. Gll. IV, 1898), der sich im Cod. Cc VII, 7 der Bibl. publ. in Linz eingetragen findet und von Th. Gottlieb, Über ma. bibliotheken (Leipzig 1890) in das 13. jahrhundert gesetzt, aber noch dem ende des 12. jahrhunderts angehören wird, sind nämlich u. a. auch 'Decreta Ivonis in uno volumine' verzeichnet, worunter zweifellos die Pannormia Ivos von Chartres zu verstehen ist, in welcher der Joh. Bapt. steht.

Ob nun das gedicht in Baumgartenberg erst eingetragen wurde, oder dort, wo die hs. früher war, entzieht sich unserer kenntnis. Jedenfalls wurde es nicht von einem 'recht ungebildeten landgeistlichen', wie Kraus will, sondern von einem mönche eines klosters des 'grawen ordens' niedergeschrieben.

URFAHR. DR. KONRAD SCHIFFMANN.

Zum ahd. Heinrichsliede[1].

V. 7fg. sind überliefert:

hic adest Heinrich, bri(ngt) her hera kuniglich;
dignum tibi fore, thir selvemo ze sine.

Ich schlage vor, *kuniglich* in *kuniling (= kunniling)* 'verwandter' zu bessern und mit Priebsch[2] *fore* in *foret;* wenn wir dann *thir* als unbetonte nebenform von *thar* auffassen (vgl. *thar* v. 20, *thir* v. 21), *hera* als adverb 'her' ansehen und mit Schade[3] *sine = sînne* nehmen, so erhalten wir einen vorzüglichen sinn: 'hier ist Heinrich, er bringt einen verwandten her; es würde dir geziemen, selbst da zu sein', nämlich wo Heinrich und dessen verwandter sind. Jetzt wird auch die anrede *ambo vos aequivoci*[4] v. 13 verständlich, mit der kaiser Otto die beiden besucher anredet. Auf die schwierige frage, welcher Otto und welcher Heinrich gemeint sind, will ich hier nicht näher eingehen, sondern nur noch einige eigentümlichkeiten dieser stelle besprechen. [Vgl. noch Breul, The Mod. Quart. of Lang. & Lit. I, 42fg.]

Wer an dem artikellosen *kuniling* anstoss nimmt, kann in *hera* einen schreibfehler für *hêran* sehen[5], da bei einem zugefügten adjectiv das fehlen des artikels weniger anstössig sein würde; das müsste dann heissen: 'er bringt einen vornehmen verwandten'. Die verschreibung *fore* für *foret* erklärt Priebsch sehr einleuchtend durch auslassung des *t* vor dem gleichen anlaut des folgenden *thir;* dass dies nicht wol = nhd. 'dir' sein kann, ist schon in den anmerkungen s. 100 von MSD[3] mit hinweis auf *mî* 'mir' v. 13fg. und *gî* 'ihr' v. 14 begründet worden. *Selvemo* endlich erklärt sich durch syntactische attraction an *tibi,* vgl. aisl. *hann bauð þeim, at fara fyrstum* und Delbrück, Vergl. syntax III, 19.

1) Vgl. die litteraturangaben im Jahresbericht XX, s. 73fg. und XXI, s. 66.
2) Deutsche handschr. in England I, 26. Ich war unabhängig von ihm auf denselben gedanken gekommen.
3) Decas s. 7. Der dativ des ger. *ze sinne = ze wesenne* erscheint nach Braune, Ahd. gr.[2], § 378, anm. 1 schon bei Notker.
4) Vgl. darüber Koegel, Gesch. d. d. litt. I, 2, 360.
5) Schade (Decas) liest *bruother hêra* 'frater regius'.

KIEL. F. HOLTHAUSEN.

Zu Goethes gesprächen.

„Mrs. Langloh Parker kindly sent me an essay of Mr. Manning's from The Journal of the Royal Society of New South Wales vol. XVI p. 159, 1883. Mr. Manning was an early settler in the north border of the southern colony. About 1832 he was in Europe, and met Goethe, whose undiminished curiosity, he being then about eighty-five, induced him to bid Mr. Manning examine Australian beliefs. He did, but lost his notes, made in 1845—1848. In these notes, which he later recovered, Mr. Manning used Christian terminology, instead of making a verbatim report" . . . . A. Lang, Magic and Religion (London 1901) p. 35.

KIEL. FR. KAUFFMANN.

LITTERATUR.

Der deutsche volksaberglaube der gegenwart von dr. **Adolf Wuttke,** prof. der theol. in Halle. Dritte bearbeitung von **Elard Hugo Meyer.** Berlin, Wiegandt und Grieben 1900. XVI, 535 s. 12 m.

Zum erstenmal ist das vielbenutzte werk anno 1860 erschienen. Eine zweite völlig neue bearbeitung kam 1869 heraus mit der tendenz, eine umfassende wissenschaftliche darstellung des gegenstandes zu geben. E. H. Meyer hat nach seinen eigenen worten das buch Wuttkes fast unangetastet gelassen, schonend einzelne fehler beseitigt, ihm bedenklich erscheinendes getilgt oder mit einem fragezeichen versehen, die auf die geschichte des hexenwesens sich beziehenden paragraphen wesentlich umgestaltet und aus der bisher minder berücksichtigten überlieferung des deutschen südwestens mancherlei neue angaben eingefügt (mit zahlreichen verweisen auf seine neueren publikationen: Deutsche volkskunde 1898. Badisches volksleben 1900). Das litteraturverzeichnis (s. XIV—XVI) ist ergänzt und nimmt sich in seiner jetzigen zusammenstellung sehr buntscheckig aus, denn es enthält sehr ungleichwertige dinge und berücksichtigt die seit 1869 erschienene litteratur viel zu wenig. Zum mindesten wäre ein hinweis auf weitere bibliographische hilfsmittel erforderlich gewesen, um jeden benutzer in den stand zu setzen, verbesserungen (Zingerles sitten, bräuche usw. sind in der ersten ausgabe von 1857 citiert) und ergänzungen vorzunehmen (wir vermissen namentlich eine liste der zeitschriften und periodischen publikationen der einzelnen landschaftlichen vereine). So entsprechen auch die dem text am fuss der seiten beigegebenen litterarischen nachweise durchaus nicht den ansprüchen d. h. gestatten dem weniger orientierten benutzer sehr häufig nicht, sich über den heutigen stand der forschung zu vergewissern.

Über den wissenschaftlichen charakter des buches zu handeln, sofern wir darunter historisch-kritisch begründete forschungsergebnisse verstehen, sind wir überhoben, da E. H. Meyer selbst die verantwortung ablehnt. Das buch hat seinen wert nur als „reichste schatzkammer des deutschen volksaberglaubens" und wird deswegen so lange eine andere, wirklich erschöpfende und streng systematische übersicht nicht von anderer seite geliefert wird, unentbehrlich bleiben. Nur mahnen die sehr ernsten mängel auch der neuen bearbeitung gegenüber in allen stücken vorsicht walten zu lassen. Denn wol hat E. H. Meyer da und dort (?) angebracht, aber man sieht durchaus nicht ein, was den so gekennzeichneten stellen ihr besonders fragwürdiges gepräge gibt, wenn an anderem ort der blühende unsinn ungefährdet steht.

Es ist für den historiker seit den entdeckungen J. Grimms kaum etwas so reizvoll und zugleich so wertvoll, als sich in diese welt des volksaberglaubens zu versenken. Längst vergangene kulturepochen unserer vergangenheit treten hier vor dem erstaunten blick lebendig zu tage. Es ergeht uns dabei wie mit den volksmundarten: untergegangene zustände sind in ihnen lebendig erhalten. Es ist im wesentlichen mittelhochdeutsche oder mittelniederdeutsche sprache, was die dialekte weiterführen: in buchstäblichem sinne repräsentioren die mundarten unsere deutsche aftersprache d. h. nachgebliebene, dem modernen sprachbewusstsein verspätet und überholt dünkende daher der verachtung anheimgefallene sprechweise.

Genau dasselbe besagt auf dem gebiet des glaubens, der bräuche und der sitte „afterglaube" bezw., was uns jetzt allein geläufig, „aberglaube". Es muss vielfachen missverständnissen in auffassung und deutung dieses wortes gegenüber eingeschärft werden, dass das wort „aberglaube" nur im etymologischen zusammenhang richtig verstanden wird. Und danach bedeutet es nichts anderes denn „nachkommender, nachgebliebener glaube" (vgl. got. *afar*, *afardags*, as. *afaro*, ags. *eafora* „nachkomme"); die nebenform *afterglaube* (mit got. *afardags* vgl. bair. *aftermontag*) entspricht genau den älteren, jetzt gleichfalls ausser kurs gesetzten bildungen *afterwinter* (nachwinter), *afterwelt* und *afterzeit* (nachwelt), *afterbürde* (nachgeburt). Die subjective wertbestimmung des wortes als „wahnglaube" liegt ursprünglich nicht darin. Die entwicklung zu diesem „bösen" sinn ist hier wie dort jüngeren datums: „in dem namen, den der moderne mensch den dingen gibt, heftet er ihnen das urteil an, das er über sie hat" (Beitr. 24, 464). So deckt sich also *aberglaube* mit lat. *superstitio* (zu *superstes*) oder mit dem sinn, in dem wir seit Tylor und Lang engl. *survival* zu gebrauchen gewohnt sind. Die in unserem buche s. 2 gegebenen ausführungen über die wortbedeutung sind hinfällig.

Das w e s e n des aberglaubens ist s. 6 zutreffend erfasst: „eine ansicht, welche aus einer früheren, geschichtlich bereits überwundenen, niedrigeren stufe religiöser weltanschauung zurückgeblieben ist." Wenn Wuttke-Meyer aber fortfahren: „aberglaube ist alles was aus der durch das christentum überwundenen h e i d n i s c h e n weltanschauung als rest zurückgeblieben ist", oder wenn Mogk sagt (Pauls Grundr. 3², 494): „im h e i d e n t u m e wurzelt der aberglaube", so kann ich eine solche voreilige schlussfolgerung in ihrer allgemeinheit nicht gutheissen. Denn damit ist die ernste hauptfrage umgangen. Ist es seit J. Grimm ausgemacht, dass der aberglaube überbleibsel aus vergangenen kulturepochen gerettet hat, so ist damit noch nichts entschieden über d a s a l t e r jener untergegangenen, im aberglauben restweise bewahrten kulturepochen. Die analogie der sprache und andere indicien führen uns zunächst nur so weit, dass der aberglaube die überbleibsel des m i t t e l a l t e r l i c h e n lebens repräsentiert: dass das a l t e r t u m im aberglauben noch lebendig sei, wird in jedem einzelfall zu erweisen sein. Nun ist es freilich leicht, das eine und andere als überbleibsel aus den fernsten zeiten der vergangenheit tatsächlich nachzuweisen und insofern ist es richtig, dass noch das heidentum im aberglauben sich fortsetze; was ich vermute, ist nur: d a s s i n d d i e a u s n a h m e n. Das r e g e l m ä s s i g e scheint, dass wir im aberglauben i m g r o s s e n u n d g a n z e n zunächst nicht das heidentum germanischer urzeit, sondern das volkstümliche christentum des europäischen mittelalters lebendig besitzen. Ich erinnere an die neueren untersuchungen über das alter unserer b ä u e r l i c h e n w e t t e r r e g e l n:[1] sie gehen im wesentlichen auf den kirchenvater Beda zurück, genau so

1) Leider von E. H. Meyer nicht berücksichtigt!

wie A. E. Schönbach gezeigt hat, dass der aberglaube, der an monate und tage sich knüpft, aus Bedas schriften sich herschreibt (Sitzungsberichte der Wiener akad. CXLII, VII, 149). Derselbe gelehrte hat jetzt in ausgezeichneter weise an wichtigen gruppen deutschen aberglaubens die verkehrtheit der herkömmlichen ansichten aufgezeigt. Er hat denn auch genau so, wie ich es widerholt getan habe, zur äussersten vorsicht gemahnt, „wenn man z. b. in deutschen segensformeln vom mittelalter bis zur gegenwart spuren des germanisch-heidnischen volksglaubens wahrzunehmen meint. So weit meine erfahrung reicht, sind solche ungemischt so gut wie gar nicht, aber auch mit christlichen dingen vermengt selten vorhanden" (a. a. o. s. 130, cfr. s. 49 fg). Namentlich ist es durchaus unzulässig, die einzelnen formen, deren gegenwärtig die abergläubische sitte sich bedient, unbesehen ins heidentum zurückzudatieren. Wol aber empfehlen wir die motive, die allgemein beherrschenden gedanken gründlich herauszuarbeiten und von ihnen für die geschichte der älteren religion gebrauch zu machen.

Unternimmt man es auf grund der von Wuttke zusammengebrachten materialien sich über die motive klarheit zu verschaffen, so tritt etwas seltsames zu tage. Der moderne aberglaube ist in seiner totalität im wesentlichen auf ein einziges motiv gegründet, das Wuttke selbst an zahlreichen stellen seines buches herausgehoben hat. Er nennt es die „sympathie". Damit ist nicht bloss das wesen der sache zutreffend bezeichnet, sondern auch ein terminus gewonnen, der in der religionswissenschaft eingebürgert ist. Und daraus folgt ein weiteres. Halten wir uns an dieses für den modernen aberglauben massgebende motiv der sympathie, so entdecken wir bald, dass damit nichts specifisch heidnisch-germanisches aus dem aberglauben gewonnen ist. Der glaube an die sympathie der seelen und der dinge ist ein erbe des menschen, so weit er über die erde verbreitet ist und hat zu allen zeiten wie an allen orten des völkerlebens seine wirksamkeit entfaltet. Er schlägt aber nicht in die religion, sondern in die magie ein. Man vergleiche das hervorragende werk von Frazer, The golden Bough, London 1890 (2. aufl. 1900).[1] Dass jenes motiv der „sympathie" in der altgermanischen welt lebendig war, wissen wir längst; also auch damit gewinnen wir für das heidentum nichts neues aus dem aberglauben. Wol aber ist uns — bei der dürftigkeit unserer zeugnisse — verschlossen, die betätigung jener sympathetischen magie im täglichen leben zu verfolgen: hier tritt der heutige aberglaube in die lücke, um selbst für die fernsten zeiten germanischer vergangenheit im höchsten grad aufhellend zu wirken.

Rechnen wir auch mit der annahme, dass die grosse masse der abergläubischen einzelformen sich aus dem deutschen mittelalter herschreibe — sehr instructiv sind in dieser beziehung die von Wuttke beigebrachten belege für die abergläubische geltung des katholischen ritus unter den evangelischen (dieses thema verdiente eine selbständige zusammenfassende bearbeitung) — so sind wir nicht blind dafür, dass auch unter den einzelformen *survivals* aus weit fernerer vergangenheit sich erhalten haben. Ich mache auf die s. 462 fgg. gegebenen ausführungen über totengebräuche aufmerksam: noch werden wie vormals dem toten die dinge mit in den sarg gegeben, die ihm bei lebendigem leibe zum gebrauch gedient haben, so z. b. der kamm, der ihm gehörte und mit dem noch die leiche gekämmt wurde (vgl. S. Müller, Nord.

1) Ich spreche den lebhaften wunsch aus, dieses buch möge bei einer neuen auflage unseres Wuttke fortlaufend citiert werden: es ist ein unentbehrlicher commentar; das urteil Schönbachs a. a. o. s. 97 könnte missverstanden werden.

altertumskunde 2, 77. 105: kämme liegen aus mehr als hundert grabfunden vor!). Es geht der glaube: wer sich mit dem leichenkamme kämmt, muss sterben; der kamm wird wie anderer hausrat dem toten mitgegeben, weil ein hauch seiner seele an seinem eigentum haftet, weil der tote im hause bliebe und die zurückgebliebenen beunruhigte, falls seine von ihm sympathetisch berührten gebrauchsgegenstände ihm nicht mitgegeben würden.

Auch auf umgekehrtem wege ist das alter der abergläubischen sitte erweisbar: bemerkenswert ist, sagt Wuttke s. 424, dass die mühle, (d. h. die wassermühle) im aberglauben fast gar nicht vorkommt; auch der wein spielt eine verhältnissmässig untergeordnete rolle (s. 427): aber auch hier ist die grösste vorsicht geboten, wenn man sich der bevorzugten rolle der kartoffel erinnert! Die städtische bevölkerung, die im handelsbetrieb und im bürgerlichen gewerbe steht, verfügt nicht entfernt über den reichtum von abergläubischen riten, wie die ländliche bevölkerung (s. 11 fg. 453 fg.) u. a. Aber auch die an alte sitte gebundenen lebenskreise sind seit der vorzeit von erschütterungen betroffen worden. Vieles ist in abgang gekommen, weil neue interessen sich vordrängten und willenlos ist auch die jüngste errungenschaft in die abergläubische sympathie der dinge einbezogen worden. Wie beliebt ist es doch, eine ganze periode des urgeschichtlichen lebens als die der (jäger- und) fischervölker zu bezeichnen und doch fehlen im aberglauben (wie im zauber) die fische so gut wie ganz und gar (nur der hering tritt stärker hervor s. 115 u. ö. [siehe register], sonst ist noch genannt: der hecht, der aal, die forelle, die schleie); gelegentlich tritt aber das motiv des aberglaubens so echt heraus — weil die fische stumm sind, dürfen säuglinge und stillende mütter kein fischfleisch essen, sonst lernt das kind nicht sprechen (s. 394) — dass wir zweifellos von solch vereinzeltem zeugnis auch für die vergangenheit gebrauch machen dürfen.

Uralter glaube haftet zäh an der geheimnisvollen bedeutung der erde, des erdbodens und des erdinnern. In der deutschen mythologie nimmt die erdgöttin (die z. b. Mogk Grundr. 3², 249 mit Frija identificiert) einen bevorzugten rang ein als das sinnbild der mütterlichen erde: ich weise darauf hin, dass dieses epitheton aus dem aberglauben heraus sich nicht erweisen lässt. Die erde hat im aberglauben nur unheimliches zu bedeuten: freundlich und günstig ist alles, was vom himmel kommt (so z. b. der donnerkeil s. 91 fg. oder der tau s. 92. 436 u. ö.); unfreundlich und gefährlich ist die erde; geheuer und ungeheuer ist es „zwischen himmel und erde“. Ich erinnere an die im luftrevier erscheinenden vögel (Wuttke s. 118 fgg.) im gegensatz zu den auf der erde beheimateten kröten (s. 117), wieseln, mäusen, maulwürfen, schlangen, die alle ebenso gefährlich als jene „herrgottsvöglein“ nützlich sind. Die erde kann wol als chthonische, nicht aber als „mütterliche“ gottheit in frage kommen, wie die folgenden belege veranschaulichen werden. Weit verbreitet ist die sitte, reine schutzmittel vor berührung mit dem erdboden zu bewahren (z. b. wenn man den samen des schützenden farnkrautes in der Johannisnacht einsammelt und die blüte schüttelt, muss man ein tuch unterlegen s. 98 fg.). Die erdleute, erdmännchen, erdwichtel sind die „unterirdischen“ und als solche gefährlich und feindselig (s. 40 fgg.) im gegensatz zu den über der erde im hause dienstbaren kobolden; um jene zu versöhnen, bedarf es vielfach geübter opferhandlungen, die alle abwehrende geltung haben: bevor man trinkt, giesst man etwas auf die erde, um schaden abzuwenden (s. 291 fgg.); wenn am 1. mai das vieh ausgetrieben wird, so legt man ein frisches ei und ein beil etc. unter die schwelle, bedeckt es mit rasen und lässt das vieh darüber hinwegschreiten, dieses schützt das vieh vor behexung (s. 77 etc.);

man vergräbt einen kater unter einem baum, damit kein böser geist dem feld schade (s. 295), wie man, wenn viel pferde fallen, vor der stalltür ein lebendiges pferd vergräbt oder um die pferde gesund zu erhalten, einen hund unter der krippe verscharrt etc. (s. 299 fg). In der Silvester- oder Thomasnacht stecken die mädchen einen besen in die erde und stellen ihre schuhe rings herum, am anderen morgen finden sie dieselben verschoben: die richtung auf den kirchhof zeigt den tod an (s. 233). Zaubermittel erlangen gesteigerte kraft, wenn man sie in einen ameisenhaufen legt (s. 113); wirft man sich auf die erde nieder, so hört man die tritte der zum tode bestimmten (s. 249) oder wenn man sich auf einen kreuzweg stellt und ein stück rasen sich auf den kopf legt, sieht man die hexen oder den teufel (s. 258. 263), den bilwisschneider kann man sehen, wenn man vor sonnenaufgang aus einer ecke des feldes rasen aussticht und sich auf den kopf legt (s. 259): unter der erde, im bereiche der unterirdischen ist man vor behexung sicher (s. 283) oder eignet sich deren kräfte an (z. b. s. 318). Wenn man etwas gefundenes vom boden aufhebt, muss man sich in acht nehmen, weil einem dadurch leicht etwas angetan werden kann: hebt man es auf, muss man dreimal darauf spucken, weil es behext sein kann; nur brot kann man gefahrlos aufheben, denn über gottes gabe hat der böse nicht gewalt (s. 307 fg.); wer brot auf die erde fallen lässt, der muss es küssen, ehe er's isst, oder wer es auf dem wege liegen sieht, muss es auf einen stein legen (s. 31) — um es dadurch der unheimlichen gemeinschaft mit dem erdboden zu entziehen. Krankheiten werden in die erde vergraben und gebannt (s. 331 fgg.), man beachte z. b. wie ein fiebernder vor sonnenaufgang aufs feld geht, mit blossen knien niederkniet und einen spruch spricht (s. 354), um das fieber in die erde überzuleiten; umgekehrt ist der wöchnerin zu raten, nicht mit blossen füssen auf die erde zu treten, sonst küsst ihr der teufel die fussstapfen (s. 380) oder dem kriegspflichtigen, sich mit erde zu versehen und sich dadurch untauglich zu machen (s. 454). So legt man denn auch das neugeborene kind auf die blosse erde, um es fest und kräftig werden zu lassen (s. 381), d. h. um die bösen geister durch die hingabe freundlich zu stimmen; wie man vornamen wählt, die mit erd- anfangen (z. b. erdmann), um die kinder vor frühem tod zu beschützen (s. 387). Sehr interessant sind in diesem zusammenhang die gebräuche bei der bestellung des ackers. Das feld ist nicht als solches fruchtbar: es muss fruchtbar gemacht werden (s. 417 fgg.), indem man z. b. die in den zwölften gebrannte asche aufs feld streut, oder am pflug ein stück holz vom osterfeuer anbringt oder das säetuch am weihnachtsabend als tischtuch gebraucht, in einen zipfel brot und geld, salz und fenchel bindet, oder den samen zuvor vom priester segnen lässt. Man bringt erst den unterirdischen ein opfer (s. 419). In diesen zusammenhang gehört der alte ags. zauber: *séo bót hú þu meaht þíne æceras bétan* (J. Grimm, Mythol. 2[4], 1033 fgg.), den zu citieren für E. H. Meyer widerholt gelegenheit gewesen wäre, wie der spruch seinesteils aus dem heutigen aberglauben eine beleuchtung erhält, die der neuste textkritische versuch nicht verträgt.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Hoffmann-Krayer, E., Die volkskunde als wissenschaft. Zürich, comm.-verlag von Fr. Amberger 1902. 34 s. 1 m.

Die kleine schrift ist dem bekannten und verdienten englischen folkloristen E. Sidney Hartland gewidmet und nimmt das interesse um so mehr in anspruch, als ihr verfasser mitten in der praktischen arbeit steht und als herausgeber des „Schwei-

zerischen archivs für volkskunde" berufen erscheint, über das arbeitsverfahren rechenschaft abzulegen. Er unterscheidet „volkskunde" von „landeskunde" und bemüht sich namentlich die volkskunde gegen ihre nachbargebiete (ethnographie, kulturhistorie) abzugrenzen. Die volkskunde hat ihr eigenstes wirkungsfeld in den von der modernen kultur durchdrungenen völkern und richtet ihr augenmerk in erster linie auf das, was unter den heutigen kulturvölkern noch altertümlich-primitiv ist, hat es mit einem wort mit dem was die Engländer *survival* nennen zu tun; die „überlebsel" aus vergangenen und überholten kulturstufen (nicht die „errungenschaften" der gesamtkultur wie die kulturgeschichte sie bearbeitet) geben den specifischen arbeitsstoff für den folkloristen ab. H. will nun von einer stammheitlichen volkskunde, welche die primitiven anschauungen und volkstümlichen überlieferungen einer stammesgruppe darzustellen hat, eine Allgemeine volkskunde abtrennen. Diese disciplin habe den principien und grundgesetzen volkstümlicher anschauung nachzugehen, wobei es nichts verschlage, ob von Bantu-negern oder von hinterpommerschen bauern gehandelt werde (s. 17).

In der würdigung dieser „Allgemeinen volkskunde" sehe ich das hauptverdienst des verfassers. Er betont die parallele zur sprachwissenschaft, die der principienwissenschaft sich in der erspriesslichsten weise erfreue, und fordert, den seelischen kräften nachzugehen, die bei der bildung, übertragung und wandlung volkstümlicher anschauungen in tätigkeit treten. Die mechanistische theorie lehnt er ab, stellt sich mit entschiedenheit auf den standpunkt derjenigen, die den wanderungen der einzelnen volkskundlichen motive nachgehen, ist aber „weit davon entfernt, das gleichzeitige auftauchen spontan-primitiver vorstellungen bei weit auseinanderliegenden völkern zu läugnen" (s. 29). Nur haben wir „nicht von der generellen gleichheit aller menschen, sondern im gegenteil von der individuellen verschiedenheit" auszugehen, um schliesslich zu den kollektiv-anschauungen zu gelangen. Vor allem tut uns eine wissenschaftliche analyse des „primitiven denkens" not. Über die grundformen des primitiven, des volkstümlichen denkens habe ich TU 1, 170 fgg. gehandelt, denn ich teile durchaus die von Hoffmann-Krayer an eine „wissenschaftliche" volkskunde gestellten anforderungen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Andree, Richard, Braunschweiger volkskunde. Zweite vermehrte auflage. Mit 12 tafeln und 174 abbildungen, plänen und karten. Braunschweig, Vieweg und Sohn 1901. XVIII, 531 s. 5,50 m.

Die — uns nicht zugegangene — erste auflage war 1896 erschienen und wurde so günstig aufgenommen, dass in sehr kurzer zeit eine zweite nötig wurde. Diese unterscheidet sich „im wesentlichen dadurch, dass sie eine stark vermehrte und ausgebaute ist. Die kurz gehaltene einleitung der ersten auflage wurde erweitert und in abschnitte zerlegt, die zahl der abbildungen und tafeln dank dem entgegenkommen der verlagshandlung um die hälfte vergrössert". Das schöne, reichhaltige buch lässt der auf den weitesten gebieten der volkskunde bewährte verfasser mit einem „geographischen abriss" beginnen, behandelt ausführlicher die prähistorie, die ethnologischen und anthropologischen fragen, und wendet sich s. 49—59 der niederdeutschen sprache in Braunschweig zu. Es folgen: die ortsnamen (s. 59), die flurnamen und forstorte (s. 84)[1], siedelungen und bevölkerungsdichtigkeit (s. 132), die dörfer und die häuser

1) Sie wären mit der ortsüblichen aussprache zu verzeichnen gewesen!

(s. 143), der bauer, die hirten und das gesinde (s. 204), der flachs und die spinnstube (s. 223), gerät in hof und haus (s. 239), bauernkleidung und schmuck (s. 265), geburt, hochzeit und tod (s. 284), das jahr und die feste (s. 324), geisterwelt und mythische erscheinungen (s. 371), aberglauben, wetterregeln und volksmedicin (s. 400), volksdichtung und spiele (s. 432), die spuren der Wenden (s. 500), register (s. 521). — Leider fehlt immer noch auch in dieser Volkskunde ein selbständiger abschnitt über die volkstümliche religion („religiöse volkskunde" wie die theologen sie benennen und widerholt nachdrücklich gefordert haben), die neben den sog. heidnischen überbleibseln, wie sie unter „aberglauben" verzeichnet zu werden pflegen, ein durchaus selbständiges interesse zu beanspruchen hat. Mancherlei einzelheiten sind da und dort (z. b. in dem abschnitt „das jahr und die feste") erwähnt und könnten, in wesentlich ergänzter form zu einem besondern abschnitt ausgeweitet, einer neuen auflage zur zierde gereichen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Erik Björkman, Scandinavian loan-words in Middle English. Part 1. [A. u. d. t.: Studien zur englischen philologie, hg. von Lorenz Morsbach. Heft VII]. Halle, Max Niemeyer 1900. VI, 191 s. 10 m.

Die untersuchung der skandinavischen lehnwörter im englischen ist ein altes desideratum der englischen sprachgeschichte und grammatik. Denn trotz trefflicher ansätze namentlich in den arbeiten von Brate und Kluge blieb noch manche frage unbeantwortet. Die behandlung des gegenstandes musste einem bearbeiter vorbehalten bleiben, der eine gleich genaue kenntnis des skandinavischen wie des englischen mit einer vollkommenen beherrschung des germanischen im allgemeinen in sich vereinigte. Nur ein so vielseitig ausgerüsteter forscher konnte hoffen, der zahlreichen, auf schritt und tritt sich entgegenstellenden schwierigkeiten herr zu werden. Lange haben wir auf einen so seltenen mann warten müssen; jetzt, da wir ihn gefunden haben, begrüssen wir ihn mit um so aufrichtigerer freude. Denn — um das gesamturteil über das uns zur besprechung übertragene buch vorauszunehmen — die anglistik kann der schrift von Björkman, deren schlussteil, auf ende 1901 in aussicht gestellt, hoffentlich recht bald nachfolgen wird, nur wenige gleich gute und zuverlässige grammatische monographien an die seite stellen.

Die gründliche, um- und vorsichtige art des verfassers, von der er schon in seinem aufsatze „Zur dialektischen provenienz der nordischen lehnwörter im englischen"[1] sehr erfreuliche beweise gegeben hatte, zeigt sich am deutlichsten schon in der einleitung, in welcher er über die von ihm angewandte methode und das ziel seiner arbeit rechenschaft ablegt. Er weist zunächst überzeugend nach, dass eine solche untersuchung am besten auf die skandinavischen lehnwörter im me. begründet wird. Vom ae. lässt sich deswegen nicht gut ausgehen, weil in der ae. periode die skandinavischen elemente sehr spärlich sind. Aus den von dem skandinavischen einfluss stark durchtränkten gegenden Merciens und Nordhumbriens sind uns nur unbedeutende sprachdenkmäler aus jener zeit überliefert. Zudem scheint die annahme berechtigt, dass hier das skandinavische element erst mit der vermischung der beiden zunächst einander feindlich gegenüberstehenden bevölkerungsschichten, die schliesslich freilich eine völlige aufsaugung des skandinavischen durch das englische

1) Språkvetenskapliga sällskapets i Upsala förhandlingar 1897—1900.

zur folge hatte, einen wirklich bedeutenden raum einnahm. Während die in alter zeit eingedrungenen lehnwörter auf die begriffssphären beschränkt sind, welche dem leben und den gesellschaftlichen einrichtungen der eindringlinge angehören, haben sich im me. diese kreise bedeutend erweitert und sogar formwörter, wie pronomina, adverbia, conjunktionen ergriffen. Wir dürfen darum zweifellos verschiedene schichten von lehnwörtern unterscheiden, von denen die letzte sich nicht vor 1050 bis 1150 festgesetzt hat. Dabei macht Björkman die sehr richtige überlegung, dass nicht nur die Engländer von den Skandinaviern wörter entlehnten, sondern dass auch umgekehrt vielleicht in beträchtlichem umfange eine aufnahme englischer wörter in die auf englischem boden gesprochene skandinavische sprache stattfand. Wir müssen daher immer mit der möglichkeit rechnen, dass solche ursprünglich echt englische wörter in skandinavisierter gestalt später wieder an das englische abgegeben wurden.

Aber auch das neuenglische eignet sich nicht als basis für die untersuchung. In sehr vielen fällen sind wir ohne eine gründliche kenntnis der me. vorstufe gar nicht imstande, die ne. verhältnisse richtig zu beurteilen. Das schriftenglische zumal, das in seiner mischung aus verschiedenen dialekten noch eine menge ungelöster probleme darbietet, kann schon gar nicht in betracht kommen, und die dialekte sind noch viel zu wenig erforscht, als dass man auf sie mit sicherheit eine untersuchung aufbauen könnte. Darum ist auch Walls versuch (Anglia 20, 45fgg.), der eben die ne. mundarten verwerten wollte, resultatlos oder wenigstens vielfach höchst zweifelhaft in seinen ergebnissen.

Selbst wenn man vom me. ausgeht, bleiben aber noch schwierigkeiten aller art zu überwinden.

1. Die unterschiede im wortschatz zwischen dem englischen und skandinavischen sind im ganzen klein gewesen. Das hat eine gegenseitige vermischung bedeutend erleichtert und zur folge gehabt, dass bedeutungsverschiebungen am heimischen material unter dem fremden einfluss stattfanden, oder dass wörter, die im aussterben begriffen waren, neue lebenskraft erlangten.

2. Was wir von den skandinavischen sprachen vor ihrer berührung mit dem englischen wissen, ist recht wenig, und auch unsere kenntnis des englischen der von den Skandinaviern besetzten gegenden zur zeit der ersten einfälle eine verhältnismässig beschränkte. Wenn nun im me. eine menge von wörtern auftauchen, welche im ae. nicht nachgewiesen werden können, sind wir nicht ohne weiteres berechtigt, sie als fremdlinge anzusprechen. Sie können schon vorher als echt englische wörter existiert haben und nur zufällig in den litterarischen denkmälern nicht überliefert sein.

3. Die kriterien der lautverhältnisse, der wortbildung und der syntax sind nicht immer absolut ausschlaggebend. Wir haben grund zu der annahme, dass viele englische wörter, die eine ganz englische form aufweisen, nichts destoweniger aus dem skandinavischen stammen. Denn es ist kein zweifel, dass die Engländer häufig bei der entlehnung die fremden wörter ganz korrekt den lautgesetzen des englischen entsprechend umformten. Ein schlagendes beispiel liefert das verhältnis von anlautendem *š* und anlautendem *sk*. Zweisprachige individuen merkten leicht, dass die gleichen wörter skandinavisch mit *sk*, englisch mit *š* anlauteten; daraus mag dann leicht verwirrung entstanden sein in der weise, dass z. b. *sk* auch in wörtern gesprochen wurde, die echt skandinavisch gar nicht vorhanden waren. So können skandinavisierte englische wörter existiert haben, die dann in dieser form wieder ins englische zurückkehrten; vielleicht ist so me. *scateren* neben *shateren* zu deuten. Umgekehrt ist aber auch denkbar, dass skandinavische wörter anglisiert wurden, indem der anlaut

sk regelrecht durch *š* ersetzt wurde; dies ist vielleicht die beste erklärung für me. *shifften*. Bei solchen wörtern ist eine entscheidung über die ursprüngliche zugehörigkeit unmöglich; sie sind darum auch für die vorliegende untersuchung nicht in betracht gezogen. Ähnlich verhält es sich mit einer nicht geringen anzahl von compositis: sie zeigen vollständig englische lautgestalt, und doch muss skandinavischer ursprung für sie angenommen werden, da sie im englischen vereinzelt dastehen, analoga dazu sich nur im skandinavischen finden z. b. *forword* 'vertrag', *landcēap*, *rǣdesmann*, *wǣpengetæc*.

In erwägung dieser schwierigkeiten hat Björkman sich als ziel gesteckt, nicht den einfluss des nordischen auf das englische in jeder hinsicht zu ergründen, sondern nur festzustellen, was an eigentlichen lehnwörtern dem englischen aus dem norden zugeflossen ist. Das eindringen ganzer redensarten, sprichwörter usw. lässt er ebenso ausser betracht, wie die nachahmung nordischer wortfügung mit englischem material. Nur gelegentlich berücksichtigt er die wirkung auf englische wortbildung und wortbiegung: für die erstere citiert er als beispiel die häufigkeit der verbalableitungen auf *-len* und *-nen* im me.; doch äussert er sich mit grosser vorsicht über die bestimmbarkeit des skandinavischen anteils; man darf ihm daher, auch wenn man selbst in anbetracht der existenz vieler ganz entsprechender bildungen in den heutigen deutschen mundarten, den skandinavischen einfluss in diesem punkte geringer anschlägt, nicht den vorwurf einer übertreibung zu gunsten des nordischen machen. Nur schwer wird man mit sicherheit einfluss des skandinavischen auf die englische flexion erweisen können. Wo sich nordische flexionsformen im englischen zeigen, sind sie durchaus an nordische lehnwörter gebunden und üben als erstarrte bildungen die ihnen ursprünglich zukommende funktion aus, so z. b. das auslautende *r* des nom. sing. masc. von adjektiven, das in me. *hager*, *hawur* „geschickt" das nord. *r* von *hagr* widerspiegeln dürfte, oder das auslautende *t* von me. *tit*, ne. *scant*, das dem nordischen auslautenden *t* eines nom. sing. neutr. oder einem adverbium entspricht. Auch auf die frage nach der herkunft der nordischen lehnwörter im englischen, ob sie mehr ostnordisch oder mehr westnordisch sind, geht B. nicht weiter ein, nachdem er das, was sich darüber vorbringen lässt, schon in seiner oben erwähnten abhandlung gesagt hat.

In dem bis jetzt allein erschienenen ersten kapitel seiner arbeit beschäftigt sich B. ausschliesslich mit der diskussion derjenigen wörter, die auf grund lautlicher kriterien sicher als fremdlinge agnosciert werden können. Erst wenn man durch ihre betrachtung eine solide basis geschaffen hat, kann man versuchen, anhaltspunkte für die beurteilung des englischen wortschatzes nach anderen gesichtspunkten zu gewinnen. Um dem vorwurf der unvollständigkeit zu entgehen, zieht B. alle wörter heran, von denen einmal nordische abstammung behauptet worden ist; er muss dann freilich vielen von ihnen einen endgiltigen platz unter den lehnwörtern versagen, aber auch so ist die menge der von ihm als nordisch festgesetzten elemente des me. eine ganz erstaunlich grosse.

Es kann nicht meine aufgabe sein, hier im einzelnen den ausführungen des verfassers über den wert dieser lautlichen kriterien nachzugehen; ich muss mich damit begnügen, hervorzuheben, dass es ein genuss ist, seinen ungemein umsichtigen und weitblickenden abwägungen aller möglichkeiten zu folgen. Vielleicht ist es aber bis zum erscheinen des schlusses der abhandlung erwünscht, wenn ich eine vorläufig fehlende inhaltsübersicht hier gebe:

I. Kapitel: Lautliche kriterien für die nordischen lehnwörter im englischen.

1. Kriterien hergenommen aus dem vorgeschichtlichen unterschied zwischen nordisch und westgermanisch: entwickelung des urgerm. *uu* > *ggu*, *ii* > *gg* im nord., wozu im westgerm. kein analogon.
2. Kriterien hergenommen aus dem unterschied zwischen der nordischen und englischen lautentwickelung.
   - A. Deutlich nordische diphthonge und vokale in nordischen lehnwörtern.
     1. Nordisch *æi*, *ei*.
     2. Nordisch *oy*, *ey*.
     3. Nordisch *ǫu*, *au*.
     4. Nordisch *ā*.
        - A. aus germ. *ǣ*.
          - *a*) Wörter mit germ. *ǣ* vor nasal.
          - *b*) Wörter mit *a* in me. verkürzung aus ae. *ǣ* oder nord. *ā*?
        - B. aus anderen quellen.
     5. Nordisch *ă*.
     6. Nordisch *ĭ*.
     7. Nordisch *ŏ*.
     8. Nordisch *ȳ*.
     9. Nordisch *y̆*.
     10. Bemerkungen über die quantität der vokale als kriterium für nordische lehnwörter.
   - B. Kriterien hergenommen aus den verschiedenheiten in der entwickelung von consonanten im englischen und nordischen.
     1. Nordisch *sk*.
        - a) anlautend,
        - b) in- und auslautend.
     2. Nordisch *k*,
        - a) anlautend in fällen, wo englisch *ch* zu erwarten wäre,
        - b) nicht anlautend. Dabei eine interessante, Morsbachs ansicht über die frage der palatalisation wiedergebende anmerkung.
     3. Nordisch *g*,
        - a) anlautend,
        - b) nicht anlautend.
     4. Nordisch gutt. spirans *ȝ*.
     5. Nordisch *ð* (*þ*).
     6. Nordisch *ʀ*.
     7. Nordische consonantenassimilation,
        - a) Nordisch *dd*,
        - b) Nordisch *kk* < *nk*,
        - c) Nordisch *ll*,
        - d) Nordisch *nn*,
        - e) Nordisch *tt* (*t*) < germ. *ht*.
     8. Nordische consonantendissimilation,
        - a) germ. *mn* > *ðn*,
        - b) *ȝn* > *ŋn*,
        - c) *nn* > *ðn*,

7*



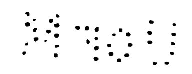
9) Nordischer consonantenschwund.
   a) anlautend:
      α) nord. *w*,
      β) nord. *j*,
   b) in- und auslautend.
10. Metathesis.

Bei der fülle der erscheinungen, welche im verlaufe der arbeit zur diskussion gestellt werden, wäre es verwunderlich, wenn nicht trotz aller sorgsamen abwägung dem verfasser hier und da eine auffassung sich als die wahrscheinlichste ergäbe, welche auf einen andern weniger zwingend wirkt. Ich muss es mir hier versagen, überall da, wo mir eine andere erklärung einleuchtender erscheint, dies anzumerken[1]. Nur einen punkt möchte ich herausgreifen, weil man daran die schwierigkeiten vor augen führen kann, mit denen die etymologische erforschung des englischen — hauptsächlich in folge der vernachlässigung der wortbildung durch die grammatiker — zu kämpfen hat.

S. 135 weist B. mit recht darauf hin, dass in- und auslautend ae. *sc* im me. lautgesetzlich zu *š* geworden zu sein scheint, dass daneben aber einige fälle sich finden, in denen me. und ne. ein *sk* auftritt, ohne dass man sonst irgend welche gründe für die annahme einer fremden abstammung dieser wörter anführen könnte. Ganz plausibel wird ein solches *sk* als resultat einer metathese aus me. *ks*, *x* hingestellt, z. b. in *asken*, *aske* < *āðexe, tusk*. Bei der besprechung der einzelnen in diesem paragraphen erwähnten wörter scheint aber B. diesen gesichtspunkt gelegentlich doch wieder zu vernachlässigen und wörter als nordisch zu acceptieren, nur weil eine englische etymologie bis jetzt fehlt. So hält er z. b. auch bei *basken* an nordischem ursprung fest, freilich unter ableitung aus nordischem *baska* (nicht aus *baðask* oder *bakask*), und indentifiziert es mit ne. (veraltet) *bask* = „to strike with a bruising blow", ne. dial. *bask* = „to beat severely". Ob die sehr verschiedenen bedeutungen sich bei gleichem etymon wirklich mit einander vereinigen lassen, bleibe dahingestellt; in der bedeutung „schlagen" aber scheint mir entlehnung aus dem nordischen unwahrscheinlich; denn wir finden neben *bask* in gleicher bedeutung auch *bash*, bei welchem ein lautliches kriterium für skandinavische herkunft vermisst wird. Es dürften vielmehr meines erachtens im frühme. zwei formen **bašćen* und **baxen* neben einander existiert haben, von denen jene ne. *bash*, diese ne. *bask* ergab ganz entsprechend dem frühne. *ash* neben *ask* aus me. *asken* bezw. *axen*.

Mit diesem **baxen* < **baksen* < **bagsen*, ae. **bægsian* (?) mag das ne. verbum *to bag* = „to cut corn, peas etc." stammverwandt sein und beide könnten so mit dem deutschen dialekt. *bętšə* = „klatschend schlagen" < **bakxen* zusammengehören. Es existieren im ne. eine ganze menge solcher auf *sh*, selten *sk*, nur ausnahmsweise auf *x* endigender verben, die meist eine heftige bewegung, einen kurzen schlag oder einen schall bezeichnen und denen sich fast regelmässig ein gleichbedeutendes, auf guttural, weniger oft auf dental oder labial ausgehendes verb an die seite stellen lässt. Sie sind in der schriftsprache noch nicht lange oder gar nicht recipiert und werden daher von den meisten etymologen, wol mit unrecht, als junge onomatopoetische neubildungen angesehen. Wenn man der sache aber ein wenig nachgeht, merkt man bald mit erstaunen, dass auch im deutschen in sehr vielen fällen ein entsprechendes

1) Man vergleiche auch die anzeige des B.'schen buchs durch Luick und des gleichen verfassers aufsatz im Arch. f. d. st. n. spr. 107, 412—419 bezw. 322—329.





wort, freilich fast immer auf die dialekte beschränkt, existiert, dessen lautliche gestalt ein hohes alter verrät, und so die vermutung nahelegt, dass ähnliches auch im englischen gelten könnte. Diese interessanten dinge so zu verfolgen, wie ich es bei grösserer musse gerne täte, würde mich hier viel zu weit führen. Demjenigen, welcher den gegenstand behandeln will, kann der aufsatz von Winteler in den Beiträgen zur gesch. d. d. spr. 14, 455 fgg. nützliche fingerzeige geben. Ein paar beispiele, welche diese correlation zu illustrieren vermögen, darf ich aber vielleicht doch anfügen.

Zu *brash* schott. „zerbrechen, zerschmettern“ vgl. *to brake* „hanf brechen, den boden aufbrechen“, *brack* prov. „egge“ — zu *clash* vgl. *clack*. — *clish : click*. — *crash : crack*. — *dush : duck*. — *fash* schott. „plagen, ärgern, müde werden“, in der regel aus franz. *fâcher* hergeleitet, vgl. aber *to fag* „ermüden“, „sich abarbeiten“. — *flash : flack* oder *flag*. — *flosh : flog*. — *gnash :* dial. *gnag*. — *hash : hack* oder *hag*. — *hush : hug*. — *lash : lack*. — *push : pug*. — *quash : quackened, quackle*. — *rash : rack* oder *rag*. — *smash : smack*. — *swash : swack* oder *swag*.

Seltener ne. auf — *sk : fisk* (von Björkman vermutungsweise mit ae. *fŷs(i)an* in verbindung gebracht) *: fig*, *fidget*, *fitch* (vgl. Basler. *gfitšə* „unruhig sich hin- und herbewegen“ < **fickezen : fickə*, „reiben, kratzen“). — *flisk : flick*. — *frisk : frig*. *hisk : hic*. — *whisk : whig*. — Zu dieser gruppe wären wol auch die von B. als dunkel bezeichneten *pasken, rusken* zu ziehen.

Auf *x*: vielleicht ne. *box : to boke* „stossen“, vgl. schweiz. *butšə* < **bukxə* „anstossen“: auch engl. *bush* „mit dem kopfe stossen“. — *yux* = „to hiccup“ *: yuck* „jucken“ (?).

Für *huske*, ne. *husk* weist B. nordische entlehnung ab. Seine ableitung des wortes aus ae. *hos* (?) = „a pod“ (deutsch *hose*) scheint mir wegen vokaldifferenz bedenklich; ich möchte lieber auf *hūsk* < **hūdsk* zurückgehen, zumal da in schweiz. dialekten *hūt* = „hülse“, „fruchtschale“ ganz gewöhnlich ist. Solche bildungen auf *-sk* bei substantiven sind ja im englischen nicht unerhört, man denke an *frosc*, ne. *lesk, lisk* < ae. *lēsca, lēosca* in den glossen; bei einigem suchen liessen sich die beispiele gewiss vermehren: wenigstens glaube ich *kesh*, *kex* „hohler pflanzenstengel“[1] (cf. *keg*, „fässchen“?), *mush* „brei“: *muck* „kot, unrat“; *pash* „gesicht, kopf“ *: pat* „klümpchen“; *slush* „schlamm, schmutz“ *: slud* „schlamm“; *squash : squad* „morast“; *tusk* „büschel“ *: tuck* „dicht zusammenziehen“ hier einreihen zu dürfen.

Ich schliesse mit dem wärmsten danke für die reiche und vielseitige anregung durch die lektüre des buches, welches ein aufmerksames, eindringendes studium vielfältig lohnen wird. Möge es dem verfasser vergönnt sein, sein werk bald zu ende zu führen; die englische etymologie wird dasselbe, zumal wenn es durch einen ausführlichen index leicht benutzbar gemacht wird, auf lange hinaus zu den grundlegenden hilfsmitteln rechnen dürfen.

1) Zu diesem wort vgl. jetzt H. C. Wyld in Engl. stud. 30, 381 fgg.

BASEL. GUSTAV BINZ.

Herrmann, Paul, Deutsche mythologie in gemeinverständlicher darstellung mit 11 abbildungen im text. Leipzig, W. Engelmann 1898. VIII, 545 s. 8 m.

In einem ersten teil wird der seelenglaube dargestellt (s. 3—107), d. h. die seele als atem, dunst, nebel, schatten, feuer, licht und blut; die seele in tiergestalt

und in menschengestalt; der aufenthaltsort der seelen; der seelenkultus; zauberei und hexerei; maren- oder alpglaube; schicksalsgeister. Der zweite teil bringt die formen der naturverehrung (s. 108—414); darunter befasst Herrmann die mythologie der elbischen geister, der riesen und der götter. In einem dritten teil behandelt er den kultus (s. 415—512): gottesdienst, opfer, priester- und tempelwesen und schliesslich im vierten teil (s. 513—531) stellt er die vorstellungen vom anfang und ende der welt zusammen. Den beschluss macht ein register.

Das buch ist wolgemeint, aber unzulänglich. Seinen besonderen charakter bekommt es durch die eingehende verwertung der neueren forschungen über die auf den römisch-germanischen inschriften genannten deutschen gottheiten, auf die der verf. um so stärkeres gewicht legte, als er eine deutsche mythologie schreiben wollte und auf die nordische mythologie nicht eingegangen ist. So berichtet er über den Matronenkult (s. 102—107 mit abbildung des Kölner steins der Matronae Afliae), über Mars Thingsus (s. 274—277 mit drei abbildungen), Hercules Magusanus (s. 348), Nehalennia (s. 374—383 mit zwei abbildungen), Hludana (s. 385 fg.) u. a. Leider ohne einen funken von kritik.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Die reimvorreden des sachsenspiegels von **Gustav Roethe.** Abhandlungen der kgl. gesellschaft der wissenschaften zu Göttingen. Philolog.-histor. klasse. N. f. Bd. II. Nr. 8. Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1899. 110 s. 4. 8 m.

Die beobachtung des sprachgebrauchs und der reime der Präfatio II erweitert sich dem verfasser zur darstellung der niederdeutschen litteratursprache des 12. und 13. jahrhunderts: die erscheinungen, die dort in kleinem rahmen auftreten, sind vorbildlich für die ganze litteratur des sächsischen volkes. Von der vergleichung der beiden vorreden steigt die untersuchung auf zu der revision der gesamten nd. poesie seit Wernher v. Elmendorf und Eilhart v. Oberge bis zum pfaffen Konemann; mit den hier gewonnenen resultaten konnte dann Eikes rechtsbuch selbst auf seine sprache hin geprüft werden. Den abschluss bildet, gleichsam symbolisch für die fernwirkende kraft jenes grossen nd. sprachdenkmals, der nachhall einiger verse des prologs II in Goethes epigramm 'Sprache'.

Die erste, die strophische vorrede kann, was Roethe mit meisterhafter erklärungskunst erschliesst, nicht ebenfalls von Eike, dem sicher beglaubigten verfasser der zweiten in reimpaaren abgefassten, herrühren. Innere sowol wie äussere gründe sprechen für zwei verschiedene autoren, verschieden sind gedankengehalt und künstlerische technik. Den nachdichter beschäftigt nur ein einziges thema, die missgunst neidvoller kritiker, Eike aber lässt seine individualität nach mehreren richtungen zur geltung kommen, und während jener die ungünstig urteilenden als persönliche feinde betrachtet, fasst Eike dagegen, bei aller schärfe der selbstverteidigung, die kritik nicht als gegen seine person, sondern objectiv gegen die in seinem buche vorgetragenen rechtssätze gerichtet und rät darum, dass die, welchen etwas daran *missehage*, sich bei *wîsen lüten* befragen sollen, *wende vil wiser lüte leren, diez an gut keren, is bezzere denne myn eines sy* (v. 195 fgg.). Zu der höhe dieses standpunktes, dem es lediglich um die sache zu tun ist, hat sich der strophenverfasser nicht aufschwingen können, so dass sich auch in dieser hinsicht ein unterschied der bildung und des charakters bei beiden dichtern offenbart. — Auch die phantasie arbeitet bei beiden verschieden, wie Roethe an den eingeflochtenen bildern zeigt: die Eikes beruhen auf

einfachen gleichsetzungen, der anonyme dichter „sieht lebende wesen, meist sich selbst, in einer bestimmten situation“ (s. 9). Vielleicht kann man den unterschied noch dahin bestimmen: der dichter der Präfatio I nimmt bekannte und geläufige metaphern, sprichwörter, aus der traditionellen volksweisheit, z. b. gleich im eingang *ich zimbere so man seget bi wege* (Zingerle, Sprichw. im ma. s. 165), *ja ist uns von den argen kunt ein wort gesprochen lange: der vogel singet als yme der munt gewassen steit zu sange,* v. 45—48 (Zingerle s. 160), und das passt auch stilistisch zu der trotz des aufdringlichen hervorkehrens der eigenen person doch wenig individuellen art der sprache seiner polemisch-didaktischen strophen; Eikes bilder dagegen tragen, wenn sie auch nicht über den schon in seiner zeit vorhandenen vorstellungsstoff hinausgehen, doch nicht den stempel solcher fest geprägten, allgemein giltigen formeln. — Noch augenscheinlicher scheidet die metrische form und der reimgebrauch die beiden dichter: Eike hält an dem freieren nd. rhythmus fest unter zulassung von schwellversen mit überfüllung der senkungen, in den reimen mischt er mundartliche formen ein, wie *wat, zô, steit, gestût;* der anonymus dagegen folgt mit regelrechter abwechslung von hebung und senkung dem höfischen hd. kunstprincip und vermeidet auffallende idiotismen.

Roethe hat die beiden individualitäten in ihren gegensätzen scharf von einander abgehoben, aber immer bleibt es auffallend, dass ein unberufener, an dem werke gar nicht beteiligter sich so geharnischt dafür wie für sein intimstes eigentum ins zeug geworfen. Sollte er doch vielleicht einen gewissen anteil an der abfassung gehabt haben? Zum Sachsenspiegel wurden noch im 13. jh. viele zusätze gemacht (Homeyer, Die extravaganten des Sachsenspiegels s. 225, Abhandlungen der Berliner akademie 1861). Sollte er in solcher weise daran beschäftigt gewesen sein? Wol liesse sich dann sein eifer begreifen und auch, dass er sich, etwa wie der herausgeber einer zweiten auflage, infolge der interessengemeinschaft mit dem wirklichen urheber gleichsam identificierte.

Nicht vollständig scheint mir der auch von Roethe als ‘nicht ganz grundlos’ anerkannte einwand, die verschiedenheit der technik in Präfatio I und II beruhe darauf, dass jene eben in strophen, diese in reimpaaren abgefasst sei, widerlegt durch die entgegnung, dass sonst, wenn ein autor zugleich dichtungen in reimpaaren und zum sprechen bestimmte strophen verfasste — wie Hartmann im Büchlein oder Ulrich von Lichtenstein im Frauenbuch gegenüber dem Frauendienst u. a. — doch nie der unterschied in der taktfüllung und betonung so gross gewesen sei, wie in den beiden prologen des Sachsenspiegels (s. 18). Es brauchte doch nicht ganz ausgeschlossen zu sein, dass ein dichter das streng lyrische prinzip regelmässigen betonungswechsels auch auf nicht zum gesang bestimmte strophen anwendete. Hugo v. Trimberg hat dies in den gewiss nicht gesungenen strophen von der jugend und vom alter sowie in den ebenfalls silbenzählenden einleitungsversen zum Renner in der tat getan, während er in den reimpaaren des lehrgedichts die senkungen sehr frei behandelt.

Unter den mundartlichen reimen in Eikes vorrede misst Roethe vor allem dem von *wat* (s. oben) auf: *hât* grosse bedeutung zu, indem er ebensogut für nieder- als für hochdeutsche sprache zeuge wegen des ‘unzweideutig niederdeutschen’ *wat* (s. 24 fg.): aber *wat* ist doch auch mittelfränkisch. Und bei *steit*, das sowol md. als nd. sein kann, wäre die einschränkung zu machen, dass es nicht allgemein md., sondern wesentlich mfrk. und rheinfrk. ist, vgl. Kraus, D. gedichte des 12. jhs. s. 148. Beide reimpaare, *wat : hât* und *steit : leit* sind also auch mfrk. gerecht. Nun ist freilich nicht wahrscheinlich, dass Eike sich zu diesen reimen erst deswegen entschloss, weil sie durch

mfrk. überlieferung sanctioniert gewesen wären, sondern er wird sie unwillkürlich seinem eigenen sprachschatz, wie Roethe glaubt, entnommen haben, aber eine auch mfrk. bindung wie *wat : hât* kann nicht ohne weiteres und absolut für das nebeneinandergehen von nd. und hd. sprache zeugen.

Eine einzelheit der interpretation möchte ich noch berühren: nicht eigentlich für die *stolzen helde* hat Eike sein buch geschrieben („Eike redet zu einem publikum, zu den *stolzen helden*, für die er sein buch geschrieben hat", s. 6 fg.), sondern in erster linie hat er wol die *guten lüte* im sinne, auf die Roethe durch citieren der stelle 141—150 ebenfalls verwiesen hat, das sind ehrenwerte, angesehene leute, die autorität in rechtsgeschäften besitzen; mit '*stolzen helde*' deutet er nicht etwa auf alle freien Sachsen oder überhaupt auf einen stand, sondern auf eine bestimmte charakterveranlagung: es sind männer, die ihr hohes selbstgefühl leicht vergessen lassen kann, dass alles irdische vergänglich ist.

Dass die litteratur Niederdeutschlands im mittelalter nicht in einheitlicher nd. sprache abgefasst war, sondern starke anleihen bei der hochdeutschen machte, war lange bekannt, als tatsache klar gelegt wurde aber dieses verhältnis erst durch Behaghel (Schriftsprache und mundart, 1896), indem er systematisch die einzelnen nd. werke unter diesem gesichtspunkte prüfte. Roethes untersuchung, auf breiterer grundlage angelegt, arbeitet die eigenart der einzelnen verfasser heraus und dringt zu den bedingungen vor, die eine solche kunstsprache entstehen liessen. Nur im 12. und 13. jahrhundert war sie allgemein in geltung, denn mit dem beginn des 14. jhs. sind die lehrjahre unter der zucht hochdeutscher bildung vorüber, das nationale sächsische geistesleben wagt sich frei hervor und damit tritt auch die niederdeutsche sprache stärker in ihre rechte. In betracht kommen die noch assonanzen gestattenden Wernher v. Elmendorf und Eilhart v. Oberge, ferner Eberhard v. Gandersheim, Berthold v. Holle, die Braunschweiger reimchronik, Brun v. Schonebeck und endlich der pfaff Konemann; Albrecht v. Halberstadt aber gehört eigentlich nicht in diesen kreis, da er nicht für ein niederdeutsches publicum und nicht in jener nd. dichtersprache geschrieben hat, aus welchem grunde ihn wol auch Behaghel nicht in seine liste aufnahm; er steht zu der hochdeutschen litteratur in dem nämlichen verhältnis wie der Italiener Thomasin, der mit ganz denselben gründen etwaige verstösse gegen die verskunst entschuldigt. Jene dichter nun strebten eine hochdeutsche sprachform an, ohne jedoch das eindringen heimischer elemente gänzlich zu vermeiden. Nicht allen gelang es in gleichem masse und nicht alle folgten denselben grundsätzen. Bei den consonanten ist das prinzip der verhochdeutschung ziemlich einheitlich (auffallend doch, dass Berthold v. Holle die *t* unverschoben lässt), aber mit ihrem vocalbestand treten der Gandersheimer und Braunschweiger chronist stark aus der reihe der andern heraus, besonders dadurch, dass sie *e* und *i* und die *i*-haltigen diphthonge im verhältnis viel häufiger untereinander binden als die andern, also reime haben wie *riet : geit, liep : bleip, sêle : teile, eigen : verswigen (ê : e)*. Roethe spricht diese reime für entschieden niederdeutsch an (s. 48), mit der einschränkung, dass fast jede einzelne dieser erscheinungen als mitteldeutsch nachweisbar sein werde, nicht jedoch das „vocalische gesamtbild" (s. 39). Diese beiden dichter haben also ihre mischsprache in der weise zusammengebracht, dass sie wesentlich hochdeutschen consonantismus, aber niederdeutschen vocalismus einführten; sie nahmen auf die vocale weniger rücksicht, indem ihnen das charakteristische merkmal des hochdeutschen im consonantenstand liegen mochte. Vielleicht ist aber Eberhard von Gandersheim allein für diese freiheit verantwortlich zu machen, denn der verfasser der Braunschweiger reimchronik hat

sein werk benutzt und sich wol auch sprachlich davon beeinflussen lassen: das häufige *berichte : gestichte* hat er wahrscheinlich daher entnommen (Roethe s. 39), und ähnlicher einwirkung kann er auch bei der behandlung des vocalismus zugänglich gewesen sein. Darf aber die bindung von *cht : ft* als eine „scharf niederdeutsche eigenheit des consonantismus" (s. 39) aufgefasst werden? Sie ist in der mfrk. litteratur, der mundart entsprechend, ja sehr geläufig und sogar von höfischen dichtern zugelassen (von Veldeke, s. Behaghels Eneide s. LXXV, Kraus, H. v. Veldeke und die mhd. dichtersprache s. 136; auch von Herbort von Fritzlar), ja es ist sogar wahrscheinlich, dass Eberhard den reim *berichte : gestichte* schon als traditionellen vorgefunden hat, denn bei Veldeke begegnet er mehrmals. *Schricht (schrift : Ecbricht)* ist auch nicht so vereinzelt: bei Brun *spricht : schrift* (Arwed Fischer s. XLI), und schon bei Veldeke 9497 *geskrichte : gedichte.* Als zugleich mittelfränkisch können ferner noch beansprucht werden die reime von *f (= p) : f (= b)* wie *scaf : gaf, bischof : lof,* oder von *f : f (= b)* wie *begreif : schreif* (Brun v. Schonebeck, Arwed Fischer s. XLIII). Die schwierigkeit, zwischen niederdeutschen und hochdeutschen elementen zu entscheiden, tritt also dann ein, wenn eine form zugleich niederdeutsch und mittelfränkisch sein kann. Hier könnte der nachweis litterarischer einwirkung, etwaiger beeinflussung durch die mfrk. dichtung, aushelfen, welche beziehungen freilich sehr verdeckt liegen.

Bei diesen dichtern also treten die dialectischen nd. reime zurück mit ausnahme des letzten, des pfaffen Konemann, ums jahr 1300. Zwischen ihm und seinen vorgängern ist ein beträchtlicher abstand im zurückdrängen der muttersprache, und damit ist die periode der absoluten herrschaft des hochdeutschen in der nd. litteratur abgeschlossen, in der nämlichen zeit, da auch in Oberdeutschland die mundarten mehr selbständigkeit gewinnen. Dasselbe resultat wie die untersuchung der grammatischen bestandteile liefert eine durchmusterung des sprachschatzes: besonders bei Berthold von Holle das bestreben, geläufige niederdeutsche worte, die den hochdeutschen charakter seiner dichtungen beeinträchtigen konnten, zu unterdrücken, demgegenüber viel stärkere beimischung des niederdeutschen bei Eberhard v. Gandersheim und in der Braunschweiger reimchronik. Eine derartige prüfung des sprachlichen materials ist ganz neu und eröffnet auch neue gesichtspunkte für die würdigung der betreffenden autoren.

Bei den lyrikern interessiert besonders der fürst Witzlaw von Rügen. Die streitfrage um den dialect seiner gedichte hat Roethe endgiltig gelöst, und zwar an der hand der litteraturgeschichte: wenn er besondere nd. wörter, und zwar hauptsächlich in den reimen, einmischt, so folgt er der mode der zeit, die Frauenlob am stärksten vertritt, jener sucht, die reime zu schmücken mit seltenen wörtern, und wie Frauenlob (und der dichter der Minneburg, vgl. Beitr. 22, 314 und 24, 392, *'wilde rîme'* oder *'spêhe rîme'*) holt er solche auch aus seinem heimischen sprachschatz. Aber die bedeutung dieses dichtenden fürsten hat Roethe doch wol zu hoch dargestellt mit den worten, er habe einen befreienden schritt getan (s. 61 und 66). Dann hätte er etwas von einer reformatorischen natur gehabt, da er sich, unter dem einfluss seines günstlings Frauenlob, doch nur von dem ungeschmack der bankerott gewordenen höfischen richtung leiten liess.

Im darauffolgenden abschnitt (IV) wird die früher viel behandelte frage nach der ursprünglichen sprache des Sachsenspiegels dahin beantwortet, dass Eike sein rechtsbuch ebenso wie die vorrede in jener temperierten litteratursprache verfasst habe, welche scharf hervorspringende eigenheiten des niederdeutschen ebenso wie des hochdeutschen meidet. Der wortschatz gibt hier den ausschlag, und da fehlen dem

Sachsenspiegel viele der geläufigsten nd. formwörter wie *nochtan, men, al, rêde, eft, dus, icht* (wenn), *tegen, achter* u. a. (s. 99). Diese beweisführung hat widerspruch erfahren, doch ist es schon aus allgemeinen gründen wahrscheinlich, dass Eike auch in der prosa die vornehmere am hochdeutschen gemessene nd. litteratursprache verwendete, denn prosaische darstellung galt ebensogut als kunst- bezw. gelehrtenwerk wie die gebundene rede. Wie weit freilich die concession gegen das hochdeutsche gieng, lässt sich hier, wo nur der wortschatz nicht auch der reimgebrauch zeugnis ablegt, noch weniger scharf abgrenzen als bei den gedichten; der spielraum ist eben schon bei der poetischen gattung weit genug zu denken. — Die aufgabe, die deutsche sprache zu der feinheit eines wissenschaftlichen idioms zu erheben (Roethe s. 5), dazu jene art wissenschaftlichen arbeitens, jenes stilisieren des sprachstoffes, war es, was ihn *zu swêre* dünkte. Franck weist (Anz. f. d. alt. 26, 123 fg.) darauf hin, dass *swêre* eigentlich 'lästig' bedeute, nachdem er das mühevolle werk der lateinischen redaction vollbracht, habe es ihm zu lästig geschienen, auch noch die deutsche bearbeitung auf sich zu nehmen. Aber gegen diese auffassung spricht die äusserung *zu lest er doch genante des arbeites*, er wagte es trotzdem, und die bekämpfung bloss einer die stimmung trübenden unbehaglichkeit kann ihm nicht wol gleich als wagnis erschienen sein, vielmehr liegt in diesen worten doch wol das bewusstsein, dass er eine in der arbeit selbst liegende schwierigkeit zu überwinden hatte. Dafür spricht auch der gegensatz: für die lateinische bearbeitung brauchte er keine beihilfe *(âne helphe vnd âne lêre)* — demgegenüber *dûcht in* die umwendung ins deutsche *zu swêre*. Übrigens hat Eike hier nur einen typischen zug, der in prologen beliebt war, aufgegriffen, nämlich, die eigenen dichterischen oder schriftstellerischen fähigkeiten in übertriebener bescheidenheit als unbedeutend darzustellen. Der anderen möglichkeit, die Franck anführt, dass er platt wählen musste um *den lüten al gemeine* verständlich zu werden und dieses ihm unangenehm gewesen wäre, lässt sich entgegen halten, dass für ihn in die sphäre des sächsischen rechts auch Thüringen, Meissen, die Lausitz mit inbegriffen waren. Nach alle dem, wenn man Francks hinweis auf die bedeutung von *swêre* = 'lästig' aufnimmt, so wird doch Roethes erklärung der ganzen stelle nicht hinfällig, indem *swêre* in diesem zusammenhang prägnant gefasst werden kann als 'drückend, mühe machend infolge der schwierigkeit der aufgabe', was zugleich ein beispiel ist für jenen metonymischen bedeutungswandel von schwer = 'unangenehm drückend' zu 'der ausführung hindernisse entgegenstellend' (Paul, Wb. s. v.), der fürs md. schon im 13. jh. zu belegen ist aus Heinrichs v. Krolewitz Vaterunser (Mhd. Wb. II², 810 fg., vier beispiele). Übrigens ist *swêre* wol lehnwort aus dem hd., da die nd. form ja *swâr* ist.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Karl Drescher, Arigo, der übersetzer des Decamerone und des Fiore di virtù. Quellen und forschungen, 86. heft. Strassburg, Karl J. Trübner 1900. 225 s. 8. 6 m.

In planmässigem aufbau, von den allgemeineren beziehungen zur näheren bestimmung der persönlichkeit vorwärts schreitend, stellt der verfasser zusammen, was sich aus darstellung und sprache für die lebensumstände des rätselhaften Arigo ergibt. Die deutsche lokalfärbung, die er als übersetzer da und dort der schilderung zu geben weiss, eingestreute sprichwörter und volkstümlich klingende deutsche reime, missverstehung der vorlage zeigen, dass er kein Italiener sondern ein Deutscher gewesen

ist, die predigtmässige rhetorik und stärkeres hervortreten des religiösen elementes lassen den geistlichen erkennen, dialekt und orthographie weisen nach Nürnberg: zur feststellung dieser momente sind die eigentümlichkeiten in stil und sprache beweiskräftig genug und auch versteckt liegende bezüge hat der verfasser für diese zwecke feinsinnig herauszufinden gewusst. So steht das bild des unbekannten nun in schärferen umrissen vor uns, aber der verfasser tut auch den letzten schritt, den zur endgiltigen entdeckung des mannes: Arigo ist Heinrich Leubing, ein humanistischen bestrebungen huldigender pfarrer zu S. Sebald in Nürnberg[1], und damit haben wir den festen boden der überlieferung nicht mehr unter den füssen, hier musste die combination einsetzen.

Abgesehen von den litterarhistorischen ergebnissen ist die abhandlung sehr lehrreich hinsichtlich der stilistischen darstellungskunst des deutschen frühhumanismus. Arigo benutzt oft bis zum übermass die synonymik, jenes gepriesenste kunstmittel der rhetoriken. Dazu hat er eine vorliebe für religiöse ausdrücke. Wenn nun der verfasser auch durch diese, besonders durch bedeutsame stoffliche änderungen, den geistlichen stand Arigos unzweifelhaft dartut, so sind doch jene stilistischen elemente religiösen gehalts in ihrem werte als beweismittel ungleich. Ein grosser teil gehört von vornherein der allgemeinen volkstümlichen umgangssprache an und kann nicht ohne weiteres für geistliche anschauungsweise des übersetzers zeugen (s. 35). So haben die anrufungen gottes in abgebrauchten redensarten nur geringen religiösen empfindungsgehalt mehr, z. b. *durch got, wils got, im namen gots, ist es gotz gefallen* (s. 29 fgg.), und werden deshalb als selbstverständliche phrasen der gewöhnlichen rede auch z. b. in dem vom verfasser mehrfach citierten italienisch-deutschen Nürnberger gesprächsbüchlein für kaufleute (Brenner, Bayerns mundarten 2, 384 fgg.) aufgeführt: *in gocz namen* fol. 94, 15 u. ö., *fon gocz gnaden* 101, 9, *mite got* 98, 1, *vergelcz got* 95 b, 22 u. ö. Es sind religiöse formeln, die ja längst heimisch waren und in den mhd. epen, volkstümlichen wie höfischen, oft vorkommen, wie besonders Schönbach, Das christentum in der ad. heldendichtung s. 3 u. ö., und Über Hartmann v. Aue s. 4 fgg. gezeigt hat, und die die volkssprache noch heutzutage liebt, vgl. die verschiedenen fassungen bei Schmeller I, 960 fgg., 1225 und im Schweizer Id. II, 507 fgg., die zum teil wieder auf hohes alter weisen (so schon im Hildebrandslied *wêttu Irmingot*). Indirekt durfte der verfasser mit recht diese neigung zum volkstümlichen als beweis für den geistlichen stand des übersetzers mit wirken lassen, eben insofern, als es dem beruf des predigers eignete, solchen der lebenden sprache entnommenen charakterzügen raum zu gewähren. Die predigt sollte auf das gemüt des volkes wirken und konnte dieses um so eher erreichen, wenn sie auch den volkstümlichen ton traf. Leichtverständlichkeit ist ein haupterfordernis nach den vorschriften für geistliche beredsamkeit und gerade das ist ein wesentlicher unterschied zwischen dem geistlichen stil und dem weltlichen, der 'rhetorica divina' und der 'rhetorica humana', dass jener einfach, leicht verständlich, alltäglich sein soll, während der andere verfeinerte rede erstrebt (sermonem politum), wie z. b. im Manuale predicatorum des Surgant nach Hieronymus ad Damasum auseinandergesetzt wird (Libri primi Consideratio XIX): *sit locutio* [i. e. *rhetoricae divinae*] *pedestris et quotidianae similis* usw. Auch vor dem übermässigen gebrauch der synonyma wird gewarnt (Libri I Consid. XVI tertio modo); hierin folgt Arigo allerdings der mode seiner zeit, und besonders die juristische kanzleisprache war dem prunk der synonyma geneigt.

1) Seine untersuchungen hat der verfasser in allgemeinen zügen schon auf der philologenversammlung in Dresden mitgeteilt, vgl. Verhandlungen der 44. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Dresden s. 132—136.

Beruhen diese wendungen geistlichen anstrichs auf einem allgemeinen gebrauch in der volkssprache, so ist eine andere gruppe bedingt durch stilistische principien des übersetzers, diese zusätze sind also zwar individuell, aber rein formaler natur und nicht in erster linie spontane ausbrüche eines religiösen empfindens. So die zufügung stehender beiwörter wie *götliche ee, heiliger freitag, heilige kirche* u. a. (s. 38; ähnlich auch Albrecht v. Eyb, Herrmann, A. v. Eyb s. 395; *ecclesia* '*heylige christliche kirche*' u. a. bei Hutten, Szamatólski Q. F. 67, 9). Oder jene fälle, wo aus einem begriff des originals eine zweigliedrige formel gebildet wird[1]: *wider* [*alle götliche ere und*] *recht*, *erlich* [*vnd götlich*], *bitten und trösten*, *stercken und trösten* = *confortare* u. a. (s. 43 fgg.). Arigo hat aber, abgesehen von solchen zum geschmack seiner zeit gehörenden formelhaften wendungen noch eine besondere vorliebe, einfache satzglieder des italienischen textes zu erweitern. Durch diese technische tendenz („neigung zur fülle" bei Eyb, s. Herrmann s. 396) erklären sich ebenfalls zusätze religiösen inhalts, z. b. zweigliedrige sätze wie *sein sele heyle machet* [*vnd zu einem Kristen machet*], *ich schwere euch bei dem der* [*vns alle geschaffen hat vnd*] *mich in sy enczündet hat*, oder attribute wie *got* [*der almechtig, der aller güte*] *ein überflüssiger geber ist* s. 39, *der* [*heilig vater der*] *pabst* s. 37, und diese, wenn auch ebenfalls zunächst wol durch das streben nach formaler erweiterung bedingt, lassen allerdings stark ein geistliches interesse durchblicken, dazu erinnern andere, besonders langstieligere zusätze, so sehr an den predigerton, dass die folgerung des verfassers, Arigo sei geistlicher gewesen, wol zweifellos das richtige trifft. Diese erweiterungen gehören unter das wesen der 'Amplificatio' in der predigt (Surgant, Libri I Consid. XVI, auch Consid. XVIII quarta regula: *Oportet fidelem predicatorem vulgarisando in libro sepe implere aut supplere*[2]).

Ähnlich verhält es sich mit der zufügung von titulierungen in der anrede wie *herre*, *frawe, liebe frawe, lieben frawen*, *mein lieber man*, *allerliebster sun mein*, *guter freundt* u. a. (s. 58 fgg.): sie gehören nicht zunächst der geistlichen beredsamkeit an, sondern es war geradezu sitte, die anrede damit einzuleiten, und zwar schon seit ahd. zeit, vgl. Zs. f. d. wortforschung 1, 143. 145 fgg., und dann durch das ganze mittelalter hindurch. Auch die bezeichnung der untertanen gegenüber den herrn als *arme leute* geht nicht aus geistlichem empfinden hervor (s. 42 fg.), als ob reiche und arme sich gegenübergestellt wären, sondern *arme leute* ist an sich nichts weiter als eine standesbezeichnung = 'untertanen, grunduntertanen', vgl. Schmeller 1, 143, Schweiz. Id. 1, 455, Grimm RA. s. '*armman armeleute*' register; in der deutschen Rhetorica (druck von 1488, fol. 45ᵃ) findet sich *Eyn brieff als sich eyn arm man in eyns herren schirm gyt*, mhd. *arm man* 'der nicht freie bauer, leibeigene, holde' Lexer s. v., vgl. auch Burdach, Walther von der Vogelweide s. 164 u. 304.

Also sind viele dieser zusätze geistlicher färbung wol im grossen und ganzen aus gesichtskreis und gewohnheit eines geistlichen verfassers zu erklären, aber ihr zusammentreffen ist doch komplizierterer art. Ähnlich kann Arigo viele der notariellen ausdrücke und gepflogenheiten (s. 82) aus der kenntnis von Formulare und Rhetorica geschöpft haben, ohne selbst in juristischer praxis tätig gewesen zu sein,

1) Wie die lust an diesem stilistischen schmucke wuchs, zeigt die hs. der Bl. d. tug., wo häufig zu einfachen wörtern des ursprünglichen textes synonyma am rande nachgetragen sind.

2) In vereinzelten fällen kann auch Arigos vorlage schon gegenüber unseren Decameronetexten erweiterungen gehabt haben; über glossen in hss. des Dec. vgl. Manni, Istoria del Decamerone s. 631.

wie z. b. einschlägige titulierungen in der anrede auch zum stil der privatbriefe gehören. Und so ist die einsetzung des titels statt des namens (z. b. *marckgraffe* statt 'Walter' s. 85) z. b. auch bei Hutten zu belegen (Szamatólski Q. F. 67, 8).

Zur bestimmung des dialekts der übersetzung zieht der verfasser auch den wortschatz in ausgiebiger weise bei und liefert durch das verzeichnis der beachtenswerten wörter für die deutsche lexikographie überhaupt einen wertvollen beitrag. Auch in der wortwahl offenbart Arigo jenen zug zum volkstümlichen und weiss dadurch einen heimischen ton in den von der fremde übernommenen stoff zu bringen. Andrerseits lässt er aber ruhig italienische wörter zu und einigemale ganz grundlos, so dass ein wolbedachter plan in der anwendung des einheimischen oder im vermeiden des fremden nicht ersichtlich ist. Zu einigen wörtern möchte ich folgendes bemerken: bei *abweis* 'stultitia, ineptia' s. 123 deuten die meistgebrauchten formen auf das alte *âwîse*. *Palierer* = *polierer* und *palier* = *parlier* sind zwei verschiedene substantiva. Sehr oft gebraucht Arigo das für jene zeit noch selten belegte *dasig*, für das *s* in *dasig* und *hiesig* möchte ich nachbildung an *fürsich*, *hindersich*, *übersich*, *undersich*, *nebensich* annehmen. *Gehässe* s. 143 ist nicht = *gehösse* sondern = mhd. *gehæze*, collectiv zu *hâz hæze* Lexer I, 785. 1197, Schweiz. Id. 2, 1678.

Orthographie, dialekt und wortschatz zusammen verlegen die Decameroneübersetzung nach Bayern, der wortschatz speciell am ersten nach Nürnberg, wenigstens kann kaum ein anderer ort diesem mit grösserem anrecht gegenübergestellt werden wie der verf. gezeigt hat. Nun aber geht er weiter und findet in der sprache merkmale, die nach Mitteldeutschland weisen und die annahme stützen sollen, Arigo sei identisch mit dem in Naumburg geborenen Heinrich Leubing. Aber sprache und orthographie tragen einen durchaus einheitlichen charakter und die anhaltspunkte, welche der verfasser für die mitteldeutsche herkunft des übersetzers in anspruch nimmt, sind zu unfest, um die hypothese zu sichern. Zunächst seien es einzelne wörter, die nach Mitteldeutschland führten: *dünckelgut* (nicht *dunckelgut*), *schilg*, *tarze*, *flack* als adj., vielleicht auch *slate* (s. 197); aber für *dünckelgut* citiert der verfasser selbst u. a. auch Theobald Hock, und dieser ist nunmehr durch Jellinek als Oberpfälzer erwiesen (Zeitschr. 32, 392 fgg. u. 33, 84 fgg.), die gekürzte form *schillig* zu *schilling* gebraucht auch gerade jenes Nürnberger gesprächbüchlein fol. 19ᵃ (Bayerns mundarten 2, 397)[1], *flack*, verbum *flacken*, weist der verfasser selbst auch aus obd. quellen nach und *slate* gerade aus der Oberpfalz (und Nürnberg); endlich das md. *tarcze* gegen obd. *tartsche* hat als fremdwort nicht viel beweiskraft, übrigens setzt Arigo in *wernacza* (Drescher s. 178) *cz* für ital. *cci-a* und das Nürnberger gesprächbüchlein hat öfter *cz* für *tsch* in *deucz* (durch vermittlung der venezianischen aussprache, wo *ci-a* = *za*).

Ferner bezüglich der synonyma *speybe oder speiet*, *pühelein*, *püchelein oder köche*, *begern* [*oder*] *wegern* bemerkt der verfasser, es sei für einen Nürnberger weniger nahe liegend gewesen, diese nebeneinanderstellung mit einem einheimischen dialectwort zu machen als für einen zugewanderten (s. 197) und s. 82 schreibt er auf grund dieser verbindungen dem Arigo ein tieferes verständnis für die überbrückung des gegensatzes von mundart und schriftsprache zu mit den worten 'sie zeigen deutlich, dass Arigo nicht auf dem boden eines einzigen dialektes stand, und sind interessante zeugnisse für das streben nach breiterer verständlichkeit. Die idee einer ge-

1) Bemerkenswert ist der suffixwechsel: sg. *der schillig* — pl. *die schilling*, *der pfennigt* — *die pfenningt* (angefügtes *t* ist häufig in diesem denkmal), was also der von E. Schröder (Zs. f. d. alt. 37, 124) vorausgesetzten betonung und flexion *phénnig, phénninges*, *phénninge* entspricht.

meinen sprache leuchtet hier deutlich auf'. Aber diese eigentümliche art von formelbildung ist nicht etwa eine originelle erfindung Arigos, sondern sie ist in den regelbüchern der geistlichen beredsamkeit vorgesehen, bei Surgant Libri I Consid. XVIII Sexta regula: *Si quis esset in loco vbi non esset oriundus et haberet aliqua vulgaria vocabula de quibus dubium esset vtrum talia nota essent communi populo vel non* usw. (darauf ein beispiel mit *schwantz* 'cauda', vgl. *schwancze vnd zagel* Drescher s. 82), und Nona regula: *Quandocunque vnum vulgare timent minus esse vsitatum aut minus intelligibile, tunc addant aliqua sinonyma que estimantur magis intelligibilia,* also das vulgär-wort soll durch ein allgemeiner verständliches ersetzt werden, d. h. hier der bayrische bezw. Nürnberger ausdruck durch den schriftsprachlichen (mit der betreffenden einschränkung dieses begriffes) oder sonst weiter verbreiteten. Man kann also daraus eher schliessen, dass Arigo Bayer oder Nürnberger gewesen ist, aber an einem andern orte sich aufhielt (*si quis esset in loco vbi non esset oriundus*), oder, was dasselbe ist, für ein publikum schrieb, bei dem er die kenntnis der dialectworte nicht voraussetzen durfte. Im grunde allerdings ist die für prediger wol begründete vorschrift hier zu stilistischer spielerei ausgeartet. Auch Jacob Schöpper in seiner synonymik hat nach Edw. Schröder ähnliche verbindungen (Marburger programm 1889 s. 34): *kott* und *kaat*, *ruw* und *ruge*, *hefel* und *hebel*, *friesen* und *frieren* u. a.; bei Meisterlin z. b. *gehilcz* oder *hanthab* (Joachimsohn, Die humanist. geschichtschreibung 1, 71); ähnlich auch im lateinischen Cicero de proprietatibus terminorum (druck vom j. 1488) *affici-adfici, dardanea-dardania, dulcedo-dulcido* u. a. — Endlich sollen lautliche anzeichen gegen Nürnberg sprechen. Aber *nottorftig*, *nottörftig* ist durch das subst. *nottorft* gerechtfertigt, welches z. b. Decamerone 231, 6 vorkommt und auch Nürnberger chroniken 2, 302, 26. 2, 303, 4 und sonst: das *o* ist veranlasst durch das prät. *bedorfte,* part. *bedorft* und conj. prät. *bedörfte,* dessen umlaut auch in das part. *bedörfft* eingedrungen ist (Dec. 469, 3, Karg, Die sprache H. Steinhöwels s. 43) und heutzutage mundartl. schwäbisch in das ganze präsens. *From[men]*, *gewonnen* sind ebensogut schwäbisch als md., vgl. Kauffmann, Schwäb. mundart s. 75. Unter *köglet* (s. 200) ist zunächst *keglet* = *kegelicht* zu verstehen, vgl. DWb. 5, 391 (für *kegel* wird oft *kögel* geschrieben). So kann schliesslich auch das zunächst auffallende *ich mosse* = *ich muox, möste* = *müeste* nicht die mitteldeutsche herkunft des übersetzers beweisen. Mundartlich werden die formen wol sein und nicht bloss graphische ausnahmen statt *muosse müeste,* aber *o, ö* findet sich bei diesem zeitwort auch sonst in oberdeutschen und diesen nächstliegenden md. mundarten: im alemann. (vgl. Weinhold, Alem. gramm. § 384), in den Sette communi (Bayr. gramm. § 332), im östlichen Taubergrund (mit kurzem *o* und *ö*: Heilig, Gramm. der mundart des Taubergrundes § 188), in verschiedenen gegenden Schwabens (Hermann Fischer, Geogr. der schwäbischen mundarten s. 44), in der Schweiz (Schw. Id. 4, 499). Die *o*, *ö* sind im Taubergrund und in Schwaben, zum teil auch in der Schweiz kurz, die reduktion ist nach H. Fischer und dem Schweizer Id. eine folge von tonlosigkeit (vgl. auch alem. *wir mön* = *wir müezen*), ein lautlicher vorgang, dessen bedingungen schon in ahd. zeit fallen können, indem *ô* unter schwacher betonung, statt in *uo* überzugehen, bestehen blieb (wie *dô-duo*) und dann weiterhin zu *o* gekürzt wurde. — Auch die behandlung des endungs-*e* im imperativ und schwachen präteritum kann es nicht wahrscheinlich machen, dass Mitteldeutschland, speciell Ostmitteldeutschland die heimat des verfassers war; vielmehr die tatsache, dass er in der übersetzung des Fiore di virtù immerhin sogar 57 fälle von schwachem präteritum ohne *e* (z. b. *verpracht*) gegen 90 mit *e* (z. b. *verprachte*) zulässt, spricht eher gegen das ostmitteldeutsche.

Die sprachlichen kriterien dürften also nicht ausreichen, um in Heinrich Leubing den übersetzer des Decamerone und des Fiore di virtù zu sehen. Im gegenteil. Er stammte aus Nordhausen, studierte in Leipzig (um 1420), war in der kanzlei der sächsischen fürsten beschäftigt, dann kurmainzischer kanzler, erst 1444 wurde er pfarrer zu S. Sebald in Nürnberg, das er 1463 wieder verliess um seine letzte lebenszeit wieder in Sachsen zu verleben († 1472), vgl. s. 208 fgg. Ist es nun denkbar, dass ein mann, der mindestens fünfzehn jahre lang in einer mitteldeutschen kanzlei beschäftigt war, nachdem er in reiferem alter erst in eine oberdeutsche stadt gekommen, so ganz und gar alle zeichen seiner bis dahin als mustergiltig von ihm gehandhabten orthographie und, wir dürfen sagen auch seiner muttersprache, abgelegt und sich ganz in die lokale schreibweise, ja noch mehr, in intime eigenheiten des sprachgeistes einer ihm bis dahin ganz fremden gegend sollte eingelebt haben? Und dazu noch in verhältnismässig kurzer zeit, denn schon bald nach 1451 hat er nach dem verfasser die übersetzung des Decamerone begonnen, also sieben jahre nach seinem eintritt in Nürnberg. Ja, noch weiter. Die hs. der übersetzung des Fiore di virtù hat Arigo im jahre 1468 geschrieben, schon ca. 1463 aber war er nach Meissen gezogen, und von den jahren 1471 und 72 besitzen wir zwei schreiben von ihm, abgedruckt im Cod. dipl. Sax. Reg. II hauptstück III s. 206 und 214, und diese zeigen ausser wenigen anlautenden *p* gar keine spur der charakteristischen orthographie der doch nur wenige jahre zuvor geschriebenen hs. des Fiore di virtù, besonders kein *ch* für *k*, kein *ch* für *h* (wie *gesechen*), kein *-het* für *-heit*, kein *-icheit* für *-igkeit*, kein *o* für *â* in *rât*, auch keine paragogischen *e*. der umlaut von *u*, *uo* ist nicht bezeichnet (*fur*, *furst*, *gunstig* u. a.) gegen *ü* Bl. d. tug.; demgegenüber klärlich md. formen wie schwachbetontes *i* für *e* (*gutlichin*, *antwidir*, *abir*, *obirmarschalgk*), *ader* für *oder*, *ab* für *ob*, *nach* für *noch*, *dannach*, *vffentlich*, in *alder* und *anewaldenn* *d* statt *t*, *verne*, *frunt* wo Bl. d. tug. *freunt*. Also 1463 wäre der übersetzer nach Meissen gekommen, hätte 1468 noch ganz die bayrische orthographie beibehalten, 1471 dieselbe aber wieder gegen die sächsische aufgegeben. Man kann ja freilich dabei entgegenhalten, dass diese briefe schriftstücke im öffentlichen geschäftsverkehr Sachsens bilden, während der schön abgefasste codex der Bl. d. tug., höchst wahrscheinlich ein dedicationsexemplar, zunächst für eine oberdeutsche persönlichkeit zu privatem zwecke niedergeschrieben worden wäre, aber ein derartiger wechsel in der schreibgewohnheit — zuerst mitteldeutsche kanzlei, dann bayrische orthographie, diese mindestens fünf jahre auf mitteldeutschem boden beibehalten und daneben oder darauf wieder sächsische kanzlei, ohne nennenswerte vermischung der verschiedenen sprachlichen merkmale — würde doch eine allzu strenge beobachtung in einhaltung orthographischer principien voraussetzen, wie wir sie für jene zeit kaum annehmen dürfen.

Die endgiltige festsetzung des tatbestandes könnte doch wol auf paläographischem wege erzielt werden, indem man die von Leubings hand geschriebenen, freilich nicht zahlreichen, briefe vergleicht mit der von Arigo geschriebenen hs. der Bl. d. tug. Die schriftzüge der oben angegebenen Dresdener briefe, die doch gewiss von Leubing selbst niedergeschrieben sind, weichen nun total ab von denen Arigos in der hs. der Bl. d. tug.[1] Es liegt nun ja der einwand nahe, die letztere sei ein in zierlichen humanistenzügen abgefasstes dedicationsexemplar, in den briefen dagegen die übliche

1) Dank dem gütigen entgegenkommen der Hamburger stadtbibliothek und des kgl. sächsischen haupt-staatsarchivs zu Dresden konnte ich die hs. der Bl. d. tug. und jene briefe Leubings auf hiesiger univers.-bibl. miteinander vergleichen.

kanzleischrift verwendet (der zweite, an zwei fürsten gerichtet, ist sorgfältig aus geführt, der erste, an einen befreundeten gönner, flüchtiger hingeworfen), und es sei immerhin denkbar, dass ein und derselbe schreiber nebeneinander in bestimmten grundsätzen zwei schriftarten gebrauchen konnte. Aber einzelne durch die schreibgewohnheit naturgemäss sich jeweils einstellende züge in den buchstaben weichen hier so voneinander ab, dass der schreiber der Bl. d. tug. geradezu die bestimmte absicht gehabt haben müsste, seine handschrift zu verstellen.

Diese durch die tatsächliche überlieferung gegebenen bedenken gegen die gleichsetzung von Arigo mit Leubing können nicht aufgewogen werden durch die der hypothese günstigen bedingungen, welche der verfasser in den lebensverhältnissen Leubings findet (s. 207 fg.), nämlich dass er wie Arigo in Nürnberg zu suchen ist und zwar als geistlicher mit juristischer ausbildung und neigung zu humanistischen studien, endlich den gleichen namen (*Arigo-Heinrich*) trägt. Um Arigo mit Leubing zusammenzubringen, ist der verfasser noch zu der annahme genötigt, die übersetzung des Decamerone, die 1473 erschien, sei erst nach dem tode Leubings (1472) gedruckt worden (s. 221) und möglicherweise habe die 'furcht, den gegnern eine willkommene handhabe zu verstärkten angriffen zu bieten, ihn zurückgehalten, der Decameroneübersetzung seinen namen zu geben'. Aber er hat ja auch das fromme buch von der Blume der tugend mit dem namen 'Arigo' unterschrieben, dieser kann also nicht aus furcht als pseudonym von ihm angenommen worden sein; auch ist er zu seiner übersetzung vielleicht erst von anderen veranlasst worden (s. 187 fg.; die zutat Arigos am schluss der vorrede beginnt erst mit 17, 29, nicht schon 17, 8).

Freilich wenn wirklich jene 'erbere manne und schöne frawen', für welche Arigo sein werk geschrieben hat oder doch geschrieben denkt, Nürnberger kinder waren, dann muss wol die zeit der abfassung etwa ein bis zwei jahrzehnte vor das druckjahr fallen, denn der Nürnberger humanistenkreis zerstreute sich um 1455 und die spiessbürgerlichen gesinnungen der Nürnberger waren einer derartigen freien leistung nicht günstig (vgl. Herrmann, Die reception des humanismus in Nürnberg passim). Aber die elegante, leichtlebige gesellschaft Boccaccios entspricht, auf deutsche verhältnisse übertragen, überhaupt nicht den ehrsamen stadtbürgern jener zeit, sondern sie hat ihr abbild in der adlichen gesellschaft, und sollte die deutsche übersetzung nicht überhaupt für höfische kreise bestimmt gewesen sein? Diese art von erzählungslitteratur ist ja überhaupt aristokratisch und wie die übersetzungen von Wyle und einige von Steinhöwel wird auch Arigos Decamerone in den kreis der hoflitteratur gehören. Seine Tugendblume ist vielleicht auch für einen höher gestellten jungen mann abgefasst (*edles chind*, Drescher, Zs. f. vergleichende lit.-gesch. n. f. 13, 465).

Auch die neigung zu humanistischen studien bildet dem verfasser eine vermittlung zwischen Arigo und Leubing. Aber wir können Leubings dahingehende bestrebungen nicht kontrollieren, und darf man in der Decameroneübersetzung so viel humanistische tendenz finden, dass man sie 'ganz aus dem geiste der renaissance herausgewachsen' (s. 187) nennen kann? Da die eigenart Arigos weniger in besonderer auffassung des stoffes als in der art der darstellung zu beobachten ist, so wird zur ausscheidung des humanistischen elementes zunächst sein stil zu befragen sein. Der verfasser hat gezeigt, wie dieser mit volkstümlichen elementen durchzogen ist und vielfach der einfluss der populären predigtweise hervortritt, und oben ist zum vergleich ein lehrbuch der geistlichen rhetorik herangezogen worden. Das ist nicht im sinne der neuen lehre, ein so starkes hervorkehren des volksmannes ist nicht huma-

nistisch. Aber andrerseits stellt er sich in einem wesentlichen punkt seines übersetzungsprincips in gegensatz zu den vorschriften der volkstümlich-geistlichen beredsamkeit: die erste Regula vulgarisandi lautet bei Surgant (Libri I Consid. XVIII): *Non oportet predicatorem in modo vulgarisandi se constringere ad istam difficultatem quod velit transferre verba ita proprie et eodem ordine sicut in latino ponuntur sed aliquando sensum ex sensu accipere sicut translatores faciunt qui non semper verbum de verbo sed sensum ex sensu accipiunt quia praedicator est quasi translator seu interpres et sic meliori et aptiori modo quo poterit transferat latinum in vulgare.* Demgegenüber setzt Arigo die worte wie sie im lateinischen zu stellen wären, das zeitwort ans satzende. Das ist die neue mode des Niclas v. Wyle, die dieser in seinem programm in der ersten translatze (Keller s. 8, 20 fgg., bes. auch 10, 15 fgg., und Joachimsohn, Württemberg. vierteljahrshefte 1896, 84 fg.) begründet: *warumb ich dise translaciones vf das genewest dem latin nâch gesetzet hab und nit geachtet ob dem schlechten gemainen vnd vnernieten man das vnuerstentlich sin werd oder nit. Das ist darumb* usw. Ja, Arigo hat sogar oft gegen seine italienische vorlage die undeutsche verbalstellung eingeführt (vgl. Vogt, Zeitschr. 28, 479, Wunderlich, Herrigs archiv 84, 284) und die lateinische 'subtilitet' (Wyle 10, 16) nachgeahmt. Dazu kommt dann noch der übermässige gebrauch der synonyma. Auf der einen seite also stark volkstümlich, auf der andren humanistisch (rhetorica humana), so gehen bei ihm die alte und die neue richtung im sprachlichen ausdruck durcheinander. Jedesfalls zeigt jene lateinische färbung des stils, dass Arigo die 'schoenheit vnd zierlichkeit' (Wyle 200, 21; sermo politus) der humanistischen rede anstrebte. Und darin, im neuen stil, fand ja Niclas v. Wyle vornehmlich das wesen des humanismus, hierin ruht der schwerpunkt seiner neuerungsbestrebungen, er spricht nur von der einführung der neuen stilistischen form, nicht von der bedeutung der neuen stoffgebiete noch von den neuen ideen; er, der als schulmeister pedantisch die orthographie und interpunktion regelte, der 'erberer und fromer lüte kinder' und 'sogar baccalary' die kunst des 'schribens und dichtens' lehrte (9, 14), äussert nirgends empfänglichkeit für die grossen gedanken der renaissance. Und auf dieser stufe des humanismus — Albrecht v. Eyb gelangte weiter — dürfte auch Arigo stehen geblieben sein, was wir von renaissance an ihm verspüren, sind doch eigentlich nur äusserlichkeiten, und es ist sogar fraglich, ob er die ganze macht der satire, die vernichtende komik Boccaccios herausfühlte. Das stoffliche interesse, die lust am fabulieren, überwog gewiss weit, so dass ein polemischer nebenzweck ihn nur wenig reizte.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Badstüber, Hubert, Die Nomina agentis auf *ære* bei Wolfram und Gottfried. (Dissertation[1], Innsbruck 1897). Leipzig, Fock 1901. 82 s. 1,20 m.

Die nomina werden aufgezählt mit angabe der belegstellen, auch sind etymologische und sachliche erklärungen beigegeben in der art wie „*vischaere* kommt bei Wolfram und Hartmann vor und heisst: einer, der fischt, fischer" s. 23; oder: „*marterære* gehört zu denjenigen wörtern, die ihrer bildung nach aus einem fremden stamme herrühren; denn ahd. *martirâri* geht zurück auf *martira*. *Marterære* aber wurde von dem mhd. gebrauchten stamme *marterer (merterer)* gebildet. Gr. lat. heisst *martira* natürlich *martyrium*" (s. 25); oder: „*klôsnaere* . . . abzuleiten aus *klôse, klûse*. Daraus

1) Vgl. dazu Lit. blatt 1902, sp. 54.

entstand eine regelmässige bildung auf *nari*. Dies dürfte die richtige ableitung sein. Eine andere, wol etwas complicierte leitet *klause* aus mhd. *klûse*, dagegen mhd. *klôse* mit *klôsenære* aus ml. *clausa* ab" (s. 60).

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Fritz Traugott Schulz, Typisches der grossen Heidelberger liederhandschrift und verwandter handschriften in wort und bild. Eine germanistisch-antiquarische untersuchung. Göttinger dissertation. 1899. 116 s. 3,20 m.

Schulz behandelt in drei teilen die typen des thronenden herrschers, des ritters, des dichters, und zwar, wie der titel angibt, hauptsächlich vom germanistisch-antiquarischen standpunkte aus, indem er an den bildern jene äusserungen höfisch-ritterlichen lebens zeigt, wie sie die epen des 12. und 13. jahrhunderts schildern. Für die einzelnen illustrationen gibt er erklärungen, wobei er öfter von Oechelhäusers auffassung (Die miniaturen der universitätsbibl. zu Heidelberg II) abweicht. Hervorgehoben sei die erkenntnis des „wechsels" bei Reinmar und dem Kürenberger (s. 96 und s. 110 fg.). Um aber im verständnis der bilder einen erheblichen schritt weiter zu kommen, hätte er in viel grösserem umfange die höfische epik beiziehen müssen, deren grosse bedeutung für die erklärung der in den liederhandschriften vorkommenden ritterlichen und höfischen scenen R. M. Meyer (Zs. f. d. altert. 44, 197 fg.), allerdings erst nach erscheinen der dissertation, aufgedeckt hat.

S. 55 fgg., 63 und 67 nimmt Schulz, nach Oechelhäusers vorgang, für Fenis und Veldeke den typus des silbenzählens auf und dehnt diesen sogar auf die darstellungen von Fenis, Hausen und Gutenburg in der Weingartener hs. aus: aber hier macht Fenis sicher einfach die gebärde des redens wie z. b. die dame auf bild s. 128 u. ö., Hausen hält die hand auf die brust und desgleichen wol auch Gutenburg. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob ein gestus des silbenzählens angenommen werden darf, denn es wäre dies eine fast zu sinnreiche symbolisierung, als dass wir sie diesen malern zutrauen dürften, sie würde ein zu feinsinniges eingehen auf das innenleben bei den darzustellenden personen und die daraus resultierenden sinnfälligen äusserungen voraussetzen, demgegenüber man bei der ganz unter dem bann der tradition stehenden arbeitsweise der mittelalterlichen maler doch jede ihrer leistungen zuerst auf ihre originalität hin wird prüfen müssen. Dieselbe handbildung wie bei Fenis in der Heidelberger hs. (daumen, zeige- und mittelfinger ausgestreckt, die beiden andern eingeschlagen) kommt auch schon auf bildern der nachsinnenden evangelisten vor, und Veldekes beide vorgehaltenen finger (daumen und zeigefinger) sind doch wol nichts anderes als eine hinweisende geste wie bei Reinmar und Sevelingen, die ebenfalls auf eine rolle, bei Lüenz, Dietmar v. Eist u. a., die auf andere gegenstände hinzeigen.

Das bild zu Stretelingen deutet Schulz, wie Oechelhäuser, auf lebhafte unterhaltung (s. 111), die manierirte beinstellung und verdrehung des oberkörpers bezeichnet aber die haltung des tanzens, und die fingerstellung ist nicht eine besonders erregte redegeste, sondern eine zum bewegungssystem des betreffenden tanzes gehörende mimische ausdrucksform; auch Alwin Schultz, Höf. leben 1, 551 fasst diese scene mit Weiss, Kostümkunde II, fig. 243 als einen tanz auf, desgl. Böhme, Gesch. des tanzes 1, 33. Somit bezieht sich das bild auch nicht auf lied II strophe 1, sondern auf das erste lied des dichters (Pfaffs abdruck der Heidelberger lieder-hs. sp. 201), das sich durch den musikalischen refrain deutlich als tanzlied kundgibt.

Eine ähnliche fingersprache ist auf dem zweiten tanzbild der hs. C., dem zu Hildbold von Schwangau, zu sehen bei der an der linken hand des ritters gehenden dame, während die an seiner rechten sich wiegende ihre rechte hand geradeso in die hüfte stützt wie wiederum auf Stretelingens bild der ritter; das fingerspiel der linken hand bei der linksseitigen begleiterin Hildbolds ist ferner sehr ähnlich dem der solotänzerin bei Reinmar dem fiedler. Übrigens ist diese handbewegung auch bei tänzen des 15. und 16. jahrhunderts zu treffen. In diesen tanzstellungen ist also ein realer zug des damaligen lebens aufgenommen. — Mit dem schlag auf den mund, den Rûte dem boten versetzt, ist, etwas drastisch, wol die aufforderung zum schweigen angedeutet, vgl. DWb. 6, 1793; durch zuhalten des mundes gibt Zacharias seine stummheit zu erkennen auf illustrationen der biblischen geschichte; unnötiges oder voreiliges schwatzen wird so bezeichnet auf bildern der Heidelberger Sachsenspiegel-hs.

Wenn man die bilder der Heidelberger lieder-hs. in ihrer reihenfolge durchgeht, so sieht man, dass mit den einzelnen ständen, wie sie Schulte (Zs. f. d. altert. 39, 223 fg.) gruppiert hat, gewisse typen verknüpft sind. Es ist nun ja in der natur des gegenstandes begründet, dass die maler die verschiedenen stände auch unter verschiedenartigen vorstellungen erfassten, aber es lohnt sich doch, ihre erzeugnisse unter diesem gesichtspunkt zu betrachten und zu beobachten, mit welchen mitteln sie die unterschiede in der lebensführung darstellten. Eingeleitet wird die sammlung durch das bild des kaisers, hier ein durch den inhalt gegebenes titelbild, das in seiner starren stilisieruug hereinragt als ein denkmal einer vergangenen kunstperiode. Darauf folgen die reichsfürsten, unter ihnen wider Wenzel v. Böhmen in seiner würde als regierender könig aufgefasst und dadurch vor den andern ausgezeichnet (Konradin war nur titularkönig). Die fürsten treten, den sagenhaften könig Tyrol ausgenommen, nur auf in ritterlichen oder höfischen beschäftigungen, in schlachten, turnieren, falkenjagd, schachspiel, nicht in der eigenschaft als dichter oder als minnende, auch nicht im einzelporträt, sondern immer in begleitung, mit hofstaat, kriegsheer oder sonstigem gefolge, demnach auch nie in einzelner tjoste. Auch die musikanten mit posaunen und anderen instrumenten, die dem markgrafen von Brandenburg und seiner dame beim schach aufspielen, dienen dazu, den glanz der hofhaltung zur anschauung zu bringen und sind wol nicht bloss aus rein technischen gründen angebracht, um den raum auszufüllen, wie R. M. Meyer a. a. o. s. 214 annimmt; beim spiel des herrn Goeli fehlen deshalb die musikanten, auch ist diesem nur das trictrac zuerkannt, nicht das besonders vornehme schach („das schachspiel galt unter allen spielen als ein besonders edles", Schultz, Höf. leben 1, 537). Konradin hat einen vornehmen herrn als begleiter auf der falkenjagd, auf den späteren jagdbildern hat der einfache ritter gar kein oder nur niederes gefolge (Geltar, Suonegge, Hetzbolt, Kol von Niunzen) und ein so pomphafter aufzug nach dem turnier wie beim herzog Heinrich v. Bresslau kommt sonst auch nicht wieder in der hs. vor. — Der typus des minnesängers als dichter und minnewerber tritt erst mit der zweiten gruppe auf, den grafen und freiherrn (Schulte s. 224), und zwar sofort beim ersten grafen, Rudolf v. Neuenburg, und es mag absicht sein, dass er nicht auf die fürsten angewendet wurde, denn die blosse darstellung als künstler oder als liebeflehende würde ihrer würde nicht voll entsprochen haben, wie auch die einzelfigur zu mager für die hoheit des fürsten scheinen mochte.

Da die bilder auf die standesverhältnisse der personen berechnet sind, so ergibt sich dann weiterhin wider eine verschiebung der typen vom übergang des ritter-

lichen minnesangs (zweite und dritte gruppe bei Schulte) zur bürgerlichen didaktik (vierte gruppe). Für die ritterlichen dichter, gruppe II und III, ergeben sich folgende darstellungsarten:

A. Als minnesänger, und zwar: a) der dichter allein: Veldeke u. Walther v. d. Vogelweide in jener von Walther beschriebenen tiefernsten stimmung, Fenis und der von Gliers in ähnlicher haltung, aber ohne jenes innere ergriffensein, das im aufstützen des schwermütig geneigten hauptes zum ausdruck gelangt.

b) mit boten oder schreiber: Botenlaube, Hohenburg, Winterstetten, Rietenburg, Bligger, Munegiur, Rûte, Heinzenburg, dazu in epischer einkleidung Trostberg (vgl. das bild zu Rubin und Veldekes Eneide v. 10846 fg.).

Während diese beiden gruppen ausser dem letzten falle noch ganz typisch gehalten sind und hier das thema nur wenig variiert ist, werden in der dritten darstellungsart (c) die compositionsweisen manigfaltiger, dazu die scenen lebhafter; es tritt ein erzählendes moment hinzu.

c) Zugleich als dichter, durch spruchband oder brief gekennzeichnet, und als minner, also in directer beziehung zu der dame: Neifen, Morungen, Hohenvels, Sevelingen (einfache unterhaltung), Kilchberg, Seven, Rubin, Wildonie, Stamheim (in epischer einkleidung). Eine abart bildet der wechsel, wo die idee des minnesängers als dichters lediglich durch die dramatische darstellung eines wechselgesprächs verkörpert ist im anschluss an bestimmte lieder der betreffenden sänger, so beim Kürenberger und bei Reinmar in der Weingartener hs., während C noch das symbol des spruchbands zufügt. Ins geistliche umgedeutet sind die darstellungen des bruder Eberhard v. Sax und Heinrichs v. d. Mure.

d) Nur als minner: hier finden sich neben einfachen liebesscenen wie bei Bernger v. Horheim, Ougheim (sie reichen sich die hände), Johansdorf, Altstetten, Werbenwag, Wengen (sie umarmen sich), Stadegge (abwehr), Teufen (sie reiten zusammen), Stretelingen, Schwangau (tanz), schon häufiger individuell aufgefasste situationen, in denen ein bestimmter vereinzelter vorgang erzählt wird, die sich von den epischen scenen unter b und c also dadurch unterscheiden, dass jene typisch aufgefasst sind, in diesen aber ein nur einmal in die hs. aufgenommenes ereignis in charakteristischen zügen festgehalten wird. Das sind die bilder zu Heinrich v. Sax, Dietmar v. Eist, Hamle, Hornberg, Starkenberg, Goeli, Buochein, Teschler, Rost von Sarnen, Wissenlô. Sie verraten meistens deutlich ihre herkunft als illustrationen epischer dichtungen und für einige sind die vorbilder von R. M. Meyer nachgewiesen worden. Ferner gehören zu den minnescenen zwei allegorien (minnepfeil): Adelnburg, Wachsmut v. Mühlhausen, und die bekränzungsbilder (die dame reicht dem ritter den siegeskranz, ursprünglich wol turnierpreis) zu Toggenburg, Rotenburg, Singenberg. Mit dem fischfang Pfeffels ist das genrebild erreicht und damit ist der übergang zum stil der vierten gruppe gemacht, wie denn auch die benachbarten bilder zum Hardegger, dem schulmeister von Esslingen und dem Taler schon die merkmale der spruchdichter tragen. Zwischen den ministerialen und den bürgerlichen ist schon in der anlage der handschrift keine scharfe trennung zu erkennen, so dass Schulte einige dichter der dritten gruppe erst zu der vierten gestellt wissen möchte (s. 236).

B. Der dichter als ritter, a) einzelfigur (porträt), meist siegelbild: Wolfram, Künzingen, Walther von Metz, Hartmann, Ulrich von Lichtenstein (in rüstung), Rugge, Tannhauser, Gutenburg (ungewappnet).

b) Ritterliche scenen: Heigerloch, Hohenberg (schlacht), Düring (belagerung), Klingen, Frauenberg, marschall v. Raprechtswil (tjoste), Leiningen, Goesli (zweikampf zu pferd), Scharpfenberg, Ringgenberg (mensur), Luppin, Püller (verfolgung), Lüenz (steinwerfen), Schenk v. Limburg, Otto v. Turne, Winli (nach und vor dem turnier), Hildbold v. Schwangau (tanz nach dem turnier, in rüstung), Sachsendorf (ärztliche pflege nach dem kampf), Suonegge, Hetzbolt v. Weissensee (jagd).

C. Verschiedenes: Hausen auf der meerfahrt, Hesso v. Rinach mit krüppeln uud bettlern, die ermordung Brennenbergs und die bedrohung Neidharts, der Schenk v. Landeck und der schulmeister von Esslingen in ihrem charakter als schenk und lehrer, also in eigentlichen standesbildern, der Hardegger und der Taler als fahrende.

Ganz anders ist das verhältnis in der vierten gruppe, die zumeist aus bürgerlichen und fahrenden besteht, womit die spruchdichtung in den vordergrund tritt. Der typus Ab ist hier gar nicht vertreten, Ac nur durch her Alram v. Gresten und von Obernburg, die also als ritterliche minnesänger aufgefasst sind; Ad nur durch Günther v. d. Vorste in einer dem namen entlehnten darstellung, dazu her Niuniu (schiffahrt); endlich Aa durch Reinmar v. Zweter, dieser mit geschlossenen augen der inneren eingebung lauschend: dass für ihn diese vergeistigte art der versinnbildlichung gewählt ist, durch die sonst nur Veldeke und Walther, zugleich im anschluss an stellen ihrer lieder, ausgezeichnet sind, erklärt sich aus dem hohen ansehen, in dem er bei den epigonen stand. Bezeichnend ist, dass der bürgerliche dichter nie als minnender vorgeführt wird, ausser Hadlaub, aber dieser in ganz realistischer widergabe zweier von ihm erzählten begebenheiten, die nach R. M. Meyers ansprechender vermutung aus einem liederbuche entnommen sind.

Die dichter werden also in der vierten gruppe, ganz wenige ritterliche herren ausgenommen, nicht als minnesänger vorgeführt, sondern dafür tritt der typus des fahrenden ein: während der minnesänger seine lieder der geliebten allein entweder in einer rolle oder einem büchlein niedergeschrieben überreicht oder durch boten zusendet, trägt der fahrende persönlich seine sprüche mehreren personen, herrn und dame vor, so bruder Wernher und Spervogel und vielleicht der schon genannte Hardegger (vor zwei herren); oder er erhält einen mantel als künstlerablohnung (Sigeher). Als epische dichter sind charakterisiert Konrad v. Würzburg, der einem schreiber in einen folianten hinein, nicht auf eine rolle oder in ein büchlein, dictiert, und Gotfrid v. Strassburg als erzähler im kreise lebhaft zuhörender.

Auch der typus als ritter (B) ist spärlich vertreten: ganz fehlt das einzelporträt; in ritterlichen beschäftigungen sind zu treffen der Dürner, zur tjoste reitend; Dietmar der Setzer im zweikampf; Geltar allein auf die jagd gehend; her Friedrich der Knecht als weiberdieb — ein thema, das für die abbildung eines vornehmen herrn unmöglich gewesen wäre — und Tettingen gar als gefangener, die letzten beiden schon wider ausgeprägte situationsbilder.

Den kern dieser vierten gruppe bilden die erzählenden darstellungen, oft reine genrebilder, meist individuell concipiert aus dem namen des betreffenden dichters oder aus einer textstelle: der tugendhafte Schreiber, Steinmar, Reinmar der fiedler, Hawart, Burggraf v. Regensburg, der junge Meissner, der Marner, Süsskind von Trimberg, Buwenburg, Rudolf der schreiber, Hadlaub (s. oben), Regenboge, Kunz von Rosenheim, Rubin u. Rüedeger,

Kol v. Niunzen, Frauenlob, Suonenburg, der wilde Alexander, Rumzlant, Boppe, der Litschower, der Kanzler.

Es zeigt sich also ein unterschied zwischen der vierten gruppe und den drei ersten in der künstlerischen auffassung der darzustellenden vorwürfe: die herren sind in feststehenden typen gezeichnet, am strengsten ist die traditionell sanctionierte figur des kaisers beibehalten, denn der altehrwürdige typus des thronenden herrschers gestattete keine willkürlichen abweichungen; für die fürsten, edeln und ritter waren die vorbilder gegeben in den illustrationen der epischen dichtungen, die seit dem 12. jahrhundert einen aufschwung der malerei überhaupt bezeichnen; oder, wie R. M. Meyer ebenfalls nachgewiesen hat, in den siegeln und grabsteinen; oder besonders in den zum teil der altchristlichen kunst entstammenden typen der religiösen malerei. Solche feststehende vorbilder gab es aber für die personen des neu aufstrebenden bürgertums nicht, hierfür konnte man nicht aus einem schatze allgemein verbreiteter motive schöpfen, denn die niederen stände waren bisher nur als statisten und nebenfiguren aufgenommen und nicht als träger der dargestellten idee, oder als gleichgestimmte masse auftretend und nicht als einzelwesen in charakteristischen merkmalen gekennzeichnet. Hier gab es keine geschlossenen typen und so konnten sich die maler freier gehen lassen; sie griffen, um diese leute niederen standes in die richtige umgebung zu setzen, gern zu scenen des alltagslebens. Diese mögen nun in der tat manchmal aus der kenntnis des wirklichen lebens geschöpft, jedesfalls, wie natürlich auch solche der drei ersten gruppen, von eigener beobachtung der maler beeinflusst sein, sicher aber wirkten auch hier überlieferte motive in hohem grade mit. Das mass der originalität, oder umgekehrt, der abhängigkeit, wird bei diesen künstlern aber erst richtig abgeschätzt werden können, wenn durch ausgedehnte untersuchung besonders der höfischen epen eine genauere kenntnis der mittelalterlichen profanmalerei erlangt ist. Die erfindungsgabe der künstler wird besonders an solchen dem gewöhnlichen leben entnommenen scenen der vierten gruppe zu prüfen sein. Da fällt nun auf, dass einige darstellungen, die zum teil ausschliesslich für ihr thema erfunden zu sein scheinen, beziehungen zu den monats- und tierkreisbildern haben.

Die illustration zum Marner ist das monatsbild des januar: ein mann am feuer sitzend trinkt wärmende getränke, vgl. Uhl, Unser kalender s. 60. Das zeichen des januars ist der wassermann, die ursprünglichen kalenderbilder sind nun so eingerichtet, dass links das monatsbild, rechts daneben das himmelszeichen steht, also für den januar der sich am feuer wärmende und trinkende mann, rechts der ein gefäss ausgiessende wassermann. Werden die zwei hälften vereinigt, so entsteht eine scene, wo die beiden figuren zusammenwirken, indem nun der ursprüngliche wassermann dem den monat repräsentierenden trinker einen becher reicht, wie auf unserem bilde. Ein solcher vorgang ist auf einem mir vorliegenden französischen kalender v. j. 1504 reich ausgeführt, ein grösseres gelage auf einem lat. kalender aus England v. j. 969 ist beschrieben von Riegl, Mitteil. f. österr. geschichtsforsch. 10, 65. Kalendervers: *In jano claris calidisque cibis potiaris atque decens potus post fercula sit tibi notus* usw. (franz. kal.); deutsch: *Genner bin ich genant, trinken und essen ist mir wol bekant* usw. (Germania 8, 107).

Ein bis auf einzelheiten ähnliches bild wie das zum Kol v. Niunzen findet sich in dem erwähnten französischen kalender zum planeten Jupiter: ein schütze zielt mit der armbrust nach einem vogel, der im laube eines rechts stehenden baumes sitzt, ein reiter (dieser links vom schützen) streckt die hand nach einem oben fliegenden

falken aus [unter dem baume sitzt ein schreiber am pult]. Auf dem genannten in England entstandenen kalender ist das bild des novembers eine falkenjagd (Riegl s. 67) und noch heutzutage ist die jagd ein stehendes bild für diesen monat in den kalendern. Der schütze ist das zeichen des monats november.

Dass das bild zum Kol v. Niunzen mit den beiden vorhergehenden (Kunz v. Rosenheim und Rubin u. Rüedeger) nach technik und auffassung zusammen eine gruppe bildet, ist längst erkannt, und so wird man auch diese zwei auf die herkunft aus kalenderbildern hin zu prüfen haben. Das erste, das zu Kunz v. Rosenheim, entspricht dem kalenderbild des august: dessen monatsbild, links, ist ein schnitter, das planetenbild, rechts, eine reich gekleidete jungfrau. Wurden die beiden stücke zusammen gerückt und in ein in sich einheitliches landwirtschaftsbild gebracht, so ergab sich eine unterhaltung zwischen schnitter und schnitterin, wie es etwa frühere jahrgänge des Lahrer Hinkenden boten darbieten (ältere illustrationen stehen mir nicht zu gebote). Eine ähnliche auffassung ist hier in der miniatur der Heidelberger hs. ins höfische übertragen, das motiv des getreideschneidens zeigt indes deutlich den ursprünglichen charakter als kalenderillustration. Eine andere widergabe findet sich ebenfalls in älteren jahrgängen des Hinkenden boten: ein herr, von seinem hund begleitet, gibt gebieterisch die hand ausstreckend befehle an zwei schnitter; auch damit hat das bild von C motive gemein.

Ganz dem texte angepasst ist das mittlere bild dieser gruppe, das zu Rubin und Rüedeger, vgl. Oechelhäuser s. 324; immerhin kann das stimmungsmotiv zum bild des monats mai vorliegen, ein maigang in der schönen frühlingsnatur. In einem deutschen kalender des 16. jhs. ist das monatsbild für den mai ein elegant gekleideter junger herr mit einem falken in der hand im walde reitend, daneben als zeichen geht ebenfalls einer mit blumenstengeln in beiden händen auf einer wiese, entsprechend dem monatsvers: *Hie kome ich stolzer meige mit kluogen bluomen maniger laye,* Germania 8, 108.

Auch beim tugendhaften Schreiber wird man zunächst an ein monatsbild erinnert, an den september mit wage und obstsack, aber die gegenstände im sack sind doch sicher geldstücke, wie Oechelhäuser erklärt. Die situation entspricht der erzählung Lichtensteins von seiner gefangennahme, besonders 544, 11—34: Weinolt und her Pilgerîn hatten ihn festgesetzt, Pilgerîn tritt zu ihm und redet ihn an: *„und welt ir lenger leben, sô sagt waz ir uns wellet geben“*, darauf Ulrich: *„ich gib iu allez daz ich hân und immer mêre gewinnen kan. Jâ wirt iu guotes vil gegeben dar umb daz ir mich lâzet leben“. Swie vînt mir der untriwe was, diu miet half doch daz ich genas . . . Er hiez vil sêre besmiden mich in einen boyen: daz müet mich,* dann 547, 26 *mîn burc die macht ich ledic sint: wie, daz wil ich iuch verdagen . . . ich het verlorn starkez guot.* Die in der erzählung zeitlich aufeinander folgenden ereignisse sind im bilde zu einer scene zusammengezogen: der dichter sitzt mit einer *boie* gefesselt und lässt durch einen knecht sein lösegeld abwägen, wobei Weinold und her Pilgerîn mit erregten gesticulationen auf ihn einreden. Die geberde des vom dichter entfernter stehenden, der den zeigefinger der linken hand auf die fläche der rechten richtet, ist dieselbe, wie die des richters auf verschiedenen bildern der Heidelberger Sachsenspiegel-hs., vgl. auch Repertor. f. kunstwissensch. 7, 414, und bedeutet belehrung, aufforderung zur erfüllung einer pflicht, eines vertrags. Die *boie* ist übrigens ein erkennungszeichen des zinszahlers in der krone v. 9799 u. 10034.

Ob auch noch andere illustrationen in der Heidelberger hs. aus kalenderbildern herstammen, kann ich mit dem mir zu gebote stehenden material nicht weiter verfolgen. Bei Jakob v. Warte könnte man ebenfalls an ein maibild denken, vgl. die verse *Mayo secure lavari sit tibi cure* und *In diesem monat der mensch baden soll auch macht du danzen springen und leben wol;* kalenderbilder zum mai bringen „eine junge dame, die unter blühenden bäumen in einer badewanne sitzt und eine blume in der hand hält" usw., Uhl s. 61, oder mann und frau (ursprünglich die zwillinge als zeichen des monats) in einer kufe badend. Steinmars gelage könnte ein dezemberbild zu grunde liegen, *„mit wirsten und guot braten wil ich min hus wol beraten";* die fische (Pfeffel als fischer) sind das zeichen des februar.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Dr. M. J. van der Meer, Gotische casussyntaxis I. Boekhandel en drukkerij voorheen E. J. Brill. Leiden 1901.

Jede untersuchung über gotische syntax muss die tatsache beherzigen, dass wir die gotische sprache nur aus übersetzungen kennen, und dass der satzbau bei übersetzungen nur gar zu leicht durch den satzbau der vorlage beeinflusst werden kann. Daraus ergibt sich die folgerung, dass für die syntactische forschung nur diejenigen stellen in betracht kommen, in denen die übersetzung von der vorlage abweicht. Denn wo das gotische mit dem griechischen text übereinstimmt, ist immer die möglichkeit vorhanden, dass wir es nicht mit einer gotischen, sondern mit einer griechischen spracherscheinung zu tun haben. Allerdings werden eigentümlichkeiten der einen sprache, die dem sprachgefühl des übersetzenden ganz grell widerstreiten, unter allen umständen eine änderung erfahren, es müsste denn eine interlinearversion vorliegen, und eine solche ist die bibelübersetzung des Ulfilas nicht. Andere spracherscheinungen des einen volkes werden von dem sprachgefühl des andern zwar fremdartig empfunden, aber sie erinnern doch, wenn auch manchmal nur entfernt, an diesen oder jenen gebrauch der eigenen sprache, sie finden in dieser irgend eine analogie und werden alsdann übernommen, ohne erbgut der sprache zu sein. Für die sprachgeschichte kann eine solche herübernahme sehr wichtig werden — aber nur dann, wenn die sprache noch eine bedeutende entwicklung später durchmacht, was beim gotischen bekanntlich nicht der fall gewesen ist.

In einer gotischen casussyntax müssten daher in jedem abschnitt zuerst die fälle ausgeschieden werden, die von der griechischen vorlage abweichen. Diese allein sind zunächst von bedeutung für die historische sprachwissenschaft. Die fälle, wo vorlage und übersetzung übereinstimmen, dürfen ja nicht ohne weiteres übersehen werden, da die beiden sprachen gewiss auch gemeinsame eigentümlichkeiten besitzen können, und es mag sich durch sprachvergleichung manches hiervon als gemeingermanisch erweisen. So lange man sich jedoch hier auf einem noch nicht hinreichend geebneten boden befindet, werden solche fälle lediglich für den descriptiven teil der grammatik in betracht kommen können.

Es ist bedauerlich, dass der verfasser diesen grundunterschied fast gänzlich übersehen hat, und daher ist seine Casussyntax weniger historisch als descriptiv, ein mangel, der entschieden hervorgehoben werden muss, so sehr man auch sonst der fleissigen und gewissenhaften zusammenstellung lob und anerkennung zollen kann. Es wird zwar vielfach hervorgehoben, dass der übersetzer der vorlage gegenüber selbständig ist, doch geschieht dies immer nur gelegentlich und nicht grundsätzlich,

und daher ist es anderseits häufig unmöglich, aus der menge des angehäuften stoffes das zweifellos gotische auszuscheiden. Wir haben es, soweit es möglich war, versucht und wollen im folgenden die wichtigeren einzelheiten hervorheben und besprechen.

Die behandlung jedes einzelnen casus beginnt mit einer allgemeinen erörterung über die ursprüngliche bedeutung desselben, wobei sich der verfasser ziemlich eng an Delbrück anschliesst. Diese erörterungen sind jedoch viel zu weitschweifig, zumal da sich keine wesentlich neuen ergebnisse herausstellen. Einfacher und besser wäre es gewesen, die von Delbrück für das idg. festgestellten casusfunctionen als grundlage zu nehmen und hiermit die got. verhältnisse zu vergleichen. Der verfasser ist übrigens mit der neueren sprachwissenschaftlichen methode bekannt — abgesehen von dem oben angeführten methodischen grundfehler — und handhabt sie häufig mit glück, so dass sich an manchen stellen gute erklärungen finden; z. b. s. 1 fg. über die verwandlung des dativs der activischen construction in den nominativ der passivischen; s. 8 über den nominativus absolutus. An vielen stellen jedoch vermissen wir klarheit der darstellung und auch nur den versuch einer erklärung. Über den nom. c. inf. erhalten wir kein klares bild (s. 6), da hier die griechische vorlage nicht berücksichtigt wird und auch der vergleich mit andern germ. sprachen fehlt. Ähnliches müssen wir s. 42 beanstanden, bei der behandlung des accusativ nach zeitwörtern, die mit präpp. zusammengesetzt sind, und zwar kommen hier präpp. in betracht, die sowol den acc. als den dativ regieren. Im gegensatz zum griechischen werden hier die mit *ana* zusammengesetzten verba angeführt: *anaqiman* (*ἐφιστάναι* c. dat.), *anatrimpan* (*ἐπιχεῖσθαι* c. dat.); mit *and* zusammengesetzte verba: *andstaurran* (*andstaurraidedun þo, ἐνεβριμῶντο αὐτῇ*); ferner *faurbigaggan* (*προάγειν*), *wiþragaggan* (*ὑπαντᾶν*), *disdriusan* (*ἐπιπίπτειν*), *bigraban* (*περιβάλλειν*). Es sind dies verba der bewegung, die durch die zusammensetzung transitiv werden und den acc. regieren, eine bekannte erscheinung in der geschichte der germanischen sprachen, vgl. nhd. *steigen ersteigen besteigen, laufen durchlaufen, schreiten beschreiten überschreiten* usw. Wir haben hier einen alten accusativ, der das ziel einer bewegung bedeutet, ähnlich dem, der, mit einer präp. verbunden, auf die frage „wohin" steht. Wenn das griech. den dativ hat, so ist dies daraus zu erklären, dass dem griech. sprachgefühl ursprünglich weniger das ziel der bewegung, als die an der handlung teilnehmende person (oder sache) vorgeschwebt hat.

Die functionen von dativ und accusativ lassen sich ja überhaupt nicht nach streng logischen gesetzen scheiden; das bestimmende ist hier das ursprüngliche sprachgefühl, das bald mehr das ziel der tätigkeit, bald mehr das anteilnehmende object berücksichtigt hat, und dem folgt der traditionelle sprachgebrauch, der aber trotz mancher bedeutungsverschiebung vielfach erhalten bleibt. Im allgemeinen scheint das got. den dativ häufiger zu gebrauchen als das griech.; so werden s. 192 fgg. viele verba angeführt, die in gleicher bedeutung sowol den dativ als den acc. bei sich haben können, während die vorlage fast nur den acc. kennt. Doch gibt es auch selbständige verwendungen des acc. im got., und hier erwähnen wir noch den acc. bei impersonalien, der einem griech. oder lat. dativ entspricht (vgl. s. 51): *gadob* (conveniebat), *kar ist* (*μέλει*). Bemerkenswert ist, dass im got. *gredon, huggran, þaursjan* impersonal, die entsprechenden griech. wörter aber persönlich gebraucht werden. Das got. bevorzugt also hier die unbestimmtere, allgemeinere form des zeitworts.

Ähnliches sehen wir s. 52 bei dem prädicatsaccusativ. Das got. kennt eine geringere anzahl von verba mit prägnanter bedeutung als das griech.; die entsprechen-



den zeitwörter der vorlage werden durch verba von allgemeinerer bedeutung in verbindung mit prädicatsnomina widergegeben; vgl. s. 53 *briggan* in *wairþans briggan* (ἀξιοῦν), *gamainja b.* (συγκοινοῦν), *wundan b.* (κεφαλαιοῦν), ferner *garaihtana* oder *uswaurhtana domjan* oder *gadomjan* oder *gateihan* (δικαιοῦν), *wairþana rahnjan* (ἀξιοῦν), *hroþeigans ustaiknjan* (θριαμβεύειν), *gatandida haban* (κεκαυτηριάσθαι). Über eine ähnliche erscheinung in der nhd. umgangssprache vgl. meine Syntactischen studien (Beiträge 18, s. 479 fg., § 5). Daselbst wurde zur erklärung dieser sprachtatsache unter anderm auf den lautlichen verfall so mancher verbalformen im nhd. hingewiesen. Dass aber auch schon die ältesten germanischen dialecte weniger tempora und modi besitzen, als die idg. grundsprache, ist bekannt, und dieser armut an scharf gesonderten formen entspricht in der bedeutungslehre eine armut an verben mit scharf prägniertem und reichem inhalt; den ausdruck eines solchen inhaltes haben nomina übernommen. Ausser bei dem prädicatsaccusativ sehen wir auch sonst noch diese tatsache bestätigt. Dahin gehört, dass der Grieche verbalcomposita bildet (s. 63), während der Gote hierfür verbindungen von verben mit adverbial gewordenen accusativen verwendet: *þiuþ taujan þau unþiuþ taujan* (ἀγαθοποιῆσαι ἢ κακοποιῆσαι); *galiug weitwodidedun* (ἐψευδομαρτύρουν). Ausserdem noch die verbindung von *wisan* und dem acc. temporis *wintru* für griech. παραχειμάζειν (s. 61). Ähnlich *wisan* c. dat. s. 80 fgg. An stelle eines griech. nomen compositum stehen im got. zwei nomina: z. b. *leitil galaubjandans* (ὀλιγόπιστοι) u. a. Es besteht also auch im got. eine abneigung gegen inhaltsreiche nomina; die bedeutung eines solchen nomen, besonders nominalcompositum, wird durch mehrere nomina widergegeben.

Über den acc. c. inf. behauptet der verf., dass im got. der erste „trap van ontwikkeling" geschehen ist. Ob dies der fall ist, oder ob entlehnungen aus dem lat. und griech. vorliegen, soll hier nicht weiter erörtert werden; jedesfalls kann das erste aus der geringen anzahl der beispiele nicht geschlossen werden. Hervorzuheben ist noch der ausgedehnte gebrauch des got. acc. temporis für griech. dativ und präpositionsverbindung. Daneben finden sich aber auch dative der zeit, denen im griech. ebenfalls präpositionsverbindungen, aber auch acc. entsprechen (vgl. s. 95 fg.). Ähnliches sehen wir beim genitiv s. 133 fg. Leider geben die ausführungen des verf. keine klarheit darüber, was die wahl des einen oder des andern casus veranlasst hat.

Der dativ findet sich im got. in bedeutenderem umfang als im griech.; entspricht er doch nicht nur, wie im griech., dem idg. instrumentalis, sondern auch idg. ablativ. Es ist zu billigen, dass der verf. diese drei im dativ zusammengefallenen casus von vorn herein scheidet und darauf die ganze einteilung gründet. Im einzelnen jedoch scheint mir diese hie und da, und zwar nicht bloss beim dativ, etwas willkürlich zu sein. Z. b. der unterschied zwischen dativus adnominalis und adverbalis ist kein grundsätzlicher, da die ursprüngliche wahl des casus nicht durch die syntactische klasse des wortes, sondern durch dessen bedeutung bestimmt worden ist[1].

Auch beim dativ seien die got. gebrauchsweisen hervorgehoben, die vom griech. abweichen. Zunächst ist dessen verwendung entsprechend griech. präpositionsverbindungen zu nennen: so für ἀπὸ c. gen. (s. 70) beim passiv.: *afnimada imma* (ἀρθήσεται ἀπ' αὐτοῦ); s. 73 *þamma nimandin* ..... *ni warjais* (ἀπὸ τοῦ αἴροντος

1) Aus ähnlichem grunde dürfte es sich kaum empfehlen, die casuslehre als ganzes einzuteilen in casus ohne und mit präpositionen; die bedeutung der präpositionsverbindung ist vielmehr im anschluss an die gleiche bedeutung des casus ohne präposition zu behandeln.

. . . . . *μὴ κωλύσῃς*); für *εἰς* c. acc. nach *galaubjan;* für *πρὸς* c. acc. in *sis þo bad* (*πρὸς ἑαυτὸν ταῦτα προσηύξατο*). Der dativ steht auch für griech. genitiv nach *hausjan* (*ἀκούειν*) und *reikinon* (*ἄρχειν*) sowie für griech. acc. bei verben, die bezeichnen „iemand of iets aangenaam of onaangenaam, vordeelig of nadeelig, vriendschappelijk of vijandig gezind zijn" (s. 74); vgl. *usagljan* (*ὑπωπιάζειν*), *gabairgan* (*συντηρεῖν*), *qistjan* (*ἀπολλύναι*), *gaþlaihan* (*παρακαλεῖν*).

Interessant ist auch der gebrauch des possessiven dativ für einen griech. genitiv poss.; vgl. s. 90 *ei uns wairþai þata arbi* (*ἵνα ἡμῶν γένηται κληρονομία*), *swe fijands izwis warþ* (*ὥστε ἐχθρὸς ὑμῶν γέγονα*); *draus imma du fotum* (*ἔπεσεν αὐτοῦ εἰς τοὺς πόδας*); *alluh auk ufhnaiwida uf fotuns imma* (*πάντα γὰρ ὑπέταξεν ὑπὸ τοὺς πόδας αὐτοῦ*); *gasalboda fotuns Jesua* (*ἤλειψεν τοὺς πόδας τοῦ Ἰησοῦ*) u. v. a. Zwei gründe können hierfür angegeben werden. Erstens: der genitiv konnte im got. nicht in dem gleichen umfang als selbständiger satzteil verwendet werden wie im griech. und ist daher dem durch die bedeutung nahe gelegten dativ gewichen. Es ist aber ferner anzunehmen, dass für das sprachgefühl der meist adnominal gebrauchte gen. eine engere verbindung mit dem benachbarten nomen hat als jeder andere casus, und nomen und genitiv werden leichter als zu einer einheit verschmolzen empfunden, während nomen und dativ eher als zwei getrennte selbständige satzteile erscheinen. Wir haben nun oben gesehen, dass im got. eine abneigung gegen inhaltsreiche composita besteht und dafür lieber zwei worte gebraucht werden. Dem ganz analog dürfte es sein, wenn Ulfilas nicht eine als einheit gefühlte wortfügung, sondern zwei als getrennt empfundene satzteile gebraucht. Wo sich im got. der genitiv poss. findet, ist die vorlage nachgeahmt worden, mit den ganz wenigen — nur scheinbaren — ausnahmen, die griech. *ἐκ* c. gen. entsprechen.

Der an stelle eines früheren instrumentalis getretene dativ steht mehrfach für einen griech. accusativ. So s. 107 fg. bei *andwasjan* (*ἐκδύειν*), *gahamon* (*ἐνδύειν*), *bugjan* (*πωλεῖσθαι*), *usbugjan* (*ἀγοράζεσθαι*); s. 113 sind mehrere beispiele angeführt, wo der instrum. einem griech. acc. relationis entspricht; so *gasleiþeiþ sik saiwalai seinai* (*ζημιωθῇ τὴν ψυχὴν αὐτοῦ*). Weniger der dativ in seiner ursprünglichen bedeutung, sondern der erbe des instrum. ist es, der hier an stelle des griech. acc. getreten ist.

Vom genitiv ist vor allem der ausgedehnte partitive gebrauch im got. zu erwähnen; vgl. s. 124 *ainshun praufete* (*οὐδεὶς προφήτης*), *ainhun waurde ubilaize* (*πᾶς λόγος σαπρός*). Wir finden den gen. part. bei substantiven, bei den zahlwörtern *ains* und *twai* und den mit *tigjus*, *tehund*, *hund*, *þusundi* zusammengesetzten, bei den pronomina *sa*, *ƕas*, *saei*, *ƕarjis*, *ƕaþar*, bei *anþar*, *filu*, *manags* u. ä., dann aber auch selbständiger bei verben. Wir sehen auch hier widerum die regel bestätigt, dass das got. den einzelnen wörtern eine grössere selbständigkeit verleiht als das griech. Zur verdeutlichung vgl. man das nhd. *mehrere männer* mit der wortfügung *mehrere unter den männern*, und man sieht leicht, wie hier zwei begriffe ziemlich gesondert widergegeben, dort jedoch zu einer gewissen einheit verschmolzen sind. Ähnliches sehen wir bei dem sog. genitiv „van kenmerk" (der kennzeichnung); auch dieser steht da, wo im griech. ein einziges wort oder ein adjectivisches attribut steht. Vgl. s. 151 fgg. *afstassais bokos* (*ἀποστάσιον*), *aiwa dage* (*εἰς τὸν αἰῶνα*), *all boko gudiskaizos ahmahteinais* (*πᾶσα γραφὴ θεόπνευστος*). Auch beim gen. objectivus findet sich die gleiche erscheinung: s. 180 fgg. *du suniwe gadedai* (*εἰς υἱοθεσίαν*), *witodis garaideins* (*ἡ νομοθεσία*).

Ob ein gen. in instrumentaler bedeutung im got. selbständig vorkommt, ist aus den vom verf. gegebenen beispielen nicht klar zu erkennen. Was hier angeführt wird, ist als temporaler genitiv zu betrachten (*dage managaize* — *ἐν ἡμέραις πολλαῖς*); dazu kommen noch adverbia genitivischen ursprungs. Ob hier ein dem got. eigentümlicher gebrauch vorliegt oder nachahmung des griech., muss dahin gestellt bleiben. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, dass der gen. im sinne des ablativs, der durchweg griech. gen. oder ἀπό c. gen. entspricht, unter dem einfluss der vorlage gebraucht worden ist. Der s. 178 als gen. „van doel" (des zieles) bezeichnete gen. nach den verben sich erinnern, bitten, bitten, begehren u. a., der vielfach griech. accus. entspricht, muss wol als gen. part. aufgefasst werden.

Wir haben hier versucht, aus der menge des vom verf. gesammelten stoffes, soweit es bei der nicht gerade sehr übersichtlichen anordnung möglich war, die spracherscheinungen herauszuheben, die zweifellos gotische eigentümlichkeiten sind. Es war nicht immer möglich, die gründe zu erkennen, die den übersetzer zu einer abweichung von der vorlage bestimmt haben. Eine häufig widerkehrende erscheinung fanden wir jedoch hierbei, die wir darauf zurückführen können, dass im griech. mehrere begriffe leichter zu éinem gesamtbegriff verschmolzen werden, während im got. sich eine ziemlich weitgehende individualisierung der begriffe findet. Für die fortsetzung seiner trotz aller mängel verdienstlichen arbeit mag dem verf. geraten werden, sein augenmerk vor allem auf diejenigen fälle zu richten, in denen Ulfilas von seiner vorlage abweicht.

MAINZ. HANS REIS.

Meyer, Wilhelm aus Speyer, Der gelegenheitsdichter Venantius Fortunatus. Berlin 1901 (= Abhandlungen der kgl. gesellschaft der wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. klasse n. f. bd. IV nr. 5). 140 s. 4. 9 m.

In der geschichte der deutschen lyrik hat schon Burdach diesem „ältesten mittelalterlichen dichter Frankreichs" seinen posten angewiesen. Verfolgen wir z. b. die entwicklung der motive unserer naturschilderungen, so gibt sich alsbald zu erkennen, dass von Venantius Fortunatus eine ziemlich directe bahn zu den Carmina Burana hinführt. Wir sind daher W. Meyer für die scharfsinnige erörterung zahlreicher um den autor und um seine werke sich drehender fragen zu aufrichtigem dank verpflichtet; denn „das studium des Fortunat liegt sehr im argen" (s. 4). Der verf. handelt über Fortunats leben im Frankenreich (s. 5fgg.), herausgabe der schriften (s. 23 fgg. 69), dichterische gattungen (s. 30fgg.)[1], bemerkungen zu den einzelnen gedichten (s. 73fgg. beachte: leben der Radegunde s. 90fgg., Panegyricus auf Chilperich s. 113fgg., alliteration s. 138).

Was wir nach einer so ausgezeichneten voruntersuchung brauchen, ist eine darstellung der stilmittel; denn dies problem hat W. Meyer nur gelegentlich gestreift.

1) „Man hat noch keinen dichter nachweisen können, dessen schatz an worten und wendungen Fortunat besonders benützt hätte . . . er schildert nur, was wirklich um ihn ist und das mit gedanken, welche den menschen seines gleichen nahe liegen" seite 31.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Alfred Schaer, Die altdeutschen fechter und spielleute. Ein beitrag zur deutschen culturgeschichte. Dissertation. Strassburg, Trübner 1901. 207 s. 5 m.

Die inhaltlich ziemlich reichhaltige, in der darstellung etwas schwerfällige arbeit, zu der der verf. durch eine preisfrage der philosophischen fakultät Strassburg angeregt worden ist, steckt sich nicht das ziel, die geschichtliche gesamtentwicklung der verhältnisse der fechter und spielleute zu schildern, sie soll vielmehr hauptsächlich die auffallende gleichartigkeit und den parallelismus in der historischen entwicklung dieser beiden niedern volksklassen darlegen; sie fasst daher vielfach im einzelnen bekannte ergebnisse früherer untersuchungen unter diesem gesichtspunkte zusammen. Der verf., der sich in seiner abhandlung vorläufig auf die deutschen verhältnisse beschränkt, der aber eine allgemeine geschichte der fahrenden leute für später in aussicht stellt, gliedert seinen stoff in drei capitel: 1. Die kämpen und fechter. 2. Die spielleute und das fahrende volk. 3. Der zwischen den fechtern und kämpen einerseits und den spielleuten andererseits bestehende, entwicklungsgeschichtliche parallelismus und seine verschiedenen ausdrucksformen im rechtswesen und in socialen verhältnissen, in litteratur und sprache. Ein vierter teil bringt als anhang eine reihe litterarischer belegstücke, die sich ihres umfangs wegen nicht wol in den zusammenhängenden text einfügen liessen.

Das erste capitel, das bei dem mangel einer umfassenden darstellung am ausführlichsten ist, sucht zunächst die anfänge des deutschen kämpen- und fechterwesens festzusellen. Sch. hält es für sehr wahrscheinlich, dass mit den antiken, speciell spätrömischen verhältnissen noch ein näherer zusammenhang bestehe, doch hält er mit einem definitiven urteil über diese frage, deren beurteilung durch das fehlen von zeugnissen aus ältester zeit erschwert wird, noch vorsichtig zurück (s. 140 fg.). Den sichern ausgangspunkt der untersuchung bilden jedesfalls zwei echt germanische erscheinungen: der kämpe, der vor gericht die parteien im zweikampf vertritt und der höfische fechtmeister. Bei besprechung des gerichtlichen zweikampfes äussert Sch. die gewiss richtige ansicht, dass sich bei der weiten verbreitung des kampfurteils schon frühzeitig eine art von berufsfechtern gebildet habe, die sich um lohn zum austrage solcher streitigkeiten anwerben liessen. Es ist schade, dass der verfasser die neuausgabe der RA. nicht benutzen konnte, einige der ältesten und bezeichnendsten belege sind ihm dadurch entgangen: l. Fris. 14, 7 *Licet unicuique pro se campionem mercede conducere;* ein *forensis athleta* wird Saxo gram. s. 384 erwähnt RA. 2, 592; auch Liutpr. 71 wäre hier zu erwähnen: *Si quis alium asto compellaverit de pugna, quod solet fieri per pravas personas* RA. 2, 347. Sehr unsicher erscheint mir die annahme, dass bereits in ahd. zeit verschiedene arten von kämpen unterschieden worden seien, was durch das vorkommen der ausdrücke *fûstkempho, knuttilkempfo* und *swertkempfo* im sprachschatz der glossenlitteratur bewiesen werden soll (s. 29). Die ahd. bezeichnungen sind doch lediglich erklärungen der entspr. lateinischen benennungen *pugilator, gladiator* etc., es ist darum wol methodisch unrichtig, daraus ohne weiteres auf die damals bestehenden deutschen verhältnisse zu schliessen. Für die existenz von 'knüttelkämpen' hätte zwar Sch. auf die Geschichte der kampffechter von Löwen (anhang s. 144 fgg.) hinweisen können; doch dürfen die verhältnisse, wie sie dort vorliegen, nicht ohne weiteres verallgemeinert werden, da die sitte den zweikampf mit kampfstock und schild auszufechten lediglich den salischen Franken eigen gewesen zu sein scheint.

S. 41 fgg. handelt Sch. von den tierkämpfen, worin er am ehesten noch die spuren der römischen gladiatorengebräuche erkennen zu können glaubt. Als frühsten

beleg dafür in Deutschland erwähnt er die stelle aus dem Rolandslied, die meisten beispiele für das auftreten der sog. katzenritter stammen aus dem 15. und 16. jahrh. Einen sichern schluss gestattet das dürftige material kaum. Mir scheint aber doch auch die möglichkeit zu erwägen — und auch das fehlen älterer nachrichten dürfte dafür sprechen —, dass diese wilden tierhetzen der spätern römischen zeit nicht direct etwa durch germanische kriegsgefangene nach Deutschland übertragen worden sind, wie Sch. s. 15 anzunehmen geneigt ist, sondern dass diese art schauspiele sich zunächst in den ehemals römischen ländern weiter gehalten hat, wo auch die eingedrungenen germanischen stämme daran gefallen finden mochten, und dass sie dann von hier aus erst in späterer zeit auch in das eigentliche Deutschland eingedrungen ist. Unsicher scheint es mir ferner, ob Sch. mit recht auch das herumziehen von spielleuten mit tanzbären (davon handelt die s. 43 aus Hinkmar v. Rheims citierte stelle) unter das rechnet, was auf römische gebräuche zurückweist. Für das auftreten solcher bären wäre übrigens als anschaulichste darstellung die stelle aus Ruodlieb V, 84—99 zu erwähnen gewesen.

Der zweite teil dieses capitels beschäftigt sich mit dem fechterwesen der spätern zeit. In übersichtlicher weise werden hier die wichtigsten nachrichten über die ausbildung der fechtergesellschaften, das abhalten der fechtschulen und dergl. zusammengestellt. Den schluss bilden umfangreiche verzeichnisse der den fechterbrüderschaften verliehenen privilegien und confirmationen, der das fechterwesen betreffenden verordnungen und erlasse, und der auf die abhaltung von fechtschulen und dergl. bezüglichen ort- und zeitangaben, endlich listen der älteren fechterbücher und verschiedene beschreibungen von fechtschulen.

Ganz kurz ist das zweite capitel. Bei der umfänglichen litteratur über die spielleute konnte sich der verf. darauf beschränken, nur die wichtigsten resultate kurz zusammen zu fassen. Dabei hat er mit recht hier und später mehrfach darauf hingewiesen, dass unter der grossen masse der spielleute die eigentlichen sänger und musiker zu allen zeiten etwas besser gestellt gewesen sind. Schon zur erklärung dieser tatsache hätte es sich hier bei aller kürze empfohlen, auf den socialen unterschied in der stellung der sänger an den altgermanischen fürstenhöfen und der spätern spielleute hinzuweisen (vgl. Vogt, Leben und dichten der spielleute s. 7fg.). Denn wenn Sch. s. 89, nachdem er eben die verhältnisse des Beowulf berührt hat, die meinung äussert, dass die blütezeit des deutschen rittertums auch für die spielleute den höhepunkt der wertschätzung gebildet habe, so hätte hier zu gunsten dieser altgermanischen sänger eine ausnahme gemacht werden müssen. Dass ihre sociale stellung eine ungleich angesehenere gewesen ist, ergibt sich auch aus gewissen gesetzlichen bestimmungen, die Sch. im dritten capitel erörtert. Er sucht darin darzutun, dass schon in früherer zeit zwischen kämpen und spielleuten, wie später zwischen fecht- und meistersingerschulen, gewisse gegenseitige beziehungen bestanden haben und stützt diese annahme durch rechtliche belege für die gleiche behandlung der beiden. Laut Sachsenspiegel und andern rechtsquellen waren beide rechtlos und wurden mit einer scheinbusse abgefunden. Aber hier wäre es nun von vorteil gewesen, die zeugnisse aus früherer und späterer zeit schärfer auseinander zu halten. Die bestimmung der Lex Angl. et Werin. 5, 20 *Qui harpatorem . . . . . in manum percusserit, componat illum quarta parte maiori compositione quam alteri eiusdem conditionis hominis*, die s. 101 als das gerade gegenteil der sonst [d. h. später] üblichen anschauungen erscheint, wäre dadurch, namentlich als gegensatz zu der dem gleichen zeitalter angehörenden verfügung *Campionem sine compositione occidere liceat*

Lex Fris. 5, 1, in ein viel helleres licht gerückt worden; es wäre deutlicher hervorgetreten, dass die spätere rechtliche gleichstellung der spielleute mit den kämpen, wenigstens in der üblichen weiten ausdehnung des begriffes spielleute, erst eine folge der geschichtlichen entwicklung dieses standes ist.

S. 108 geht der verf. zur untersuchung der litterarischen und sprachlichen zusammenhänge zwischen spielleuten und fechtern über. Er bringt eine grosse menge von belegen dafür bei, dass manche dichtungen gewissermassen im bild eines gerichtlichen zweikampfs oder ritterlichen kampfspiels gehalten sind und andere die sprachlichen ausdrücke der fechtschulen absichtlich verwenden. Auch eine reihe von kunstausdrücken, die von fechtern und meistersingern in entsprechender weise gebraucht werden, gehören zu diesen gegenseitigen übereinstimmungen, die auf einen weitreichenden parallelismus in der historischen entwicklung und endgiltigen gestaltung dieser beiden niedern volksklassen schliessen lassen. Noch eine fülle einzelner punkte werden im verlaufe erwähnt, die dieses schon in der einleitung kurz zusammengefasste ergebnis der untersuchung zu stützen geeignet sind. Besonders dankenswert, wenn auch für das eigentliche resultat nicht von grossem belang, weil manches in ähnlicher weise auch von den zunftmässig organisierten handwerkern gilt, sind die verzeichnisse einzelner gemeinsamer spracherscheinungen, wie der gebrauch gewisser eigennamen, deren deutung freilich hie und da bedenklich ist (*ribald* aus *reginbald* zu ahd. *wrecca* s. 133), die benennung von strassen und plätzen nach ihrem gewerbe, sodann die zahlreichen auf ihre tätigkeit bezüglichen ausdrücke, die eine dauernde bereicherung des sprachschatzes bilden. Ob einzelne derselben, wie z. b. 'einem ein bein stellen' gerade aus der sprache der fechter stammen müssen, wäre wol 'anzufechten' — diese wendung fehlt in dem verzeichnis s. 138 fg. —, doch tut dies der verdienstlichkeit der reichhaltigen sammlungen keinen eintrag.

BASEL. WILH. BRUCKNER.

Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine dichtungen. Versuch einer sammlung aller äusserungen des dichters über seine poetischen werke. Erster teil: Die epischen dichtungen. Erster und zweiter band. Frankfurt a. M., litterarische anstalt. Rütten und Loening 1901/2. XXIII, s. 1—492; II, s. 493—1189. 16 m.

Dass eine zusammenstellung aller selbstzeugnisse Goethes über seine dichtungen einem lebhaften bedürfnisse entsprach, bedarf kaum des beweises: der einzelne forscher wird selten so mit glücksgütern gesegnet sein, dass er die z. t. längst vergriffenen schriften, aus denen sie geschöpft werden müssen, alle selbst erwerben könnte; und wie viele der hier benützten bücher wird er auch auf kleinen universitätsbibliotheken vergebens suchen — ganz zu geschweigen der schulbibliotheken, in denen selbst die Weimarer ausgabe nicht immer zu finden ist. Die anführungen in darstellenden und erklärenden schriften liefern dafür keinen ersatz: sie sind nicht so vollständig, dass sich der benutzer darauf verlassen könnte, und sie sind ausgewählt und angeordnet, um das zu beweisen, was der betr. forscher für das richtige hält. Bei Gräf hören wir im texte Goethe allein reden; das bild, welches wir gewinnen, ist vom herausgeber nur insofern beeinflusst, als die zeitliche bestimmung der undatierten äusserungen seiner forschung verdankt wird — die übrigens nicht nur das tagesdatum, sondern tunlichst auch die tageszeit festzustellen sucht (vgl. z. b. s. 727, 798 fg.)

Mancher wird, wenn er hört, dass dieser band auf fast 1200 seiten nur die selbstzeugnisse Goethes über seine epischen dichtungen enthält, unmutig denken μέγα

βιβλίον, μέγα κακόν und etwa meinen, dass regesten den vollständigen abdruck der äusserungen Goethes hätten ersetzen können. Andere wieder werden es überflüssig finden, dass auch solche notizen aufgenommen sind, die uns nur sagen, dass Goethe sich an jenem tage mit jener dichtung planend, ausführend oder feilend beschäftigt hat. Diesen wird man sagen dürfen, dass für den, der den trieb nicht fühlt, das fertig genossene nun durch seinen werdezustand zurückzuverfolgen, tunlichst bis an den augenblick der konzeption, dies buch nicht geschrieben ist. Aber freilich ars non habet osorem nisi ignorantem: wer etwa, wenn er Hermann und Dorothea mit seinen schülern gelesen hat, sich mit hilfe des hier gesammelten stoffes selbst die entstehungsgeschichte aufbaut, der wird auch solche notizen nicht missen mögen. Regesten aber würden wol dem allgemein gebildeten leser, nicht dem forscher genügt haben.

Andrerseits — der verfasser ist bibliothekar, und diese tätigkeit soll ja für den, der sie ausübt, nicht immer ebenso nützlich sein, wie für andere; auch er ist nicht frei von jenem streben nach vollständigkeit nur um der vollständigkeit willen. Wenn etwa Goethe am 1. juli 1807 aus Carlsbad an Christianen schreibt: „Ich bin schon fleissig hier gewesen und werde es zunächst noch mehr sein", oder dreizehn monate später ebendaher an dieselbe: „Mit meinem hiesigen aufenthalte bin ich noch sehr zufrieden, ich habe mich viel besser befunden und mehr getan als vor einem jahre", so wissen wir, dass seine arbeit in erster linie den „Wahlverwandtschaften" und den „Wanderjahren" gegolten hat, aber wir würden diese stellen (nr. 1455 und 678 = 1478a) unter den äusserungen Goethes über die genannten beiden werke doch nicht eben vermissen. Sollten sie aber aufgenommen werden. warum fehlt unter den zeugnissen für den „Werther" die stelle aus dem briefe an J. Fahlmer vom 18. Oktober 1773: „Mit meiner autorschaft steht's windig. Gearbeitet hab' ich, aber nichts zustande gebracht" (II, 111. W.)? Sie verdiente dort gewiss ebenso gut ihren platz wie nr. 913 (an Kestner): „Und nun meinen lieben Götz! . . . Ich glaube nicht, dass ich so bald was machen werde, das wie der das publicum findet. Unterdessen arbeit' ich so fort, ob etwa dem strudel der dinge belieben möchte, was gescheidters mit mir anzufangen". Oder wenn das erste zeugnis für den „Meister" aus dem jahre 1788 (nr. 1239) lautet: „Bei meiner lebensart hätte ich sollen wohlfeiler davon kommen, allein meine existenz ist wieder auf eine wahre Wilhelmiade hinausgelaufen", wenn als äusserung über die „Wahlverwandtschaften" nr. 874 geführt wird (Ich hoffe, dass Sie die gegenwart des sorgfältigen architekten beim einsetzen Ihrer unschätzbaren zeichnungen nicht vermissen werden. Das zutrauen, uns so köstliche und mehrjährige arbeiten zu überschicken, hat beim vorzeigen sowohl, als sonst, unsere gewöhnliche sorgfalt noch erhöht), nur weil Goethe dort Boisserées anspielung aufnimmt, so durfte auch das billet aus den theaterakten nicht fehlen, in dem Goethe „Reinecke Fuchs" I 37 citiert (briefe an Voigt 504). Ich nenne noch einige solcher äusserungen, deren zusammenstellung doch auch einem ehrlichen freunde der Goethephilologie den Vischerschen Stoffhuber ins gedächtnis ruft: nr. 633, 636, 638, 639, 641a, 642, 643, 646 — sie stehen auf drei seiten des buches! Den bibliothekar erkenne ich auch in der erklärung der abkürzungen; würde ein anderer die abbreviaturen a. a. o., s., S., vgl. nicht dem scharfsinn des lesers überlassen, würde er bei einer inhaltsübersicht der „Wanderjahre" uns darüber belehrt haben, dass W. Wilhelm bedeutet?

Der umfang des buches erklärt sich aber auch dadurch, dass Gräf dem texte reichliche anmerkungen beigegeben hat. Sie bieten zunächst einzelne erklärungen, bei denen nicht nur auf die mitforscher, sondern auch auf „die weiteren kreise der



litteraturfreunde" (s. VI) gerechnet ist: chorizonten 7, 32, limbus 85, 25, asthenisch 106, 2, obelisken und asterisken 252, 24, latitudinarier 273, 20, demos 429, 13, in, cum et sub 499, 14, die wallfischlaus 988, 1; warum dann nicht kotyledonenartig 938, 5 oder das philtrische halsband 1079, 30? Wenn Riemer die äusserung aufzeichnet (nr. 1562): „Die poesie hat den nachteil vis à vis der bildenden kunst, dass sie nicht εὐσύνοπτον ist" — Gräf mutet seinen lesern die griechischen lettern freilich nicht zu — so wird das fremde wort ja in der anmerkung gedeutet: „eu-sýnoptos (gr.) = gut zu übersehen, leicht zu überblicken", aber der leser wird immer noch über den wunderlichen fremdling den kopf schütteln, wenn ihm nicht gesagt wird, dass der ausdruck aus dem 7. capitel der Aristotelischen poetik stammt, wo eben diese eigenschaft von der tragödie gefordert wird. So wird auch nicht jeder bei nr. 1935: „Auf Ostern kommen Euch die neuen 'Wanderjahre' in die hände, und da möcht' ich immer das alte wort wieder ausrufen: O ihr Athenienser", den bezug auf Ap.-gesch. XVII, 21 fg. erkennen oder wissen, dass Goethe s. 830, 11 fgg. („Ich selbst glaube kaum, dass eine andere einheit als die der fortschreitenden stetigkeit in dem buche zu finden sein wird, doch das mag sich zeigen, und da es eine arbeit so vieler jahre und, wenn nicht ein günstling, doch ein zögling der zeit ist, so bin ich, wenn man kleines und grosses vergleichen darf, hier zugleich Homer und Homeride") auf Herders aufsatz „Homer ein günstling der zeit" (XVIII, 420 s.) anspielt. Das werk Gräfs bedurfte ja überhaupt keiner erläuterungen; aber wenn er solche gab, durften auch diese nicht fehlen. — Zu den erläuterungen kommen ausführliche bibliographische mitteilungen, rechtfertigungen der chronologie und allerhand andere nützliche beigaben, wie die musterhaft klare übersicht über die änderungen in der zweiten fassung des „Werther" und ihre tendenzen (554 fg.), sowie über den inhalt der „Wanderjahre" in den beiden fassungen (904 fgg.), endlich ebenso praktisch angelegte wie sorgfältig ausgeführte register. — Nicht zum wenigsten werden wir auch Gräf dafür dankbar sein, dass er da, wo Goethe auf äusserungen anderer bezug nimmt, diese tunlichst vollständig mitteilt: ich erwähne nur die für den unterschied des französischen und des deutschen geschmacks so interessanten bemerkungen Bitaubés über „Hermann und Dorothea" (s. 167), die feinen aphorismen Abekens über die „Wahlverwandtschaften" (s. 438 fgg.), die tiefgründigen erörterungen Solgers über dasselbe werk (s. 474 fgg.); auch hören wir gerne Kestner über den „Werther" (s. 508 fgg.), Jacobi, Herner, Körner über den „Meister" reden (s. 755 fgg., 852; 757 fgg.; 858 fgg.).

Gräfs werk wird viel benutzt werden, aber wie das bei solchen büchern brauch ist, meist ohne nennung und ohne dank; um so mehr ist ihm — und den verlegern, die an der ausstattung nichts gespart haben — wenigstens ein buchhändlerischer erfolg zu wünschen. Insbesondere sei den schulbibliotheken die sammlung zur anschaffung angelegentlich empfohlen!

FRANKFURT A. M. EWALD BRUHN.

Albert Nolte, Der eingang des Parzival. Ein interpretationsversuch. Marburg, Elwert 1900. III, 66 s. 1,20 m.

Seit Lachmanns bekannter grundlegender abhandlung versucht sich der gelehrte scharfsinn immer aufs neue an den mannigfachen rätseln, welche die einleitung des Parzival dem verständnis aufgibt. Sowol was die einzelinterpretation der worte und wendungen als was die darlegung des gedanklichen zusammenhangs der einzelnen sätze und abschnitte betrifft, gehen die meinungen auseinander und man begreift, wenn man

die schon recht umfänglich gewordene litteratur über den gegenstand mustert, den resignierten skeptizismus Pauls, wenn er (Beitr. 2, 66) sagt, es werde vielleicht niemals gelingen hier vollständige klarheit zu schaffen. Trotzdem aber dürfen wir den mut nicht verlieren, an der lösung dieser probleme zu arbeiten, und jeder versuch, der die sache wirklich fördert und unsre erkenntnis weiterbringt, muss mit dankbarer freude begrüsst werden. Die vorliegende schrift eines schülers von Edward Schröder kann meines erachtens nicht als eine wesentlich fördernde leistung angesehen werden, wenn ihr auch einzelne gute gedanken nicht abgesprochen werden sollen. Gleich die philologische interpretation des eingangsabschnitts (1, 1—14), bei der die erörterungen über den begriff des *zwîvels* zwar das richtige treffen, aber doch im keime nicht neu sind, bedeutet einen entschiedenen rückschritt gegen die älteren erklärungen; nicht minder anfechtbar sind die entwicklungen der gedankengänge, bei denen ein auffallender mangel an kombinationsgabe und an der fähigkeit scharfer logischer formulierung mit einer ermüdenden breite der darstellung hand in hand geht. Ich versuche im folgenden mein ablehnendes urteil eingehend zu begründen und trage zugleich vor, was ich selbst positives zur erklärung der einleitung des Parzival beizubringen habe.

Das einzige wirkliche verdienst, das Noltes arbeit hat, ist die wol endgiltige darlegung des begriffsinhalts des wortes *zwîvel*, zu der ich mich zunächst wende. Zwei verhängnisvolle irrtümer vieler kommentatoren, dass *zwîvel* in der ersten zeile des Parzival eine ähnliche bedeutung wie unser nhd. *zweifel* habe und dass das wort in einem spezifisch religiösen sinne, als „zweifel an gott“ oder ähnlich, gefasst werden müsse, sind nun definitiv erledigt. *Zwîvel* hat an der betreffenden stelle eine zwar uns im nhd. ganz ungeläufige, aber auch sonst bei Wolfram belegte bedeutung, durch die es synonymon von *wanc*, *unstaete*, *untriuwe*, *verzagetheit* und ähnlichen worten ist, und ist ein allgemein sittlicher, kein in erster linie religiöser begriff. Das hat zuerst Wilhelm Müller klar erkannt und im Mhd. wörterb. 3, 960^{b} ausgesprochen; in neuerer zeit ist es besonders von Roediger in seiner besprechung der schrift von Adam (Arch. f. d. stud. d. neueren spr. 90, 412) betont worden. Da jedoch, wie Nolte (s. 24. 30) zutreffend bemerkt, die ausführungen beider gelehrten fast ganz unbeachtet geblieben sind, so war eine genauere erörterung des Wolframschen sprachgebrauchs auf grund des gesammten stellenmaterials, das bereits mit einer einzigen ausnahme San Marte (Parzivalstud. 2, 174) zusammengetragen hatte, durchaus am platze. Nolte mustert (s. 6) eingehend dieses stellenmaterial und stellt es in bedeutungskategorien übersichtlich zusammen, so dass auch der hartnäckigste zweifler überzeugt werden dürfte. Mit seiner an- und einordnung kann man fast durchaus einverstanden sein: nur für die beiden stellen Parz. 712, 28 und 733, 12 will mir die bedeutung „besorgnis, furcht (vor dem verlust der gegenseitigen liebe)“ natürlicher erscheinen, da ich, wie sich nachher zeigen wird, Noltes erklärung von Parz. 1, 10 und 2, 17, die ihn zur einordnung an der von ihm beliebten stelle nötigte, für verfehlt halte. Gezwungen scheint mir ferner, wenn Nolte (s. 11) Tit. 51, 3 und 4 in eine so nahe gedankliche verbindung mit einander setzt; zeile 4 bildet einen satz für sich, der nichts weniger als eine begründung von zeile 3 sein soll. Die Titurelstrophe teilt mit der Nibelungen- und Kudrunstrophe die eigenheit, dass nicht selten der gedankengang mit der dritten zeile erschöpft ist und mit der vierten ein neuer beginnt, der entweder in sich abgeschlossen ist oder sich dann in der folgenden strophe weiterspinnt. So ist es auch im vorliegenden falle: der gedanke, dass die minne überall ist, auf der erde wie im himmel, nur in der hölle nicht, füllt 51, 1—3 aus; dass die minne mit dem *zwîvel* sich nicht verträgt (51, 4), wird dann 52, 1 auf den jungen helden

des romans und seine geliebte angewandt und weitergeführt. Dass aber die minne in der hölle nichts zu suchen hat, ist so selbstverständlich, dass es einer begründung wol nicht bedurfte.

In der einzelinterpretation des ersten abschnitts der dichtung (1, 1—14) muss ich Noltes auffassung an drei stellen mit aller entschiedenheit beanstanden. Was die erste angeht, so teilt er das los, den richtigen sinn nicht erkannt zu haben, mit allen andern erklärern; bei den beiden andern hat er richtige ansichten seiner vorgänger aufgegeben.

1. *Ist zwîvel herzen nâchgebûr, daz muoz der sêle werden sûr* beginnt Wolfram sein gedicht. Seit Lachmann behaupten alle kommentatoren in seltener einhelligkeit, dass diese verse den sinn hätten: „wer im irdischen leben *zwîvel* im herzen trägt, dessen seele wird in der hölle dafür büssen müssen" (Nolte s. 3). Sie würden dann also genau dasselbe bedeuten, was acht zeilen später mit etwas andern worten noch einmal angedeutet wird: *der unstaete geselle .... wirt ouch nâch der vinster var* (1, 10). Warum aber Wolfram in dieser einleitung, deren gedankenfülle nirgends glatt und restlos in der sprachlichen form aufgegangen ist und so rasch weiterdrängt, dass es zuweilen nicht leicht ist, den psychologischen faden festzuhalten, denselben einfachen gedanken, dass der ungetreue in die hölle kommt, so kurz hintereinander zweimal gebracht haben sollte, darauf dürfte schwerlich eine antwort zu finden sein. Der sinn der ersten stelle muss ein andrer sein, wenn wir nicht dem dichter die gedankenlosigkeit zutrauen wollen, dass er sich nicht nur innerhalb der ersten zehn zeilen widerholt, sondern auch den gipfelpunkt seiner ganzen erörterung, auf den sie am ende erst gelangen sollte, vorweggenommen habe. Die wörtliche übersetzung würde, wie Nolte (s. 3) sagt, den obigen sinn „nicht in gleicher schärfe" zum ausdruck bringen; ich glaube vielmehr, dass sie den allein richtigen sinn gibt. Es handelt sich darum, festzustellen, welche bedeutung die wendung *sûr werden* an den andern stellen hat, wo Wolfram sich ihrer bedient; genau die gleiche wird sie voraussichtlich auch hier haben. Schon San Marte hat (Parzivalstud. 2, 207) eine anzahl von stellen zusammengestellt, an denen das wort *sûr* begegnet; doch sind seine begrifflichen distinktionen ungenügend. Ich gebe das vollständige material. *sûr* hat die bedeutung „scharf, herbe, bitter, unangenehm, schmerzlich", eigentlich und bildlich, und steht in verbindung mit folgenden substantiven: *arbeit* Tit. 72, 2; *dôn* Willeh. 41, 22; *helle* Willeh. 219, 13; *komen* Willeh. 440, 27; *lôn* Parz. 463, 9; *mære* Willeh. 64, 18; *nôt* Lieder 9, 23. Parz. 644, 4. 789, 21; *ougenweide* Tit. 23, 2; *pîn* Parz. 819, 4; *smac* Parz. 790, 6; *sterben* Parz. 523, 24. 711, 28; *strît* Willeh. 21, 11; *tac* Parz. 189, 30; *tôt* Parz. 643, 26; *ungemach* Parz. 295, 4; *vlust* Willeh. 168, 7 lm. 457, 10; *wint* Parz. 742, 13; *wunde* Parz. 491, 8; *zins* Parz. 706, 14. Willeh. 76, 8 op. In bezug auf personen steht es Parz. 514, 19. 531, 26. 587, 14; substantiviert *(daz sûre)* Lieder 5, 36. Die wendung *sûr werden* mit dem dativ braucht Wolfram ausser unsrer stelle noch sechsmal: Klinschors charakter *ist maneger diete worden sûr* Parz. 656, 13; *daz dîn jugent sô hôher minne schîn tuot, daz muoz dir werden sûr,* sagt Artus zu Itonje Parz. 712, 6; *Gîburge süeze wart in sûr, den heiden und der kristenheit* Willeh. 12, 30 (leise ironisch und wortspielend); *diu habe wart sînen lîden sûr* ironisch vom Schetis, der keinen besitz als seine waffen hatte Willeh. 244, 30; *ei Willehalm .... daz dir mîn minne ie wart sô sûr*, sagt Giburc Willeh. 310, 21; ähnlich *dâst im vil dicke worden sûr iuwer swester minne* Willeh. 346, 10. Die bedeutung ist in allen angeführten stellen: „etwas *wirt mir sûr*, bringt mich in eine beschwerliche, unangenehme, schmerzliche, kritische lage". Dieselbe bedeutung liegt

nun auch an unsrer stelle vor, die demnach zu übersetzen ist: „ist *zwîvel* des herzens nachbar, dadurch kommt die seele in eine unangenehme, kritische lage“ (insofern nämlich ihr ewiges heil dadurch gefährdet werden kann). Über den gedanklichen zusammenhang dieses satzes mit den darauf folgenden handle ich später; hier mag es zunächst genügen, den einfachen wortsinn festgestellt zu haben. Dieser sagt von der hölle nicht das mindeste: dass die hölle selbst an einer andern stelle *sûr und heiz*, der lohn, den Lucifer und seine genossen dort empfangen, an einer dritten *sûr* genannt wird, hat doch mit dem sinn unsrer stelle nicht im entferntesten etwas zu tun. Wenn Lachmann (Klein. schr. 1, 483) behauptet, schon der verfasser des Jüngeren Titurel, der unsern eingang weitläufig paraphrasiert und der in allen rein sprachlichen fragen eine nicht zu unterschätzende autorität beanspruchen kann (vgl. Nolte s. 43), habe an die höllenqualen gedacht, so übersieht er, dass es dort *Ist zwîvel nâchgebûre dem herzen iht die lenge* (22, 1) heisst, was, wie wir später sehen werden, von bedeutung ist.

2. Was bedeuten die worte *swâ sich parrieret unverzaget mannes muot* (1, 4)? Man sollte meinen, dass für denjenigen, der *zwîvel* als synonymon von *verzagetheit* richtig verstanden hat, keinerlei zweifel darüber bestehen könnte, dass *unverzaget* das gegenteil davon bezeichnen, also den verwandten begriffen *stæte, triuwe* synonym sein muss. Diese auf der hand liegende konsequenz seiner eigenen darlegungen über *zwîvel* lehnt Nolte (s. 20) unbegreiflicherweise ab und will den sinn von *unverzaget mannes muot* wider auf den engen begriff der tapferkeit einschränken, obwol die weitere bedeutung „unablässig strebender sinn“ schon durch Martin (Anz. f. d. altert. 12, 207) und neuerdings durch Singer (Abh. z. germ. philol. s. 361), die antithese gegen *zwîvel* durch Paul (Beitr. 2, 67) festgestellt worden war. Dass Wolfram sehr vielfach *unverzaget* in einem umfassenderen sinne gebraucht, wie er für unsre stelle schon durch den gegensatz notwendig gefordert wird, lehren aufs deutlichste stellen wie Parz. 97, 28. 182, 18. 462, 10. 502, 28. 526, 18. 609, 16. 703, 16. 787, 25. Willeh. 31, 10. 105, 28. 458, 21; ferner beachte man zusammenstellungen wie *werlîche unverzaget* Willeh. 264, 8 und *unverzaget küene* Willeh. 305, 19. Unsre stelle ist daher zu übersetzen: „wo sich damit (nämlich mit dem vorhergenannten *zwîvel*) durchsetzt unablässig strebender mannessinn.“ Zum *sich parrieren* gehören zwei dinge, die natürlich genannt sein müssen, damit man versteht, worum es sich handelt: Nolte hält es (s. 4) für möglich, dass nur eins dieser dinge an unsrer stelle genannt ist, das andre nicht; ein blick auf die gebrauchsweisen von *parrieren*, die Paul (Beitr. 2, 67) besprochen hat, zeigt die unhaltbarkeit dieser ansicht. Was zweifarbig erscheint und deshalb mit der farbe der elster verglichen wird, ist aber natürlich nicht der *unverzaget mannes muot*, der vielmehr die weisse farbe repräsentiert, sondern die seele des menschen, die in zeile 2 genannt war und hier ja noch nicht aus dem gedächtnis entschwunden ist. Die kleine, wirklich sehr kleine inkonzinnität des ausdrucks, die durch die anknüpfung des vergleichssatzes an zeile 4 und 5 hervorgebracht wird, sollte doch bei einem dichter nicht auffallen, der uns viel auffälligere härten der gedankenverbindung in fülle darbietet, durch die sich doch noch nie jemand das verständnis des sinnes hat trüben lassen. Dieser „mangel an logik“ (Paul, Beitr. 2, 68), wenn man es so nennen will, wird von Nolte (s. 19) viel zu schwer genommen: wohin kämen wir bei diesem prinzip überhaupt mit der erklärung unsrer dichter? Sachlich möchte ich zu dem elsterngleichnis noch zweierlei bemerken. Es ist nicht eindringlich genug davor zu warnen, es mit der person des Feirefiz und seiner gefleckten hautfarbe, die Wolfram gleichfalls mit der der elster

vergleicht, in irgend eine innere beziehung zu setzen, wie das noch jüngst recht unglücklich Singer (Abh. z. germ. philol. s. 372) getan hat: im einen falle handelt es sich um ein sittliches symbol, im andern um einen rein äusserlichen vergleich der farben; dass das vergleichsobjekt beidemal die elster ist, ist reiner zufall. Ferner glaube ich nicht, dass das symbolische gleichnis Wolframs eigenem geiste entsprungen ist: zwar führt der index zu Mignes lateinischer Patrologie nur stellen auf, an denen naturhistorische beobachtungen über die elster (sämtlich auf Plinius und Isidor zurückgehend) mitgeteilt werden, ohne dass einer farbensymbolik dabei gedacht wird; doch möchte ich trotzdem den vergleich für traditionell kirchlich halten und glauben, dass er etwa durch einen prediger dem dichter bekannt wurde und ihm im gedächtnis blieb; vielleicht findet sich noch einmal ein lateinischer beleg.

3. Einen entschiedenen rückschritt zeigt endlich Noltes auffassung von *der unstæte geselle* (1, 10), wenn er (s. 5) die seit Wilhelm Müller, Bartsch, Zarncke und Paul ziemlich allgemein angenommene ansicht, nach der *unstæte* hier substantiv ist, gegenüber der Lachmannschen, die es als adjektiv nimmt, aufgibt. Seine gründe zerfallen bei näherem zusehen in nichts. Wenn er das adjektiv „einfacher und natürlicher" findet, so ist das seine subjektive ansicht; wenn ihm das im genetiv vorangestellte substantiv „unerträglich hart" erscheint, so ist eben Wolfram und die gesamte mhd. poesie voll solcher härten. Interessant ist immerhin, worauf Adam (Interpret. s. 6) aufmerksam gemacht hat, dass Lachmann selbst die stelle verschieden aufgefasst hat: während er in seiner bekannten abhandlung von 1835 *unstæte* als adjektiv nimmt, übersetzt er in seinem Königsberger vortrag von 1819 (Anz. f. d. altert. 5, 293) „der unstätigkeit genoss". „Dazu kommt", fährt Nolte in seiner begründung fort, „dass es der grundbedeutung von *geselle* (der des örtlichen beisammenseins) besser entspricht, die *unstæte* als *gesellen* des menschen als umgekehrt den menschen als *gesellen* der *unstæte* zu bezeichnen; in der tat ist bei Wolfram das erstere die regel, das letztere ausnahme"; dann werden elf stellen zitiert für den ersten fall, dem eine einzige für den zweiten gegenübertritt. Man sollte kaum glauben, dass eine so ärmliche und prosaisch-nüchterne betrachtungsweise der von Wolfram so fein und poetisch verwendeten personifikation von seelenzuständen möglich sein könnte nach den feinsinnigen erörterungen, die Bock (Wolframs bilder u. wörter f. freude u. leid s. 18) dieser seite des Wolframschen stils gewidmet hat. Dieser sagt dort (s. 19) von dem kameradschaftsverhältnisse, in das der mensch zu seinen seelenzuständen gesetzt wird: „Dieses verhältnis besteht oder wird aufgehoben zwischen dem affekt und dem menschen, so dass erstens der affekt der *geselle* genannt wird, zweitens der mensch der *geselle* des affektes und drittens affekte und eigenschaften untereinander *gesellen* heissen". Das dann folgende stellenverzeichnis (vgl. auch Ludwig, Der bildl. ausdr. bei Wolfram 1, 31) zeigt, dass Noltes behauptung über regel und ausnahme falsch ist, dass vielmehr die beiden ersten der von Bock aufgestellten kategorien etwa gleich häufig vorkommen, daher also kein kriterium zur beurteilung unsrer stelle zu holen ist; ausserdem gehören fünf der von Nolte angeführten elf stellen zu Bocks dritter kategorie, was hervorgehoben werden muss. Den hauptbeweis für seine ansicht aber findet Nolte in dem verse *valsch gesellecllcher muot* (2, 17), dessen übersetzung bei Paul (Beitr. 2, 71) „falscher einem manne anhaftender sinn" jedoch meines erachtens ebenso zweifellos die einzig richtige ist, als sie Nolte „ganz verfehlt" erscheint; das wird jedem klar sein, der das bei Bock gesammelte stellenmaterial durchdenkt. Es scheint mir recht unnötig, dass Nolte immer (vgl. s. 10. 14. 63) nach einem „verhältnis" sucht, für welches die begriffe

der treue und untreue „gelten" sollen, und solche beziehungen auf bestimmte „verhältnisse" auch da aus den worten des dichters herauszutifteln versucht, wo wie in den versen 1, 10 und 2, 17 eine einfachere auffassung viel näher läge. Selbstverständlich gelten diese begriffe gar nicht nur für einzelne fälle oder gebiete des sittlichen lebens, sondern für das gesamte sittliche verhalten des menschen. Es war ein verhängnisvoller irrtum Lachmanns, die interpretation der beiden verse auf diese bahn gelenkt zu haben, wozu ihn vermutlich die mitbeziehung des *zwîvels* auf das verhältnis des menschen zu gott verführt hat; er hat aber nirgends den von ihm angenommenen sinn beider stellen so gepresst, wie Nolte dies tut. Ich erkläre demgemäss mit Adam (Interpret. s. 6): „nach Wolframs sprachgebrauch kann *unstæte* hier nur substantiv sein"; *der unstæte geselle* ist genau so zu beurteilen wie *der tumpheit* und *der werdekeit genôz* Parz. 142, 13. 296, 20. Ein beweis für diese auffassung ist vielleicht auch noch anderswoher zu entnehmen. San Marte ist den engen beziehungen zwischen Wolframs Willeham und dem Rolandsliede des pfaffen Konrad sorgsam nachgegangen (ich habe darauf in andrem zusammenhange Beitr. 26, 155 hingewiesen und seine beobachtungen um eine wichtige reminiszenz vermehrt): vielleicht hat Wolfram auch bei unsrer stelle eine prägnante situation bei Konrad so deutlich vorgeschwebt, dass er unwillkürlich in eine wendung des älteren, von ihm hochgeschätzten dichters verfallen ist. Bei dem gerichtlichen zweikampf zwischen Binabel, der für seinen oheim, den verräter Genelun, streitet, und Tirrih sagt der letztere mit pathos (306, 15): *dû lebest unlange; der tiuvel hât dich gevangen, er newil dich niht lâzen; mit anderen dînen genôzen ruort er dich zuo der helle; der untriuwen bistû geselle;* ähnlich heisst es nach vollendung des zweikampfes (307, 17): *si heten sich selben verteilet, alle die der untriuwen gesellen wâren* (bei Baumgarten, Stilist. unters. z. Rolandsliede s. 45 fehlen beide stellen). Hier haben wir nicht nur den umstrittenen Wolframschen ausdruck in eindeutiger grammat. fassung, sondern auch den Wolframschen gedanken, dass der ungetreue dem teufel verfällt und in die hölle kommt.

Nach erledigung dieser einzelnen interpretationsschwierigkeiten wende ich mich zu einer genaueren betrachtung des zusammenhängenden gedanklichen inhalts der ersten 14 verse. Ich glaube hierbei am besten zum ziele zu gelangen, wenn ich zunächst eine paraphrasierende übersetzung vorlege, die ich durch eingefügte zwischensätze kurz erläutern werde. Meiner ansicht nach will der anfangsabschnitt des gedichtes folgendes ausführen. „Ist der *zwîvel* des herzens nachbar (tritt er ihm nahe, in dasselbe ein), das muss für die seele gefährlich werden. Befleckt und zugleich geschmückt ist (dann nämlich) derjenige, bei dem sich unablässig strebender mannessinn damit (mit dem *zwîvel*) durchsetzt, (so dass seine seele schwarz und weiss erscheint), wie die farbe (das aussehen) der elster tut. Er kann aber trotzdem noch immer froh sein (braucht die hoffnung nicht zu verlieren): denn beide haben (noch) an ihm anteil, der himmel und die hölle. (Er kann es nun mit einer von beiden parteien halten und bereitet sich demgemäss selbst sein schicksal zu.) Wer (1) sich der *unstæte* in freundschaft gesellt, hält ganz und gar die schwarze farbe fest und färbt sich auch nach der finsternis (wird immer schwärzer)[1]: demgegenüber (2) hält

1) *hât* in vers 11 kann nicht einfach „hat" bedeuten; es steht dem *habet sich an* in vers 13 genau parallel und nur, wenn man ihm den sinn „hält fest" beilegt, entgeht man der notwendigkeit, in vers 12 eine tautologische widerholung von vers 11 zu sehen. Noltes übersetzung des *wirt* durch „wird . . . . nach dem tode" (s. 16) schwebt gänzlich in der luft; denn von dem schicksal der seele im jenseits ist hier direkt gar nicht die rede und am allerwenigsten kann sich etwa vers 11 auf dieses, vers 12 auf jenes leben beziehen.

sich an die weisse der freund von *stæten gedanken*". Von drei menschenklassen, den treuen, untreuen und gemischten (so noch jüngst mit unglücklicher begründung durch die neutralen engel, die doch gar nicht hierher gehören, Singer, Abh. z. germ. philol. s. 360 und Zeitschr. f. d. altert. 44, 321), ist meines erachtens nicht die rede. Wolfram schildert vielmehr die psychologisch-ethischen prozesse, die der eintritt des *zwîvels* in das herz des menschen bedingt. Er befleckt ihn und macht ihn so elsterfarbig, wodurch er halb dem himmel und halb der hölle angehört, also sein ewiges heil aufs spiel gesetzt wird. Von nun an spaltet sich die entwicklung nach zwei entgegengesetzten richtungen, je nachdem der mensch mit dem schwarzen oder dem weissen element sympathisiert und freundschaft schliesst (*geselle* ist bei weitem mehr als *nâchgebûr*: zu letzterem kann man sich auch feindlich verhalten). Im einen falle wird er immer schwärzer und erwirbt sich die verdammnis der hölle, im andern immer weisser und der seligkeit des himmels würdig. So, indem wir uns vorstellen sollen, dass die eine farbe die andere abstechende hälfte allmählich sich assimiliert, haben wir uns das symbolische farbengleichnis auszudenken. So hat es schon der jüngere Titurel verstanden, wenn er (24, 3) sagt: *daz sîn agelstervarwe sich vereine und werde überal der blanken, und obe diu blenke sich aber danne entreine;* dass erst ein kameradschaftliches verhältnis, also eine dauernde verbindung mit dem *zwîvel* zur hölle führt, scheint dort durch den zusatz *die lenge* (22, 1) ausgedrückt zu sein, durch den die sätze des originals 1, 1 und 1, 10 gewissermassen kombiniert werden. Es ist der in der christlichen sittenlehre seit der zeit der apostolischen väter unzählige male begegnende, für die predigt so fruchtbare gedanke der beiden wege des lichts und der finsternis, die der mensch zu beschreiten freie wahl hat, eine nicht streng augustinische, aber populärkirchliche ansicht, die hier im eingang des Parzival und noch einmal im dritten buche in der religiösen unterweisung, die Herzeloide ihrem sohne erteilt, deutlich anklingt (vgl. auch San Marte, Parzivalstud. 2, 43). Mit monumentalen strichen werden, hier wie dort mit hilfe symbolischer bilder, die beiden grossen feindlichen mächte, zwischen die der mensch mitten inne gestellt ist, in ihrem wesen und ihren wirkungen auf sein seelenheil gezeichnet.

Strittiger noch sind die beiden folgenden abschnitte der einleitung (1, 15—2, 4 und 2, 5—22), sowol was die erklärung des einzelnen als was den gedankenzusammenhang angeht. Noltes ausführungen über den letzteren, die er selbst (s. 45) teilweise der willkürlichkeit zeiht, sind ungenügend und lückenhaft; einige zeilen weiss er überhaupt in der von ihm beliebten gedankenentwicklung nicht recht unterzubringen (vgl. s. 44). Ich gehe auf seine und der andern erklärer auffassung dieser entwicklung nicht durchweg genauer, zustimmend oder polemisierend, ein, sondern gebe gleich meine eigene ansicht darüber, was Wolfram eigentlich mit diesen ausführungen hat sagen wollen. „Für die *tumben* fliegt dies gleichnis zu rasch vorüber, als dass sie ihm auf den grund zu kommen und das dahinter liegende symbol zu erkennen vermöchten. Aber es ist seine natur, dass es rasch entschwindet wie ein aufgescheuchter hase. Diese rasche vergänglichkeit teilt es mit dem spiegelbild und dem traum des blinden: beide zeigen uns eine gestalt, aber das bild ist von kurzer dauer, verschwindet wieder und wird bald vergessen. Niemand ist so töricht, mich auf der innenfläche der hand zu raufen, wo ich keine haare habe, d. h. etwas klärlich unmögliches zu versuchen. Genau so unverständig wäre es, auf solche schrecknisse, die doch gar nicht vorhanden sind, mit schmerzensschreien zu reagieren und von dingen dauer zu erwarten, die ihrer natur nach vergänglich sind wie feuer im wasser und tau an der sonne. Es ist aber auch niemand so *wîse*, dass er nicht gern

belehrung darüber annehmen könnte, was meine eingangsbetrachtungen bedeuten und welche sittlichen forderungen sie enthalten. Diese letzteren aber sind positiv und negativ, anmahnenden und warnenden inhalts. Wer sich auf alle diese kontrastierenden möglichkeiten recht versteht, das ist der wahre weise, der stets das richtige trifft. Falscher einem menschen anhaftender sinn (mangelnde fähigkeit die *schanze* richtig zu beurteilen und daraus entspringendes unsittliches oder verkehrtes handeln) dagegen bereitet zur hölle zu und knickt die *werdekeit* wie ein hagelschlag die hohe saat". Im einzelnen möchte ich zu diesen zwei abschnitten noch folgendes bemerken. *Vliegendez bîspel* heisst wol schwerlich, wie Nolte (s. 51) und schon früher Stosch (Zeitschrift 28, 50) wollen, „gleichnis von einem vogel", wenigstens nicht in erster linie: das zeigt schon der jüngere Titurel und die anspielung in Strickers Frauenehre, wenn es wirklich eine ist; ich fasse es mit Grimm (Deutsches wörterb. 3, 1786) als „leicht entschlüpfendes gleichnis" und verweise auf die ähnlichen dort angeführten belege. Die differenz der kommentatoren in bezug auf die bedeutung von *erdenken* (vgl. Nolte s. 37) scheint mir gesucht: das gleichnis verstehen kann doch nur heissen das dahinter liegende symbol erkennen, wie ich in meiner obigen paraphrase bereits gesagt habe, und mit dem symbol selbst ist auch sein sittlicher inhalt gegeben. Spiegelbild und traum als sinnbilder der vergänglichkeit sind biblisch: *hic comparabitur viro consideranti vultum nativitatis suae in speculo: consideravit enim se et abiit et statim oblitus est, qualis fuerit* Jac. 1, 23 (vgl. schon Adam, Interpret. s. 10; noch in Goethes epistel 1, 25, vgl. Hehn im Goethejahrb. 8, 194); *velut somnium avolans non invenietur* Hiob 20, 8 (vgl. noch psalm 72, 20; eccles. 34, 1; Jes. 29, 8). *Zin anderhalp an dem glase gelichet* (die lesart von D *gelîchent* könnte gehalten werden: Graff 2, 118 belegt ahd. *gilîhhinôn* im gleichen sinne wie *lihhôn*) ist sicher nichts als eine umschreibung für „spiegel" (vgl. Nolte s. 43). Zu *des blinden troum* hätte Singer (Abh. z. germ. philol. s. 412) nicht noch einmal Freid. 55, 1 heranzuziehen brauchen, da schon Lachmann (Klein. schr. 1, 490) auf Renner 7900 hingewiesen hatte: beide stellen sind identisch. Für das in seiner grundbedeutung noch immer nicht recht aufgeklärte *roum* findet sich ein alter, bisher unbeachtet gebliebener beleg in der mit vielen deutschen worten durchsetzten physik der heiligen Hildegard, äbtissin von Rupertsberg: *de raum, qui desuper natat, unguentum fac* heisst es dort mehrfach bei rezepten zu medikamenten, deren bestandteile zunächst in wasser gekocht werden (Patrol. lat. 197, 1301 a. 1302 c. 1303 b). *Dax glîchet mîner witze iedoch* fasse ich trotz Martins einspruch (Anz. f. d. altert. 25, 362) mit Roediger (Arch. f. d. stud. d. neueren spr. 90, 413) ironisch; auch hier ist Singer (Abh. z. germ. philol. s. 412) mit seiner bemerkung zu spät gekommen (ebenso hat 21, 17 schon Adam zu 2, 11 verglichen). Noltes angriffe auf Sievers' erklärung von 2, 6 (s. 38) sind meines erachtens bedeutungslos: wenn er sich den artikel von Sievers noch einmal genauer ansieht, wird er das selbst zugeben; im übrigen verweise ich für diesen und die beiden folgenden verse auf die gute darlegung Adams (Interpret. s. 14). Dass ich in der auffassung von 2, 17 weit von Nolte (s. 41) abweichen muss, zeigen meine früheren erörterungen. Zum schlussgleichnis des dritten abschnitts, dessen verständnis durch die von Sievers beigebrachte lateinische fabel gefördert, wenn auch noch nicht vollkommen aufgehellt worden ist, kann ich nichts irgendwie gesichertes beibringen.

Bis 2, 22 geht der eigentlich schwer verständliche teil der einleitung; die nun folgenden abschnitte bis 4, 26, die Nolte noch in seine analytische betrachtung einbezieht, bieten im allgemeinen der erklärung nur geringe schwierigkeiten und ich kann mich daher auf die erörterung zweier einzelheiten hier beschränken. *Under-*

bint (2, 23) soll nach Nolte (s. 53) „einlage, die zwei teile des gedichtes trennt" bedeuten. Dass das wort bei dem verfasser der Minneburg etwas wie „exkurs" bedeutet, beweist für Wolfram nicht das mindeste, namentlich wenn die ganz gebräuchliche bedeutung „unterschied" an der betreffenden stelle einen genügenden sinn gibt. Und das ist der fall: schon Lachmann hat ganz richtig die *maneger slahte underbint* mit den früher aufgezählten kontrastierenden positiven und negativen lehren identifiziert, die dort *schanze* genannt werden. Ich begreife weder, warum diese deutung „ziemlich willkürlich", noch, warum sie „unbefriedigend" sein soll; es liegt meines erachtens gar kein grund vor, nach einer andern erklärung zu suchen, und es ist auch bis auf Nolte niemandem eingefallen. Auch *underslac* Parz. 534, 5 kann ich nicht im sinne von „exkurs" gelten lassen, sondern nur als „trennende wand, trennungsmittel" verstehen: Wolfram meint, seine weisen betrachtungen über minneschmerzen könnten Gawan seinem unglück leider nicht entziehen, so gern er dies auch wolle; seine worte liessen sich als trennungsmittel nicht mit erfolg anwenden. Endlich noch ein wort über *al die âventiure sîn* (3, 18): Lachmann übersetzt „alles, was einem zugekommen ist, all sein vermögen und glück", Adam (Interpret. s. 20) „all sein in edelsteinen deponiertes gut", beide beziehen also das *sîn* auf den besitzer des edelsteins; das richtige gibt San Marte (Parzivalstud. 3, 166), wenn er übersetzt „mit all seiner herrlichkeit" und das *sîn* auf den rubin selbst bezieht.

Was endlich Noltes annahme einer späteren einfügung der abschnitte 1, 15 bis 4, 8 betrifft, die Wolfram erst vorgenommen habe, nachdem schon ein gewisser teil seines werkes dem publikum bekannt geworden und dessen kritik ihm zu ohren gekommen sei (s. 49. 52. 61), so ist sie für mich gänzlich undiskutierbar. Ihre begründung durch das dogma der dreissigerabschnitte (s. 57; mit Zarnckes bekanntem und wichtigem aufsatz über Lachmanns zahlenmystik setzt sich der verfasser nicht auseinander; er zitiert nur Hagens doch deutlich redende statistik, bekennt sich allerdings von ihr nicht überzeugt) könnte man für eine ironisierung dieser ganzen zahlenspielerei halten. Man höre die „regel", die sich nach Nolte für die abschnitte der ersten drei bücher ergibt: „Die zahlen 30 und 32 herrschen neben einander vor; viel weniger zahlreich, obwol nicht selten, sind absätze von 28 zeilen; andre zahlen dagegen, wie 26, 34 und andre, sind ausnahmen und ganz vereinzelt .... Charakteristisch ist also für die ersten drei bücher, dass nicht eine normalzahl durchgeführt ist, sondern zwei (30, 32), und dass die grösseren und die kleineren abschnitte sich nicht gegenseitig ausgleichen". Wo bleibt da überhaupt noch ein gesetz oder eine regel? Es ist unbegreiflich, wie nach Zarnckes einleuchtenden darlegungen überhaupt noch jemand solche argumente ernstlich ins feld führen kann. Auf die aus dem inhalt gefolgerten erwägungen, die Nolte zur annahme eines *underbints* führen, gehe ich nicht näher ein, da sie mir zu subjektiv sind: der verfasser hört hier das gras wachsen.

Wichtiger ist ein andrer gesichtspunkt, unter dem man die frage einer späteren entstehung, zwar nicht einzelner abschnitte, aber des gesamten eingangs, betrachten kann: ob nicht vielleicht der gesamte, die ersten beiden bücher umfassende Gahmuretroman erst später dem werke vorgeschoben wurde. Diese ansicht ist bekanntlich von Schönbach zuerst ausgesprochen und von Ludwig Grimm zu beweisen versucht worden. Nolte freilich hält sie (s. 61 anm.) für „gänzlich unannehmbar" und glaubt wol gar durch seinen waffengang gegen Grimm (Anz. f. d. altert. 25, 292) ihr schon den garaus gemacht zu haben. So einfach lässt sich aber doch nicht mit einer mechanischen zahlenstatistik, die das ethos der erzählung und alle andren inneren

momente der dichterischen technik und psychologie vernachlässigt, ein litterargeschichtliches problem lösen: ich freue mich bei diesem meinem glauben der willkommenen übereinstimmung mit Schönbach (Gött. gel. anz. 1901, 446). Dass seine hypothese über den Gahmuretroman einer begründung mit umfassenderem und eingehender gewertetem material als dem von Grimm beigebrachten fähig ist, denke ich in allernächster zeit zu zeigen; dann wird auch auf die beurteilung des eingangs zurückzukommen sein.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

Louis P. Betz, La littérature comparée. Essai bibliographique. Introduction par J. Texte. Strasbourg, Trübner 1900. XXIV, 123 s. 4 m.

Die bezeichnung 'Vergleichende litteraturgeschichte' ist keine ganz glückliche, denn sie gibt keine erschöpfende vorstellung von den verschiedenen aufgaben dieser jungen wissenschaft. Es handelt sich bei ihr ja nicht allein um eigentliche vergleichung, nicht nur darum (wie bei der vergleichenden sprachwissenschaft oder mythologie) aus verschiedenen sonderentwicklungen das aus gemeinsamer wurzel entsprossene, übereinstimmende durch wissenschaftliche vergleichung herauszustellen, nicht bloss darum, litterarische ideen, stoffe, formen, werke und ganze geistige strömungen über alle nationalen schranken hinweg in ihrer totalität zu verfolgen und von hier aus die entwicklung grösserer litterarischer gruppen zusammenhängend klarzulegen, sondern die vergleichende litteraturgeschichte bemüht sich auch, hiervon abgesondert, das ganze gebiet litterarischer beeinflussung von nation zu nation im einzelnen in den bereich ihrer betrachtung zu ziehen, sie wird also auch zugleich eine geschichte der vorübergehenden entlehnungen, der nur zeitweiligen beeinflussungen sein. Da nun aber jedes kulturvolk dem andern gegenüber stets einfluss zu üben oder zu leiden vermag, und solche einzelbeeinflussung oder -entlehnung auch stets in der umfassendsten weise stattfindet, so sehen wir die vergleichende litteraturgeschichte ein ganz ausserordentlich umfangreiches gebiet bearbeiten, das mit der fortschreitenden entwicklung sich noch immerwährend erweitert. In seinem 'Essai' hat es nun B. unternommen, dieses ganze gebiet nach dem heutigen stande der forschung bibliographisch durchzumustern. Jos. Texte, professor der vergleichenden litteraturgeschichte an der universität Lyon, hat zu der arbeit B.'s eine einleitung geschrieben. Hierin werden, nicht gerade sonderlich geschickt, die fragen aufgeworfen, ob eine solche bibliographie möglich und ob sie nützlich sei. Durch die zweite frage, an sich überflüssig, will T. nur darauf hinweisen, dass die vergleichende litteraturgeschichte sich lange in nutzlosen ästhetischen erörterungen bewegt habe und erst durch schulung an den anderen im eigentlichen sinne vergleichenden disciplinen zur vollen wissenschaft herangewachsen sei. Ebenso soll die erste frage nur dazu dienen, die vier hauptgesichtspunkte hervorzuheben, die sich nach T. für die vergleichende litteraturgeschichte ergeben, und zwar 1. Questions théoriques et questions généraux. Hierher gehören ihm werke, wie die „Comparative littérature" von H. M. Posnett und die „Prinzipien der litteraturwissenschaft" von A. (!!) Elster etc. 2. La littérature populaire comparée ou le folklore. 3. La littérature moderne comparée ou l'étude comparative des monuments proprement littéraires — also die wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen litteraturen im einzelnen, die geschichte einzelner werke in den anderen litteraturen, wie etwa „Homer in der weltlitteratur", wovon als von seinem lebenswerke Michael Bernays träumte. 4. L'histoire de la littérature générale . . . exposer

l'ensemble le développement simultané de toutes les littératures ou tout du moins, d'un groupe important de littératures. Diese sachliche einteilung ist nun aber in der nachfolgenden bibliographie fast gänzlich verwischt. Für ihren verfasser bittet T. um nachsicht und nennt dessen arbeit „une tentative aussi nouvelle . . que . . téméraire . . un travail ni complète ni définitif“, B. selbst bezeichnet sein c. XIII nur als „esquisse d'un essai bibliographique“. Aber selbst wenn man auch diese einschränkungen berücksichtigt, so ergibt sich doch bei vergleichung der stolzen flagge und der etwas ärmlichen ladung ein bedenkliches missverhältnis. C. I und II enthält Etudes théoriques und Les rapports littéraires généraux de la France, de l'Allemagne, de l'Angleterre, de l'Italie et de l'Espagne, dann folgen die einzelnen länder in ihren besonderen beziehungen zu einander: c. III La France et l'Allemagne, c. IV La France et l'Angleterre, c. V L'Angleterre et l'Allemagne, c. VI L'Italie, c. VII L'Espagne (et le Portugal), c. VIII die nordischen und slavischen litteraturen, in c. X Frankreich, Deutschland und England in ihren litterarischen beziehungen zu „einigen anderen“ ländern, der einfluss der provencalischen poesie c. XI, dann noch ein capitel (XII): L'antiquité grecque et romaine (et l'Orient [!]) dans les littératures modernes und schliesslich c. XIII: L'histoire dans la littérature. Und diese gewaltigen stoffmassen auf zusammen 109 seiten! Die französisch-deutschen beziehungen vom mittelalter bis zum 17. jahrhundert — einschliesslich der ganzen mhd. blütezeit — werden auf etwas über vier seiten abgemacht, Molière in Deutschland hat nur 35, Goethe und die französische litteratur gar nur 74, Molière in England nur 12, Shakespeare in Deutschland nur 177 nummern; das ganze klassische altertum in der deutschen litteratur ist mit 125 titeln erledigt! Und dabei bleibt B. nicht etwa bloss bei dem hauptsächlichsten und wertvollsten stehen: unbedeutende einzelheiten, ja nebensächliches wird aus revuen, illustrierten wochenschriften, monatsschriften, ja sogar aus feuilletons (anzeigen französischer Faustübersetzungen etc.) herbeigeholt, die seiten zu füllen. Es steht in keinem verhältnis zu dem ganzen, wenn dem aufenthalt Heines in Frankreich allein sechs nummern gewidmet werden, mit vorliebe wird P. Lindau citiert, auch eine nummer: Jules Claretie und sein aufenthalt in Deutschland (Frkft. ztg.) findet sich (s. 23). Dagegen ist W. Foerster nur mit einer einzigen nummer erwähnt, die Studien zur litteraturgeschichte von Bernays ebenso wie Fuldas arbeit über die englischen komödianten in Deutschland fehlen, ebenso eine reihe anderer arbeiten, die B. z. b. in den vortrefflichen bibliographien des Euphorion bequem hätte zusammenfinden können. W. Scherer fehlt ganz, ebenso wird Hettners hauptwerk gar nicht, Brandes nur gelegentlich erwähnt. Man sieht klar, der verf. hat wahllos zufällig gerafft, nicht systematisch gearbeitet, und das ganze ist in wirklichkeit kein essai bibliographique, auch keine esquisse, ja nicht einmal eine esquisse d'un essai. Und was vorliegt, befriedigt auch nicht einmal durch seine zuverlässigkeit. Ausserordentlich häufig fehlen die vornamen der verfasser, ebenso wie die erscheinungsorte der werke, selbst bei programmen; die orthographie der verfassernamen lässt zu wünschen übrig [s. 8. 9 Behagel; s. 19 Gotheim; s. 16. 18. 41 Trautwein (nur s. 41 richtig Trauttwein); s. 29 Maximer (Maxeiner s. 27); s. 42 Gisbert Vincke; s. 63 F. Waldberg; s. 94 H. Büchler (Bücheler) etc. — alle namen so auch im register! In dem verzeichnis der benutzten quellen wird citiert s. XVIII: Zeitschrift für deutsches altertum und deutsche litteratur t. I 1857. Der erste band dieser zeitschrift erschien aber bekanntlich 1841, mit dem 13. (1867) begann eine neue folge und erst seit 1876, seit Scherers eintritt, erhielt sie den zusatz „und deutsche litteratur“; ebenso hat der aufsatz von Bartsch über die nachahmung

Folquets von Marseille durch Rudolf von Ems s. 82 angegeben als 'Z. f. d. alt. XI und XVIII 1867. 1874' (Z. f. d. alt. band XI erschien 1859, band XVIII 1875!) ein gänzlich falsches citat. Die s. 27 erwähnte schrift von Maxeiner ist in wirklichkeit nur eine besprechung dieser schrift durch Picquet und der band Romania XXVII, der sie enthält, ist nicht 1888, sondern 1898 erschienen; s. 26: die abhandlung von Brandstätter steht nicht Herrigs archiv 1868, sondern 1869; s. XVIII: der erste band der Z. f. vgl. litt.-gesch. erschien 1887 nicht 1888; die briefe Voltaires an den kurpfälzischen minister Buker stehen nicht Z. f. gesch. des Oberrheins II 1885, sondern n. f. II (41. bd.) 1887 usw. usw.; R. M. Meyers günstigem urteil über die zuverlässigkeit der angaben (Euphor. VII (1900) s. 797) kann ich somit nicht zustimmen. Der Essai wird aber von nutzen werden können, wenn sowol das beizubringende material, als auch die angaben im einzelnen erneuter genauer nachprüfung unterzogen werden.

BONN. K. DRESCHER.

Albert Polzin, Studien zur geschichte des deminutivums im deutschen. [Quellen und forschungen zur sprach- und kulturgeschichte der germanischen völker. Herausgegeben von Alois Brandl, Ernst Martin, Erich Schmidt LXXXVIII.] Strassburg, Karl J. Trübner 1901. 109 s. 3 m.

Die ahd. originallitteratur enthält sehr wenig deminutiva, auch in den besseren übersetzungen sind sie sehr selten. Dagegen bieten die glossen zahlreiche belege, und zwar werden nicht nur wirkliche lateinische deminutiva durch deutsche widergegeben, auch solche, deren deminutiver sinn ganz verblasst ist, sondern sogar wörter, die gar keine deminutiva sind und nur durch ihre endung irgendwie an deminutiva erinnern. Ein glossator bringt es zu stande *cocodrillus* mit *lintwürmelin* zu übersetzen, *infula* wird durch *biscofes hûbelîn, cingulum* durch *darmgurtelîn* widergegeben. Einige dieser durch missverständnis gebildeten deminutiva sind usuell geworden: *kämlin = camelus; fähnlein = vexillum;* (eine sache geht am) *schnürchen = perpendiculum; stündlein* (todesstunde) = *articulus.* Auffällig ist, dass im deutschen gerade solche tiernamen deminutivbildung zeigen, die sie auch im lateinischen haben. Aus diesen tatsachen geht hervor, dass die ursprünglich selten gebrauchten deminutiva nicht ohne starke beeinflussung durch das latein ihr verwendungsgebiet erweitert haben. So weit stimme ich den ausführungen P.'s zu. Aber P. übertreibt, er will möglichst viel auf rechnung des latein setzen. Am liebsten möchte er sogar die form des suffixes *-lîn* aus dem romanischen (ital. *-lino*) herleiten. Das geht nicht. Das ahd. hatte, was auch P. nicht bestreitet, ein deminutives *l-* suffix, dessen genus sich nach dem des grundworts richtete (*scalkilo, niftila*), im lat. wie im romanischen stimmt das deminutiv ebenfalls im genus mit dem grundwort überein, und da soll das ahd. gegen den fremden und gegen den eigenen gebrauch ein entlehntes suffix immer neutral gebraucht haben. Das ist unglaublich. Das *lîn*-suffix muss sich auf deutschem boden entwickelt, es muss *lîn*-deminutiva gegeben haben auch vor dem einfluss des latein. Ebenso *în*-deminutiva. P. meint, dass das *în*-suffix (*sciffîn*) nur aus verlegenheit deminutiv gebraucht wurde, nach analogie der bezeichnungen von tierjungen (*ʒickîn*). Dass die namen von tierjungen zur verwendung des *-in* als deminutivendung geführt haben, ist nicht unwahrscheinlich; aber unwahrscheinlich ist es, dass ein glossator aus blosser verlegenheit etwa *navicula* mit *skiffi* übersetzt hat, weil *ʒicki* die kleine ziege bedeutete. Es muss schon deutsche *in*-deminutiva gegeben haben. Nebenbei bemerkt, warum schleppt

P. *fingiri*, *vingerlin* durch alle seine listen fort? Es soll eine durch *anulus* veranlasste deminutivbildung sein. Aber das wort ist gar kein deminutiv, *fingirî* verhält sich nicht zu *fingar*, wie *skiffî* zu *skif*, es bezeichnet das zum finger gehörige, es muss wider eine ursprüngliche deutsche (bez. germ.) bildung sein.

P. weiss die widersprechendsten erscheinungen für seine these zu verwerten. Hat ein text wenig deminutiva, so zeigt er die alte sprödigkeit des deutschen gegen diese bildung; sind die deminutiva zahlreich, in verschiedener bedeutungsschattierung vertreten, so ist das einfluss des latein: ,die mannigfachen feinen abtönungen und schattierungen, die das deminutivum im lateinischen in jahrhundertelanger, auf gebildeter sprechweise beruhender entwicklung ausgebildet hatte, fielen der deutschen sprache als reife frucht in den schoss.' Zeigt sich aber in modernen dialekten die deminutivbedeutung so abgeschwächt, dass das suffix keine bedeutungsnuance hervorzubringen scheint[1], so weist dies wider auf fremden einfluss, ,der eine unsicherheit und willkür des gebrauchs hinterlassen hat, die einer echt deutschen bildung erspart geblieben wäre'.

Doch das sind übertreibungen, wie sie in einer erstlingsarbeit selten fehlen. Der talentvolle verf. wird sie gewiss in zukunft vermeiden lernen. Freuen wir uns der mannigfachen hübschen einzelbeobachtungen. So wird bemerkt, dass Wulfila *barnilo* und *mawilo* nur in der anrede gebraucht. Im mhd. erscheint das deminutiv gerne neben einer negation[2]. Der minnesang, namentlich der spätere, liebt es, alle körperteile der geliebten frau durch deminutiva zu bezeichnen. — Aufgefallen ist mir, dass P. den starken gebrauch, den Heinrich von Freiberg von deminutiven macht, nicht näher besprochen hat.

1) Eingehender hat P. die anwendung der deminutiva in den mundarten nicht untersucht.

2) Es kennzeichnet aber durchaus nicht ,eine gewisse unfertige unsicherheit des mhd. deminutivums, dass es sich gerne an ein die bedeutungsrichtung weisendes wort anlehnt'. Nicht das deminutiv lehnt sich an, sondern die negation attrahiert ein wort, das ein kleines, unbedeutendes ding bezeichnet. Beispiele von solchen wörtern, die keine deminutiva sind, kennt jeder.

WIEN. M. H. JELLINEK.

Friedens sieg. Ein freudenspiel von **Justus Georg Schottelius.** 1648. Herausgegeben von Friedrich E. Koldewey. [Neudrucke deutscher litteraturwerke des XVI. und XVII. jahrhunderts nr. 175.] Halle a. S., Max Niemeyer 1900. V, 78 s. 0,60 m.

Im jahre 1642 wurde Schottelius' freudenspiel zu Braunschweig im fürstlichen burgsaal aufgeführt, die rollen wurden von den jungen herzögen von Braunschweig, Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht, den zöglingen des dichters, und ihren gespielen dargestellt. Erst 1648 erschien das stück im druck. Zum text des vorliegenden neudrucks möchte ich folgendes bemerken. S. 7 z. 25 ist doch sicher *E. F. Gn.* statt *F. F. Gn.* zu lesen, s. 15, z. 12 (*es hat auch seine Zeiten Der Sprachen*) *grosser* (*Ruhm*) st. *grossen*, s. 18 z. 19 *lobwirdige* st. *lobwidrige*, z. 4 v. u. wahrscheinlich (*mit*) *deinen* (*vernunfftlosen Woltahten*) st. *deiner*, s. 19 z. 2 v. u. *selbst* st. *felbst*, s. 22 z. 12 *Asiatische* st. *Asiasische*, z. 25 *Büchsen* st. *Vüchsen*, s. 23 z. 11 *hundertmahlen* st. *hudertmahlen*, s. 25 z. 13 *flehe* st. *fiehe*, s. 31 z. 6 vielleicht (*Erlöse mich doch nur*) *davon* st. *darin*, s. 47 z. 20 *avisiren* st. *avifiren*, s. 49 z. 21 (*ehe er die*

Probe seiner Tapfrigkeit also) *verrichtet* st. *vernichtet*, s. 64 z. 13 *den* st. *der*. Seltsamerweise hat der herausgeber die seitenanfänge des nichtpaginierten vorstosses zwar immer bezeichnet, aber nur bis zu den fünften blättern gezählt. Natürlich sind bücher in octavformat nur bis zum 5. blatt des bogens signiert, aber in neudrucken bezeichnet man die seitenanfänge, um im original etwas leicht zu finden. Was macht man mit den blossen klammern ohne zahlen? Übrigens fehlt in der einleitung jede bibliographische beschreibung.

WIEN. M. H. JELLINEK.

Die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz. Von dr. **J. Zimmerli.** III. teil: Die sprachgrenze im Wallis. Nebst 17 lauttabellen und 3 karten. Basel und Genf, Georg 1899. 154 s.

Deutsche und Romanen in der Schweiz. Von **H. Morf.** Zürich, Fäsi & Beer 1900. 61 s.

Über den stand der mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. Von **Tappolet.** Zürich, Zürcher & Furrer 1901. 40 s.

1. Zimmerli hat seine 1890 begonnene zehnjährige wanderung durch die Schweiz nunmehr vollendet und damit sein wichtiges werk (vgl. Zeitschr. XXV, 266 und XXIX, 283) zum abschluss gebracht. Im vorliegenden dritten teil wird die romanisch-deutsche sprachgrenze im Wallis dargestellt und auf zwei sehr eingehenden karten veranschaulicht. Auch hier geht er von ort zu ort, überall die flurnamen und die namen aus älteren urkunden heranziehend. Diese urkundlichen stellen sind von um so grösserer bedeutung für die sprachgeschichte, als meines wissens ein zusammenhängender text des romanischen Wallis aus dem mittelalter nicht auf uns gekommen ist. Auf diese feststellungen folgen ethnologische erörterungen und betrachtungen über den verlauf der sprachgrenze in der vergangenheit. Unter der überschrift „Zusammenfassung der historischen ergebnisse“ wird sodann ein blick auf das gesamte durchschrittene gebiet geworfen, und dabei der veränderungen gedacht, welche die sprachgrenze im laufe der geschichte erfahren hat, mit besonderer hervorhebung der deutschen ortsnamen auf romanischem gebiet, in soweit sich solche aus urkunden belegen lassen. Die drei letzten abschnitte behandeln die sprachmischung in der französischen Schweiz, den lautstand der deutschen grenzmundarten des Wallis, den lautstand des französischen dieses kantons. Zur eingehenden begründung dieses abschnitts sind 17 doppelseitige lauttafeln angehängt, die ein jedes der ausgewählten lateinischen stammworte durch 13 mundarten verfolgen. Dankenswert ist auch die beigabe einer karte der Schweiz, welche die verteilung ihrer vier sprachen auf grund der volkszählung vom 1. dezember 1888 erkennen lässt.

Zu einzelheiten finde ich nicht viel zu bemerken. S. 61, der französische name von *Leuk* (heute *Leikχ* ausgesprochen) lautet *Loèche*. Er ist offenbar aus dem deutschen namen entstanden, bevor die labialisierung des *eu* aufgegeben wurde. — S. 87, eine etymologie der orte, welche *Göschenen* oder *Geschenen* heissen, hat kürzlich Salvioni in La Lettura 1, 719 (august 1901) aufgestellt: er leitet den namen von it. *cascina* her und das letztere nicht von lat. *caseus*, sondern von lat. *capsina*. S. 107—108, der lateinische name von *Boncourt*, deutsch *Bubendorf*, muss jedenfalls *Bovonis* (nicht *Bononis*) *curia* lauten.

Es ist recht störend, dass Gauchats aufsatz „Le patois de Dompierre“ nicht nach der seitenzählung von Gröbers Zeitschr. XIV, sondern nach der mit 1 beginnenden eines sonderabzugs citiert wird. Sollte (s. 137) die benennung der biene wirklich auf ein vulgärlateinisches **muscitta* zurückgehen und nicht vielmehr aus *musca* + -*itta* neugebildet sein?

2. Die schriften von Morf und Tappolet knüpfen beide an Zimmerli an.

Morf teilt die seine in sieben abschnitte folgenden inhalts: I. Die sprachgrenze und die ursachen ihres wandels im mittelalterlichen leben. II. III. IV. Geschichte der sprachgrenze, besonders auf grund der flurnamen, im anschluss an die drei teile von Zimmerlis werk, dessen beobachtungen nach der historischen seite hier manche ergänzung erfahren. V. VI. VII. Zurückweisung der angriffe deutscher heisssporne, die den charakter des Schweizers verunglimpfen, weil er seine romanischen landsleute nicht als erbfeinde betrachten und behandeln will. Morf empfiehlt auch eine mildere, ruhigere beurteilung der sprachlichen überläufer, die sich der sprache ihrer romanischen nachbarschaft oder umgebung anpassen, und nicht anders beurteilt werden sollten, als die Romanen, die in deutscher nachbarschaft oder deutscher umgebung das gleiche tun. Er sagt u. a. s. 47: „Unser schweizerisches deutschtum ist älter, viel älter als manches nördliche, das sich lärmend gebärdet und uns schulmeistern will. Wir sind nicht nur Germanisierte, sondern wir sind Germanen“.

Morf stellt die geschichtliche entwicklung der sprachgrenze in folgender weise dar. Um das jahr 700 war das ganze Wallis bis zur Furka romanisch. Etwa im 9. jahrhundert wurde Oberwallis von der Furka bis in die gegend von Brig von Deutschen aus dem Haslital in besitz genommen. Wahrscheinlich im 12. jahrhundert wurde das gebiet von Brig abwärts bis zur Lonzamündung (bei Gampel) und das Lötschental germanisiert. An der Lonza lag im wesentlichen die deutsche sprachgrenze vom 13. bis zum ende des 15. jahrhunderts. Im 15. jahrhundert wurde das zu Savoyen gehörige Unterwallis erobert, in Leuk, Siders und Sitten die schon seit dem anfang des 15. jahrhunderts nachweisbare deutsche sprache in diesen orten und in der gegend um Leuk mehr und mehr befestigt. Wenden wir uns nordwärts, so ist die sprachgrenze in der zeit von 600 bis 900 von osten nach westen zurückgewichen. Doch waren um 900 noch Plaffeyen, Murten, Ins, Biel und Bözingen romanisch. Seitdem sind drei erhebliche romanische gebiete deutsch geworden: das obere Gérinetal nebst Plaffeyen; die herrschaft Murten; das westliche Berner seeland mit Ins als centrum. Was der verbreitung des deutschen in diesen gegenden vorschub leisten musste, war der übergang der Westschweiz mit der burgundischen krone an das deutsche kaiserreich (1032), und im 15. jahrhundert die kriege der deutschen eidgenossenschaft gegen Burgund und Savoyen.

3. Haben Zimmerlis und Morfs ausführungen dadurch auch eine allgemeine bedeutung, dass sie die einflüsse erörtern, die ehedem veränderungen der sprachgrenze bewirkt haben oder noch heute bewirken, so liegt der wert von Tappolets schrift auf einem anderen, für das sprachliche leben nicht minder wichtigen gebiete, indem sie die näheren umstände ins auge fasst, unter denen sich der untergang von volksmundarten unter dem drucke einer gebildeten verkehrs- und litteratursprache vollzieht. Die hierbei gemachten beobachtungen lassen sich ohne weiteres auch auf den prozess des untergangs von volkssprachen anwenden; sie eröffnen uns daher einen einblick in die bedingungen, unter denen z. b. das gallische dereinst vor dem

vergleicht, in irgend eine innere beziehung zu setzen, wie das noch jüngst recht unglücklich Singer (Abh. z. germ. philol. s. 372) getan hat: im einen falle handelt es sich um ein sittliches symbol, im andern um einen rein äusserlichen vergleich der farben; dass das vergleichsobjekt beidemal die elster ist, ist reiner zufall. Ferner glaube ich nicht, dass das symbolische gleichnis Wolframs eigenem geiste entsprungen ist: zwar führt der index zu Mignes lateinischer Patrologie nur stellen auf, an denen naturhistorische beobachtungen über die elster (sämtlich auf Plinius und Isidor zurückgehend) mitgeteilt werden, ohne dass einer farbensymbolik dabei gedacht wird; doch möchte ich trotzdem den vergleich für traditionell kirchlich halten und glauben, dass er etwa durch einen prediger dem dichter bekannt wurde und ihm im gedächtnis blieb; vielleicht findet sich noch einmal ein lateinischer beleg.

3. Einen entschiedenen rückschritt zeigt endlich Noltes auffassung von *der unstæte geselle* (1, 10), wenn er (s. 5) die seit Wilhelm Müller, Bartsch, Zarncke und Paul ziemlich allgemein angenommene ansicht, nach der *unstæte* hier substantiv ist, gegenüber der Lachmannschen, die es als adjektiv nimmt, aufgibt. Seine gründe zerfallen bei näherem zusehen in nichts. Wenn er das adjektiv „einfacher und natürlicher" findet, so ist das seine subjektive ansicht; wenn ihm das im genetiv vorangestellte substantiv „unerträglich hart" erscheint, so ist eben Wolfram und die gesamte mhd. poesie voll solcher härten. Interessant ist immerhin, worauf Adam (Interpret. s. 6) aufmerksam gemacht hat, dass Lachmann selbst die stelle verschieden aufgefasst hat: während er in seiner bekannten abhandlung von 1835 *unstæte* als adjektiv nimmt, übersetzt er in seinem Königsberger vortrag von 1819 (Anz. f. d. altert. 5, 293) „der unstätigkeit genoss". „Dazu kommt", fährt Nolte in seiner begründung fort, „dass es der grundbedeutung von *geselle* (der des örtlichen beisammenseins) besser entspricht, die *unstæte* als *gesellen* des menschen als umgekehrt den menschen als *gesellen* der *unstæte* zu bezeichnen; in der tat ist bei Wolfram das erstere die regel, das letztere ausnahme"; dann werden elf stellen zitiert für den ersten fall, dem eine einzige für den zweiten gegenübertritt. Man sollte kaum glauben, dass eine so ärmliche und prosaisch-nüchterne betrachtungsweise der von Wolfram so fein und poetisch verwendeten personifikation von seelenzuständen möglich sein könnte nach den feinsinnigen erörterungen, die Bock (Wolframs bilder u. wörter f. freude u. leid s. 18) dieser seite des Wolframschen stils gewidmet hat. Dieser sagt dort (s. 19) von dem kameradschaftsverhältnisse, in das der mensch zu seinen seelenzuständen gesetzt wird: „Dieses verhältnis besteht oder wird aufgehoben zwischen dem affekt und dem menschen, so dass erstens der affekt der *geselle* genannt wird, zweitens der mensch der *geselle* des affektes und drittens affekte und eigenschaften untereinander *gesellen* heissen". Das dann folgende stellenverzeichnis (vgl. auch Ludwig, Der bildl. ausdr. bei Wolfram 1, 31) zeigt, dass Noltes behauptung über regel und ausnahme falsch ist, dass vielmehr die beiden ersten der von Bock aufgestellten kategorien etwa gleich häufig vorkommen, daher also kein kriterium zur beurteilung unsrer stelle zu holen ist; ausserdem gehören fünf der von Nolte angeführten elf stellen zu Bocks dritter kategorie, was hervorgehoben werden muss. Den hauptbeweis für seine ansicht aber findet Nolte in dem verse *valsch geselleclîcher muot* (2, 17), dessen übersetzung bei Paul (Beitr. 2, 71) „falscher einem manne anhaftender sinn" jedoch meines erachtens ebenso zweifellos die einzig richtige ist, als sie Nolte „ganz verfehlt" erscheint; das wird jedem klar sein, der das bei Bock gesammelte stellenmaterial durchdenkt. Es scheint mir recht unnötig, dass Nolte immer (vgl. s. 10. 14. 63) nach einem „verhältnis" sucht, für welches die begriffe

BEITRÄGE ZUR MITTELHOCHDEUTSCHEN SYNTAX.

I. Vom fehlen des subjectpronomens beim persönlichen zeitwort.

In Wolframs Willehalm 39, 24 heisst es:

> "*Got, sît du verbünnes*
> *Gyburge minne mir,*"
> *sprach er,* "*sô nim den trôst ze dir,*
> *swaz der getouften hie bestê,*
> *daz der dinc vor dir ergê*
> *âne urteillîchen kumber.*
> *des ger ich armer tumber.*

Hier ist zu *nim* aus dem vorhergehenden *mir* das subject *ich* zu entnehmen, eine nicht gewöhnliche und bei Wolfram besonders seltene fügung. Diese stelle veranlasste mich zu einer untersuchung des falls, der von Erdmann in den Grundzügen der deutschen syntax I, 2—5, von Paul in der Mhd. grammatik[3] s. 86, ausführlich von Grimm in der Grammatik IV, 203 fgg. behandelt worden ist. Ich glaube ihre darstellungen in nicht unwichtigen punkten teils ergänzen, teils berichtigen zu können[1].

Es sind zwei fälle zu unterscheiden. Erstens das fehlende subject schwebt dem leser oder hörer vor, indem es an einer anderen, mehr oder weniger nahen stelle des satzgefüges, in gleichem oder verschiedenem casus, vorhanden ist, wie in der erwähnten stelle des Willehalm. Zweitens, das subject fehlt bei gewissen verbalformen und verben ohne solchen einfluss der umgebung. Wir betrachten zuerst den letzten fall.

1) Meine untersuchung erstreckte sich auf das Nibelungenlied, die gedichte Wolframs, Hartmanns, Walthers, Gotfrids Tristan und Bertholds predigten. Das Nibelungenlied citiere ich nach der ausgabe von Bartsch (Leipzig 1875), Wolfram, Walther, den Iwein nach Lachmann, die übrigen gedichte Hartmans nach Bech, Gotfrid nach von der Hagen, Berthold nach Pfeiffer (Wien 1862); einige citate stammen aus dem zweiten, von Strobl 1880 herausgegebenen bande. Die citate sind in der schreibweise der mir vorliegenden ausgaben gegeben; bei denen aus dem Tristan habe ich die dehnungszeichen zugefügt.

Über den **imperativ** habe ich zu dem, was die grammatiken geben, hinzuzufügen, dass *dû* und *ir* in der älteren sprache häufiger als jetzt hinzutreten, bald vor-, bald nachstehend, auch ohne besonderen nachdruck, wie ihn z. b. Nib. 454 der gegensatz erfordert: *habe dû die gebære, diu werc wil ich begân.* So in Ruals gebet Trist. 4841 *dû lâ mir noch sô wol geschehen, daz ich Tristanden müeze sehen.* Bei Berthold I, 572, 32 folgt *sliuz dû* auf mehrere imperative ohne *dû*, bei Wa. 5, 17 *dû sende* auf *bite;* 35, 26 stehen neben einander *wis dû* und *lâ.* Auch Nib. 349 *daz lât ir mich hoeren,* Wa. 11, 30 *hêr keiser, sît ir willekomen* liegt auf dem fürwort kein nachdruck.

Was die adhortative **erste person plur.** des **conjunctivs** betrifft, die in der regel kein *wir* bei sich hat, so verweise ich auf die grammatiken. Unentbehrlich ist *wir* (Grimm s. 207), wenn von der verbalform das auslautende *n* abgeworfen ist, wie in *gê wir* bei Wolfram; das Nibelungenlied hat auch *stê wir* 1780, *lâze wir, gâhe wir* 1607. Bei Walther pflegt *wir* nicht leicht zu fehlen; doch ohne *wir* steht 29, 24 *warten,* vielleicht 77, 36 *nû hellen,* wo Lachmann *hellent* hat.

Das fast adverbial gebrauchte *wæne, wæn* ohne *ich* findet sich häufig im Parzival und im Nibelungenliede, obgleich auch in diesen gedichten *ich wæn* überwiegt. Im Erec, Gregorius und im 1. büchlein Hartmans finden sich wenige beispiele der auslassung des *ich,* bei Walther eins (34, 33), ebenso bei Berthold (II, 263, 15), im Willehalm, in Hartmans andern gedichten, im Tristan keins; Trist. 18561 ist anders zu beurteilen, worüber unten. Ziemlich häufig fehlt *ich* nach *unde* bei Hartman, Gotfrid, Berthold, namentlich bei verben der rede: Iw. 3036 *ez geschach doch ime, und sage iu wie,* 8089; Trist. 3016 *diz heizent si curîe dâ heim in Parmenîe, und wil iu sagen umbe waz;* 16999 redet der dichter in eignem namen *und wil iu sagen umbe waz;* Berth. I, 271, 14 *unde sage dir wâ von;* 432, 2 *unde sage iu;* Trist. 14756 *nû weiz ez aber got selbe wol, wie mîn herze hin ze iu stê, unde wil ein lützel sprechen mê;* Berth. I, 72, 36 *unde spriche noch mêr;* II, 102, 12 *und warne dich;* Trist. 14764 *und gih ez ze gote;* Erec 5821 *wis, herre got, gemant daz aller werlt ist erkant ein wort daz du gesprochen hâst, und bite dich.* Auch im Nibelungenliede einmal 385 *und wil iu helden râten.* Selten fehlt *ich* bei anderen verben ohne einfluss der umgebung: Iw. 7500 *unde enweiz ouch niht;* Trist. 18265 *unde weiz;* 18114 *und hân ez ouch benamen für daz.* Von der eigentümlichen kraft des *unde,* das subjectpronomen entbehrlich zu machen, wird unten noch mehrfach die rede sein.



Die zweite person der einzahl entbehrt des *dû* in dem sprichwort *selbe tæte, selbe habe,* z. b. Berth. I, 435, 18. 466, 16. 483, 11 (dafür *selbe tuo, selbe habe* 471, 30), s. Grimm s. 217, Erdmann s. 4, Paul s. 86. Nach Grimm s. 209. 217 kann *dû* leicht fehlen, da die endung *-est* deutlich die person bezeichne. Paul s. 86 anm. 2 meint, in fällen wie *vindest ieman, wes bist im gehaz* stehe *vindest* für *vindeste* = *vindestu, bist* für *biste* = *bistu;* es liege also keine auslassung des pronomens vor; auch nach Erdmann § 4 kann vor folgendem vokal ein angehängtes *dû* verschlungen sein; vgl. formen wie *dazte, wilte, woltste, dazt* Wa. 71, 12. 91, 31 (Weinhold, Mhd. grammatik § 473). Diese annahme wird bei folgendem vokal nicht abzuweisen sein: Parz. 743, 14 *werlicher Parzivâl, sô müezest einen trôst doch haben:* Wolfr. Lieder s. 9, 11 *wilt an triuwe gedenken, sælec wîp, sô gîst ein liebez ende mir;* Iw. 483 *bist übel oder guot;* Trist. 8415 *wellest* (so Bechstein, *wellestu* v. d. Hagen) *aber von bœser diet ungehazzet sîn, so sing ir liet;* Nib. 2023 *künec vile bœse, war umbe rætest ane mich;* vielleicht auch Wa. 59, 37 *wie sol man gewarten dir, Welt, wilt alsô winden dich:* Berth. II, 188, 20 *bist iendert;* ebenso 110, 30. Doch ist Grimms annahme wol vorzuziehen, wenn auf das subjectlose verbum ein consonant folgt, wie bei von der Hagen, Minnesinger I, 25 a *got, wie teilst sô ungelîche;* Hartman, 1. büchl. 198 *nû wizzest daz, herze mîn;* 1216 *nû waz gebiutst mir daz ich tuo.*

Von der dritten person sing. des conjunctivs behauptet Grimm s. 208, sie könne des fürworts leicht entbehren; er führt dafür eine reihe von belegen, meist aus den Minnesingern, an. Ich habe die beispiele aus den Minnesingern sämtlich verglichen und meine, dass überall das fehlende subject aus der umgebung zu entnehmen ist. Sie werden zum teil als meine einzigen citate (MS) aus den Minnesingern, an den betreffenden stellen meiner untersuchung angeführt. Aus dieser dürfte sich auch für die nicht besprochenen die richtigkeit meiner behauptung ergeben.

Dies sind, meine ich, die wenigen fälle, in denen sich das mhd. die auslassung des subjectpronomens so gestattet, dass dasselbe sich nicht aus der umgebung entnehmen lässt.

Sehr ausgedehnt und dem heutigen sprachgebrauch vielfach fremd ist die auslassung des subjectpronomens im satzgefüge, mag dies nun aus coordinierten sätzen oder aus haupt- und nebensatz bestehen; das subject kann in dem einen teile fehlen, wenn es in irgend welcher gestalt im andern enthalten ist und so dem bewusstsein des lesers oder hörers vorschwebt. Hiervon handeln Grimm s. 215 fgg., Erdmann s. 5,



aber ohne den gegenstand zu erschöpfen und nicht ohne irrtum. Es scheint mir nicht unwichtig, die grammatischen verhältnisse, unter denen die auslassung stattfindet, genau zu unterscheiden; dabei werden sich mancherlei verschiedenheiten im sprachgebrauche der alten herausstellen. Im allgemeinen bemerke ich: der conjunctiv kann des fürworts leichter entbehren als der indicativ; die conjunction *unde* spielt dabei eine grosse rolle; das Nibelungenlied und Wolfram sind der auslassung viel weniger geneigt, als Walther, Hartman, Gotfrid und Berthold.

Wir betrachten zuerst den fall, dass coordinierte sätze gleiches subject haben, das in dem einen teile fehlt, wie Pz. 180, 9 *genuoge hânt des einen site und sprechent.* Bei Berthold tritt dabei oft wechsel des numerus ein, obgleich das subject im grunde dasselbe bleibt; das von einem einzelnen gesagte wird auf die gattung übertragen oder umgekehrt, und die sprache schmiegt sich der wechselnden gestalt des gedankens an. So z. b. I, 193, 24 *unde wirt daz kint den vater verfluochende — unde sprechent alsô;* 478, 26 *ez* (den fisch) *vriuset unde sint ze allen zîten in dem wâge unde ist nacket;* II, 149, 1 *daz trîbent sie fünf oder zehen jâr und alle die wîle und sie einem menschen gelîch ist;* II, 217, 18 wird von *bœsen râtgeben* gehandelt; dann heisst es *wan er râtet einen rât dâ manec sünde von kumet, und dar umbe sint sie der verfluochten.* Auch wechsel der person kann eintreten: I, 459, 13 *ir loufet dâ gein sant Jâcobe unde verkoufet dâ heime —. Unde mestet sich, daz er vil veizter kumet danne er ûz fuor.* 513, 21 war von sündern in der 3. plur. die rede; dann wendet sich der prediger an einen einzelnen: *unde læst ez hin slîfen;* ebenso 33, 18. Weniger auffallend ist, wenn auf *man* das verbum ohne pronomen in der 3. plur. folgt, wie Pz. 804, 30 *man leit si nâhe zuo zim dar — unde sluogen zuo daz grap;* vgl. Berth. II, 230, 18 *dar umbe vliehe sie alliu werlt und schaffen noch reden mit in niht*[1].

Nicht immer ist es die conjunction *unde,* die den subjectlosen satz mit dem das subject enthaltenden verbindet. *Sô:* Iw. 2854 *swer ez* (das haus) *ze rehte haben wil, der muoz diu dicker heime sîn; sô*

1) Solcher wechsel in numerus und person kann natürlich auch so geschehen, dass das neue subject ausgedrückt wird. Der teufel erscheint bei Berthold bald im singular, bald im plural: II, 56, 6 *sô kêret er sînen vlîz dar an wie sie uns die sünde gerâten*, vgl. II, 138, 37. 255, 10 *ir frouwen, handelt iuwer wirte wol, wan dû maht dînen guoten wirt in kurzer wîle alsô handeln daz —;* II, 70, 6 *ir müezet iemer gelten und dem wider geben, dem dû ez gestoln oder geroubet hâst.* Wechsel der person: II, 148, 31 *dû bist der schedelichste sünder, wan er nimt gote eteliches tages hundert sêle;* II, 28, 7 *gebe man dir drizec pfunt —, er hæte dir ze rehte niht gelônet.*

tuo ouch underwilen schin, ob er noch riters muot habe, Trist. 12255 *wir sæjen alle valscheit, sô sniden laster unde leit.* Häufiger mit *nû,* z. b. Pz. 814, 10 *durch zuht sold ich minne heln, nune mag irz herze niht versteln;* Wa. 12, 33 *si lêrten uns bî kurzen tagen, daz wellents uns nû widersagen. nû tuonz — und sagen — volrecken;* Berth. I, 216, 2 *dû solt — nû bist doch ein man;* MS. I, 177 b *daz ist unwendic, nû sî alsô;* I, 96 a *daz ist der lieben gar ein spil und giht si welle lônen mir — nû lâze eht sin.* Die sätze sind durch *wan* verbunden: Wa. 20, 29 *dern habe ouch hie noch dort niht lônes mêre, wan* (sondern) *sî eht guotes hie gewert;* Berth. I, 276, 32 *dû solt nieman heizen tœten, wan* (denn) *den hætest ouch ertœtet.* Auch ein demonstrativ kann die sätze verbinden: Parz. 143, 28 *si suln ein ander gampel nemen, des lâzen sich durch zuht gezemen;* Wa. 45, 12 *sô lobte ich die ze lobenne wæren; des enhaben deheinen muot.*

Nicht eben häufig stehen die sätze ohne conjunction neben einander, z. b. Iw. 3950 *des wart in unmuote der lewe, wânde er wære tôt;* Trist. 11310 *gebietet im daz er var wâfenen sich; bereite sich, als tuon ouch ich;* Wa. 99, 36 *siht si mich in ir gedanken an, sô vergiltet si mir mîne wol. mînen willen gelte mir, sende mir ir guoten willen, mînen, den habe iemer ir;* MS. I, 178 a *si gelônet mir mit lihten dingen wol; geloube eht mir swenne ich klage.* Besonders auffallend ist Trist. 18001: *ez ist niht ein biderbe wîp diu ir êre durch ir lîp, ir lîp durch ir êre lât, sô guote state si des hât, daz si si beide behabe;* nun folgt eine lange reihe von conjunctiven *engê, behalte, bevelhe unde lâze, besetze, ziere.* Mit wechsel der person heisst es Wolfr., Wh. 150, 21 *wâ nu die von mir sint erborn? ditz laster habt mit mir erkorn*[1].

Das gemeinsame subject kann natürlich auch in einem dem subjectlosen satze vorangehenden satzgefüge enthalten sein, und nicht nur in dem letzten teile, der dem subjectlosen satze zunächst steht, sondern auch in einem früheren. Das erstere ist z. b. der fall MS. I, 177 a: *ich weiz wol daz sis niht entuot. nû tuo ez durch den willen mîn;* Wa. 88, 28 *lâ die rede sin, daz dû mir iht sô sêre beswærest mînen muot. war gâhest alsô balde;* Nib. 655 *tuo ir swaz du wellest, und*

1) Schwerlich gehört hierher Pz. 683, 19: *ein pfelle gap kostlichen prîs, geworht in Ecidemonîs, beidiu breit unde lanc, hôhe ob im durch schate swanc;* ich glaube, mit Bartsch, dass hier in *gap kostlichen prîs* die altertümliche form des relativsatzes ohne pronomen vorliegt, von der Erdmann s. 50. 51 handelt, und die bei den dichtern jener zeit nicht selten vorkommt.



næmest ir den lîp, daz solde ich wol verkiesen. Das gemeinsame subject ist in einem früheren satzteile enthalten z. b. MS. I, 181 b *daz si mich als unwerden habe als si mir vor gebâret, daz geloube ich niemer. nû lâz ein teil ir zornes abe;* Iw. 4372 *dô er zuo dem hûse kêrte, dô wart diu brücke nider lân, unde sach.*

Ein selbständiger hauptsatz kann den subjectlosen satz von dem das subject enthaltenden trennen, so z. b. Wa. 36, 8 *si behielten durch sîn êre; daz was guot; nû geben durch sîn êre;* Trist. 18559 *mîn leit ist doch gemeine, ine trag' ez niht al eine, ez ist sîn als vil sô mîn, und wæn', ez ist noch mêre sîn;* Berth. I, 359, 11 *jâ tuost dû des selben niht; nû bin ich dîn ebenkristenmensche, unde hâst zwêne guote röcke.* Die trennenden sätze sind nicht selten von beträchtlichem umfange: Wa. 48, 16 *sît diu minnecliche minne alsô verdarp, sô sanc ouch ich ein teil unminnecliche. iemer als ez danne stât, alsô sol man singen. swenne unfuoge nû zergât, sô sing aber von höfschen dingen.* Iw. 4095 folgt auf einen langen, mit *ich weiz* beginnenden satz *unde weiz ez,* ebenso Pz. 406, 9 auf *ich enbiutz iu* (406, 3) *und enweiz doch;* Nib. 758 *ez hât nâch mir gesendet Gunther der friunt mîn, er und sîne mâge, durch eine hôchgezîte; nû kæm ich im vil gerne, wan daz sîn lant sô verre lît; und bittent Kriemhilde daz si mit mir var.* Berth. I, 346, 20 folgt auf einen satz mit dem subject *wir: Nû seht wie maneger hande schade von dem worte wirt unde lîden müezen.*

Unter umständen enthält von zwei coordinierten sätzen der zweite das gemeinsame subject, wie Pz. 165, 13 *sîne wunden wuosch unde bant der wirt.* So können wir noch heute sagen, aber nicht wie Pz. 4, 28: *swâ lît und welhsch gerihte lac,* 'wo welsches recht besteht und bestand'[1]. Ähnliche ungewöhnliche stellung des gemeinsamen begriffs findet sich Iw. 385 *dô ich niene wolde noch belîben ensolde;* Wh. 166, 19 *die wâren und iu verchsippe sint;* 33, 18 *liuten und an orsen beiden.* Besonders oft steht so ein possessivum: Pz. 33, 15 *wie was gebærde und ir wort;* 271, 16 *helm und ir schilde;* Wa. 36, 14 *lîp und sîn guot.*

Bei verbindung von haupt- und nebensatz kann das gemeinsame subject in einem teile fehlen, ein gebrauch, den Erdmann s. 5, wenn ich ihn recht verstehe, dem mhd. irrtümlich abspricht. Bei Berthold, bei dem die auslassung des subjects fast ganz an *unde* gebunden ist, worüber unten noch zu reden sein wird, findet sich solche fügung meines wissens nur einmal: I, 355, 12 *nû gê als ez müge.*

1) Zu dieser bedeutung von *ligen* vgl. Pz. 309, 6 *Artûs, bi dem ein site lac.*

1. Der hauptsatz mit dem gemeinsamen subject geht voran, am häufigsten nach *wænen* und verben des sagens bei fehlendem *daz*, siehe Grimm s. 210; z. b. Pz. 177, 15 *jâ wânde ich ergetzet wære drîer leider mære;* Nib. 2272 *si jâhen wolten tragen Rüedegêren hinnen;* Wa. 62, 38 *ich wæn nie bezzer kleit gesach*, wo Lachmann *wan ich* liest. Im Iwein habe ich diese fügung nicht gefunden, wol aber im Erec 3373. 4536. 4427, auch in Hartmans liedern (13, 6) und im 1. büchlein (105. 472). Auch der Tristan hat sie meines wissens nicht; dagegen lässt Gotfrid, und zwar, so viel ich sehe, er allein, in abhängigen deliberativen fragen öfter das mit dem des hauptsatzes identische subject fehlen: Trist. 4857 *hie zuo neweiz ich waz getuo*, 4851. 15507. Aber 9534 *(wir enwizzen wem getrûwen)* kann *getrûwen* auch infinitiv sein, vgl. 4610 *ich enweste wie gevâhen an*, 8625. 11260. 15547. Über diesen im französischen und englischen üblichen infinitiv habe ich in den grammatiken nichts gefunden. Gotfrid scheint ihn allein zu kennen, oder gehört Nib. 2088 hierher: *sine wessen wem ze klagene ir vil græzlîchen nôt?* Hierher kann man auch das fehlen des subjects *ez* in gewissen nebensätzen rechnen: Nib. 1862 *ich solz in gerne büezen, swie si dunket guot;* Iw. 1715 *daz er vüere swar in dûhte guot;* Nib. 348 *dô was ir gesinde gezieret als im gezam;* 705. Pz. 736, 30. 744, 18. Iw. 7296 *dô tete sî als ir tohte.* Vielleicht Iw. 3533 *mîn geselle was her Gâwein, als mir in mîme troume schein.*

2. Der nebensatz mit dem gemeinsamen subject geht voran[1]; der hauptsatz steht meistens im conjunctiv: Pz. 321, 16 *lougent des hêr Gâwân, des antwurte ûf kampfes slac;* Iw. 2868 *hât er sich êren verzigen und wil sich bî ir verligen und giht des danne, daz erz ir ze liebe tuo, dane geziehe si niemer zuo;* Wa. 70, 37 *sît aber er dâ gerne sî, sô sî ouch dâ;* Berth. II, 178, 22 *swaz sant Pêter habe, daz habe im;* MS. I, 184b *gevâhe si mich an deheiner lüge, sâ sô schüpfe mich zehant;* I, 122a *mac si danne rechen sich, tuo des ich si bite.* Der indicativ im nachfolgenden hauptsatze ist selten: Trist. 10783 *nû Kurvenal ze schiffe kam, sîne rede ze handen nam;* mit zwischensatz Wh. 147, 12 *swaz er den künec ê geschalt, des wart ir zehenstunt dâ mêr, und jach si wære gar ze hêr.*

3. Der übergeordnete satz mit dem gemeinsamen subject steht an zweiter stelle: Erec 3155 *nune kan ich des wægsten niht ersehen (waz sol mir armen geschehen?) wan* (nur so viel sehe ich) *swederz mir kiese, daz ich dar an verliese.*

1) Dieser gebrauch soll nach Grimm s. 213 dem ahd. geläufig, dem mhd. fremd sein; die behauptung ist irrig.

4. Ziemlich häufig sind sätze, in denen der nebensatz mit dem gemeinsamen subject an zweiter stelle steht, z. b. Pz. 436, 19 *dar nâch tuo als siz lêre* (nach des gatten tode tue die witwe, wie sie als geziemend vorschreibt); Erec 7455 *wan sagen swaz si wellen;* Greg. 2410 *nû hel sich wol, des ist im nôt, swer er sî;* Nib. 448 *nû spilen swes si wellen;* Trist. 7235 *nû grîfe wider dâ ichz liez;* Berth. I, 355, 12 *nû gê als ez müge;* 5, 20 *und gehœrest ie etwaz, daz dû vor nie gehœret hâst;* Wa. 80, 5 *geheize minre und grüeze baz, well' er ze rehte umb êre sorgen.* Hier sind auch die nachstehenden relativsätze zu erwähnen, deren subject für den hauptsatz mit gilt: Pz. 20, 1 *sus warp ie der ungerne vlôch;* Wh. 30, 29 *ez enwend der in die herzen siht;* Iw. 4604 *und wizze wol, swer mich jage, daz ich sîn wol erbîte.*

Wir haben soeben fälle betrachtet, wo in coordinierten sätzen oder in haupt- und nebensatz das subject dasselbe war und nur einmal ausgedrückt ward. Sehr oft aber sind die subjecte verschieden, und das im nachfolgenden satze fehlende subject ist in einem vorhergehenden in gestalt eines casus obliquus, possessivs oder adverbs vorhanden. Sind die sätze coordiniert, so verbindet sie fast immer *unde.* Hiervon handeln Grimm s. 216, Erdmann s. 5; bei Paul habe ich diesen gebrauch nicht erwähnt gefunden [1]. Die schriftsteller weichen darin von einander ab: bei Berthold, Gotfrid und besonders bei Hartman sind diese fügungen sehr zahlreich, auch bei Walther nicht ganz selten; im Nibelungenliede finden sich nur wenige und noch weniger bei Wolfram. Ich beschränke mich auf eine kleine anzahl von beispielen aus dem Iwein und Walthers gedichten.

Der erste satz enthält im genitiv das im zweiten fehlende subject: Iw. 4010 *sît mich mîn selbes missetât verlôs und weinen für das lachen kôs;* Wa. 115, 14 *der herze ist ganzer tugende vol und ist sô geschaffen an ir lîbe.*

Dativ: Iw. 4674 *daz im ein ast den helm gevienc und an der gurgelen hienc;* Wa. 61, 30 *daz in diu ougen ûz gefüeren und sich doch einest stiezen in dem tage.*

Accusativ: Iw. 2101 *ez dunket mich guot und gan iu wol;* Wa. 93, 28 *disiu wirtschaft næme mich uz sendem muote und næm iemer von ir schœne niuwe jugent.*

Possessiv: Iw. 4992 *daz was sîn spot unde sprach;* Wa. 100, 22 *mîn wille ist guot und klage diu werc.* Mit wechsel des numerus Berth. II, 159, 34 *ez ist sîn gelehter und loufent dort hin.*

1) Doch; vgl. Paul s. 175 ((Red.).

Adverb: Iw. 6686 *dane mohte niht vor bestân* (vor den kolben der riesen) *und heten grôzen mort getân;* Wa. 103, 19 *dâ lît gelust des herzen an und gît ouch hôhen muot.*

Aus dem Iwein habe ich gegen 40 solcher stellen gesammelt, aus dem Tristan und Berthold etwa je 30, aus Walther 12. Dagegen bietet das Nibelungenlied nur 6: 1243 *mir ist geseit und wilz ouch wol gelouben;* 1684 *ein teil was ez ir leit und dâhte;* Zarncke 74, 3 (anders Lachmann und Bartsch) *daz* (land) *hiez zen Nibelungen und wâren sîne man;* 725 *daz truoc si in ir herze und wart ouch wol verdeit;* 2138 *dô sach ein Hiunen recke Rüedegêren stân mit weinenden ougen, und hetes vil getân;* 1717 *swer nemen welle golt, der gedenke mîner leide, und wil im iemer wesen holt.* Aus Wolframs gedichten kenne ich nur zwei stellen: Pz. 556, 4 *daz dûhte si mîn unheil und bat mich;* Wh. 180, 3 *dô si der marcrâve umbe zôch und sîme zorne kûme enpflôch.* Beide male wird die auslassung dadurch erleichtert, dass das zu ergänzende subject dem accusativ *si* gleich lauten würde.

Es ist weitaus überwiegend, aber doch nicht immer *unde*, das solche sätze verbindet. Berthold hat einigemal *oder:* I, 454, 28 *daz dich der donre slahe oder einen andern unrehten tôt nemest;* 376, 8 *sô ez hungert oder durstet oder genuoc hât.* Einmal *sô:* 133, 2 *dich genüeget niht daz —, sô wilt aber ez füegen.* Walther hat auch *nû:* 64, 25 *daz ir gezimet. nû habe ir daz für guot,* ebenso 30, 14. Einmal ohne conjunction 10, 28 *solt ich den pfaffen râten, sô spræche ir hant — ir zunge sunge — gedæhten daz —.*

Zuweilen steht der subjectlose satz nicht unmittelbar neben dem das subject enthaltenden: Wa. 67, 13 *ich hân lîp unde sêle gewâget tûsentstunt durch dich; nû bin ich alt, und hâst mit mir dîn gampelspil,* vgl. Pz. 468, 5. Hierher gehört Titurel 54, wo das subject zu *nû wende ouch die sîne* aus dem nicht unmittelbar vorhergehenden *dem Anschewîne* zu entnehmen ist. Vgl. noch Berth. I, 434, 13 *swer dran* (an einer gewissen sünde) *funden wirt, des wirt niemer mêr rât, unde hât* (die sünde) *ouch die schalkeit daz sie —;* 530, 13 *swer in sînen gewalt kümt, der ist gar in ungewerlîcher gevencnisse. Unde heizet der ban;* Iw. 6288 *doch wârens unerværet. im wart al umbe genigen, und liezen ir werc ligen;* 5073 fehlt bei *und viel von der swære* das subject *er*, das aus vorangehendem *im* 5069, *in* 5070 zu entnehmen ist; Er. 6528 *ouch verwizzen'z im genuoge under sîniu ougen, die andern retten'z tougen, ez wære tœrlîch getân und möhte'z gerne lâzen hân.*

In einem aus haupt- und nebensatz bestehenden satzgefüge kann das subject in einem teile fehlen, wenn der andere es im casus obliquus

enthält; doch ist diese fügung nicht häufig. Ich kenne folgende beispiele: 1. Der hauptsatz ergibt das subject: Wh. 303, 2 *dem werden nie gezam daz ûz prîse træte;* Pz. 52, 7 *si enpfiengen von im ir lant, als ieslîchen an gezôch;* Erec 9509 *wie möhte diu geselleschaft haben deheiner liebe kraft under man und under wîbe, dâ niwan mit dem lîbe schînent gesellen guot;* Wa. 59, 35 *wie sol man gewarten dir, Welt, wilt alsô winden dich* (oder *wilt* = *wilte?*). Der nebensatz enthält das subject: Pz. 334, 8 *swaz in dâ wart ze teile, daz haben âne mînen haz.* Hierher gehört die stelle des Wh., von der wir ausgiengen: 39, 26 *got, sît dû verbünnes Gyburge minne mir, — sô nim den trôst ze dir.* Ebenso Hartm. 2. büchl. 806 *und sî daz ich ouch ir behage, dar nâch vâhe'z mit mir an;* Trist. 10 760 *swenn' ich in den sende dar, sô rîten her ze hove ze mir;* Wa. 116, 1 *habe ir iemen iht von mir gelogen, sô beschouwe mich baz;* MS. I, 181 b *verliese ab ich ir hulde dâ, sô sî verlorn;* I, 124 b *mîner ougen tougenlîchez sehen, daz ich ze boten an si senden muoz, daz neme dur got von mir für ein vlêhen;* Berth. II, 272, 8 *sô alle liute teil an dir habent, sô solt teil an dir selben haben.* Ganz vereinzelt steht der nebensatz mit dem casus obliquus an zweiter stelle: Wa. 99, 31 *nû hüeten swie si dunke guot.* Hier sind auch die relativsätze zu erwähnen, in denen sich ein casus obliquus auf das fehlende subject des vorangehenden hauptsatzes bezieht: Pz. 103, 21 *dô sprach an dem was tumpheit schîn;* 132, 28 *dô kom von dem ich sprechen wil;* 148, 29 *sus wart für Artûsen brâht an dem got wunsches het erdâht.* Abgesehen von diesen relativsätzen und der stelle aus Wh. enthält der hauptsatz den conjunctiv.

Die sätze stehen auch hier, bei Hartman und Gotfrid, nicht immer unmittelbar neben einander: Iw. 2020 *swâ ich gevolget ir bete, daz enwart mir nie leit, und hât mir ouch nû wâr geseit;* 3279 *sîn salse was diu hungernôt, diuz im briet unde sôt, daz ez ein süeziu speise was, und wol vor hunger genas;* vgl. 2674 fgg.; Greg. 3755 *swie grôz und swie swære mîner sünden last wære, des hât nû got vergezzen, und hân alsus besezzen disen gewalt;* Trist. 1599 *sît daz ir ze trôste uns allen komen sît unde iuch got wider gesendet hât, sô sol es alles werden rât, unde mugen vil harte wol genesen.*

Wir betrachteten bis jetzt solche fälle, wo das fehlende subject in einem anderen satzteile vorhanden und dem leser oder hörer gegenwärtig ist. Nicht ganz selten aber liegt die sache so, dass das fehlende subject zwar aus dem zusammenhange sich ergibt, aber nicht ausdrücklich genannt ist, eine freiheit, deren sich besonders Hartman und Berthold bedienen, während sich bei Wolfram keine belege dafür finden.

Auf einen imperativ (ohne *du, ir*) kann die 2. pers. des indicativs oder conjunctivs ohne fürwort folgen. So folgt Iw. 5120 auf eine reihe von imperativen *und sult im des genâde sagen;* Erec 4447 *enpfâch mich ze man und wizzest;* Wa. 91, 28 *wirp nâch herzeliebe; dâ gewinnest an* (oder *gewinnest = gewinneste?*). Berth. I, 35, 23 *slahez — unde solt;* 74, 33 *nû bringet im nû zwirunt alse vil hin wider als er iu in die secke stiez, unde habet im dâ mite gebüezet;* 183, 38 *Iosuë, var hin unde rich mich;* darauf folgt, mit wechsel des numerus, nach mehreren zwischensätzen 184, 4 *unde sult ûf sie varn.*

Bei Hartman und Gotfrid kommt ferner vor, dass, wenn von mehreren personen die rede war, ein nachfolgendes verbum im plural ohne subjectspronomen sie zusammenfasst: Iw. 6492 *dar vuorte sin bî der hant, und sâzen zuo einander;* 6875 *diu wîste in die rehten wege, und vunden;* Trist. 4334 *vil lieplîche sazt er in ze sich an sîne sîten, unde griffen an ir mære wider;* 9760 *ich wil nâch mîner tohter gân, und komen ouch ie sâ wider, wir zwô;* 18946 *den worten* (unter der bedingung) *daz er in verzêch, unde versigelten ouch daz;* vgl. auch 11925 *unde begunden.*

Die freiheit in der auslassung des subjects geht jedoch weiter; es ist zuweilen nur aus dem zusammenhange zu erschliessen. So folgt Nib. 104 auf das gespräch Hagens mit Gunther über Sîvrit des königs wort *nû sî uns willekomen;* Trist. 9574. 15003 schliesst sich *und seite* an längere directe rede. Auf das gespräch zwischen Iwein und Lunetens anklägern folgt Iw. 5307 *sus sint diu wort hin geleit, und wurden ze strîte gereit.* Im Erec wird erzählt, wie Erec dem aus den händen zweier riesen geretteten ritter befiehlt an Artus' hof zu gehen, dann heisst es 5698 *ditz gelobt er unde schieden sich.* Gawein berichtet von dem durch gegenseitiges erkennen beendeten zweikampfe zwischen ihm und Iwein und fährt fort: 7616 *dô im mîn name wart erkant, dô nanter er sich sâ und rûmte vîentschaft dâ, und gehellen iemer mêr in ein;* das zu *gehellen* zu denkende *wir* ergibt sich aus dem zusammenhang; vgl. über die stelle Grimm s. 216.

Über Berthold insbesondere ist noch zu bemerken, dass, wenn seine rede der des gewöhnlichen lebens ähnlich war, in dieser die auslassung des aus dem zusammenhang sich ergebenden, aber nicht ausdrücklich namhaft gemachten subjects noch häufiger war als bei den dichtern. Einige bezeichnende beispiele aus den predigten mögen hier noch angeführt werden: I, 436, 37 *diu ander sünde heizet ketzerîe. Unde gloubent* (die ketzer) *alle samt unglich;* in einer rede über das verhalten gegen das gesinde heisst es 90, 39 *unde sult in gar genuoc*

z'ezzen geben; die herrschaft ist vorher nicht angeredet; 439, 13 ist von Judas die rede, dessen name aber im vorhergehenden satze nicht subject ist: *daz half allez niht, unde verkoufte ze jungest den prediger umbe drîzec pfenninge;* 146, 25 *sô behieltest dû dîne triuwe, unde* (das halten der treue) *wære den liuten nützelich.* Von Salomos sohne heisst es 152, 10 *dô hete er tumbe râtgeben,* dann folgt eine rede der *râtgeben,* darauf *Unde volgete den tumben râtgeben.* Besonders kühn ist die auslassung 207, 13: *nû balde an starke buoze, oder an den grunt der helle! — Unde wirt danne ze schanden,* nämlich der, der sich der busse nicht unterzieht[1]. Auf eine andere eigentümlichkeit Bertholds ist oben schon hingewiesen: die auslassung des subjects ist bei ihm fast durchweg an *unde* geknüpft; die wenigen stellen, wo der subjectlose satz durch *oder, sô, wan* eingeleitet wird, wurden oben erwähnt. Daher kommt es bei ihm kaum vor, dass das fehlende subject aus dem hauptsatz in den nebensatz oder umgekehrt zu ergänzen ist: die zwei mir bekannten ausnahmen I, 355, 12 *nû gê als ez müge* und II, 272, 8 *sô alle liute teil an dir habent, sô solt teil an dir selben haben* wurden bereits erwähnt.

Es hat sich ergeben, dass im mhd., oder, damit ich nicht zu viel sage, in der sprache der von mir ausgezogenen quellen das fehlen des subjectpronomens ohne einfluss der umgebung auf wenige fälle beschränkt, unter solchem einflusse aber und in mannigfaltigen satzverhältnissen sehr verbreitet ist. Zugleich haben wir gesehen, dass der gebrauch der mhd. dichter und schriftsteller keineswegs in allen dingen übereinstimmt.

1) Vgl. auch was oben über den wechsel in numerus und person in coordinierten sätzen bei Berthold gesagt ist.

ERFURT. E. BERNHARDT.

DAS DOROTHEASPIEL.

Die heilige Dorothea wurde in alter zeit eifrig verehrt und ihr sttag, der 6. februar, gab zu mancherlei gebräuchen veranlassung. ı Deutschböhmen heisst ein sprüchlein: „Sanct Dorothe bringt den eisten schnee“, und ehemals gieng der cantor mit seinen schülern ›n haus zu haus, sang von der hl. Dorothea und erhielt dafür eine ›ldgabe[1], wie das in czechischen gegenden heute noch üblich ist[2]. as Augustinerkloster in Prag besitzt eine vielbesuchte Dorotheakapelle. uch in Wien gab es an diesem tage ehedem festlichkeiten; die Doro-eenkirche und die Dorotheengasse im centrum der stadt erinnern ıran. In Eisenerz wurde die heilige von den bergleuten verehrt; im orotheenstollen wurde vor zeiten der erzklumpen mit dem wunder-ıren bildnisse gefunden, der in der kapelle neben dem Barbarahaus ısgestellt ist. Solche nachweise liessen sich mit geringer mühe auch ıs anderen gegenden bringen, uns kann aber der angedeutete zug ›n nord nach süd hier genügen.

Der bericht über das standhafte bekenntnis unserer heiligen, die ·ausamen martern und ihren glorreichen tod wurde in der zeit, da .e vorliebe für legenden blühte, fleissig abgeschrieben[3]. Viele ab-:hriften gehen auf die sog. Legenda aurea[4], zurück, doch trifft an auch längere, abweichende fassungen, die in dem legenden-erk des Surius[5] und in den Acta sanctorum des Bolandus[6] verwertet erden.

Auch die mittelalterliche dichtung hat sich dieses stoffes bemächtigt ıd ihn in deutsche verse umgeschrieben. Zu den ältesten bis jetzt ›kannten versifikationen der Dorothealegende gehören wol die bruch-ücke aus dem 14. jahrhundert, welche Diemer veröffentlicht hat[7]. Die eisterdichtung ist durch Michael Schrade vertreten, der in 25 strophen

1) v. Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen 1862, s. 44.

2) Sobotka, Feste und bräuche der Slaven. Öst.-ung. monarchie in wort und d. Bd. Böhmen s. 440.

3) Nur gelegentlich sei erwähnt, dass die handschriftenabteilung der stifts-›liothek in Kremsmünster (Oberösterreich) drei solche legenden enthält: cod. 3, 31. , 35 und 84, 8.

4) Legenda Sanctorum (sive legenda Lombardica) Jacobi de Voragine, Add. CCVII.

5) Laur. Surius, De probatis sanctorum historiis. Köln 1570.

6) Acta sanctorum. Febr. tom. I. pag. 771—776.

7) Kleinere beiträge zur älteren deutschen sprache und literatur VI. Wiener z.-ber. XI. s. 43 fgg. — Eine reihe anderer gereimter Dorotheenlegenden weisen z. b. ›gt und Jellinghaus nach in Pauls Grundriss II s. 362 und s. 422.

die legende von St. Dorothea „in der prieffweis“ besingt[1]. Blume hat in jüngster zeit eine anzahl lateinischer lieder de sancta Dorothea zumeist aus dem XV. jahrhundert veröffentlicht[2].

Es ist daher nicht zu verwundern, dass sich auch das geistliche schauspiel einen stoff nicht entgehen liess, der eine reihe von bildern und scenen zur aufführung darbot. Tatsächlich gehört das martyrium der hl. Dorothea neben dem der hl. Katharina zu den ältesten legendarischen stoffen, die dramatisch behandelt worden sind. Über aufführungen haben wir mehrfache berichte. Aufzeichnungen im Bautzener rathause melden folgendes[3]: „Am 8. februar 1413 gab der rector scholae wie alle jahre am sonntag vor Dorothea mit consens des domstiftes und rats mitten auf dem markte eine Comoedie de Passione S. Dorotheae. Als das spiel fast über die hälfte war und der vorwitzige pöbel in grosser menge bey dem seigerthurme, auf dem thum oder markte, auf der gewandladen ziegeldach gestiegen war, so brach es mit den leuten ein, und stürzte ein stück ziegelmauer herunter, dass über 30 personen erschlagen wurden, die man folgendes tags mit grossem weinen und wehklagen begrub. Viele waren sehr beschädigt, viele blieben an händen und füssen lahm.“ Die bemerkung „wie alle jahre am sonntag vor Dorothea“ zeigt, dass diese aufführungen 1413 schon ganz eingebürgert waren. Grosser anziehungskraft scheint sich das Dorotheaspiel auch in manchen teilen Böhmens erfreut zu haben. Gradl[4] weist aus den ausgabebüchern der stadt Eger seit dem jahre 1455 nach, dass fast alljährlich am Dorotheentage die schüler (lehrkinder) in der stadt herumgiengen und von dem rate und wol auch vor den bürgerhäusern unter anleitung des lehrers ihre lieder über die hl. märtyrerin sangen. Vom jahre 1500 an wurde, allerdings in grösseren zwischenräumen, in Eger ein ausführliches schauspiel gegeben. Das stück wurde auf dem rat-

1) In der Heidelberger handschrift cod. 392, die vor 1481 geschrieben wurde. Das inhaltsverzeichnis bei Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer handschrift. Lit.-ver. LXVIII s. 144.

2) C. Blume, Pia dictamina. 6. folge (1899) bringt s. 72 fgg. sieben lieder, und liturgische prosen des m. a. 4. folge (1900) s. 180 zwei lieder (= bd. XXXIII und XXXIV der Analecta hymnica medii aevi von Blume und Dreves).

3) Aus K. v. Weber, Archiv f. d. sächs. geschichte IV. s. 115 fg. Der herausgeber merkt dazu richtig an: „Der sonntag vor Dorothea war nicht der 8., sondern der 5. februar 1413.“ Jedenfalls liegt der unrichtigen angabe nur ein schreibfehler zu grunde. Goedeke, Grundriss ²I. 321 bringt dafür nach Flögel, Geschichte der komischen literatur IV. 290 fg. die zweifellos irrtümliche jahreszahl 1412. — Vgl. Creizenach, Neueres drama 1, 129. 233.

4) H. Gradl, Deutsche volksaufführungen. (Prag 1895) s. 21 und 27.

hause, vielleicht auch in der schule, von den lateinschülern unter mitwirkung von anderen bürgerssöhnen zur darstellung gebracht, zum letztenmale im jahre 1544. Leider hat sich von diesen oder ähnlichen spielen kein text in deutscher sprache erhalten. Ich zweifle aber nicht, dass sie in ihrer einfachsten form solchen in czechischen nachbargegenden ähnlich gewesen sein werden, von denen sich noch spuren auftreiben lassen. So bestand z. b. in der umgegend von Taus in Westböhmen bis in die letzten decennien der brauch, am Dorotheatage vor den häusern ein dramatisches wechselgespräch aufzuführen, dessen wortlaut ich hier in deutscher übersetzung folgen lasse[1].

Chor: Liebe christen!
Das andenken feiern wir hier
Der märtyrerin Christi des herrn,
Ein vorbild der ganzen christenheit.

König: Du grausamer henker,
Tritt vor den kaiserlichen vater:
Gehe hin zu Dorotheen,
Sie soll sich nicht sträuben,
Mich zu ihrem gemahl zu erwählen!
Ich will ihr geben silber, gold und diamanten,
Perlen und kronen zu füssen ihr legen.

Henker: Ach meine liebe Dorothea,
Dein könig Fabricius schickt mich zu dir
Mit einer solch schlimmen kunde,
Die aller welt wunderlich ist:
Du sollst dich nicht sträuben
Als gemahl ihn zu erwählen;
Er will dir geben silber, gold und diamanten
Perlen und kronen zu füssen dir legen.

Dorothea: Die ehrerbietung habe ich bekommen,
Wie sich's gebürt zu sinnen genommen.
Die ehre ist mir so lieb und wert
Als ein gestank im kothe.
Ich brauche den vater
Nicht zum gatten zu nehmen,
Noch auch zu mir zuzulassen.
Ich habe meinen lieben im himmel
Und auf erden meinen herrn nnd vater,
Dem ich leib und seele ergebe
Aus ganzem herzen mein.

1) Die nachricht hierüber, sowie die beifolgende wörtliche übersetzung verdanke ich der liebenswürdigkeit des hochw. priors P. Method Mühlstein in Taus; er hat sich den text von leuten dictieren lassen, die selber noch an solchen aufführungen mitgewirkt haben.

Henker: O ihr henkersknechte
Seid ihr bereit?
Nehmet dieses weib,
Schlagt ihr den kopf herab
Zu dieser zeit!
Chor: O weh, o wehe!
Höret ihr leute eine kleine weile
Von der schönen jungfrau Dorothea:
Königin wollte sie nicht werden,
Lieber bitteren todes sterben.
Henker: Stellet euch zur seite, leute,
Dass ich mit dem schwerte einen hieb euch nicht gebe:
Strecke deinen hals hübsch weit,
Damit ich's meisterhaft abtue!
Chor: Stehe auf, du heilige Dorothea,
Welche geköpft wurde,
Von den heiligen engeln in den himmel getragen!
Dem könig wollte sie nicht gehorchen,
Lieber den bitteren tod erleiden.

Also drei personen mit chor; Dorothea war weiss gekleidet, der henker im roten mantel schlug ihr am schlusse mit seinem hölzernen türkensäbel eine papierkrone vom haupte. Offenbar stürzte dabei die darstellerin zusammen, um die täuschung vollständiger zu machen, und nachdem sie sich wider erhoben hat, weist der chor auf sie als eine heilige des himmels hin. Der text leitet im ganzen wie in einzelnen ausdrücken auf die Legenda aurea als entfernte quelle hin. „Dorotheagehen“ heisst dieser brauch, der uns wie unser „sternsingen“ freundlich anmutet. Ein ähnliches spiel hat sich aus der gegend von Nachod in Ostböhmen erhalten[1]; doch ist hier der text viel formelhafter und farbloser geworden, die handlung spielt sich nicht vor unsern augen ab, sondern der chor übernimmt die berichterstattung. Auch in Mähren gab es dergleichen. Feifalik hat uns eine reiche auslese — zehn stück — hinterlassen, alle in czechischer sprache[2]. Die kürzeren daraus gleichen ganz dem obigen typus, die längeren unterscheiden sich nicht etwa durch reichere handlung, sondern durch mehr worte; die aufträge an die boten, ihre ausführung, die antworten und drohungen sind in

1) Veröffentlicht von prof. J. K. Hróše in der zeitschrift Česky lid, wie mir ebenfalls prior P. Method Mühlstein freundlichst mitteilt. — Solche spiele hat wol Reinsberg a. a. o. s. 45 im auge, wenn er behauptet, „dass auf dem lande und in mehreren Augustinerklöstern Böhmens noch in unserem jahrhundert Dorotheenspiele aufgeführt worden seien.“ In deutschen gegenden sind alle meine nachfragen erfolglos geblieben.

2) J. Feifalik, Volksschauspiele aus Mähren, Olmütz 1864 s. 81—166.

die länge gezogen. Doch ist fast überall die bekehrung und das martyrium des Theophilus angefügt, und in den meisten wird am schlusse der grausame könig vom teufel geholt. Eine wichtige aufgabe scheint es dabei gewesen zu sein, teufel und henker dem publikum in derbkomischer weise vorzuführen; trinken, spielen und lästerliche schimpfworte sind die beliebtesten hilfsmittel.

Im jahre 1507 liess Chilian Reuter (Eques) aus Wittenberg seine lateinische *Comedia gloriose parthenices et martiris Dorothee* drucken[1], die allerdings von dem künstlerischen vermögen des verfassers ein recht trauriges zeugnis gibt. Die technik ist höchst unbeholfen, der übergang zu neuen scenen unvermittelt, und widerholt wird die gegebene lage gar nicht ausgenützt. Der äussere verlauf schliesst sich an die Legenda aurea an und wird in fünf acte eingeteilt; die sprache ist ungeniessbar, hochtrabend und mit vielerlei gelehrtem aufputz versehen. Der verfasser sucht hiermit seine vorbilder im renaissancedrama nachzuahmen, vermag sie aber nicht zu erreichen; denn er verfügt nur über den gleichen dünkel, keineswegs aber über ähnliche fähigkeiten. Für uns ist das stück nur von wert als beweis für die beliebtheit des Dorotheenstoffes auf sächsischem gebiete.

Einen interessanten beleg für deutsches spiel gibt uns noch Joachim Greff, der lutheraner aus Zwickau, der das Dorotheenspiel an wert und wirkung gleich neben die passionsspiele stellt. Er schreibt[2]: „. . . Vnd ist kein spiel so klein noch so geringe / man kan vnd sol was daraus lernen / wie man sich hüten sol / itzt für hurerey vnd vnzüchtiger lieb / itzt für fressen / sauffen / spielen / vnd dergleichen / alles zu vnser besserung. Also auch vnser lieben vorfahren habens gut gemeinet vorzeiten / mit dem spiel der passion / wolten vns zu andacht vnd fromigkeit reitzen. Dergleichen auch andere mit S. Dorotheenspiel / darinn sie haben angezeigt vnd zuuerstehen geben / wie wir vns mit nichte / vnd durch keinerley weise von Gott / odder von seinem Göttlichen worte vnd seiner liebe / wedder durch verfolgung odder einige trübsal solten lassen abwendē / gleichwie die heilige Dorothea gethan / die ir leib vnd leben lieber vmb Christi vnd seines worts willen verlieren hat wollen / deñ das sie die Abgötter solt angebetet haben / vnd

1) Chiliani Equitis Mellerstatini Comedia gloriose parthenices et martiris Dorothee agoniam passionemque depingens . . . Am schl.: Impressum Liptzek per Baccalarium Wolfgangum Monacensem anno M. CCCCCvij. — Vgl. hierzu Creizenach, Neueres Drama II. s. 53 fg.

2) In der vorrede zu seiner übersetzung der Aulularia des Plautus. Magdeburg 1535.

von Gott solt sein abgefallen. Solch ein spiel ist auch gewesen von des heiligen Johannis des tauffers enthaubtung / vnd viel andere mehr / wie jederman bas weis / denn ich sagen kan. Alles zu vnser besserung (habe ich gesagt) sey solches geschehen / beide von vnsen vorfharen / vnde von den alten klugen / weisen leuten / poeten vnd allen viel andern Scribenten, die es on zweiuel fast gut gemeint haben ..." Diese stelle zeigt im vereine mit den nachrichten aus Bautzen und Eger, dass die verbreitung des Dorotheenspieles auch auf deutschem gebiete keineswegs eine geringe gewesen sein kann. Das lateinische schuldrama des XVII. jahrhunderts hat unseren stoff noch einmal aufgegriffen, wie ich aus einer handschriftlichen sammlung von schulaufführungen ersehe, die in der stiftsbibliothek zu Kremsmünster aufbewahrt wird. Es soll davon weiter unten noch die rede sein.

So ist es ebenso auffällig wie bedauerlich, dass trotz der beliebtheit des Dorotheenspieles nur ein einziger deutscher text — und dieser auch nur als bruchstück — erhalten ist. Die handschrift, die sich im besitz der bibliothek des Benediktinerstiftes Kremsmünster befindet, trägt den titel „Ludus de sancta Dorothea" und ist von Hoffmann von Fallersleben in seinen „Fundgruben" abgedruckt worden; ich glaube aber eine neue ausgabe des stückes mit guten gründen rechtfertigen zu können. Einige bemerkungen über die handschrift — cod. 81 der manuskripten-abteilung — welche das stück enthält, will ich vorausschicken. Über die herkunft des ganzen bandes wie der einzelnen teile lässt sich leider nichts sicheres feststellen. Er ist nach einer inschrift auf blatt 11a der abtei Kremsmünster im jahre 1440 vom ursprünglichen besitzer Johannes Seld de Leubs übergeben worden; der spender, welcher der abtei noch andere bücher schenkte, heisst hier *honorabilis presbiter, qui habet nobiscum fraternitatem et anniversarium* — sonst ist von ihm nichts näheres bekannt[2]. Das buch ist ein sammelband in quart, bis auf einige pergamentblätter durchweg auf papier geschrieben, und vereinigt in sich eine anzahl verschiedenartiger bestandteile, im ganzen 41 nummern. Schon die zuweilen stark abweichende

1) Aus neuerer zeit mag hier erwähnung finden: S. Dorothea. Legende in zwei aufzügen, aus der sammlung „Religiöse schauspiele für mädchen" von Wilhelm Pailler, Linz 1877.

2) Ein Johannes Seld war 1422 und 1428 rector der Wiener universität und auch sonst eine hervorragende persönlichkeit, s. Aschbach, Geschichte der Wiener universität I s. 261 fg., 581 fg. Er hat mit unserem Seld kaum etwas zu tun, sonst wären seine titel nicht verschwiegen. — Eine burg Leubs stand in Niederösterreich am linken Donauufer; sie ist zu beginn des 15. jahrhunderts zerstört worden.

grösse der einzelnen lagen deutet auf die willkür, mit der hier ganz ungleiche elemente von einer sorgsamen hand unter eine hülle gebracht und so vom untergang gerettet worden sind. Auch der einband stammt aus dem 15. jahrhundert; er besteht aus zwei starken holzdeckeln, die mit weissem rauhen leder überzogen sind; auf der vorderen aussenseite ist ein beschriebenes papierblatt aufgepresst, das eine inhaltsangabe oder widmung enthalten mochte, heute aber nicht mehr zu entziffern ist.

Ich kann diese gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auch hier noch dankbar der bereitwilligkeit zu gedenken, mit der mich der nunmehr verewigte bibliothekar P. Hugo Schmid bei der arbeit unterstützt hat. Er hat mir nicht nur seine privatnotizen über die handschriften bedingungslos zur verfügung gestellt, sondern ist mir auch widerholt bei der entzifferung zweifelhafter lesungen mit seiner reichen erfahrung zur seite gestanden.

I.

Hoffmann[1] behauptet in seiner ausgabe s. 285: „Das deutsche spiel von der hl. Dorothea ist nur noch vorhanden in einer schlechten papierhandschrift des 14. jahrhunderts. Die schreibung der hs. musste ich aufgeben, sie ist gar zu fürchterlich.“ Dem muss ich widersprechen. Ich bin vielmehr der überzeugung, dass Hoffmann die landschaftliche färbung der sprache nicht verstanden und darum alles, was wir als eigentümlichkeit des dialektes erkennen, für fehler gegen die sprachliche reinheit gehalten hat. Dass sich auch grobe schreibfehler finden, ist ja nicht zu leugnen; aber Hoffmann hat das gedicht ohne weiteres in die strengen formen der sog. mittelhochdeutschen dichtersprache zurückübersetzt. Damit hat er der sprache gewalt angetan und den leser über den wahren zustand des denkmales im unklaren gelassen; ich halte darum seinen herstellungsversuch nicht für „gerechtfertigt“ sondern für verfehlt, obwol ich gleich ihm der überzeugung bin, dass „das gedicht viel älter sei als die abschrift.“

In der schon erwähnten handschrift bildeten die blätter 53—88 ursprünglich ein ganzes, das aus zwei quaternionen (bl. 53—60, 61—68) und zwei quinionen (bl. 69—78, 79—88) besteht; eine fünfte lage, die wir wegen des jäh abgebrochenen inhaltes voraussetzen müssen, ist leider schon vor dem binden verloren gegangen. Die seiten sind durch

1) St. Dorothea. Hrsg. 1837 von Hoffmann, Fundgruben II. 284fgg. — Einen facsimile-lichtdruck der ersten seite der hs. bringt Nagl-Zeidler, Deutsch-österreichische literaturgeschichte I. 352.

zwei parallele verticale mittellinien in je zwei spalten geteilt, rechts und links ist der raum für die schrift durch ähnliche linien abgegrenzt, die etwa 1 cm vom rande abstehen. Für die einzelnen zeilen sind feine horizontallinien gezogen, die $4\frac{1}{2}$ mm von einander entfernt sind; die eindrücke der zirkelspitzen, mit hilfe deren die abstände bemessen wurden, sind deutlich sichtbar. Jede spalte hat auf diese weise 41 zeilen von beiläufig 58 mm breite.

Diese 36 blätter (72 seiten) umfassen inhaltlich die nummern 16—22 des bandes; und zwar bildet nr. 16 einen commentar zu einem metrisch grammatischen tractat, nr. 17—21 enthalten leoninische verse verschiedenen inhalts, und nr. 22 ist unser Dorotheaspiel. Innerhalb dieses gebietes lassen sich deutlich zwei schreiberhände unterscheiden. Der erste schreiber hat eine feine, zierliche schrift; am schlusse des commentars (ende bl. 80ᵃ) fügt er mit grossen lettern an: Anno domini MCCCXXXX in vigilia Assumptionis. Auf der nächsten seite beginnen mit schwärzerer tinte aber von derselben sorgfältigen und reinen hand geschrieben die sprüche, jede zeile bildet einen vers. Von bl. 84ᵇ sp. 1 zeile 15 an zeigt sich eine merkwürdige änderung in der sicherheit der schrift: sie wird schwankend, die buchstaben geraten bald grösser bald kleiner, und nach mehrfachen ansätzen gibt der schreiber die arbeit auf sp. 2 zeile 11 mit dem verse: *post peccata pudor, post balnea sudor*[1]. Nur eine zeile bleibt frei, dann setzt eine zweite hand die abschrift fort und beschliesst diese versus bl. 86ᵃ sp. 2 mit dem sprüchlein: *femina formosa sine moribus est odiosa.* Dieser zweite schreiber hat eine grössere und stärkere schrift, wenngleich er sich bemüht, die genauigkeit und sorgfalt seines vorgängers nachzuahmen. Derselbe schreiber setzt auf der nächsten seite (bl. 86ᵇ 1) mit dem Ludus de sancta Dorothea ein. Aber sei es nun, weil er hier kein mustergiltiges vorbild vor augen hatte, oder dass ihm das deutsche geläufiger war als das lateinische, man merkt sofort eine schnellere schreibart, und je weiter er kommt, desto eilfertiger wird die schrift.

Diese beobachtungen rechtfertigen eine mutmassung über die zeit der niederschrift unseres stückes. Der erste tractat ist am 14. august 1340 vollendet worden[2]. Da die anschliessenden versus leonini keine

1) Demselben schreiber gehören im bereiche des sammelbandes noch die bll. 36ᵃ—44ᵃ an, die auch in bezug auf zeilenverteilung genau den charakter unserer blätter an sich tragen.

2) Hoffmanns bemerkung zum Dorotheaspiel: „Von derselben hand und mit derselben dinte steht einige blätter früher die jahreszahl anno MCCCXXXX“ entspricht, wie wir gesehen, nicht den tatsachen.



änderung des schriftcharakters zeigen, hat die schreibarbeit wol ziemlich unmittelbar ihren fortgang genommen. So entstanden acht zweispaltige seiten in durchaus gleichmässiger weise. Die folgenden 38 zeilen sind in verschiedenen zwischenräumen geschrieben und endlich musste die vollendung der arbeit einem anderen übergeben werden. Aus der durchaus gleichartigen einteilung der seiten in spalten und zeilen erkennen wir, dass schon der erste schreiber sämtliche lagen des paketes zugerichtet hat. Es lässt sich nun kaum eine ursache finden, warum der zweite schreiber, der schon die vollendung der versus leonini besorgt hatte, allzulange gewartet haben sollte, die vorbereiteten papierblätter auch auszufüllen. Das geschah aber mit dem Dorotheaspiele. Ich glaube daher nicht viel fehlzugreifen, wenn ich als mögliche und wahrscheinliche zahl für die zeit der niederschrift unseres stückes rund das jahr 1350 ansetze. Schriftcharakter und sprache stellen einer solchen annahme kein hindernis entgegen.

Da uns die geschichte der handschrift über die herkunft des stückes keinen aufschluss gibt, sollen im folgenden diejenigen sprachlichen erscheinungen zusammengestellt werden, die uns vielleicht einen schluss auf den dialekt gestatten werden. Ich schliesse mich dabei zunächst ganz an Weinhold an, den ich in besonderen fällen eigens citiere[1].

Die starke abneigung gegen den umlaut erinnert uns an den mitteldeutschen schreibgebrauch, dem wir auch in anderen punkten begegnen[2].

1. Vocale.

a) Kurze vocale:

a. Der umlaut nur in *helse* 158, *almechtiger* 185, *kette* 235; unecht in *den* 238, *wen* 20, 43, 94, 148, 208, 254; fremdes *e* in *sente* 22.

a bleibt in *sal*, *salt* 5, 83, 87, 97, 134, 153, 154, 158, 221, 253, aber *wol*: *sol* 20, *er sol* 224 (s. Arndt a. a. o. s. 13). Neben dieser md. erscheinung wird *a* zu *o*: *dor* 128, *dorvon* 215, *noch* 55, 76, 84, 103, 107, 168, 195, *wornoch* 73, *torstu* 151, wie übrigens im 14. und 15. jahrhundert auch auf md. gebieten zu finden ist (s. Arndt s. 5).

e. Altes *e* zähe erhalten in *brengen* 81, 93, 126, 138, 162, 226, 233, 246 nach md. vorgang (s. Arndt s. 17 fg.).

md. *ei* für *ë* begegnet in *dy reythe* 40, *reyde* 121, 130, 137, *reydes* 156 und bei den nasalierten formen *geseyne* 113, *keyn* (= *gegen*) 151.

[1] Neben Weinhold erwähne ich: Wilmanns Deutsche grammatik I²; Behaghel, Geschichte der deutschen sprache, in Pauls Grundriss der germ. philologie I; Arndt, Der übergang vom mittelhochd. zum neuhochd. in der sprache der Breslauer kanzlei. Breslau 1898; Zwierzina, Mittelhochd. studien, Zeitschr. f. d. alt. bd. 44 und 45.

[2] Behaghel a. a. o. § 24 und 32.



Einen ähnlichen nachschlagsvocal[1] zeigen heute noch die nordböhmischen dialekte (z. b. um Gablenz-Reichenberg), aber auch das mittelsteirische[2] und andere österreichische lokale mundarten.

i. Statt *i* schreibt die hs. sehr häufig *y* ohne erkennbaren unterschied. Wie md. wird echtes *i* zu *e* gesenkt (s. Arndt s. 17 fg.) *hemillische* 112, *en* 146, 204, *ern* 222, *eren* 254, *geleden* 235; zu *ü nucht* 111.

Die md. beliebte bezeichnung des geschwächten vocals in flexions- und ableitungssilben durch *i* ist auch hier zu finden. *ir* als vor- und nachsilbe: *irvaren* 32, *irvullet* 63, *irlost* 186, 203, *irwern* 199, *irczeyget* 265, *irkant* 269; *adir* 27, 73, 132, 140, 227, 228, 230, 232, 245, *allirmeyst* 164, *glichirwis* 188, *hungirs* 237, *martir* 181, 191, 203, *opphir* 81, 93, *rechtir* 202, *ubir* 65, *unsir* 160, 180, 165, *vatir* 59, *volirundyrn* 239; diesen 24 fällen stehen 38 mit ausgang auf *-er* gegenüber. *i* vor *l* in *erdenclossilin* 146, *teuphil* 252, *tempil* 92, *edillem* 40 (*edeler* 113), *hemilich* 55, *hemillische* 112. Selten ist die nachsilbe *-in*: *disin dingin*: *gelingin* 10 (*disen dingen*: *beginnen* 4), *gehabin*: *sagen* 100, neben einer unzahl von formen auf *-en*. Vereinzelt der imperativ *swigit* 1, das particip *gewollit* 75, der genitiv *gotiz* 196, 222. Immer das neutrale personalpronomen *is*, *iz* 23, 26, 35, 108, 132, 140 (s. Arndt s. 42).

Diese schwankungen beweisen eine dem *i* ähnliche aussprache des *e*, die auch durch die reime *mer* (hs. m'): *ger* 72 (neben *gyr*: *dir* 104) und *vatir*: *her* 60 bestätigt wird.

Eine verdunklung des stammvocals zu *ö*: *brinnen* > *birnen* > *bornen* zeigt die form *vorbornt* 170 (dagegen *vorbrente* 184).

o. Der zwischen *o* und *u* schwebende laut, der von md. schreibern durch *û* oder *ů* bezeichnet wird, liegt vor in *nů* 20, 121 (dagegen 24 mal *nu*), *můget* 194, 212 (*moget* 167), *tůn*: *sůn* 196 (*tůt* 168), *kůnge* 149 (*konic* 149); ferner in den reimen *blůmen*: *comen* 22, *vornůmen*: *komen* 122 neben *vornomen*: *komen* 138, 230, *wilkomen*: *vromen* 140. Schwanken zeigt sich in *sulde* 198, 210 und *solde* 128, *wir wullen* 200, 201, 209, 218 und *wol wir* 195, *vurchten* 161 und *vorhte* 38 (s. Arndt s. 22—24). Hierher zu rechnen sind vielleicht auch *bote* (= fass, butte) 153, 174 und *vorbaz* 69.

Allgemein md. *a* für *o* in *ab* = ob 36, 222, 227, *adir* = oder 26, 27, 73, 132, 140, 227, 228, 230, 232, 245 (s. Arndt s. 11 fg.). Das präfix *vor-* statt *ver-*, md. durchaus festgesetzt (s. Arndt s. 41), erscheint hier 17 mal; allerdings sind in der hs. die zeichen *o* und *e* einander oft sehr ähnlich, da aber *o* in überwiegender mehrzahl sicher steht, habe ich die zweifelhaften fälle als *o* gedeutet. *willon* 76 neben *willen* 84 beruht vielleicht nur auf einem irrtum des schreibers.

Dem umlaut von *o* ist die hs. durchaus abgeneigt (s. Arndt s. 24 fgg.), wir finden dafür 25 beispiele; durch die schreibung *ôle* 154, 169, 175 ist wol dehnung des *o*-lautes ausgedrückt.

u. Neben der masse der unumgelauteten *u* findet sich die schreibweise *prûf* 207 (vgl. *pruffen* 255; s. Arndt s. 29 fg.). Eine verdunklung des unbestimmten vocals zu *u* findet sich im Präfix *zu* — *zer*: *czubrochen* 260, *zcurleugen* 258, *zcurleuget* 266 (s. Arndt s. 42). — Darf das *a* im genetiv *czeychans* 190 als die hellere

1) Im Leben der hl. Elisabeth ed. Rieger (Lit. ver. XC s. 31) sind die formen *beiste*, *zuleist* auch in unserem sinn aufzufassen.

2) Vgl. Schönbach, Mitteilungen aus altdeutschen handschriften IV., Wiener sitzber. 98 (1881) s. 917.

variation des unbestimmten vocals der nebensilben betrachtet werden, von der Weinhold § 82 spricht? (s. Arndt s. 42)

b) Lange vocale und diphthonge.

Die längen sind in unserer hs. nie als solche gekennzeichnet.

â zeigt nach md. art eine starke neigung zur verdumpfung (s. Arndt s. 6 fgg.) *do* etwa ein dutzendmal, *jo* 183, 205, 238, 267, *brocht* 30, *volbrocht* : *macht* 16, *gedocht* 78, *gnode* 13, der imperativ *loz* 103, *lozen* 217, *gebot* : *spot* (= spät) 108, *host* 219, 265 (*hast* 86, 186, 260), *got* : *hot* 156, *hot* 203, 208 (*hat* 190, 191); vgl. dazu noch *on* 117 neben *an, ane* 142, 241, 249 (s. Arndt s. 13).

Umlaut findet sich in wenigen fällen: *genedik* etc. 101, 186, 208, 257, 263, *vorsme* 146, im conjunctiv *were* 35, 181 und in den reimen *Ewer* : *mer* (= maere) 86, *mere* : *here* 68, : *gerne* 120, *anbeten* : *teten* (= die taten) 254.

ê aus ei (im 14. jh. im ganzen md. gebiet) zeigt sich in einigen überresten: *hemilich* 56, *helygeist* (= heiligen geist) 63, *sel* (= seil) : *urteyl* 168; wenn wir dieses *e* nur orthographisch als statt des hellen *á* stehend auffassen, das in österreichischen dialekten zunächst den umlaut des *â* bedeutet (vgl. Zwierzina a. a. o. 44, 375 fgg.), so würde dies auf einen österreichischen schreiber hinweisen.

Im reime *here* : *eren* 114 ist die alte länge von *hèrre, hêr* in der anrede erhalten (vgl. zu dem worte Zwierzina 45, 19 fgg.).

Allgemein durchgeführt *-ehe-* > *ê* (auch *ee* geschrieben) in den formen von *jehen, sehen, geschehen* u. a.; auch *vorsme* 146 (s. Arndt s. 15).

î. Nach Weinhold § 107 findet sich md. seit dem 12. jh. zuweilen *ie, í* für langes *î* geschrieben. Spuren dieses gebrauches scheinen zu sein *líp* 176 (*lybe* 152) und der conjunctiv *sye* 220, 227, 232 (*sy* 22); hierher gehört auch *vortielgen* 34 (s. Arndt s. 20).

Diphthongierung des *î* zu *ei* tritt nur in dem vereinzelten *meyner* 130 zutage, sonst ist durchweg *î* geblieben (s. Arndt s. 21 fg.). Zu *glich* mit langem *î* im reime *rich* : *yeglich* 28 vgl. Zwierzina 45, 81 fgg.

ô. Starke abneigung gegen den umlaut (s. Arndt s. 27): in den zahlreichen formen von *horen, schone* zeigt sich nie *oe*; im reime *trost* : *irlost* 186, 204; *horen* : *toren* 256.

û. Umlaut ist nicht belegt. Die md. neigung, auch dem *û* einen unbestimmten laut nachschlagen zu lassen (Weinhold § 120) hat sich vielleicht in *hût* 178 erhalten.

ei. Der reim *geist* : *allermeyst* 64 ist formelhaft (vgl. Zwierzina 44, 384). *-age-* und *-ege-* zu *ay* und *ey* contrahiert erscheint in den reimen *gesayt* : *behayt* 124, *vnverczayt* : *mayt* 126, *gesayt* : *mayt* 226. ferner *cristenheyt* : *angeleyt* 56. Es reimen also *ay* < *age* untereinander, und *ey* < *ege* mit altem *-heyt*; für einen schluss auf den dialekt im sinne Zwierzinas (44, 344 fgg.) sind diese belege zu spärlich.

ou. Die eigentümliche erscheinung, dass gerade im md. seit dem ende des 13. jh. der umlaut von *ou* in wörtern erscheint, in denen er obd. nicht zulässig wäre, (s. Weinhold § 128, Arndt s. 38), findet in unserer hs. vertreter in *geleubet* 155, *geleuben* 209 (*glouben* 164, 196, 200, 201, 270) und *zceubernisse* 219; ebenso in *zcurleugen* 258 und *zcurleuget* 266 (wenn diese formen von mir richtig erschlossen sind). Die schreibung der hs. *zcu vlogen* und *zcu vlogz* ist durchaus verunglückt. Das schwache verb *vlouge* (mache fliegen, verscheuche) ist allerdings selten, von compositis erwähnen die wörterbücher nur *ervlouge* (mache auffliegen), denn *zervlocke* (zerreibe in flocken) kann natürlich nicht in betracht kommen. Trotzdem braucht man aber ein *zervlouge* (zertrümmere, zerstäube mit gewalt) nicht für un-

möglich zu halten. Für den zusammenhang ist dieses wort erwünscht, der reim auf *irczeygen*, *irczeyget* verlangt es. Hoffmann riet auf *zervliege*, *zervlieget*; aber abgesehen davon, dass die transitive bedeutung dieses wortes nicht ausser zweifel steht, wird dadurch der reim (wie nirgends im gedichte) zerstört. Graphisch bietet meine annahme keine schwierigkeit: der seltene ausdruck wurde vom abschreiber nicht verstanden, und die ähnlichkeit der zeichen *e* und *o*, *y* und *g* tat das übrige, wenn etwa eine vorlage ungenau *zcurleygen*, *zcurleyget* enthielt.

iu > md. *u* (s. Arndt s. 31). Regelmässig steht *uch* statt *iuch* und zwar für den dativ des personalpronomens 16, 112, 126, 225, für den accusativ 113, 114, 256; der genetiv lautet *uwer* 94; das possessivpronomen *ewer* 93 (aus *wer* nach *alle* zu ergänzen) 111, 119, 125, 156, 164, 256. Zum dativ *ouch* 158 könnte man die Weinhold s. 105 anm. angeführte parallelstelle aus Br. Philipps Marienleben 4781 vergleichen, wo diphthongierung des *û* angenommen wird; ich glaube aber, dass die partikel *ouch* 157 einen schreibfehler verschuldet hat.

Wechsel zwischen *u* und *o* ist vielleicht in *hüte* (= heute) 186 und *brûtegam* 148 zu erkennen.

Im übrigen ist stammhaftes *iu* zu *eu* geworden: *gebeut* 113, *neune* 184, *neun* 221, 225 (der schreibfehler *nen* 221 wurde durch die darüber gesetzte ziffer IX gut gemacht), *teuphil* 252. *iu* in der adjectivflexion ist zu *e* geschwächt; *schonew* 181 wurde von späterer hand ergänzt, da der schreiber das wort ausgelassen hatte.

ie. Alle *ie*, auch die aus *iu* gebrochenen, sind verschwunden und nach md. brauch zu *î*, *i* vereinfacht worden (s. Arndt s. 18 fg.). So ausser den zahlreichen *dy*, *si*, *wi* noch *ny* 235, *nimant* 199, 253, *y* 152, 238 (*ye* 237), *alhi* 10, *hy* 156, 247, 257, *ichlich* 4; *begist* 169, *slizen* : *begisen* 154, *begysen* : *beolisen* 176, *syde* : *gelyde* 170, *sydendyngen* 154, 175, *du hist* (= hiessest) 138, *vinch* 28, *missevil* 41, *lix* 33, 34, 47, *gebit* : *berit* 54; *dinste* 125, *libe* 159, *liben* 49, 134.

uo ist in einigen fällen *û*, *u* geschrieben: *rur* 48, *gut* 8, 9, *ruffen* 5, *anruffen* 204. Diesen formen stehen entgegen *gût* 143, *mût* : *gut* 46, 74, *tûn* : *sûn* 196, *hute* 102 und die indicative *mûz* 115, 117, 174, 178, 182, 230, *must* 157, 211.

Für *ü* immer *u* oder *û*: *gruse* 109, 129, *vurt* 215, *vurren* 218 und die coniunctive *muze* 10, *muse* 114, *müse* 2, 18, *mûsten* 100 (s. Arndt s. 31).

2. Consonanten.

b erscheint auslautend zu *p* verhärtet in *apgote* 248, 250, *aptgote* 36, 92, 244, 256, 258, 266 (mit eingeschobenem *t*), während sonst immer *ab* steht sowol als präposition wie als conjunction (= *ob*); ferner *lop* 97, 100. Im anlaut nur *pit* 267. *adir* statt *aber* 167 und 232 hätte ich im text nicht als schreibfehler behandeln sollen; vgl. Arndt s. 97.

ph für *f* in den lehnwörtern *opphir* 81, 83 und *teuphil* 252.

v, *w*. Weinhold behauptet § 174, dass *uu* (= *w*) statt anlautendem *v* (*f*) im md. häufiger erscheine als obd., und bringt reichliche beispiele aus Schlesien. In unserer hs. ist diese verwechslung nicht selten: *wals* 254, *irwaren* 32, *watir* 59, *wil* 134, 141, 218, *wolk* 80, *won* 59, *dowon* 247, *wrowe* 49, 90, 189, 207, *iuncwrowe* 65, 122, 139, 155, *irwullet* 63, *wurren* 218, *wrt* 214, 215. Umgekehrt steht anlautend *v* statt *w* in *varnemen* 94, *velche* 95, *velt* 67, *vart* 63, *verde* 108, *vissen* 34, *vol* 67. Hoffmann wollte in dieser eigentümlichkeit ganz unberechtigt einen beweis dafür sehen, dass der schreiber ein Czeche gewesen sein müsse.

t immer im auslaute. Eingeschobenes *t* sechsmal in *aptgote* (s. oben).

Für die von Weinhold § 151 erwähnte eigentümlichkeit, dass das md. den sog. grammatischen wechsel von *d*:*t* in kurzvocalischen perfecten nicht habe, kann nur die form *geleden* 235 herbeigezogen werden; Arndt (s. 68) erklärt die form *geleden* (v. j. 1440) aus der analogie der präsensformen.

Eine erweichung des *t* nach *l* findet statt in *alden*:*walden* 2, *halden*:*walden* 18, immer im präteritum *solde*, *wolde* (s. Arndt s. 65 fg.), nicht in *welten* (= wählten) 29.

Spuren der md. schreibweise *th* statt *t*, *d* zeigen *reythe* 40 (*reyde* 121, 130, 137) und *marthir* 191 (*marter* 22, 182, 203).

z. Das einfache *z* als affricata nur in *zewar* 182, sonst immer *cz* oder *zc*, wie in allen handschriften des 14. und 15. jahrhunderts (s. Arndt s. 64), und zwar *czu* fünfmal: 17, 24, 197, 221 (*czessen*) 260; dann *czarte* 129, *unverczayt* 125, *czeychans* 190, *irczeygen* 257, 265, *czuchten* 64, *czwar* 205, *czwen* 50, 220, 225, *czwu* 155; *herczen* 72, 124, 268, *sacz* 145, *saczes* 141, *sicze* 187. Dagegen *zcu* 26 mal, dann *zceubernisse* 219, *zcil* 142, *gezcyten* 23.

s. Das gefühl für einen lautlichen unterschied der zeichen *s* und *z* mangelt dem schreiber:

s statt *z* in *heys* 122, *heyse* 182, *heysen* 108, *heyst* 120, 127, 163, *hist* 133, *beyist* 169, *slizen*:*begisen* 154, *begysen*:*bevlisen* 178, *gruse* 109, *lis* 48 (*liz* 33, 34), *stost* 220, *vast* 167, *us* 226; im singular des neutrums *als* 143, *alles* 163, *is* 26, 35, *dirs* 249, *irs* 180.

z statt *s* im genetiv *dez* 53, 75, 101, 252, *gotiz* 196, 222; beim pronomen *unz* (dat. plur.) 9, 10, 12, *dizem* 98; bei der copula *izt* 68, 72, 88, 117, 148, 202, 204, 224, 244, 262, 267, *biz* 101, 139, *waz* 40, 65, 66. Am auffälligsten wol im anlaut *zane* 15, *zo* 157, 194, *alzo* 88, 261, *zy* 169, *zult* 198. Auch in dieser weitverbreiteten erscheinung (s. Arndt s. 70 fgg.) hat Hoffmann wieder die czechische abstammung des schreibers entdecken wollen! Schreibt doch schon im jahre 1531 Fabian Frangk in „Ein Kantzlei und Titelbüchlein“ etc.: „*Man findts auch bei den alten / das für hundert jahren und kürtz darnach das z fürs s .... gemeinlich ist braucht worden*“.[1]

sch. Im anlaut vor vocalen wird fast immer *sch* geschrieben, nur *sacz* 145, *saczes* 141, *saden* 132 (vor *schaden* 140 steht *sade* durchstrichen); vor consonanten erscheint *s* in den anlautenden verbindungen *sl*, *sm*, *sn*, *sw*: *slizen* 153, *smac* 187, *vorsme* 146, *absniden* 158, *swester* 134, 156, 159, 161. Im auslaut nur *vals* 254. Zweifellos sprach der schreiber hier überall *sch*; vielleicht war er durch die vorlage beeinflusst, und es darf auch darauf hingewiesen werden, dass sich die md. handschriften gegen *sch* zurückhaltend zeigen (s. Arndt s. 79, Weinhold §§ 206—210, Wilmanns I² § 103).

r. Der grammatische wechsel zwischen *s*:*r* beim worte *genesen* ist in unserer zeit kaum mehr anzunehmen (vgl. Weinhold § 207); schon aus diesem grunde halte ich Hoffmanns änderung des reimes *genesen*:*genesen* 38 in *wâren*:*genaren* für unrichtig und setze dafür *gewesen*:*genesen*. Metathesis treffen wir im imperativ *vorbornt* 170 (daneben *vorbrente* 184).

ng. Der gutturale nasal *ng* reimt (Weinhold §§ 216, 219) in bair. und md. schriften vielfach auf *nn*. Unsere hs. liefert das beispiel *dingen*:*beginnen* 4. Beachtenswert ist die gewohnheit unseres schreibers, *ng* durch *nn* zu ersetzen: *brennen* 81, 126, 138, 246, *brennet* 162, 226 (*brenget* 93, *brengen* 233), *lanne* 241, 242, *kennen* 245.

1) Herausgegeben von Johann Müller, Gotha 1882, s. 108.

Den verderbten *helygeist* (= heiligen geist) 63 und *tudyden* (= tugenden) 64 liegt wahrscheinlich eine nasalierte aussprache zu grunde; anlass zum verschreiben mag die ähnlichkeit der zeichen *y* und *g* gegeben haben. Mit gutturaler nasalierung müssen auch *geseyne* (= gesegne) 113, *keyn* (= gegen) 151, sowie die zweisilbig zu lesenden wörter *kundengen* (= kündigen) 87 und *grimmў* (= grimmigen) 162 ausgesprochen werden.

In *sente* 21 ist das gutturale element aus der schreibung verschwunden (s. Arndt s. 83), umgekehrt *sidendyngen* 154, 175, vgl. *stynkindinge* (Arndt s. 83 aus dem jahre 1417). In *ancwurte* 160 liegt wol ein schreibfehler vor.

Nasale resonanz ferner im plural *kůnge* 150 und in *lebmdink* 230. Stellt man dieses wort mit *kundengen*, *grimmў*, *sidendyngen* (vielleicht auch *kůnge*) zusammen, so ist unschwer zu erkennen, dass der gutturale nasal aus der reducierten flexionssilbe stammt.

g. Der grammatische wechsel *h* : *g* zeigt sich nach md. art auch im präteritum von *vliehen* = *vlogen* 51. In *sa* 104 ist das *g* nach dem stammvocal geschwunden (Weinhold § 225), vielleicht darf auch *so* 237 ähnlich aufgefasst werden. Überschüssiges *g* in *geglich* 28.

k. Beim anlaut von *keyn* (= gegen) 151 ist an *enkegene* zu erinnern. Neben *mac* 115 erscheint *mag* 216; sonst im auslaut immer tenuis. Die zeichen *c* und *k* treten unterschiedslos auf, doch herrscht *c* vor, es steht meist im auslaut, immer vor consonanten. Neben *crist* 42, 185, 201, 263, *cristum* 194, *cristenman* 43 das siegel *χpm̄* 29, 196, *χpc* 148. *ch* im auslaut einmal: *vinch* 28; vgl. *sich* 135, 177, 234.

h wird vor *t* immer *ch* geschrieben (ausser *moht* 32). Der form *ichlich* liegt palataler reibelaut (= md. *g*) zu grunde. Beachte mit anlautend *h* (Arndt s. 59): *her* 6, 7, 36, 40, 42, 204, 224, 258, *hym* 80; ferner *here* (= ehre) 147.

3. Einzelne beachtenswerte formenbildungen.

Im sg. des präsens ist *e* eingedrungen in *berele ich* 102, *neme ich* 147 und im imperativ *nem* 106, 130, 144, 177 (*nym* 223, 234, *vornym* 243); vgl. Weinhold §§ 347 bis 350.

2. sg. des präsens auf *-es* in *beuts du* 145, *reydes du* 159; contrahiert *horstu* 171, *torstu* 151.

Die auffällige 3. sg. *trachten* 73 ist als schreibfehler anzusehen oder als analogie zur 1. sg., für die Weinhold § 395 reimbelege bringt[1].

Abfall des *-n* in der 1. pl. zeigen *singe wir* 14, *bitte wir* in der anfangszeile des leis, *sulle wir* 205, *sulde wir* 210, *wir sulle* 75; die ganze endung ist abgefallen in *wol wir* 195, *zult wir* 198.

2. pl. bei ausgang des stammes auf *d*, *t* synkopiert: *wert ir horen* 70, *wart* 227. Ähnlich in der 3. pl. *nem* 97.

Der imperativ *saga* 71 zeigt zusammensetzung mit der bekannten interjection daneben steht *sage* 74, verkürzt *sa* 104 (*so* 237?). Abfall der endung des plurals in *průf* 207.

1) Ebenso Schönbach, Über ein mitteldeutsches evangelienbuch in St. Paul; Wiener sitzber. 137 s. 18, und Rieger a. a. o. s. 40 (sie erwähnen jedoch die 3. person nicht).

Im accusativ sg. des personalpronomens tritt die md. form *en* 146, 204 auf. Flexionslosigkeit des adjectivs und pronomens findet sich widerholt, metathesis der masculinen nominativendung in *eynre by ander* 262. Die endung *-eme* des dativs erkennen wir in *an dyme lybe* 153; *n* statt *m* zeigen die dative *zcu eynen gezcyten* 23 und *von der muoter vn den vatir* 59.

4. Syntactisches.

Abgesehen von der verwendung in abhängigkeit vom substantiv oder dem neutrum eines pronomens oder vom verbum als object findet sich der genitv adverbiell als massbestimmung: *so sal her ruffen an dez allerbesten dez her kan* 6, als zeitbestimmung *si sye langes tot* 232. Einen nominativ der beziehung beim passivum treffen wir im satze *sy wart dy toufe angeleyt* 56; doppelten objectsaccusativ: *do Dorotheus daz vornam dy reythe* 39, wenn nicht besser *daz* als schreibfehler statt *da* zu betrachten ist; dann sind die verse 39. 40 als der einzige fall zu verzeichnen, in dem enjambement vorhanden ist. Die copula fehlt im satze *wen ich eyn cristenman* 43 und in den fragen *wo myn bote?* 118, *wi unsir antwurte nu?* 161; ferner *Is vrowe man ader mayt* 26; vielleicht darf man *is* als contraction aus *ist ez* ansehen. Hoffmann schreibt *Ez wäre vrouwe etc.*

Bei der kürze des stückes lässt sich über die sprachliche zugehörigkeit desselben ein endgiltiges urteil schwerlich abgeben, umsoweniger, als die beobachtungen nur selten durch entscheidende reime gesetzeskraft erhalten; auch hier muss bedauert werden, dass die zweite hälfte des gedichtes verloren gieng. Doch darf darauf hingewiesen werden, dass der sprache zahlreiche mitteldeutsche elemente anhaften; manche dieser eigentümlichkeiten werden gegen den schluss seltener und es muss ausdrücklich hervorgehoben werden, dass sich erscheinungen, die sonst als mitteldeutsche unterscheidungsmerkmale zu gelten pflegen, hier gar nicht vorfinden. Ich nehme daher an, dass die ursprüngliche gestalt des gedichtes einem ostmitteldeutschen dialekte angehörte, dass aber ein österreichischer schreiber seine eigene mundart allmählich habe mitspielen lassen. Wenn wir uns erinnern, dass gerade aus dem nördlichen Böhmen und den angrenzenden gebieten Deutschlands die meisten ja fast einzigen nachrichten von aufführungen eines Dorotheenspieles erhalten sind, ist die wahrscheinlichkeit nicht abzuweisen, dass auch unser text von dort seinen ausgang genommen habe.

Vers und reim. Das bruchstück enthält 270 verse[1] (wobei ich die anfangszeile des chorliedes nach v. 14 und das nach v. 32 widerholte verspaar 29 : 30 nicht mitzähle). Dem gedichte liegt das reimpaar zugrunde, doch ist inbezug auf hebungszahl starke verwilderung

1) R. Heinzel, Beschreibung des deutschen schauspiels im mittelalter s. 88 zählt 265 verse, da ihm nur die ausgabe Hoffmanns in den Fundgruben vorlag.

eingerissen, die mit dem fortschreiten des stückes zunimmt. Zwei drittel der reimpaare enden stumpf, die übrigen klingend; auftakt — ein- und zweisilbig — ist in den meisten fällen vorhanden. Die senkungen sind grösstenteils einsilbig, mitunter zweisilbig oder sie fehlen auch ganz. Verschleifung und versetzte betonung sind frei benutzt, es wird auch kein gewicht darauf gelegt, dass die verse desselben reimpaares gleich viel hebungen zeigen. Etwa zwei drittel der verse sind vierhebig, fast ein fünftel ergibt fünf hebungen, siebenmal zähle ich drei hebungen bei klingendem schluss, nämlich v. 3, 17, 37, 95, 96, 127, 192; in mehr als zwanzig fällen müssen wir sechs hebungen annehmen, und die überlangen verse 187, 204, 225, 259 spotten in ihrer heutigen fassung jeder regel, denn sie lassen 7—8 hebungen zu. Solche verse würden sich nur durch einen gewaltsamen eingriff in eine gesetzmässige form bringen lassen, und da überdies mitunter sichtlich die dialektische aussprache über holperige versfüsse hinweghelfen muss, so ist eine ziffermässige feststellung der hebungszahlen der willkür überlassen. Manchen versen liesse sich freilich durch geringfügige änderungen eine glatte form geben, aber hierin habe ich mir absichtlich zurückhaltung auferlegt: einmal, weil durch solche besserungen das metrische gesamtbild doch nicht wesentlich beeinflusst würde, und dann wollte ich dem eigenmächtigen vorgehen Hoffmanns gegenüber ein möglichst getreues bild der handschrift geben. Zweifellos haben ungeschickte und eilfertige abschreiber viel am texte verdorben; aber so lange uns nicht eine zweite handschrift die gewähr einer besseren überlieferung bietet, müssen wir uns mit dem vorhandenen bescheiden.

Länge und kürze im reim gebunden findet sich nicht selten:

â : a. *wâren* : *irvaren* 32, *gar* : *clâr* 240, *getân* : *an* 36, : *man* 90, 190, 208, 220, *stân* : *dan* 48, *wân* : *an* 250 (vgl. Zwierzina a. a. o. 44, 1 fgg.).

æ : ĕ. *mære* : *here* 68, *mæren* : *geren* (= gerne) 120, *anbeten* : *tæten* 254; ferner

ê : ĕ. *irweren* : *kêren* 200. Wenn wir die von Zwierzina (a. a. o. 44, 310) aufgestellte regel zu recht bestehen lassen, dass im Österreichischen nur *ê* : *ë* (= altes *e*) und *æ* : *ä* (= secundärer umlaut) reimen, im Mitteldeutschen aber nur *ê* : *ę* (= alter umlaut) und *æ* : *ë* : *ä*, so müssen wir auch aus den angeführten beispielen auf md. abkunft schliessen.

î : ĭ. *syde* : *gelyde* 170.

ô : o. *got* : *nôt* 30, : *hôt* 156, : *tôt* 198, 210, *gebot* : *nôt* 42, : *tôt* 232 (vgl. Zwierzina a. a. o. 44, 22 anm.); *dorvon* : *hôn* 216.

An consonantisch ungenauen reimen finden sich *man* : *broutigam* 148, *geyst* : *leys* 14, *rormyden* : *blyben* 192; mit abgestossenem *r* *dorothe* : *me* 12; freie behandlung der eigennamen *theadara* : *dorothea* 62. Die scheinbar ungenauen reime *mere* : *gerne* 120, *leben* : *strebe* 228 bedürfen zur herstellung nur leiser conjecturen. Die wenig kunstvolle art, den reim durch nachstellung des unflectierten possessivpronomens *myn* : *dyn*

: *syn* herzustellen, findet sich siebenmal v. 49, 50, 76, 84, 98, 106, 145 (vgl. hierzu Zwierzina a. a. o. 45, 253 fgg.), darunter dreimal in der formel *noch dem willen dyn*; die ersten zwei beispiele sind sogar zu einem reimpaare verbunden. Attributive adjectiva erscheinen nur zweimal im reim nachgesetzt und zwar *Dorotheus so her* 60 und *saczes so vil* 141; durch das zwischenstehende *so* wird aber ihr wert gehoben und sie erhalten dadurch eine art prädikative bedeutung (vgl. Zwierzina a. a. o. 45, 265 fgg.). Zweimal begegnet uns rührender reim: *syn* : *sin* 50 — wobei das nachgestellte unflektierte possessiv allerdings jedesmal eine andere form vertritt (3. sg. und 3. pl.) — gehört nach Zwierzina (45, 301) zu den identischen reimen, die zwar in der kunstloseren poesie aber nicht bei strengen dichtern durchschlüpfen. Ein fall schlimmster sorte wäre aber *gewesen* : *gewesen* 242, doch ist wol das erste reimwort in *genesen* zu ändern.

II.

Dem inhalte nach hängt der *Ludus de sancta Dorothea* so enge mit dem berichte der Legenda aurea zusammen, dass ich zum vergleiche am besten den ersten teil dieser vorlage wörtlich hierher setze.

„De sancta Dorothea. Gloriosa virgo et martyr Dorothea ex patre Doro et matre Thea fuit progenita ex nobili sanguine senatorum. Illis temporibus viguit persecutio christianorum in terra Romanorum. Unde ipse Dorus spernens idola romana derelinquens praedia cum possessionibus, agris, vineis, castris ac domibus transfretavit cum uxore sua et duabus filiabus Cristen et Calisten, perrexit in regnum Capadociae venitque in civitatem Caesaream ibique habitans genuit filiam, de cuius vita nunc intendimus loqui. Et ipsa genita secundum morem christianorum occulte baptizata est a quodam episcopo sancto, qui nomen ei imposuit ex patre et matre compositum. Dorothea autem ipsa puella repleta est spiritu sancto, virtutibus et omni pacis disciplina imbuta, formosa valde super omnes puellas regionis illius. Quod invidus serpens inimicus castitatis diabolus non sustinens Fabricium terrae praefectum in amorem virginis Dorotheae stimulans, ut ipsam carnali concupiscentia appeteret. Qui mittens pro ea spondens thesaurum et res absque compoti determinatione pro dote prodere ipsam legitimo thoro producendam. Audiens hoc dulcis Dorothea quasi lutum terrae despiciens terrenas divitias et intrepida se Christo desponsatam fatebatur. Quod audiens Fabricius furore succensus mox eam in dolium plenum ferventis olei mitti iussit. Ipsaque adiutorio Christi illaesa manens ac si balsamo ungeretur. Multi autem paganorum videntes hoc miraculum intra se ad Christum convertuntur. Fabricius vero credens hoc magicis artibus fieri ipsam in carcerem reclusit novem diebus absque ciborum alimentis; quae nutrita a sanctis angelis, dum producitur ad tribunal pulchrior quam nunquam fuerat apparuit cunctique mirabantur, quod tot diebus absque cibo tam formosa videretur. Fabricius vero dixit: Nisi deos in praesenti adores, equulei poenas non evades. Dorothea respondit: Deum adoro non daemonem, dii enim tui daemones sunt. Et prostrata in terram elevatisque in coelum oculis oravit ad Dominum, ut ostenderet omnipotentiam suam et quod ipse sit solus Deus et non alius praeter eam. Erexerat namque Fabricius columnam et desuper idolum. Et ecce multitudo angelorum cum impetu veniens conterit idolum, quod nec particula columnae inveniretur. Et audita est vox daemonum per aera clamantium: Dorothea, cur nos sic devastas? Et multa milia paganorum ad Christum manifeste convertebantur, qui etiam martyrii palmam ingressi sunt." Im weiteren verlaufe wird Dorothea auf die folterbank gespannt, ihr körper auf die grausamste weise zerfleischt; am nächsten

morgen aber erscheint sie so schön wie zuvor. Voll staunen schickt sie der tyrann zu ihren schwestern; diese sollen sie vom christenglauben abbringen, den sie selber aus furcht schon verlassen — aber sie werden von Dorothea zum wahren glauben zurückgeführt und sterben auf dem scheiterhaufen. Noch einmal verweigert die heilige vor dem präses das heidnische opfer und wird mit stöcken und prügeln geschlagen, bis die henkersknechte ermüden — und wider wird sie über nacht von allen wunden geheilt. Endlich fällt Fabricius das todesurteil und lässt Dorothea vor die stadt zum richtplatz führen. Auf dem wege wird sie vom protonotar Theophilus höhnisch gebeten, sie möge ihm doch aus dem garten ihres bräutigams rosen schicken, was sie zusagt. Durch ihr gebet erwirkt sie den menschen, die sie nach ihrem tode anrufen, erhörung in allen nöten. Bevor sie den todesstreich empfängt, tritt ein lieblicher knabe zu ihr mit einem körbchen voll rosen und äpfeln; sie schickt ihn zu Theophilus und wird enthauptet an den iden des februar im jahre 287 unter den kaisern Diocletian und Maximian. Theophilus stand indessen im palaste des Fabricius, da erscheint der engelknabe an seiner seite und überreicht ihm das körbchen mit den worten: „Diese rosen und äpfel schickt dir meine schwester Dorothea aus dem paradiese.“ Aufs tiefste ergriffen von dem wunder zur rauhen winterszeit bekennt sich der spötter zum glauben an Christus und empfängt ebenfalls die märtyrerkrone. Nach den ausgesuchtesten qualen wird sein leib in stücke geschnitten und diese werden den vögeln zum frasse vorgeworfen.

Der zusammenhang unseres bruchstückes mit der legende ist so auffallend, dass man annehmen kann, sie sei vom dichter direkt ohne mittelglied benützt worden. Der prolog, der nach der ansprache an das volk die vorgeschichte der heldin, die exposition, zu bringen hat, weist zum teil geradezu wörtliche anklänge an die vorlage auf; und wenn der bericht die eltern *in civitatem Caesaream* fliehen lässt, der dichter dies aber übersetzt „in eyne stat, dez keyser gebit,“ so bestätigt dieser irrtum nur unsere behauptung. Auch die lateinischen spielanweisungen gehen mehrfach auf den wortlaut der legende zurück, wenn auch im spiele selbst die phantasie des dichters bei der ausnutzung und ausschmückung des gebotenen in ihre rechte tritt. Auch hier aber wird die anordnung der vorlage strenge eingehalten und nur aus besonderen gründen werden einzelheiten breiter behandelt; so die bekehrung der heiden nach den einzelnen wundern oder die werbung des Fabricius um die schöne jungfrau, den zuschauern zu liebe oder zum nutzen. Das opfer, das der tyrann am beginne den göttern darbringen lässt, soll den christlichen zuhörern die voraussetzung vor augen führen, welche die folgenden vorgänge erst möglich macht. Das erregende moment bildet hier wie dort die einbläserei des teufels. Den abfall der schwestern hat der dichter vorausgenommen; der keim zu dieser scene liegt in der legende erst in den späteren worten: Et misit eam ad duas sorores suas Cristen et Callisten, quae metu mortis a Christo recesserant, ut ipsae Dorotheam sororem suam a Christo avelle-

ent. Es muss aber als geschickter griff des dichters bezeichnet werden, lass er sich durch diese kleine eigenmächtigkeit für eine spätere scene len weg ebnete.

Eine auffallende abweichung vom berichte der legende findet sich ıur in der erklärung des namens der heldin. Dort heisst der vater)orus, die mutter Thea — eine einfache nebeneinanderstellung ergibt len gewünschten namen, so dass man fast vermuten möchte, die eltern eien erst nach der tochter benannt worden. Merkwürdigerweise hat ich der deutsche dichter den fall viel schwieriger gemacht, indem er len vater Dorotheus, die mutter aber Theodora nennt und dann den ıamen des kindes (nach altdeutscher weise?) aus je einer hälfte bestehen ässt; dabei bereiten ihm die namen viele unbequemlichkeiten, und die rerse 60 und 61 gehören auch metrisch zu den bedenklichen stellen. Die von den Acta Sanctorum als massgebend zu grunde gelegte form ler überlieferung kennt den namen der eltern nicht; doch heisst es in liesem werke, nachdem von den übertreibungen der Legenda aurea die ede war, § 2 al. 11: „Eadem fere in magnum Menologium Virginum etulit Franciscus Laherius noster, qui patrem eius Theodorum, Theoloram appellat matrem[1].“ Das klingt schon ähnlich, und es mag ınserem dichter eine fassung vorgelegen haben, die in bezug auf namen ihre eigene wege gegangen war. So beginnt z. b. die oben erwähnte egende cod. 3, 31 der bibliothek in Kremsmünster, die anfangs fast wörtlich mit der Legenda aurea übereinstimmt, mit den worten: „Gloriosa virgo et nartir Christi Dorothea ex patre Dorotheo et matre Theodora progenita st.“ Ebenso heisst es in der von Diemer veröffentlichten deutschen eimlegende (a. a. o. s. 71): „Mit rechter christes lere — Theodora und Dorotheus — verschiden.“

Würde nicht schon das aussehen der handschrift eine grössere ıusdehnung des dramas gebieterisch fordern, als in unserem bruchstücke vorliegt, so müsste auch der enge zusammenhang des erhaltenen teiles mit der legende ausser zweifel lassen, dass die dichtung einst den ganzen stoff umfasst habe. Dadurch würde das stück auf die doppelte länge kommen. Heinzel, der in seiner „Beschreibung des geistlichen schauspiels“ auch unser spiel in den kreis seiner feinfühligen beobachtungen zieht, scheint es nicht für ausgemacht zu halten, dass die handschrift nur ein bruchstück enthält[2], was für mich zweifellos

1) Gemeint ist François Lahier, Le grande Menologe des saintes, bienheureuses et venerables Vierges. Lille 1645.

2) R. Heinzel, Beschreibung des geistlichen schauspiels im deutschen mittelalter (1898) s. 2.

feststeht. Aus diesem grunde weicht meine auffassung in mehreren punkten von der Heinzels ab. Der behauptung, dass Dor. einen wirklich guten ausgang habe[1], könnte man unter der voraussetzung zustimmen, dass ja die erlangung der märtyrerkrone für den guten christen ein glück und in höherem sinne auch ein triumph über den gegner genannt werden kann. Aber Heinzel nennt die zerstörung des götzenbildes nach v. 258 die katastrophe des stückes[2] und bezeichnet die darauffolgende bekehrung der heiden als den erfolg der heldin[3], der die sichere erwartung erregt, dass es dem gehassten Fabricius noch schlecht gehen, Dorothea aber noch glück erfahren werde[4]; und er findet in diesem zusammenhange, dass der teufel schadenfreude gegen Fabricius errege, in dem er sie selber ausspreche[5]. Das alles ist nur denkbar, wenn auf die noch folgenden martern und die verurteilung zum tode keine rücksicht genommen wird; erst auf dem schaffot kann Dorothea als die wahrhaft triumphierende betrachtet werden. Wenn ferner behauptet wird, dass v. 267 einer für die mehrheit, d. i. ein bekehrter heide für alle spreche[6], so wird wider nicht berücksichtigt, dass die hs. v. 270 mitten in der rede abbricht und es doch sehr wahrscheinlich ist, dass nach dem *primus paganus* auch ein *secundus* ja vielleicht noch ein *tertius* zu worte kommen werde, wie dies ja auch nach dem wunder im ölfasse v. 195 fgg. geschieht.

Wir können uns die überlieferte handlung etwa in folgende auftritte zerlegen: 1. Prolog. 2. Das opfer des Fabricius und des volkes. 3. Aufreizung durch den dämon. 4. Erste begegnung mit Dorothea. 5. Botschaft an Dorothea. 6. Werbung und zurückweisung. 7. Abfall der schwestern. 8. Erste marter im fasse mit dem siedenden öl. 9. Bekehrung der heiden. 10. Zweite marter im kerker, wo sie neun tage ohne speise und trank bleibt. 11. Wunderbare zerstörung des götzenbildes. 12. Bekehrung der heiden. Daran müssten sich im verlornen teile noch folgende scenen angeschlossen haben: 13. Dritte marter auf der folterbank (dem galgen). 14. Bekehrung und martertod der schwestern. 15. Vierte marter durch stockstreiche. 16. Das todesurteil. 17. Die begegnung mit Theophilus. 18. Gebet auf dem richtplatze. 19. Der engel mit dem blumenkörbchen. 20. Die enthauptung. 21. Bekehrung des Theophilus.

1) Beschr. s. 225 fg.
2) Beschr. s. 274.
3) Beschr. s. 320.
4) Beschr. s. 345.
5) Beschr. s. 351.
6) Beschr. s. 309.

22. Martyrium des Theophilus, wobei dahingestellt bleiben muss, ob das künstlerische taktgefühl des dichters der versuchung zu widerstehen vermochte, diesen teil in eine reihe von marterscenen aufzulösen; auch heidenbekehrungen konnten eingeschoben werden. Das siebenmal angemerkte absingen des Silete bietet uns keine anhaltspunkte für sinngemässe abschnitte. Dafür ist es zweifellos widerholt dazu verwendet worden, pausen auszufüllen, die durch die unbeholfenheit der technik entstehen z. b. wenn eine gruppe den bühnenort wechselt oder der dialog von einer gruppe auf die andere übergeht und ähnlich[1]. Auffällig kurz ist die scene nach v. 223: Dorothea ist allein im kerker, der engel tröstet sie. Darauf sind nur zwei verse verwendet und doch sollen zwischen der einkerkerung und befreiung volle neun tage verstreichen; da müssen das absingen des Silete, das abführen der gefangenen und die rückkehr der diener ausgiebig ausgenützt worden sein, um die zeit doch einigermassen zu zerdehnen[2]. Nicht gar so schlimm, aber eingeschränkt genug erscheint auch der besuch des Fabricius, der sich innerhalb sechs versen abspielt (v. 109—114); hier dient der gang des Fabricius zum und vom aufenthaltsorte der Dorothea, der sich wol in prozessionsordnung entwickelt hat, dazu, eine grössere zeitdauer zu bewirken[3]. Eine schwierigkeit anderer art bleibt nach der scene im ölfasse bestehen. Es heisst dort, dass die henkersknechte Dorotheen die kleider vom leibe reissen, um sie mit dem siedenden öle zu begiessen. Völlige nacktheit scheint allerdings in alten darstellungen nichts durchaus unmögliches[4] gewesen zu sein; doch war hier das anstössige des entkleidens leicht zu vermeiden, da ja Dorothea bis zum halse im fasse sass und somit die handlung nur zum scheine vorgenommen zu werden brauchte. Die schwierigkeit beginnt erst, wenn Dorothea unverletzt dem fasse entsteigt — wie geschieht dies? Sie muss entweder ebenfalls zum scheine ihre kleider wider erhalten, oder die naivetät des publikums war gross genug, dass es nichts auffälliges dabei fand, wenn sie trotz des vorausgegangenen wider bekleidet erschien.

Das stück beginnt, wie schon erwähnt, mit einem prolog, den ein herold spricht = primus dicit ricmum, qui proponit ludum. Es werden zuerst Gott, St. Dorothea und der hl. geist angerufen, damit

1) Vgl. Heinzel, Beschr. s. 87.

2) Vgl. R. Heinzel, Abhandlungen zum altdeutschen drama. Wiener sitz.-ber. bd. 134 (1895) X. s. 279.

3) Vgl. Heinzel, Abhandl. s. 276.

4) Vgl. Heinzel, Beschr. s. 25 und 220.

das spiel auch gut vollendet werde. Der leis zu ehren des hl. geistes nach v. 14 ist jedenfalls die bekannte und beliebte strophe:

> „Nu bitte wir den heiligen geist
> umb den rehten glouben allermeist,
> daz er uns behüete an unserm ende,
> so wir heim suln varn uz disem ellende. Kyrieleis[1].

die Berthold v. Regensburg in der predigt *von drîn lagen* zweimal citiert[2], und die später von den bauern in der schlacht von Frankenhausen (15. mai 1525) gesungen ward[3]. Das ganze volk stimmt in den gesang mit ein (= et cantat omnis populus) besagt die spielanweisung. Heinzel (Beschr. s. 86) scheint die möglichkeit nicht ausschliessen zu wollen, dass hier omnis populus nur die schauspieler bedeute wie in der spielanweisung nach v. 96: Fabricius cum omni populo transit ad ydolum; aber dort ist populus durch das vorausgehende ganz klar als das von Ewer zum opfer zusammenberufene volk gekennzeichnet, während im prolog gar kein anhaltspunkt vorliegt, das wort in einer beschränkten weise aufzufassen. — Nach diesem gebet vernehmen wir in einer art exposition ereignisse, die vor den beginn des stückes fallen[4]; die vorgeschichte der jungfrau wird erzählt, wir werden auf ihre hohe abstammung, auf ihre schönheit und tugendhaftigkeit aufmerksam gemacht, und der beginn des stückes wird v. 69fg. ausdrücklich angekündigt. Ob das spiel, wie es mit einer ansprache an das publikum begonnen wurde[5], auch mit einem ähnlichen epilog des herolds schloss, muss natürlich dahingestellt bleiben. Vielleicht bildete den abschluss eine anrufung der hl. Dorothea, an der sich das volk ebenso beteiligte wie anfangs bei der anrufung des hl. geistes.

Mit v. 71 beginnt das dramatische spiel, das nach bedarf von vorschriften für die darsteller unterbrochen wird, die lateinisch abgefasst sind. Diese spielanweisungen geben zumeist an, was vor oder während der folgenden rede getan werden soll, oder es wird auch anbefohlen, was nach der rede zu geschehen hat, so nach v. 212: Fabricius dicit ad tortores et facit paganos ducere ad decollandum; es kann auch der inhalt der rede schon kurz angedeutet werden wie nach v. 88: Ewer respondet et convocat populum, ut vadant ad cultum ydolorum, und

1) Wackernagel, Das deutsche kirchenlied II, 44.
2) Berthold von Regensburg, herausgg. v. Pfeiffer I, 43. 45.
3) Hoffmann. Geschichte des deutschen kirchenliedes[8] s. 201fg.
4) Vgl. Heinzel, Beschr. s. 205.
5) Vgl. Heinzel, Abh. s. 23 und Beschr. s. 63.

:h v. 96; Tunc Fabricius cum omni populo transit ad ydolum ipsum **dando**[1].

Der zusammenhang der auftritte untereinander ist zuweilen ein er. So ist schon beim übergang vom prolog zum spiel v. 71 die ge des ritters Grim nach dem begehren des Fabricius ziemlich un- ·mittelt. Überraschend ist nach der huldigung des tyrannen die auf- zung des dämons v. 103fgg., die fast die form eines befehles an- amt. Nicht so streng wie Heinzel (Beschr. s. 281fg.) als rückblick ' gar nicht geschehenes möchte ich den fall v. 121fg. auffassen: Hast nû myn reyde vornûmen? wol hyn vñ heys dy iuncvrowe komen, ı der ich dir habe gesayt. Es ist richtig, das Fabricius zum boten :h nichts von Dorothea gesagt hat und dass auch gar kein platz ür vorhanden ist: aber er hat kurz vorher v. 115fgg. allen anwesenden ərlich seine absicht verkündet und setzt nun in der frage v. 121 :aus, dass der diener in seiner umgebung die mitteilung gehört habe, er benimmt sich v. 123 so, als ob er sie nur oder doch hauptsächlich n boten gemacht habe. Nicht viel anders verhält es sich doch auch 211fgg.; Fabricius kündet den bekehrten heiden den tod an und gt dann die henkersknechte: Ir heren, hat ir nu vornomen mynen ı? Die art der verhängten todesstrafe erfahren wir hier nur aus · spielanweisung: et facit paganos ducere ad decollandum. Zweimal ıtereinander, nach v. 236 und v. 242 besagt die spielanweisung das- be: Fabricius contra Dorotheam dicit; es könnte also die zweite vor- ırift als überflüssig erscheinen. Doch ist es zweifellos, wenn auch ·ht ausdrücklich bemerkt, dass sich Fabricius v. 239 von Dorothea — seinem gefolge zuwendet und von v. 243 an die gefangene neuer- ıgs anspricht[2]. — In v. 83fg. antwortet der miles Grim seinem herrn d spricht unmittelbar darauf v. 85fgg. zum boten, doch ist diese ndung durch eine eigene anweisung angedeutet.

In unserem bruchstücke zähle ich 15 einzeln redende personen. bei nehme ich an, dass der dämon zu beginn des stückes derselbe wie der aus dem idol vertriebene am schlusse, dass der cursor rer mit dem nuncius identisch sei, sowie dass die servi keine anderen en als die beiden tortores Notopolt und Tarant; das ist um so glaub- ıer, als die spielanweisungen offenbar zwischen tortores und servi nen unterschied machen, und Fabricius die servi widerholt als *ir vene man* anspricht (v. 220 und 225). Bei der letzten heidenbekehrung

1) Vgl. Heinzel, Abh. s. 9fg.
2) Vgl. Heinzel, Beschr. s. 69 und 84.

wurde nur ein paganus in rechnung gezogen, da der jähe abbruch der handschrift keinen zweiten mehr zu worte kommen liess. Heinzel (Beschr. s. 134) zählt 17 einzelpersonen, bezeichnet sie aber nicht näher.

Die heldin des dramas ist Dorothea; ihre vorgeschichte erzählt uns der prolog. Das stück zeigt uns ihre letzten lebenstage[1] und lässt sie gleich zu beginn in die gewalt ihres feindes geraten[2]. Sie zeigt sich standhaft gegen verlockungen wie drohungen, erträgt mit gottes beistand die grausamsten martern und erringt sich durch ihren tod die siegespalme der märtyrer. — Einen scharfen gegensatz zu ihr bilden ihre beiden schwestern Criste und Kalliste, deren namen wir nur aus dem prolog kennen. Sie erwecken durch ihre feigheit unsere verachtung[3], tilgen aber die schmach der apostasie im zweiten (verlornen) teile durch mutiges bekenntnis und durch den tod von henkershand. — Gegner der heldin ist der römische statthalter Fabricius. Vom dämon angereizt begehrt er die schöne jungfrau zum weibe, aber seine liebe verkehrt sich in grenzenlose wut, als er nicht nur abgewiesen wird, sondern auch noch hören muss, dass die kühne eine christin sei. Der heide und der verletzte liebhaber[4] lechzt nach rache. Er ersinnt die grausamsten martern, die sich immerfort steigern[5], muss aber gegenüber der von Gott beschützten dulderin seine ohnmacht fühlen und vermag schliesslich den gegenstand seines hasses zwar zu zerstören aber nicht zu besiegen. All sein wüten führt nur dem Christusglauben neue anhänger zu und bringt ihm selbst neue beschämung.

Neben diesen vier aus der legende entnommenen darstellernamen hat der dichter vier andere selbständig erfunden: Grim, Ewer, Notopolt und Tarant. *Primus miles Grim* heisst der erste in der spielanweisung, als ritter Grim wird er von Fabricius angeredet[6]. Er nimmt eine bevorzugte stellung ein, empfängt unmittelbar von seinem herrn befehle, gibt sie an einen untergebenen weiter und wird v. 89 von diesem here angesprochen. — Der läufer (cursor) Ewer beruft als herold das volk zusammen, damit es den göttern opfere. Wahrscheinlich ist Ewer auch der bote (nuncius), der mit grossem eifer die verbindung zwischen Fabricius und Dorothea herstellt[7]. Fabricius ruft ihn v. 118 mit der

1) Ebd. s. 177.
2) Ebd. s. 321.
3) Ebd. s. 306 und 317.
4) Ebd. s. 238.
5) Ebd. s. 317.
6) Vgl. Heinzel, Abh. s. 68, Beschr. s. 192 fg.
7) Vgl. Heinzel, Beschr. s. 253.

frage auf: *wo myn bote, den ich do hyn sende?* Aus seinem munde hören wir das einzige scherzwort, das uns im ganzen stücke begegnet, wenn er beim anblick der drei schwestern v. 138 zu Fabricius sagt: *du hist mich eyne brengen, nu sint drie komen* und damit beweisen will, dass er den auftrag vortrefflich ausgeführt habe. — Die beiden henkersknechte (tortores) Notopolt und Tarant, die auch servi heissen, sprechen die verse 229 und 230 gemeinsam[1], was sonst nirgends mehr im stücke vorkommt. Auch sie werden v. 213 von Fabricius *ir heren* angesprochen. Sie nehmen Dorothea in empfang und vollziehen an ihr die anbefohlenen martern, sie führen die bekehrten heiden zum tode; offenbar fällt ihnen auch die ausführung der in dem verlornen teile angeordneten qualen zu. Alles das gewährt ihnen eine grausame lust. Besonders Tarant zeichnet sich durch rohe gesinnung aus: er hat der heiligen die kleider abzunehmen und sie zu fesseln; er hat nicht umsonst seinen berüchtigten namen, und um der kleider willen würde er gerne auch ihrer neune verbrennen. Darf aus dieser bemerkung v. 184 geschlossen werden, dass die kleider der verurteilten in den besitz der henker übergehen? Die stelle lässt kaum eine andere auslegung zu und trotzdem soll gleich darauf Dorothea wider bekleidet vor das publikum treten! Auch geselle Notopolt fasst den edlen vorsatz, die jungfrau so mit dem heissen öle zu begiessen, dass ihr haut und haare abgehen sollen. Grimmiger hohn spricht v. 218 aus den worten des einen knechtes, da sie die neubekehrten zum richtplatze schleifen: *wir wullen sy vurren, sie mohten vil liber gen.* Diese rohen kerle machen den eindruck bestialischer grausamkeit, keineswegs aber, wie das sonst wol üblich ist, werden sie zu komischen zwecken ausgenützt; dazu ist unser stück durchwegs zu ernst gehalten.

Von den unbekannten persönlichkeiten tritt uns zuerst der dämon entgegen. Auch der teufel spielt eine ernste, am schlusse zwar jämmerliche, nie aber eine komische rolle. Er verleitet den Fabricius, seine augen auf die schöne Dorothea zu richten, deren tugendhaftigkeit ihm ein greuel ist, und erleidet dafür die strafe, dass er von der christin aus seinem wohnsitze, dem götzenbilde, vertrieben und dieses zerstört wird. Jammernd muss er enteilen; aus seinen worten lässt sich schliessen, dass er eine mehrzahl von bösen geistern vertritt. Auffallend könnte man es finden, dass Fabricius, obwol der teufel dabei im spiele ist, eine so ehrbare annäherung versucht und Dorothea zur ehefrau begehrt. Es zeigt sich hier wider der enge anschluss an die

1) Ebd. s. 28.

legende, in welcher der statthalter seine auserwählte ebenfalls *legitimo thoro* zuführen will und zwar auch auf einbläserei des teufels hin[1].

Ich möchte den ernst und die wortkargheit, die überall zutage tritt, als beweis dafür ansehen, dass die entstehung des stückes viel weiter zurückreicht als die erhaltene niederschrift, und dass diese wider abgesehen von sprachlichen verschiebungen die ursprüngliche form gut bewahrt hat. Spätere bearbeiter des stoffes würden sich gewiss die mancherlei gelegenheiten nicht haben entgehen lassen, dem geschmacke des publikums zu huldigen, dem streben nach breite und der freude am komischen, die sich auch von der ehrwürdigsten umgebung nicht zurückdrängen liess, zugeständnisse zu machen. Das zeigt sich ja deutlich in vielen der erhaltenen czechischen bearbeitungen, von denen in der einleitung die rede war.

Auch ein engel tritt redend auf; er bringt Dorothea speise in den kerker und verweist sie v. 223fg. auf den beistand Gottes. Mehrere engel zerstören auf die bitte Dorotheas, aber ohne selbst zu sprechen, das götzenbild mit grosser wucht und von donnerschlägen begleitet. Auch sonst greift die göttliche macht zugunsten der bekennerin ein[2], jedoch nicht immer benützt sie wie hier sichtbare werkzeuge. Im ölfasse fühlt sich Dorothea so wol, als ob sie im duft einer blumigen wiese sässe. Auf ähnliche weise wird sie auch die noch drohenden martern ertragen. Christus selber erscheint nicht[3], und der knabe mit den paradisischen früchten und rosen darf hier nur andeutungsweise erwähnt werden, da er ja im erhaltenen bruchstücke nicht auftritt. — Noch ist der heiden zu gedenken, die sich durch die wunder bekehren lassen. Nach der glücklichen errettung aus dem ölfasse heisst es: pagani sive milites, qui primo sit, convertuntur; der relativsatz soll wol bedeuten „die zunächst stehenden." Drei geben ihrem glauben öffentlich ausdruck und werden enthauptet. Nach der zerstörung des götzenbildes heisst es wider: pagani hic videntes, quod ydolum superasset, conversi sunt ad dominum; also eine mehrzahl, doch nur einer spricht v. 267—270, mitten im satze bricht die handschrift ab. Schon aus der einleitung zur rede — et primus dicit — darf man schliessen, dass noch andere folgen sollen.

Neben diesen einzelnen personen treten noch gruppen von statisten und sängern auf, die als milites, pagani, populus bezeichnet werden,

1) In Reuters Comedia (s. oben) meint Fabricius, die hohe abkunft Dorotheens lasse keinen andern ausweg, als sie zur gemahlin zu erheben.

2) Vgl. Heinzel, Beschr. s. 229.

3) Ebd. s. 176.



und die gewiss eine grosse zahl ausgemacht haben werden. Vielleicht sind die heiden aus den reihen der soldaten zu entnehmen. Unter populus ist gewöhnliches heidenvolk zu verstehen, das neben der soldateska auch auf der bühne vertreten gewesen sein muss; auf dieses beziehen sich die worte: Ewer convocat populum, ut vadant ad cultum ydolorum *und*: Tunc Fabricius cum omni populo transit ad ydolum, *ferner*: Tunc Fabricius transit ad mansionem suam cum populo. Es sind darunter die untertanen des statthalters zu verstehen, von denen er v. 80 spricht: Mynen got den wil ich eren, vñ all myn volk zcu hym keren. Deshalb ist es schwer glaublich, dass die anweisung nach v. 14 (et cantat omnis populus) die zur gemeinsamen anrufung des hl. geistes auffordert, dies heidenvolk im sinne habe; da ist die menge der zuschauer gemeint. — Ob die sänger des Silete eine besondere gruppe ausgemacht oder sich aus den schon erwähnten massen nach bedarf recrutiert haben, geht aus den spielanweisungen nicht hervor[1]. Doch ist wol das erste anzunehmen. An ihrer spitze mag ein herold gestanden sein, der vielleicht auch leiter des spieles war und den prolog sprach oder, wie es hier heisst: ricmum, qui proponit ludum[2].

Trotz des einfachen, oftmals unbeholfenen aufbaues der handlung herrscht doch auf der bühne lebhafte bewegung. Das volk strömt nach der aufforderung des cursor beim praetorium zusammen und zieht mit Fabricius gemeinsam zum götzenbilde; von hier geht der statthalter an der wohnung Dorotheas vorüber an seinen platz. Der bote läuft zur jungfrau und wider zurück; diese kommt mit ihren schwestern zum fürsten und wird in das fass mit siedendem öle gestossen. Die bekehrten heiden werden zur hinrichtung abgeführt und Dorothea wird in den kerker geworfen; von dort wird sie wider vor Fabricius gebracht und zum götzenbilde geführt, das dann von den engeln zertrümmert wird. Die bühne muss also von nicht unbedeutender ausdehnung gewesen sein, da zwischen und neben den einzelnen örtlichkeiten ausser den hauptpersonen auch die begleitung von soldaten und volk ohne störung zur geltung kommen musste. Bestimmte, deutlich kennbar gemachte bühnenstandplätze[3] muss es mindestens folgende gegeben haben: 1. Das praetorium (mansio) des Fabricius; 2. der platz mit dem götzenbild; 3. die wohnung (mansio) der Dorothea; 4. eine art folterkammer oder einen folterplatz, auf dem die verschiedenen martern zur ausführung kamen. Über das aussehen dieser plätze können

1) Vgl. Heinzel, Beschr. s. 28.
2) Vgl. Heinzel, Abh. s. 24.
3) Ebd. s. 133.

wir nur vermutungen aufstellen. Der platz des Fabricius heisst einmal nur *mansio,* war aber jedesfalls besonders hervorgehoben, da er später als praetorium bezeichnet wird; vielleicht war es ein thronartiger aufbau oder eine laube vor einem durch coulissen markierten palaste. Der aufenthaltsort Dorotheas heisst ebenfalls *mansio,* und es muss unentschieden bleiben, ob dieses farblose wort nur standplatz oder wohnung, haus bedeute; jedenfalls müsste dies so geartet sein, dass die zuschauer die vorgänge im innern beobachten konnten[1]. Von ähnlicher beschaffenheit war auch der kerker (carcer), denn wir sehen darin, wie Dorothea vom engel gespeist und getröstet wird. Solche örtlichkeiten konnten nur durch halbhohe wände oder schranken markiert sein. Der folterplatz muss ausser dem kerker noch das ölfass und den galgen beherbergt haben, und auch die martern des verlorenen teiles würde ich hier vollziehen lassen. Vielleicht fällt auch die hinrichtung in diesen raum, vielleicht aber waren allen einzelnen scenen gesonderte plätze zugewiesen; das musste sich ja auch nach dem orte der aufführung ändern. Mit dem „galgen“ wird in unserem bruchstücke v. 245 allerdings nur gedroht, aber zweifellos ist damit der equuleus gemeint, dessen qualen Dorothea in der legende nach der zerstörung des götzenbildes zu erdulden hat.

Die bühneneinrichtung war höchst einfach. Ausser ein paar folterwerkzeugen verlangt das stück nur ein leicht zerstörbares götzenbild und die nötigen requisiten, um bei der zerstörung grossen lärm und donnerschläge hervorzubringen; das konnte auch hinter oder unter der bühne geschehen. Unklar ist bei dieser scene die bemerkung: daemon per aera clamat; fliegt dabei der vertriebene dämon schreiend durch die lüfte, oder ist darunter grosses geschrei des bereits verschwundenen also unsichtbaren zu verstehen?

Der ort der ganzen handlung ist, wie uns legende und prolog belehren, die stadt Cäsarea in Cappadocien.

Als zeit wird im stücke nur allgemein eine grosse christenverfolgung vorausgesetzt; die Legenda aurea meldet, St. Dorothea sei im jahre 287 an den iden des februar unter den kaisern Diocletian und Maximian auf befehl des statthalters Fabricius enthauptet worden. Andere berichte enthalten über tag und jahr kleine abweichungen; das andenken der heiligen wird seit uralter zeit jährlich am 6. februar gefeiert. — Die handlung des dramas umfasst einen zeitraum von elf tagen, wenn ich die neuntägige hungerzeit als voll rechne und für das

1) Vgl. Heinzel, Abh. s. 28. — Der ausdruck *mansio* scheint sich in keinem der übrigen alten spiele zu finden.

vorausgehende wie nachfolgende je einen tag ansetze. Der grosse widerspruch zwischen wirklichkeit und bühnenzeit, der gerade in der kerkerscene zutage tritt[1], enthält wol eine starke zumutung an die zuschauer, und darum kann es der dichter auch gar nicht oft genug widerholen, dass Dorothea wirklich ganze neun tage im kerker gewesen sei. Diese klippe zu umsegeln gieng über seine kräfte, während die übrigen auftritte sich ziemlich glatt aneinander reihen.

Wenn wir unser stück mit dem Ludus de beata Katerina vergleichen[2], das aus dem XV. jahrhundert von Mühlhausen (in Thüringen) erhalten ist und mit dem Ludus de sancta Dorothea meist in einem atem genannt wird, so erscheinen trotz mancherlei ähnlichkeiten doch starke unterschiede. Die sprache unseres dramas ist von der des Katharinenspieles gewiss nicht weit entfernt gewesen, doch ist sie hier viel unverfälschter geblieben, weniger von fremden einflüssen verdorben; auch die verse sind viel strenger gebaut. Es zeigt sich, dass das Dorotheaspiel durch vielfaches abschreiben, sowie dadurch, dass es von seinem ursprungsort gewandert ist, sprachlich und metrisch gelitten hat. — Das Katharinenspiel ist aber in seiner entstehung zweifellos viel jünger. Fs enthält viel mehr formelhafte wendungen und weist einen starken zug zur breite auf; die aufträge an die diener und ihre ausführung, rede und gegenrede bedingen viele wörtliche widerholungen einzelner verse und versgruppen. In die lateinischen spielanweisungen werden häufig hymnen und antiphonen eingeschaltet, die von den engeln oder sängern gesungen werden. Gewisse auffallende übereinstimmungen im aufbau der handlung sind mehr auf die ähnlichkeit der zu grunde liegenden legenden als auf gegenseitige abhängigkeit zurückzuführen. So bildet in beiden den ausgangspunkt das verweigerte götzenopfer, ferner gleichen sich der botenverkehr, die gefangennahme der heldinnen, ihre martern, kerker, hunger und schläge, der göttliche schutz bei allen leiden, die zerstörung des heidnischen instrumentes, die bekehrung der heiden und der martertod der vornehmen, das gebet vor der enthauptung u. a. m. Ähnliches findet sich ja naturgemäss in den meisten märtyrerlegenden. Das Dorotheaspiel ist herber, strenger, vielleicht auch unbeholfener in der rede, das Katharinenspiel weitläufiger und fliessender, es setzt eine ausgebildetere tradition voraus. So steht unser spiel auch in dieser richtung für sich allein da.

1) Vgl. Heinzel, Beschr. s. 274 und 283.

2) F. Stephan, Neue stoffsammlungen für deutsche geschichte. II. Heft. Mühlhausen 1847. S. 149 fgg.

Ludus de S. Dorothea.

[86ᵇ 1] In nomine domini amen.
Incipit ludus de sancta dorothea.

Primus dicit ricmum, qui proponit ludum.

Nu swigit ir iungen vñ ir alden,
daz sin got mûse walden.
In alle dysen dingen,
daz eyn ichlich mensche wil beginnen,
5 So sal her zcu dem ersten ruffen an
dez allerbesten dez her kan,
daz daz ende werde gut
myt .... vñ myt meren gut.
dez helfe vnz got zcu disin dingin,
10 daz vnz alhi muze wol gelingin,
vñ dy heylege iuncvrov dorothe,
daz vnz der hulfe werde me,
Vñ dy gnode dez heyligen geyst.
nu singe wir alle dysen leys:
Nu bitte wir den heyligen geyst etc.
et cantat omnis populus. Post cantum iterum dicit:
15 Um den zanc, den ir hot volbrocht,
do gebe vch vme got craft vñ macht
Czu sen vñ zcu halden;
Got der mûse vnsir spilles walden.
Nu horet vñ merket also wol,
20 wen ich nû kunden sol
von sente dorotea der blûmen,
wy sy zcu der marter sy comen.
Zcu eynen gezcyten is ist gewesen
Czu rome, als ich dovon han gelesen,
25 Gros ahtunge der cristenheyt.
Is vrowe, man ader mayt,
Junc, alt adir rich,
dy vinch man alle geglich.
dy do cristum welten zcu got,
30 dy brocht man alle in grose not.
alle dy cristen dy do waren,
dy man in rome moht irvaren,
dy liz man vortielgen vñ vortriben

In n̄n̄e (?) dni amen. Der spruch steht ganz am rande, der obere teil der buchstaben ist weggeschnitten; Hoffmann hat ihn gar nicht bemerkt.

1 Der grosse anfangsbuchstabe fehlt, im ausgesparten raum ist heute N mit bleistift eingeschrieben. — 8 myt mīn̄e snnde; offenbar ganz verderbte zeile. — 15 kûm gibt keinen sinn; *um* vermutet Hoffmann. — 26 wrovo. — 29 χpm̄. — 31 weren (?). — 32 ir waren. Nach v. 32 wiederholt die hs. die verse 29, 30: dy cristen dy do kristum welten zcu got, dy broch man alle in grozze not.



vñ mit wissen liz man keyn [86[b] 2] do blyben,
35 Is were denne also getan,
ab her dy aptgote wolde beten an,
dy zcu rome gewesen,
vñ vor sulcher vorchte wol genesen.
Do dorotheus daz vornam
40 dy reythe, her waz von edillem stam,
Im missevil gar sere sulch gebot.
her sprach: ihesu crist, hilf mir vz dyrre not,
wen ich eyn cristenman
vñ wil nicht beten iren aptgote an.
45 Got zcu hant im gesant in sinnen mût,
wy sin here vñ al syn gût
Lis aldo zcu rome stan
vñ mit den sinen vur von dan,
Mit theodora der liben vrow syn
50 vñ mit czwen tochtern cristen vñ kalisten sin.
Set, do vlogen si zcu hant
zcu capadocien in daz lant
In eyne stat dez keyser gebit.
Zcu hant si got eyner tochter berit.
55 Noch dem siten der cristenheyt
hemilich wart sy dy toufe angeleyt;
von eynen bischof alzcuhant
wart si dorothea genant.
von der mûter vñ den vatir
60 Dorotheus so her
vñ dy muter theodara,
also wart ir der nam darothea,
vñ wart irvullet mit den heiligen geist
In czuchten vñ tugenden allermeyst.
65 Sy waz schone vbir alle iuncvrowen,
daz in alle dem rich nicht schoner waz zcu schowen.
Welt nu wol vornemen dyse mere,
also izt dorothea komen here.
wy nu vorbaz [87[a] 1] werde geschen
70 daz wert ir horen vñ sen.
rimum cantatur: Silete. Primus miles Grim dicit:
Here fabricius, saga mer,
waz ist nu dynen herczen ger,
adyr wornoch trachten dyn mût?
daz sage vns, daz dunket mich gût.
75 dez sulle wir alle gewollit syn
gar noch dem willon dyn.

it wy vissen. — 37 genesen. — 42 ihũ crist. — 49 wrow. — 51 vlogen
Noc. — 59 won. — watir. — 62 als so. — 63 vart ir wullet. — hely-
czufthen vñ tudydē. — 65 iũcwrobben. — 66 schowhen. — 67 Velt



Fabricius respondet:
Ritter grim, daz sage ich dyr,
waz ich nu han gedocht myr.
Mynen got den wil ich eren
80 vñ alle myn volk zcu hym keren,
daz sy brengen daz opphir dar.
daz wil habe alses war.
Iterum miles dicit:
Here fabricius, daz sal syn
gar noch dem willen dyn.
Miles ad cursorem dicit:
85 horstu daz, Ewer,
hast du vornomen dynes heren mer?
du salt kundengen alzcuhant
also weyt alzo izt mines heren lant.
Ewer respondet et convocat populum, ut vadant ad cultum ydolorum:
here, daz han ich dicke getan.
90 Nu horet ir vrowen vñ ir man:
Ir sullet alle tûn mynes herren gebot
vñ komet in den tempil zcu dem aptgot,
vñ brenget alle ewer opphir dar
wen man wirt vwer nemen war.
95 vñ welche nicht dar komen,
dy nem syn keynen vromen.
Silete. Tunc fabricius cum omni populo transit ad ydolum ipsum laudando. dicit:
Myn got, daz sal dyn lop syn
[87a 2] myt alle dyzen volke myn;
vñ moch ich ir mer gehabin,
100 sy mûsten dir alle lop sagen.
vñ biz mir genedik, dez bitte ich dich,
in dyne hûte bevele ich mich.
Demon respondet:
Noch eyner mayt loz sten dynen gyr
frabricie, daz sa ich dir.
105 dy schonste, dy in dem lande mac gesyn,
dy nem dir nach dem willen dyn.
fabricius converso ad ydolum dicit:
Ich wil tûn noch dynen gebot,
Ich ge sy heysen komen, e iz werde zcu spot.
Tuuc fabricius vadit ad mansionem dorotheo et dicit:
Got gruse dich, allerschonste clar,
110 dy ich han gesen by manchen iar.
Dorothea refert grates:
Here, iz nucht ewer spot,

80 wolk. — 81 brenē. — 90 wrowē. — 93 alle wer. — 94 var. — 95 velche. — 106 dy me nō dir. — 108 Ich wil ge; wil offenbar aus dem vorhergehenden verse widerholt. — verde. — 109 aller schôste. — 110 manchcen.

so danke vch der hemillische got.
fabricius, Got geseyne vch, edeler here,
daz vch got muse eren.
c fabricius transit ad mansionem suam cum populo et dicit:
115 Nu horet alle, waz ich mûz ien:
dy aller schonste dy han ich gesen,
dy mûz ich han, daz ist on ende.
wo myn bote, den ich do hyn sende?
ıcius respondet:
Here, ich antwurte ewren mere;
120 wa ir mich heyst, daz tûn ich gerne.
ricius ad nuncium:
Hast du nû myn reyde voraûmen?
wol hyn vñ heys dy iuncvrowe komen,
von der ich dir habe gesayt,
dy myme herczen wol behayt.
ᵇ 1] Silete . dicit Nuncius:
125 an ewren dinste bin ich vnverczayt
Vñ wil vch brengen dy schone mayt,
waz ir mich heist werben,
vñ solde ich dor vmme sterben.
ıcius currit pro virgine et dicit:
Got gruse dich, czarte vñ clar!
130 Hor vñ nem meyner reyde war:
Myn here der bit dich zcu ym zcu komen,
iz kome zcu saden adir zcu vromen.
othea respondet:
waz myn here gebeut, daz sal syn.
nu get mit mir, vil liben swester myn.
te . et Nuncius est reversus et dicit ad fabricium:
135 Sich here, wi do her get,
noch der dyn mût so sere stet.
ich han dyn reyde wol vornomen
du hist mich eyne brengen, nu sint drie komen.
transit cum sororibus ad fabricium. Fabricius suscipiet eam . dicit:
Juncvrowe, nu biz mir wilkomen,
140 iz kome zcu schaden adir zcu vromen.
golt silber vñ saczes so vil
wil ich dir geben ane zcil;
als myn gût wil ich dir geben,
vñ nem mich zcu eym elichen leben.
othea respondet:
145 waz beuts du myn den sacz dyn?
Ja vorsme ich en sam eyn erdenclossilin!
Nu nem ich dich noch keynen man,

22 iūcwrowe. — 126 brennē. — 134 wil. — 138 brēnē. — 139 Jūcwrowe.
wil. — 143 gbeut.



wen ihesus cristus ist myn brȯtegam,
der eyn konic ubir alle kůnge izt.
150 Daz sag ich dir in dirre vrist.

Fabricius furore succensus ad dorotheam dicit:

wy torstu daz y keyn mir gesprechen?
[87[b] 2] an dyme lybe wil ich mich rechen!
In eyne bote sal man dich slizen,
vñ sal dich mit sydendyngen ȯele begisen.

Hic fabricius dicit ad sorores:

155 Ir czwu iuncvrowen, geleubet ir ouch an den got,
den ewer swester hy genant hot?
Zo můst ir ouch den tot lyden,
vñ sal uch dy helse ab sniden!

prima soror dicit:

ach, libe swester, was reydes du
160 wi vnsir antworte nu?

Secunda dicit:

Swester, wir sullen vurchten dy not,
dy do brenget den grimmigen tot.
here, wir tůon alles daz ir vns heyst,
vñ gelovben an ewer got allirmeyst.

Fabricius ad sorores. Et cum hoc iubet, ut dorotheam in oleum proiiciatur super caput fundatur.

165 Nu ir in vnsirm leben wellet wesen,
so moget ir vil wol genesen.
aber dy vast an eyn seyl
vñ tůt noch mynen vrteyl
vñ begist zy myt dem ȯele, daz do syde,
170 do mit vorbornt ir alle ire gelyde!

Silete. Tunc tortores proiciunt eam ad oleum. Notopolt dicit:

Horstus, geselle tarant?
nu wirf ir abe ir gewant
vñ warte, daz feste sin ir bant;
sy můz in dy bote zcuhant.
175 So wil ich sy mit dem sidendyngen ȯel begysen,
daz aller ir lîp wirt bevlisen.
Nu sich vñ nem sin war,
ir můz abe gen hůt vñ har.

Tarant respondet:

Geselle, [88[a] 1] du darft myr nicht sagen.
180 Ja ich wil irs nicht vortragen,
daz sy were noch so schone vñ so clar,
Si můz dy martir leyden zewar.

148 *ihc̄ χpc.* — 155 czvu iūcwrow̄ — 158 sal ouch. — 160 ancwurte. — 161 vurcten. — 162 breñet den grimmy̅. — 163 tůn widerholt. — 167 adir. — sel. — 181 *schone* ist im text ausgeblieben und *schonew* am rand von späterer hand mit anderer tinte ergänzt; derselbe corrector ist von jetzt an öfter zu treffen.

Jo heyse ich der tarant,
ich vorbrente ir nevne vm ir gewant.

Dorothea sedens in doleo illesa refert grates deo:

185 O iesu crist, almechtiger trost,
wie genediclichen hast du mich hûte irlost!
Ja sicze ich in eynem balsem smac vñ in einen towe
glichirwis als in eyner owe.
nu set, ir vrowen vñ ir man,
190 waz czeychans got an mir hat getan,
daz mich dy marthir hat vormyden
vñ vnvorsert byn bliben.
Sit ir daz hat geseen,
Zo mûget ir wol an ihesum cristum ien.

Pagani sive milites, qui primo sit, convertuntur. primus dicit:

195 Dorothea, noch dynen gebot wol wir tûn
vñ wellen gelouben an ihesum cristum gotiz sûn
vñ wellen den han czu got,
zult wir mit dir liden den tot.

Secundus dicit:

Dorothea, daz kan nymant irwern,
200 wir wullen vns vz dem vnrechten gelouben keren
vñ wullen gelouben an dynen heren ihesum crist,
der eyn rechtir nothelfer izt,
der dich von der martir hot irlost,
vñ alle, dy en anruffen, den izt her eyn heyl vñ eyn [88ᵃ 2] trost.

Tertius paganus dicit:

205 Jo czwar daz sulle wir alle yen,
wen wir han mit den ougen geseen;
dovon prûf, ir vrowen vñ ir man,
wi genediclich got dorotheen hot getan.
wir wullen ouch geleuben an denselben got,
210 vñ sulde wir mit dyr lyden den tot.

Fabricius ad paganos:

Den tot den mûst ir ouch liden
vñ muget yn ouch nu nicht vormyden.

Iterum fabricius dicit ad tortores et facit paganos ducere ad decollandam:

Ir heren, hat ir nu vornomen mynen syn?
nu nemet sy vn vurt sy hyn!
215 Nu vurt sy hyn vñ komt dorvon,
ich mag nicht lenger geseen iren hon.

Servus fabricio respondet:

Here, wir lozen sy nicht lenger sten.
Wir wullen sy vurren, si mochten vil liber gen.

187 baſſem. — 188 corrigiert in glicherwis. — 189 wrowē. — 193 Sȳ, darüber corr. Sam. — 194 ihm̄ cristū. — ien corr. in iehen. — 195 w', darüber *wir*. — 196 *ihm̄ χpm̄*. — 201 ihū crist. — 205 yen, corr. in yehen. — 206 geseen, corr. in *gesehen*. — 207 wrowen. — 214 wrt. — 215 wrt. — 218 wurren. — wil.

Fabricius contra dorotheam dicit:

Daz host du mit zceubernisse getan!
220 nu stost sy in den kerker, ir czwene man,
vñ in neun tagen sal man ir nicht czessen geben.
lat warten, ab sy eres gotiz moge geleben.

Silete etc. Tunc ducunt eam ad carcerem. angelus consoletur eam dorotheam carcere.

Dorothea, nym dy spyse vñ gehabe dich wol!
Got izt mit dir, als du wilt vñ [88b 1] her sol.

Fabricius dicit ad servos:

225 Ir czwene man, als ich vch vor nevn tagen habe gesayt,
get vñ brenget vs dem kerker dy mayt,
vñ wart, ab sye tot adir lebe,
adir mit welcherleye si noch strebe.

Servi respondent:

wir han dyn gebot wol vornomen,
230 sisye tot adir lebmdink, sy mûz komen.

Iterum primus tortor dicit:

here, wir tun gerne dyn gebot,
aber vns dunket, si sye langes tot.

Et tortores vadunt et ducunt eam de carcere ad pretorium et dicunt:

Here, wir brengen dir dy schone vñ dy clar,
Nu sich sy an vñ nym sin war!
235 vñ hette si ny geleden keyne pin,
Si mochte schoner nicht gesin.

Fabricius contra Dorotheam dicit:

So wi bistu des hungirs ye genesen?
Jo bistu schoner, den du bist y gewesen!
vns kan nicht volwundyrn gar,
240 daz si izt so schone vñ so clar,
vñ ane spise so lange ist genesen,
also lange, als sy in dem kerker ist gewesen.

Fabricius contra Dorotheam dicit:

dorothea, nu vornym mich man:
du enbetest myn aptgot an,
245 adyr ich wil dich an eynen galgen hengen
vñ wil dich von dem lebm brengen.
dovon wir sullen nicht lenger hy sten,
wir sullen zcu mynen apgotten [88b 2] gen.

Silete etc. Tunc vadunt ad ydolum cum dorothea et dicit fabricius:

Dorothea, ich sage dirs an allen wan,
250 nu bete myn apgote an!

Dorothea respondet:

IX

221 nen. — 224 *vñ* am beginn der neuen seite widerholt. — 225 nev. 226 brennet. — 227 leben. — 228 vor *si* radierter freier raum. — 232 adyr. 236 So. — 239 *nicht* vol vol wũdyrn. — 241 so lanne ist gewesen. — 242 lanne alsy. — 244 aptot. — 245 hēnē. — 246 brēnē. — 247 do won.

fabricie, dyne gote, dy du mir nennest,
dy syn dez teuphil gespenst.
Sy sal nimant anbeten,
wen si sin vals mit eren teten.
255 Nu sult ir alle pruffen vñ horen,
wy vch ewer aptgote wellen toren,
hy pit ich myn got sine genedikeyt irczeygen,
daz her dy aptgote [muge] zcuvleugen.

Post hoc angeli veniunt cum magno inpetu et conterunt ydolum, ut fiat tonitrus. demon per aera clamat:

owe, owe dorothea, waz hast an vns gerochen,
260 daz du vnser gemach also hast czubrochen?
vñ hast vns also gar vortriben,
daz eynre by ander nicht ist bliben.

Dorothea ydolo superato grates deo refert:

O genediger here ihesu crist,
Wi gar eyn milder got du bist,
265 daz du dyne gotheyt host irczeyget
vñ dy aptgote zcuvleuget.

Pagani hic videntes, quod ydolum superasset, conversi sunt ad dominum et Primus dicit:

Jo dorothea, daz ist also,
vñ bin des von herczen vro,
daz ihesum han irkant
270 vñ ouch den gelouben — — — —

Anhang.

Bei dieser gelegenheit will ich noch auf ein lateinisches Dorotheenspiel hinweisen, das einer sammlung von schuldramen beigebunden ist, die ebenfalls in der bibliothek des stiftes Kremsmünster aufbewahrt wird und deren bestandteile dem 17. und dem beginnenden 18. jahrhundert angehören. Es führt den titel: Sancta Dorothea Virgo, Cesareae in Cappadocia Martyrio affecta a Sapritio Tyranno. Tragicâ scenâ producitur a Iuventute Cremiphanensi Anno 1651. Es ist auf quartblättern sorgfältig geschrieben und zeigt roten schnitt; offenbar war es einst als handexemplar einem würdenträger, vielleicht dem abte, gewidmet gewesen. Unmittelbar daran schliessen sich zwei scenarien des stückes, eines in deutscher, das andere in lateinischer sprache, wie sie bei den vorstellungen an das gelehrte und ungelehrte publikum verteilt zu werden pflegten. Die lectüre des textes ist eine ziemlich trostlose arbeit; es soll hier nur angedeutet werden, wie sich dieses schuldrama zum alten volksschauspiele verhält.

254 wals. — 258 zcu vlogen. — 263 ihū crist. — 266 zcu vlogz. — 269 ihm̄ — 270 Nach *vñ* radierte lücke; mit ende der seite bricht die hs. ab. Hoffmann ergänzt noch *vant* als reimwort.

Der stoff ist, wie ausdrücklich angegeben wird, aus der damals beliebten legendensammlung des Surius[1] entnommen. Die von einem prolog eingeleitete handlung zerfällt in drei akte; die beiden ersten akte bestehen aus je acht, der letzte aus sechs scenen. Der erste und zweite aufzug endigen in einem chorus mit musikbegleitung, an den dritten schliesst sich die verteilung der „jährlichen prämien" an die studierende jugend; es ist also das stück gelegentlich der abschlussfeier des schuljahres aufgeführt worden. Nicht mehr die grausame freude an marterscenen steht im vordergrunde, sondern die freude an grossen reden; die rhetorik mit allen kunstmitteln, aber auch mit unerträglichem bombast und schwulst, tritt in ihre rechte. Im ersten akte werden Dorothea und ihre zwei schwestern als christen gefangen genommen; die schwestern fallen aus furcht vom glauben ab („gehen in dem glauben den khrebsgang", sagt das scenar I. 8), Dorothea aber bleibt standhaft und wird den schwestern zur behandlung übergeben. Im zweiten akte wird die jungfrau ihrer standhaftigkeit wegen in den kerker geworfen, beredet aber dort ihre schwestern zur umkehr, was diese mit dem tod „in feurigen kesseln" büssen müssen. Die marter wird jedoch nicht auf der bühne vollzogen. Im dritten akte soll Dorothea auf der folterbank aufgezogen werden, aber durch ein wunder vermögen die henkersknechte sie nicht vom platze zu bewegen; Sapritius lässt sie daher sofort enthaupten. Noch wird kurz die bekehrung des Theophilus durch das rosenwunder dargestellt, und das stück schliesst damit, dass sich der neue christ dem tyrannen ausliefert. Da sich Dorothea zur enthauptung in einem gerüst verbergen muss, aus dem der kopf für den henker heraussieht — offenbar wurde dabei eine puppe eingeschmuggelt — so wird dem publikum eigentlich nur eine einzige überdies erfolglose marterscene zugemutet.

An die stelle der taten treten dafür in ausgiebiger weise gewaltige reden. Schon die hauptleute, die zu anfang auf christenjagd ausgehen, nehmen den mund recht voll. Der tyrann Sapritius kann sich gar nicht genugtun in verwünschungen und drohungen, und da diese gar keine wirkung tun, gerät er so in zorn, dass er nach dem henker schicken muss „ad molliendum animum" (III. 3)[2]. Hier tritt die ganze

1) F. Laurentii Surii De probatis sanctorum historiis. Köln 1570, 3. auflage 1618.

2) Vgl. dagegen Reuters Comedia gloriose martiris Dorothee (s. oben). Hier kommt Fabricius über die bekehrung des Theophilus so sehr in wut („pre iracundia non sum apud me!"), dass er — essen gehen muss; er ordnet ein reichliches festmahl an und lädt alle schauspieler dazu ein (5. akt schluss).

innere hohlheit dieser dramen zutage: derselbe grausame tyrann, der eben noch wegen der hartnäckigkeit der christin vor wut zu ersticken drohte, verteilt am schlusse die prämien unter die studierende jugend, offenbar weil man vor einer fürstlichen person unter allen umständen respekt haben muss!

Den rhetorischen absichten kommt auch die allegorie zu hilfe, die wie ein rahmen das gemälde umschliesst. Im prolog fordert Ecclesia militans die zuschauer auf, dem kampf und sieg der hl. jungfrau Dorothea beizuwohnen. „Ad arma", ruft sie, „ad arma Christiano nomine quicunque gaudet generose stipendia miles mereri!" Sie versteht darunter vincula, secures, carceres et equuleos, palmas und schliesst mit der bitte: „Haec arma tractabimus et hanc victoriam, dum Cothurno iuvenili Musa peraget, vos parcere et benevolos spectare petimus." Zu beginn des ersten aufzuges beklagt sich Idololatria über den rückgang der götterverehrung, und die furie Alecto verspricht ihr, Sapritius gegen die christen aufzustacheln. Am schlusse beweinen Ecclesia, Fides und Timor Domini im chore den abfall der schwestern „mit betrüebter musica." Der zweite akt beginnt, indem der höllenfürst Pluto[1] voll freude dem Styx den sieg der abgötterei melden lässt. Aber in der 6. scene beschliessen Timor Domini und Poenitudo, das herz der abtrünnigen schwestern zu rühren, was ihnen auch gelingt, so dass der chorus die liebe gottes über alles preisen kann. Der dritte aufzug hat keine allegorischen figuren mehr.

Auch für das heitere element ist gesorgt. Die satellites, die nach prahlerischen reden auf die christenjagd ausziehen, aber unverrichteter dinge zurückkehren müssen, weil das wild schon ausgeflogen war, erinnern an den alten miles gloriosus. Die eigentlich komische figur bildet jedoch der zimmermann Lentulus, der auf dem forum das tribunal aufrichten helfen soll, aber statt zu arbeiten mit geschwätziger zunge die zeit vergeudet „in depingenda sua Xantippe," oder, wie es gut deutsch übersetzt heisst „mit beschreubung seines alten hausskhreuz" (II. 3). Nach dem bilde, das der mann von seiner besseren hälfte entwirft, muss diese allerdings eine recht unliebenswürdige person gewesen sein. Doch scheint sich die satire nicht bloss gegen böse eheweiber sondern auch gegen gewisse faule zimmerleute zu wenden. Lentulus

1) In Reuters Comedia reizen Pluto und die furie Alecto den Fabricius auf, dass er Dorothea töte; aber ihr auftreten, das wilde gebrüll „ho, ho, ho, ho — ha, ha, ha, ha!" erinnert noch sehr an die rohen teufelsfiguren früherer zeit; nur der name ist klassisch geworden (2. akt).

hat von seinem seligen vater die lehre erhalten, keine arbeit zu überstürzen. Den rat befolgt der sohn pünktlich; er sieht gemächlich zu, wenn andere zugreifen, und lässt sich durch kein schelt- noch stichelreden aus seiner ruhe bringen. Zu seinem ärger wird er aber dafür auch bei der lohnzahlung übergangen.

KREMSMÜNSTER. HEINRICH SCHACHNER.

DIE ENTSTEHUNGSZEIT VON WOLFRAMS TITUREL.

Über die entstehungszeit von Wolframs Titurel sind in nun beinahe hundert jahren die verschiedensten ansichten ausgesprochen worden. Von diesen darf jene von Pfeiffer-Bartsch heute als allgemein aufgegeben betrachtet werden, während Domanigs hypothese von vornherein jeder lebenskraft entbehrte: dass der Titurel weder vor noch zwischen dem Parzival entstanden ist, steht durchaus fest; nur um das chronologische verhältnis zwischen T. und Willehalm kann es sich heute noch handeln. Auch hierüber sind die meinungen geteilt: die meisten gelehrten haben wol Lachmanns ansicht folgend die reihenfolge Parzival — Titurel — Willehalm angenommen, ziemlich allein steht Herforth, der (Zs. f. d. a. 18) gleichzeitige abfassung von T. und Wh. vertrat. Neuerdings hat nun Leitzmann (PBB. XXVI, 145 fgg.) die schon von Jacob Grimm und A. W. Schlegel ausgesprochene, später von San Marte (Wolframs leben II, s. 344) vertretene ansicht, dass T. das letzte unter Wolframs werken sei, zu begründen unternommen.

Leitzmanns untersuchungen haben sicher die Titurelforschung wesentlich gefördert und die resultate seiner capitel über den strophenbestand und die composition nehme ich durchaus an. Dagegen glaube ich, dass er mit seiner datierung des T. ebensowenig das richtige getroffen hat als seine vorgänger.

Die frage lässt sich bekanntlich nicht für sich allein entscheiden, sondern nur im engsten zusammenhang mit jener andern, ob der Wh. vollendet oder unvollendet ist. Nach der bis heute vorherrschenden ansicht ist der Wh. ein torso (vgl. Bernhardt, Zeitschrift 32, 36 und die dort verzeichnete litteratur; Vogt, Grundr. II, s. 201) und als grund dafür wird ziemlich allgemein angenommen, Wolfram sei über der abfassung des 9. buches vom tod ereilt worden, nachdem er schon nach vollendung des 8. buches die arbeit im vorgefühl des nahenden endes vorübergehend unterbrochen habe. Leitzmann dagegen hält zwar nicht mit Clarus, San Marte, Rolin das gedicht für vollendet (nach dem

ursprünglichen plan!), er nimmt aber an, es sei von Wolfram absichtlich unvollendet gelassen beziehungsweise mit einem nicht dem ursprünglichen plan entsprechenden notdürftigen schluss versehen worden. Ganz ähnlich äussert sich Bernhardt (a. a. o., s. 38 fgg.); während dieser aber zur erklärung des „notdürftigen" abschlusses wider zu der annahme greift, Wolfram sei darüber gestorben, lehnt Leitzmann diesen schluss ab. Natürlich erklärt er sich auch die unterbrechung nach dem 8. buche nicht in der oben angegebenen weise. Ich glaube nun, dass er betreffs dieses 8. buches im recht ist; denn dessen schlussworten (402, 18 fgg.) ist tatsächlich nichts zu entnehmen, was auf eine todesahnung Wolframs gedeutet werden könnte oder auf irgend einen äusseren zwang, der ihn an der fortführung seines werkes gehindert hätte. Vielmehr scheint auch mir die stelle aufs klarste darzutun, dass W. sich freiwillig von seiner arbeit abgewendet hat, und ins besondere fasse ich vers 30: *deste holder ich dem wære* als ein zeugnis dafür auf, dass W. durchaus nicht an eine etwaige fortsetzung seines werkes nach seinem (von ihm angebl. erwarteten) tode dachte, sondern an eine solche zu seinen lebzeiten. Wenn Leitzmann vermutet, der tod des landgrafen Hermann habe Wolfram bestimmt, die auf dessen veranlassung begonnene dichtung bei seite zu legen, so hat er meines erachtens damit einen grund, allerdings wie ich glaube nicht den einzigen und auch nicht den wichtigsten, richtig erkannt. Auch dass es das zureden teilnehmender freunde gewesen sein mag, das den dichter veranlasste, sein werk wider zur hand zu nehmen, scheint mir ganz einleuchtend. Weiter kann ich Leitzmann jedoch nicht folgen und vermag vor allem in den letzten uns erhaltenen abschnitten des Willehalm einen notdürftigen abschluss nicht zu erblicken, weder in Leitzmanns noch in Bernhardts sinne; denn gerade um als solch ein abschluss gelten zu können fehlt dieser partie so gut wie alles.

Es kann zunächst kein zweifel daran bestehen — und auch Leitzmann bestreitet dies ja nicht —, dass Wolfram ursprünglich die absicht hatte, sein werk viel weiter zu führen, als es uns erhalten ist. Die im Wh. an verschiedenen orten begegnenden hinweise auf später zu erzählendes zeigen dies deutlich genug; vergl. Bernhardt a. a. o., s. 39. Wie weit Wolframs plan reichte, lässt sich schwer bestimmen, ob wirklich bis zur werbung Rennewarts um Alyze, wie Bernhardt und Seeber (Über Wolframs Willehalm) aus 284, 15 und 330, 27 schliessen wollen, scheint mir sehr zweifelhaft. Aber die rückkehr Rennewarts gehörte sicher noch dazu; ohne von dieser zu berichten konnte Wolfram sein werk keinesfalls absichtlich schliessen: ein „notdürftiger" abschluss, wie ihn Leitz-

mann und Bernhardt annehmen, hätte nach der ganzen anlage des gedichtes in erster linie als das wichtigste Rennewarts weiteres schicksal vorführen müssen. Ich kann also nicht finden, dass „wenigstens die hauptsächlichsten fäden der erzählung zu einem gewissen ende gesponnen seien" (Leitzmann s. 151), und eben dass dies nicht geschah, beweist meines erachtens klar, dass Wolfram an einen solchen „notdürftigen" abschluss nicht gedacht hat. Derselbe schluss ergibt sich aber auch auf positivem wege aus dem, was uns nun wirklich in dem uns erhaltenen ende des 9. buches mitgeteilt wird. In breitester weise wird die erzählung weitergeführt: Rennewart ist gefangen, — darüber lässt uns der dichter nicht im zweifel, und wenn er es uns auch nicht direkt sagt, lässt er es uns auf echt Wolframsche weise erfahren aus den worten Bernarts (Wh. 458, 22): *waz ob uns uf dem nâhjagt Rennewart ist ab gevangen?* Im anschluss daran wird dann ausführlich dargestellt, wie der austausch gegen die gefangenen heidenfürsten vorbereitet wird (bis 461, 17). Bernhardt nimmt nun an, 461, 23 fgg. sei dieser plan des austausches plötzlich aufgegeben worden: hier habe Wolfram sein nahendes ende fühlend einen a n d e r e n schluss angeknüpft. Diese argumentation zeigt entschieden einen logischen fehler: auch eine an dieser stelle den dichter erfassende todesahnung hätte doch naturgemäss die folge haben müssen, dass derselbe sich bestrebt hätte, wenigstens das gerade begonnene in raschen zügen zu ende zu führen.

Ist denn nun aber dieser schluss von 461, 23 ab w i r k l i c h wie B. meint etwas so ganz fremdes, oder ist er nicht vielmehr die in sorgloser epischer breite fortschreitende durch nichts in rascheren gang versetzte weiterführung der erzählung? Gewiss, es ist von da ab von Rennewarts austausch nicht mehr ausdrücklich die rede; deshalb muss aber doch alles was geschieht in zusammenhang mit diesem plan betrachtet werden. Und wenn uns Wolfram auch hier wider nicht alles direkt sagt, so kann an dem gedankengang eigentlich doch kaum ein zweifel entstehn: Matribleiz ist schon 458, 26 von Bernart in erster linie als geeignetes pfand zum austausch gegen Rennewart bezeichnet worden. Der austausch selbst wird nun aber nicht durch verhandlungen eingeleitet, sondern dadurch, dass Willehalm spontan eben diesen vornehmsten der gefangenen an Terramer zurückschickt: dadurch dass ihm die leichen der gefallenen fürsten mitgegeben werden, wird die gefälligkeit, die dem Terramer erwiesen wird, noch erhöht. Nach dem ehrencodex der ritterlichen gesellschaft, der ja auch Terramer angehört, ist es undenkbar, dass dieser Willehalms grossmut stillschweigend hinnimmt,

er muss[1] — so haben wir Wolframs gedanken zu verstehn — sie dadurch erwidern, dass er nun seinerseits Rennewart freigibt.

Dass dies nicht mehr dargestellt wird ohne irgend ein wort der aufklärung darüber, weshalb es unterblieb, darin vermag ich eben nur einen beweis zu erblicken, dass Wolfram unerwartet gezwungen wurde, die arbeit abzubrechen — durch plötzlichen tod oder durch schwere erkrankung, von der er nicht mehr genas.

Ich nehme also[2] trotz Leitzmann an, dass Wolfram in der tat durch den tod an der vollendung seines Willehalm verhindert wurde[3],

1) Vgl. 459, 3: *gein den (dem?) wirt Rennewart wol* (d. h.: sicher) *quît.*

2) Ein weiterer beleg für die unvollständigkeit des Wh. wurde darin erblickt, dass der abschnitt 467 nur noch sechs verse hat. Gegen den daraus gezogenen schluss wie gegen die ganze einteilung in abschnitte von 30 versen hat sich San Marte (Willehalm s. 114 fgg.) aufs entschiedenste gewendet. Mir scheint die Lachmannsche einteilung weder dadurch noch durch das, was Bock (Beiträge XI, 194 fgg.) beibringt, erschüttert zu sein. Trotzdem möchte auch ich auf die unvollständigkeit des abschnittes 467 keinen schluss bauen, weil immerhin mit der möglichkeit zu rechnen ist, dass sich im 9. buch des Wh. sechs plusverse befinden. Auch kann nicht geleugnet werden, dass die frage nach der berechtigung der Lachmannschen einteilung allerdings einer gründlichen nachprüfung bedarf; diese dürfte sich aber weder einfach auf die Lachmannsche interpunction stützen, noch sich mit so dürftigen zählungen begnügen, wie die San Martes sind. Übrigens ist auch der schluss, den San Marte aus seinen zahlen zieht, übereilt: er hätte vor allen dingen einen vergleich ziehen müssen mit den verhältnissen, wie sie in Parz. I—IV vorliegen. San Marte fand, dass (nach Lachmanns interpunction) in Parz. V—XVI 197 abschnitte ohne stärkeren ruhepunkt in den folgenden übergehn, während 407 mit dem satzende schliessen, das sind 32,6 resp. 67,4 %. (Im Wh. sind die entsprechenden zahlen 38 % und 62 %). In Parz. I—IV dagegen ist das verhältnis ein ganz anderes: nämlich 54,3 % und 45,7 %. Hier überwiegen also die abschnitte, die nicht mit dem satzende schliessen. Sollte nicht hieraus schon geschlossen werden können, dass Wolfram vom 5. buche ab, sich bemühte, das ende eines abschnittes mit einem grösseren sinnesabschnitt zusammenfallen zu lassen? Deutlicher wird das bild noch, wenn wir die zahlen der einzelnen bücher betrachten. Wir finden in I—IV folgende verhältnisse: I 64,9—35,1; II 44—56; III 46—54; IV 68,9—31,1. (In II und III überwiegen also die abschnitte der zweiten art, aber nicht sehr bedeutend.) Im 5. buche dagegen erscheint das in IV vorliegende verhältnis mit einem male umgekehrt: 26,3—73,7, wobei noch besonders zu beachten ist, dass gerade am anfang des buches die abschnitte, die mit dem satzende schliessen, gehäuft sind: unter den ersten 13 nämlich allein 12. In den späteren büchern wären die einzelzahlen: 34,5—65,5; 31,7—68,3; 34,3—65,7; 19,2—82,8; 34—66; 50—50; 36,4—63,6; 38,5—61,5; 25,5—74,5; 34—66; 22—78. Also auch im einzelnen ein dauerndes starkes überwiegen der abschnitte der zweiten art. Nur im 9. buche halten sich beide gruppen die wage; aber das darf ruhig als zufall angesehen werden, da dieses unter allen büchern bei weitem den geringsten umfang (nur 30 abschnitte) hat.

3) Die verse in Ulrichs Willehalm (Kohl, Zs. f. d. a. 13, 162, Bernhardt a. a. o. 40) sind nicht unbedingt beweisend; denn eine direkte beziehung auf den Willehalm ist nicht nötig. Selbstverständlich ist nur die von Bernhardt gegebene interpunction richtig.

und muss dementsprechend die möglichkeit, dass der Titurel noch nach dem Willehalm verfasst sei, ablehnen.

Sehen wir nun, was wir aus dem T. selbst für seine chronologische bestimmung gewinnen können. Die tatsachen sind bekannt, so dass ein kurzer hinweis genügt. 1. Jene schon von Lachmann und andern (Leitzmann s. 103) für echt erklärte und nun durch das zeugnis von M wirklich als echt gesicherte strophe *61 (j. T. 727) ist nach dem tode des landgrafen Hermann geschrieben, also nach dem 25. april 1217. 2. Derselbe landgraf hatte Wolfram die quelle des Willehalm gegeben, und die aus dieser quelle stammenden im T. verwendeten namen Akarin und Berbester (vgl. Stosch, Zs. f. d. a. 32, 471, Behaghel, Germ. 34, 488) beweisen, dass Wolfram bei abfassung des T. jene quelle bereits gekannt hat. Es ist nun allerdings (Leitzmann s. 154) nicht denkbar, dass Wolfram erst die *Bataille d'Aliscans* gelesen, dann aber zunächst den Titurel geschrieben und erst nach diesem die übertragung der *Bataille* begonnen haben sollte. Dem widerspricht, abgesehen von der wahrscheinlichen arbeitsweise mittelhochdeutscher dichter, die tatsache, dass wir in diesem fall (nach T. *61) ja schon den anfang des Willehalm nach landgraf Hermanns tod ansetzen müssten, was nach der art wie Hermann Wh. 3, 8 erwähnt wird, undenkbar[1] ist. Deshalb aber mit Leitzmann zu schliessen, Wolfram habe die namen erst seinem fertigen Willehalm entnommen, haben wir keine berechtigung. Die einzig sicheren resultate, die eine betrachtung des Titurel und des Willehalm uns ergibt, sind vielmehr vorerst nur die beiden: 1. der Tit. kann nicht nach dem Willehalm verfasst sein; 2. er kann erst verfasst sein, als der Wh. bereits begonnen war.

Sind wir nun deshalb genötigt, mit Herforth (Zs. f. d. a. 18) gleichzeitige arbeit Wolframs an T. und Wh. anzunehmen? Dass gegen diese annahme schwere bedenken sprechen, hat Leitzmann (s. 148 fgg.) gezeigt, und diese bedenken haben ihn wol in erster linie veranlasst, den Titurel nach dem Willehalm anzusetzen. Dies ist nach dem oben ausgeführten nicht mehr möglich, dagegen bietet sich uns wol ein anderer gangbarer ausweg.

Wir wissen, dass zwischen dem 8. und 9. buche des Wh. eine längere arbeitspause liegt, ja noch mehr: wir wissen, dass Wolfram, als er das ende des 8. buches schrieb, die absicht hatte, den Wh. definitiv

1) Die gegenteilige behauptung Lachmanns zu Walth. 17, 11 überzeugt mich nicht. Ich nehme übrigens mit Leitzmann an, dass W. vom landgrafen mit der quelle auch den auftrag, sie zu übertragen, erhalten hat. Auch dies schliesst die annahme aus, dass Wolfram erst ein anderes gedicht begonnen habe.

bei seite zu legen. Sollen wir annehmen, dass in dieser zeit Wolframs feder ganz geruht habe? Ich glaube nicht. Da nun der Tit. nicht vor und nicht nach dem Wh. entstanden sein kann, noch auch zu einer zeit, da Wolfram am Wh. arbeitete, so ist es ein ganz natürlicher, ja der einzige noch übrig bleibende schluss, dass er in dieser arbeitspause zwischen dem 8. und 9. buche des Willehalm entstanden ist. Ich ziehe diesen schluss unbedenklich, ja ich gebe dem Tit. sogar mit schuld daran, dass Wolfram sich damals vom Wh. abwandte. Der tod Hermanns allein genügt mir zur begründung nicht: wäre Wolfram wirklich in einem intimen verhältnis zu seinem stoff gestanden, er hätte ihn gewiss nicht so leichten herzens bei seite gelegt. Hier muss ein tieferer grund vorliegen, und ich glaube ihn ganz einfach darin erkennen zu dürfen, dass ihm der stoff des Titurel eben mehr zusagte: es ist vielleicht der erste fall in unserer kunstmässigen litteratur, dass ein tragisches problem als solches einen dichter unwiderstehlich anzog. Vielleicht reizte es ihn auch, die nicht geringen formellen schwierigkeiten, die die gewählte strophenform mit sich bringen musste, zu bewältigen. So lange landgraf Hermann lebte, konnte Wolfram an ein aufgeben des Willehalm nicht denken, als aber mit dessen tod die verpflichtung an diesem werke zu arbeiten erlosch, zögerte er nicht, sich jener anderen ihn stärker anziehenden aufgabe zuzuwenden. Wir erhielten also auf diesem wege eine stütze für Leitzmanns ansicht, dass Hermann gestorben [1] sei, während Wolfram mit dem 8. buche des Willehalm beschäftigt war.

Zu dieser datierung des Titurel passt auch vortrefflich eine kleine einzelheit, die Leitzmann im gegenteil für seinen ansatz in anspruch nimmt: die bekannte tatsache, dass Terramer, nachdem er Wh. I—VIII stets nur könig heisst, auf einmal im 9. buche (zuerst 432, 16) den titel *admirât* erhält. Da nun Tit. 93, 2 der *admirât al der Sarrazine* vorkommt, so schliesst Leitzmann, Wolfram habe hier diesen titel aus dem 9. buche, d. h. aus dem fertigen Willehalm entlehnt. Auch dieser schluss ist unnötig. Der titel stammt aus dem Rolandslied [2]; dieses hat Wolfram aber nicht erst kennen gelernt, als er am 9. buche des Wh. schrieb, er

1) Leitzmann will (s. 153) aus dem ton der beiden nachrufe schliessen, dass der im Tit. als der wärmere auch der spätere sei. Darüber bestimmtes zu sagen, ist natürlich schwer; mir will aber scheinen, gerade die knappe erwähnung im Wh. sei etwas zu kühl um als erstes wort aufgefasst werden zu können, das Wolfram für seinen verstorbenen gönner fand. Sie erklärt sich jedoch sehr gut, wenn wir annehmen, dass Wolfram schon vorher (im Titurel) des landgrafen gedacht hat.

2) In der Bataille d'Aliscans begegnet als allgemeiner titel fürstlicher heerführer: *amires* und *amirans*.

hat es vielmehr, wie die zusammenstellungen bei San Marte (Wolframs Willehalm s. 98 fgg.) zeigen, weit früher gekannt, vielleicht schon, als er den Wh. begann, jedesfalls aber als er am anfang des 3. buches arbeitete; vgl. 108, 12: *des enkalt mîn veter Balygan, der mit dem keiser Karle vaht.* Es ist also keinesfalls nötig, dass der titel im Titurel aus dem Wh. stammt, sondern er kann sehr wol direkt aus dem Rolandslied entnommen sein, wie es unsere datierung des Tit. natürlich verlangt. Ja vielleicht dürfen wir annehmen, dass umgekehrt der titel seine aufnahme in Willehalm IX überhaupt erst der vermittelung des Titurel verdankt.

Die sache liegt nämlich durchaus nicht so einfach, als es scheint. Jener *amirât von Palvir* (Rol. 130, 28), in dem Leitzmann Wolframs quelle erblickt, ist nur ein untergeordneter heerführer Marsilies, so dass man nicht gut annehmen kann, Wolfram habe gerade an diesen gedacht, als er den titel verwendete. Dagegen erhält im Rolandslied zweimal (234, 22 und 251, 55) auch Paligan den titel *Admirate,* jener selbe Paligan, den Wolfram zum oheim des Terramer macht und dessen fahne Terramer führt (San Marte s. 99). Was hätte nun näher gelegen, als auch den titel von dem oheim auf den neffen zu übertragen. Trotzdem hat Wolfram im 1.—8. buche nicht im geringsten daran gedacht; und ich kann deshalb nicht glauben, dass er im 9. buche ohne irgend eine ganz bestimmte veranlassung darauf gekommen sein sollte, ihn noch anzuwenden. Diese äussere veranlassung, die zwischen dem 8. und 9. buche liegen muss, brachte meines erachtens die abfassung des Titurel. Hier brauchte Wolfram einen titel, der mit dem des römischen kaisers in parallele gesetzt werden konnte. Da erst erinnerte er sich des titels *admirat;* er verwendete ihn und bei dieser gelegenheit kam es ihm wol erst zum bewusstsein, dass ja im Rolandslied auch Paligan so hiess und dass er sich einen titel, der auch für Terramer vortrefflich passte, hatte entgehen lassen. Als er dann später das 9. buch des Wh. schrieb, holte er das versäumte nach kräften nach.

Wir sind auch keineswegs genötigt, mit Leitzmann (a. a. o. s. 154 fg.) anzunehmen, dass die betr. stelle des Tit. die ausführliche erklärung Wh. 434 als bekannt voraussetzte: das wort selbst war dem publikum bekannt, es bedurfte im Titurel einer erklärung nicht, da es ohnedies durch die parallele von selbst klar genug wurde. Willehalm IX aber ergab sich das bedürfnis, zu erklären, inwiefern Terramer auch diesen titel, der ihm früher nicht beigelegt wurde, führen konnte; denn dies und nicht eine einfache worterklärung ist der eigentliche zweck der stelle; das beweisen aufs deutlichste die verse 434, 16 fgg., in welchen

ausgesprochen wird, dass eben als erbe Baligans, des admirâtes aus dem Rolandslied, Terramer seine grosse macht besitzt.

Eine kräftige stütze seiner ansicht sieht endlich Leitzmann (a. a. o. 155) in jener bei Hahn fehlenden strophe des jüngeren Titurel, in welcher der dichter berichtet, er schreibe fünfzig jahre nach seinem vorgänger und hinzusetzt: *ein meister istz ûf nemende swenne ez mit tôde ein ander hie gerûmet.* Aber auch diese stelle widerspricht unserer datierung nicht: wir nehmen ja an, dass Wolfram, nachdem er Tit. 1 und 2 geschrieben hatte, sich entschloss, nun doch zunächst den Wh. zu ende zu führen, dass er aber starb, ohne dass ihm dies gelang und ehe er wider zum Tit. zurückkehren konnte. So kann jeder von beiden, der dichter des jüngeren Tit. ebenso gut als vielleicht (s. o. s. 199, anm. 3) Ulrich von Türheim ganz der wahrheit entsprechend von sich sagen, dass er ein werk fortsetze, an dessen vollendung Wolfram durch den tod verhindert worden sei.

Ausgehend vom 8. buche des Willehalm können wir auch für die absolute chronologie von Wolframs werken vielleicht einen kleinen schritt vorwärts kommen. Die vollendung dieses buches darf, wie wir gesehen haben, mit der grössten wahrscheinlichkeit etwa in die mitte des jahres 1217 gesetzt werden. Halten wir dazu die stelle Parz. 379, 18, so gewinnen wir ein ungefähres mass für Wolframs arbeitstempo. Ich setze jene Parzivalstelle in das jahr 1205 (vgl. Burdach, Walther I, s. 60). Wir erhielten also für 448 abschnitte Parz. + 402 abschnitte Willehalm etwas über 12 jahre (anfang 1205 bis mitte 1217); auf das jahr ergäbe das durchschnittlich 2100 verse. Darnach ist zu schliessen, dass Wolfram für Parz. 1—379 wenigstens fünf jahre gebraucht hat, er muss das werk also spätestens anfang 1200 begonnen haben; die vollendung würde etwa ende 1211 anzusetzen sein. Wer jene Parzivalstelle ins jahr 1204 verlegt, muss natürlich den anfang des Parz. entsprechend weiter, wenigstens um ein jahr, zurückrücken.

Für die 175 strophen (= 1225 verszeilen) des Titurel haben wir eine arbeitszeit von mindestens einem halben jahr anzusetzen, sie werden also in der zeit zwischen mitte 1217 und frühjahr 1218 entstanden sein. Wh. IX ist sodann seinem umfang nach ziemlich genau ein jahrespensum: ich setze darnach Wolframs tod in das frühjahr 1219.

GIESSEN. KARL HELM.

ÜBER DAS LIED VOM HÜRNEN SEYFRID.

III. Die reimtechnik des hürnen Seyfrid[1].

a) Allgemeines.

Die grammatische untersuchung hat von den reimen auszugehn. Jedoch ist von vornherein die annahme als irrtum abzuweisen, dass sich durch reimuntersuchung die mundart, und damit die heimat eines dichters feststellen liesse. Es kann sich nur um feststellung der reimtechnik handeln. Denn die sprachverhältnisse lassen sich nicht zu einem einheitlichen bilde zusammenfügen, sondern stellen ein buntes gemisch von traditionen dar. Örtlich und zeitlich von einander getrenntes, sich widersprechendes und ausschliessendes steht nebeneinander; verschiedene schichten lagern übereinander und machen es unmöglich, an der hand von dialektgrammatiken ein denkmal zu lokalisieren. Zum ziele führt hier nur die vergleichende betrachtung der reimtechnik, die uns zwar nicht unmittelbar die heimat, wol aber die schule des dichters auffinden lehrt. Z. b. Hans Sachs kennt nicht weniger als 28 formen von reimen von *ǎ, ǒ, ǔ, uo* vor *n* im auslaut:

an : man, : getan, : von, : lon, : sun, : nun, : tuon;
getan : lan, : von, : lon, : sun, : nun, : tuon;
von : von, : lon, : sun, : nun, : tuon;
lon : kron, : sun, : nun, : tuon;
sun : sun, : nun, : tuon;
nun : nun, : tuon;
tuon : tuon.

Man wird zunächst daraus schliessen, dass in der mundart des H. Sachs *ǎ, ǒ, ǔ, uo* vor auslautendem *n* etwa zu *ā̃*, d. h. gedehntem, offenem nasalem *o* zusammengeflossen waren, und für *ǎ : ǒ* wird man in der annahme bestärkt, wenn man sich des in den fastnachtspielen mehrfach belegten scherzes erinnert, wo der pfaffe mit dem bann droht, der bauer aber bohne versteht und den bohnen die erbsen vorzieht. Fsp. V, 38, 254 fgg.: Inquisitor spricht: bist du des ketzers ein verfechter, so musst du in den schweren ban. Nachtbawer Clas spricht: so wil ich in die erbes gahn. Desgl. III, 20, 147. 24, 267; V, 45, 14; VI, 37, 205. 85, 131; VII, 47, 299. Achtet man genauer auf die verteilung dieser reime in grösseren stücken Sachsischer dichtung, so findet man, dass die bindungen wie: *an : man, an : getan, getan : lan; von : von, von : kron; sun* (m.) *: sun* (f.), *sun : nun, sun : tuon; nun : nun; tuon : tuon*

1) Vgl. oben s. 47.

etwa 3—4 mal so häufig sind, wie die von der art: *an : von, : lon, : sun, : nun, : tuon* und entsprechend für die anderen laute. Äusserlicher zufall kann das darum nicht sein, weil reimworte auf -*ăn* nicht häufiger sind als die auf -*ŏn*. Dazu zeigt die orthographie des dichters in seinen älteren originalmanuscripten, bes. MG. II, von dem K. Drescher mir eine abschrift gütigst überliess, im reime in diesen reimgruppen fast durchweg -*an*. Götzes abdrücke in F. S. und Fsp. weisen allerdings mehr -*on* auf. Ob da ein wol entschuldbares versehen des herausgebers vorliegt, oder ob die orthographie des dichters später einer gewissen aussprache nachgegeben hat, will ich unentschieden lassen. Jedesfalls bevorzugt H. Sachs in seinen älteren originalhss. in reimen wie *an : an, : getan, : von, : lon, : sun, : nun, : tuon* die schreibung -*an*. Andererseits schreibt er in den bindungen gleich artikulierter laute etymologisch, also *an : man, an : getan;* aber *von : lon, lon : kron, sun : sun, nun : tun* u. a. Dazu kommt drittens, dass im versinnern die etymologische schreibung vorherrscht, also: *an, getan, von, lon, sun, nun, tun* und dergl. Ich schliesse aus alle dem, dass die mundart des H. Sachs die betreffenden laute schied. Trotzdem reimt sie der dichter auf einander. Ganz ähnliche verhältnisse treffen wir im consonantismus. Zahlreich sind bei H. Sachs reime wie *tag : sack; balg : schalk; berg : werk; legt : steckt*. Man würde daraus schliessen, dass *g* und *k* in den in frage stehenden stellungen dem dichter gleichlautend waren. Gleichwol begegnen ebenso oft reime wie *jagt : wacht; berg : zwerch* (= quer); *versorgt : forcht;* ferner *block : doch; werk : zwerch* (= quer), so dass man auf spirantische aussprache von *g* und *k* in den betreffenden stellungen raten möchte. Und um die verwirrung vollständig zu machen, reimt derselbe dichter auch *h : k* im in- und auslaut, vgl. z. b. *sah : bach; siht : bricht; schuhen : fluchen* und dergl. mehr. All diese reime können nicht ein ausfluss der mundart des dichters sein, die doch einheitlich in gewissen grenzen war wie heute eine volksmundart. Ich glaube sogar, dass sich die mundart des H. Sachs aus seiner schreibart und reimtechnik überhaupt nicht klar wird erkennen lassen. Selbst wenn man die heutigen verhältnisse der Nürnberger mundart heranzieht, bleibt noch unsicherheit. Sprache und reimtechnik sind zunächst zweierlei, und ich halte es für allein fruchtbringend, unbekümmert um den grammatischen wert solcher zusammenstellungen, ein möglichst vollständiges bild von der reimtechnik zu geben. Durch vergleichung mit der kunst der zeitgenossen lässt sich dann zur würdigung ihres einzelwertes gelangen. Ich hoffe genauer auf diese frage zurückkommen zu können in einer studie über den reim-

gebrauch des H. Sachs und seiner zeitgenossen. Vorläufig muss ich mich mit der aufstellung der these begnügen: Zeigt eine vergleichung zweier dichter auffällige übereinstimmungen der reimtechnik, so kann daraus nur geschlossen werden, dass diese dichter der gleichen stilrichtung angehören, und erst wenn andere gründe hinzukommen, dass sie landsleute und zeitgenossen sind.

Es ergibt sich von selbst, dass die vergleichung von bekannten ausgehn muss. Für den Hürnen Seyfrid ist m. e. diese grundlage gegeben. Das gedicht ist nach unserer kenntnis zuerst in Nürnberg gedruckt; der erste erhaltene druck stammt aus Nürnberg; der Nürnberger H. Sachs hat den stoff zu seiner tragödie: ‚Der hůrnen Sewfrid' benutzt. Es liegt nahe, einen Nürnberger als verfasser zu vermuten, und ich halte den nachweis, dass der dichter des h. S. der gleichen schule wie H. Sachs angehörte, für erbracht durch den vergleich der reimtechnik. Aus naheliegenden gründen muss ich mich hier darauf beschränken, das massgebende anzudeuten. Vorläufig verweise ich auf W. Sommer, Die metrik des Hans Sachs, Halle 1883, cap. 3 (s. 50—65), vgl. dazu Paul, Ltbl. für germ. und rom. phil. 1883, 165—68, und V. Michels, Studien über die ältesten deutschen fastnachtspiele, Strassburg 1896 = QF 77, der den kreis der Nürnberger stücke aber zu eng zieht und darum mit vorsicht zu benutzen ist.

Eine andere frage ist es, nach welchen gesichtspunkten man bei der aufstellung der reimtechnik des h. S. zu verfahren hat. Man wird schon mit rücksicht auf Golthers these die mhd. sprachverhältnisse zum ausgangspunkt nehmen und darnach lautwandlungen und doppelformen beurteilen. Daneben aber muss auf die nhd. verhältnisse rücksicht genommen werden. Wer z. b. nur das mhd. zu grunde legt, läuft gefahr, manches für das frühneuhochdeutsche bedeutsame als mhd. regelrecht bei seite zu lassen, z. b. mhd. *verlür : thür,* aber nhd. *verlör : thür,* desgl. apokope und synkope, wo sie nhd. nicht vorhanden ist. Auf solche unterschiede des mhd. vom nhd. muss rücksicht genommen werden, schon um die veränderungen chronologisch festlegen zu können. Der vollständigkeit halber müssten auch nicht auffällige reimbindungen mitaufgeführt werden, um die reimgruppen zu erkennen. Das trifft besonders für die unter doppelformen gestellten reime zu. Wenn z. b. der h. S. nur die form *zwang* (3. sg.) oder *hān* oder *fragen* kennt, so ist das an sich nicht bedeutungslos, weil gleichzeitige dichtungen *zwang* und *zwung, han* und *haben, fragen* und *fregen* und dergl. mehr haben. Massgebende schlüsse können daraus aber deshalb nicht gezogen werden,

weil in einem gedicht von so geringem umfang wie der h. S. nie mit sicherheit behauptet werden kann, dass der dichter, der die eine form des reimzwangs wegen gebraucht, die andere überhaupt nicht gekannt habe.

b) Die reimtechnik des hürnen Seyfrid.

1. Lautübergänge.

α) Zum vocalismus.

1) mhd. *ă : ā* vor *n* im auslaut: an : gan 25, 6; : han *166, 2*; : lan *164, 6*; stan 18, 6; — bran : gan 123, 6; — dan : gan 100, 6; — man : gan 97, 6; : han 52, 6. 60, 6. 89, 6; : lan 46, 2. 49, 2. 55, 2; : plan 113, 2; : stan 105, 6. 112, 6; : getan 22, 2. 26, 6. 74, 2. 90, 2. 92, 6; : untertan 153, 6; — tan : gan 37, 2; : han 53, 6; — man : kuperan 80, 6; — lobesam : lan 102, 6; wunnesam : plan 91, 2. Vgl. Hans Sachs F. S.: an : gan I, 60, 59; : lan II, 402, 113; : plan II, 4, 15; : stan I, 6, 10; : getan I, 65, 31; — bran : caplan II, 390, 147; — entran : han I, 481, 67; : stan II, 390, 135; : getan I, 197, 183; : untertan II. 107, 5; — span : stan I, 326, 47; — gewan : plan I, 378, 91; : vertan I, 288, 3.

2) mhd. *ă : ŏ:* tan : darvon 42, 3. Vgl. Hans Sachs F. S.: von : an I, 56, 151; : ban I, 476, 31; : kan I, 414, 43; : man I, 29, 321: : entran I, 524, 75; : san II, 264, 15; : gewan II, 182, 77.

3) mhd. *ă : ō:* an : dron 68, 2[1]; — hindan : schon 114, 6; — man : schon 86, 6; — gewan : schon 115, 2. Vgl. H. S.: an : lon I, 258, 77; : oration II, 575, 25; : person I, 404, 145; : Salomon I, 137, 101; : verschon I, 179, 105; : tron I, 75, 33; ban : non II, 58, 57; : colacion II, 198, 13; : supersticion I, 402, 45; kan : lon I, 61, 93; : mamon II. 119, 91; : person I, 527, 17; scorpion I, 268, 49; : Simon I, 351, 55; man : kron II, 93, 121; : legation II, 187, 115; : lon I, 528, 65; : nation II, 248, 9; : non I, 185, 11; : person I, 189. 13; : verschon II, 138, 69.

4) mhd. *ă : uo:* man : tuon 48, 2. Vgl. H. S.: tuon : an I, 22, 77; : man I, 32, 119; : ban II, 576, 53; : hăn II, 19, 11; : kan II, 298, 107.

5) mhd. *ā : ŏ:* undertan : darvon *2, 6*. Vgl. H. S.: von : gan I. 449, 139; : han I, 99, 77; : stan II, 10, 81.

6) mhd. *ā : ō:* gan : fron 98, 2. 158, 6; — lan : fron 115, 6; — getan : schon 99, 6. Vgl. H. S.: gan : lon I, 338, 53; : non II, 37, 57; : person I, 534, 23; : Salomon II, 285, 113; — han : proŭession II, 360, 43; : Salomon II, 241, 155; — stan : lon II, 334, 61; : person I, 58, 1; : tron II, 73, 19; — getan : lon I, 72, 31; — untertan : kron II, 125, 169; : person I, 349, 107; — wan : kron II, 240, 139.

7) mhd. *ā : uo:* bestan : tuon *7, 2*. Vgl. H. S.: tuon : gan I, 39, 11; : han I, 130, 43; : lan I, 72, 11; : stan I, 131, 103.

8) mhd. *ā : ŏ* vor *r* i. a.: furwar : tor 72, 6. Vgl. H. S., MG. II: altar : vor 256'; war : vor 46'/47; Fsp. II: jaren : wor(d)en 90, 259.

9) mhd. *ā : ō* vor *ch, t* i. a.: nach : hoch 36, 6; — drat : brot 169, 2; : tot 163, 6. Vgl. H. S., Fsp.: gelag : hoch V, 31, 37; — hat : tot I, 19, 167; rat : not I, 14, 25; stat : not I, 7, 231.

1) Oder sollte nach *O:* thon, *F:* sagen : son = mundartlich sā̃ zu lesen sein? Aus Hans Sachs kann ich diesen reim nicht belegen. Vgl. Michels s. 67: zaen d. i. zorn (tsoǫrn) : geladen (= gelǫǫn).

10) mhd. *ŭ : ū* = nhd. *o : ŭ:* verlür : für 133, 6; : thür *137, 2*; — kunt : mund 149, 6. Vgl. H. S.: kum (1. 3. sg. ind.) : brum I, 525, 105; : dum I, 484, 153; : stum I, 180, 139; : sum II, 583, 31; : um I, 120, 65; — kumen : brummen I, 157, 119; : dummen II, 146, 73; : summen II, 533, 37; — gekumen : brummen I, 472, 77; : reichtumen II, 460, 99; — kunt (1. 3. sg. ind. conj) : grund I, 137, 95; : hund I, 459, 35; : mund I, 94, 44; : rund I, 63, 56; : gesund I, 216, 79; — kunden (1. 3. pl. ind. conj.): geschunden II, 194, 113; : überwunden I, 392, 23; — frum : brum I, 116, 82; . ewangelium I, 359, 131; : hailtum I, 407, 61; : sum I, 203, 433; : um I, 27, 253; — sunst: gunst I, 80, 111; : kunst I, 268, 33; — besunder : vormünder I, 162, 53; : under I. 194, 75; : wunder I, 269, 7.

11) mhd. *e : ė:* nemen : schemen 96, 2; — gewest : rest *134, 2*; — berg : verzert *140, 2*. Vgl. H. S.: nemen : schemen I, 19, 115; flecken : hecken I, 8, 23; tetten: stedten I, 13, 63; welt : erjelt I, 17, 35; west : best I, 79, 101; werd : beschert I, 28, 309.

12) mhd. *e : ē:* ordt : leer *5, 2*. Vgl. H. S.: her : eer I, 45, 49; den : zwen I, 63, 66.

13) mhd. *e : ae:* her : leer 76, 2. Vgl. H. S.: her : waer I, 1, 13; erd : beschwaert I, 20, 137; unrecht : geschmaecht I, 27, 273; schern : gebaern I, 19, 99; bern : maern I, 36, 69; frech : gaech I, 167, 89.

14) mhd. *ä : ae:* geschlecht : geschmaecht 174, 2. Vgl. H. S.: pferd : waer I, 17, 33; fässer : frässer I, 13, 89.

15) mhd. *ē : ae:* mer : waer 126, 6. Vgl. H. S.: ler : waer I, 3, 79; sel : quael I, 172, 123.

16) mhd. *ī : ei:* weyt : gemeyt 32, 6; seyn : stayn 44, 6; seyn : rayn 103, 2. Vgl. H. S.: reim : haim I, 5, 37; pein : allain I, 6, 1; drei : mai I, 11, 1; sein : klain I. 12, 25; speis : rais I, 14, 129; weib : er schraib I, 29, 325.

17) mhd. *ū : au:* vertraw : fraw 30, 6. Vgl. H. S.: auf : lauf I, 4, 19; saufen: laufen I, 150, 117; raum : zaum I, 105. 293; strauch : auch I, 121, 81; haut : schaut I. 136. 31; trauen : frauen I, 34, 165.

18) mhd. *ie : ī:* ging : ding 29, 6; — lieb : vertrib *14, 2*; — lied : Seyfrid *1. 6*. Vgl. H. S.: tief : ergriff I, 17, 47; liecht : geschicht I, 32, 87; dienst : zinst I, 59, 33; lieb : trib I, 5. 71; hie : Poggij I, 17, 53; schier : mir I, 49, 8.

19) mhd. kurz. voc. : lang. voc. = nhd. lang. voc. : lang. voc. im inlaut: faren : waren *9, 2*. 35, 6. 123, 2. 127, 6. *143, 6*; — im auslaut: er : her 156, 2; — ordt : leer *5, 2*; — her : leer 76, 2; — tor : fürwar 72, 6. Vgl. H. S.: erfaren : jaren I 81, 155; : waren I, 128, 71; garen : waren I, 138, 13; sparen : jaren I, 40, 29; beren: maeren I, 36, 69; schweren : hören I, 47, 33; weren : leeren I, 22, 73; verloren : thoren I, 20, 141; sporen : ohren I, 115, 47; beschoren : thoren I, 78, 55; gebüren : füren I. 128, 87; schüren : rüren I, 130, 51; — far : jar I, 54, 99; gar : har I, 118, 3; schar: war I, 67, 33; ber : waer I, 40, 27; er : waer I, 39, 13; pferd : seer I, 17, 33; mir : schier I, 49, 8; : vier I, 59, 23; vor : or (hora!) I, 27, 239; : thor I, 83, 35; : rumor I, 57. 183;

vor *m* im auslaut: nam : kuperan 80, 6; — lobesam : lan 102, 6; wunnesam: plan 91, 2. Vgl. H. S.: breutigam : plan W. VIII, 18. 19; : getan VIII, 716, 28; : Simson W. X. 195, 10;

vor *b* i. a.: trib : lieb *14, 2*. Vgl. H. S.: blib : hieb I. 140, 71; gib : lieb I, 81. 157; trib : hieb I, 85. 11; : lieb I, 5, 71;

vor *d* i. a.: Seyfrid : lied *1. 6*. Vgl. H. S.: bad : gerad I. 19. 133; schad : genad I, 80, 139; red : bed I. 90. 55;

vor *g* im inlaut: erschlagen : fragen 163, 2; tagen : lagen *8, 2*; — im auslaut: tag : frag *6, 2*; magt : gewagt 37, 6. Vgl. H. S.: sagen : fragen I, 21, 27; erschlagen : fragen I, 21, 19; tragen : wagen I, 144, 25; geleger : waeger I, 14, 113; ligen : kriegen I, 141, 113; : schmiegen I, 67, 35; gestigen : biegen I, 101, 143; zugen : trûgen I, 90, 67; mügen : genüegen I, 57, 205; — mag : frag I, 99, 73; lig : schmieg I, 70, 43; zug : genûg I, 38, 149; : betrûg I, 86, 66; tüg : krüeg I, 42, 115.

20) mhd. kurz. voc. : lang. voc. (diphthong.) = nhd. kurz. voc. : kurz. voc.: vor *n* + cons.: mund : stûnd 108, 6; — ding : gieng 29, 6. Vgl. H. S.: geding : gieng I, 17, 25. 110, 99. 124, 89; — kunt : stûnd I, 1, 11.

21) mhd. kurz. voc. : kurz. voc. = nhd. lang. voc. : kurz. voc.: vor *l:* tal : al *8, 6*; : schall 120, 2; — zil : will 68, 6; — wol : voll *11, 6*. 155, 6; — geholt : wolt 127, 6. Vgl. H. S.: fal : trübsal I, 68, 65; al : thal I, 67, 27; wil : spil I, 42, 111. 61, 1. 62, 10; grill : vil I, 145, 9; vol : hol I, 123, 23; sol : wol 41, 59; vol : woll I, 6, 8; — alt : gezalt I, 4, 15; gestellt : erwelt I, 128, 99; welt : erzelt I, 17, 35; gilt : spilt I, 10, 67; stillt : spilt I, 38, 125;

vor *r:* verzert : berg *140, 2*; — er(de)n : gern 54, 2; — verlorn : vorn 49, 6; — fert : hert 72, 2. Vgl. H. S.: lern : born I, 59, 17; gern : gewern I, 61, 8; herrn : verzern I, 7, 46; — kûrn : schmiern I, 59, 13; — korn : geborn I, 49, 16; forn : erfrorn I, 95, 21; verlorn : zorn I, 26, 221; — hart : bart I, 42, 121; karten : zarten I, 61, 6; wart : art I, 17, 23; irrt : schmiert I, 103, 234; — ars : erfars I, 96, 63;

vor *m:* nam : damm 87, 2[1]; : began 41, 2; — wunnesam : man 83, 2; — im : verbrinn *9, 6*. Vgl. H. S.: damm : kam I, 67, 25; stamm : nam I, 91, 101; zusamm : nam I, 110, 95; — grimm : im I, 15, 173. 140, 97; stimm : im I, 69, 23;

vor *b:* gab : ab *12, 2*. 128, 2. Vgl. H. S.: ab : gab I, 109, 43. 59; : hab I, 9, 27; : trab I, 115, 72; : erschab I, 27, 259;

vor *g:* magt : trach 17, 6; verzagt : macht 96, 2. Vgl. H. S.: steckt : verlegt I, 130, 69; gedeckt : bewegt I, 49, 22;

vor *t:* gebot : got 24, 6. Vgl. H. S.: bett : gere(de)t I, 25, 163.

22) mhd. lang. voc. : lang. voc. = nhd. kurz. voc. : lang. voc.: vor *s:* verdross : gross *2, 2*; — genoss : sigelos 84, 6; — schoss : gross 132, 6. Vgl. H. S.: lass : mass I, 121, 89; — floss : gross I, 20, 3; — mûss : bûss I, 24, 155; fûss I, 144, 43.

23) mhd. kurz. voc. : lang. voc. = nhd. kurz. voc. : lang. voc.: vor *r:* wurd : natur 125, 2. Vgl. H. S.: ort : hort I, 4, 13. 6. 6. 30, 15. 110, 91; — wûrd : gefürt I, 34, 161;

vor *n:* s. o. s. 207;

vor *ch:* geschlecht : geschmecht 174, 2. Vgl. H. S.: recht : geschmächt I, 27, 273. 94, 5. 95, 43; — flucht : sûcht I, 104, 276; — fûchs : tuchs I, 32, 121.

β) Zum consonantismus.

24) *m : n:* haim : stain 24, 2. 31, 2; — nam : began 41, 2; : kuperan 80, 6; — lobesam : lan 102, 6; wunnesam : man 83, 2; : plan 91, 2; — jm : verbrinn *9, 6*. Vgl. H. S.: nam : an W. XIII, 75, 22; im : bin W. VII, 171, 5; breutigam : plan W. VIII, 18, 19; lobesam : man W. XVI, 22, 19; Galileam : gan W. XI, 269, 11.

1) Die lesart ist richtig. Golthers vermutung: man : tran (= strän, sträm) abzulehnen. Vgl. Hans Sachs, F. S. I, 7, 14: (der frosch)

sprang bald in des wassers thamb.
die mauss mit forchten darauff schwamb.

Desgl. I, 67, 25.

25) *mt : nt:* allsamt : want 57, 6; beidsamt : hant 99, 2. Vgl. H. S.: allsant : bant II, 70, 51; : hant I, 568, 93; : lant I, 319, 11; : pfand II, 361, 63; : schand I, 103. 247; : verstant II, 176, 113; : gewant I, 540, 5.

26) mhd. *n:* reyn : bey 109, 6 [1].

27) *-en:* —: erbarmen : arm 151, 2; fliessen : stiess *10, 2*; — besitzen : witz *165, 6*. Vgl. H. S. M. G. II infinitive wie z. b.: strafe : waffe X; ůberwinde : kinde 2/2' u. a. H. S. kennt jedesfalls den verlust von *n* in unbetonter silbe. Unmittelbare analoga zu h. S. fliessen : stiess fehlen; doch vgl. perun(nen) : tůn (= getan) F. S. I, 200, 298; dien (= dienen) im versinnern F. S. I, 377, 36. Wahrscheinlich sind diese reime wie fliessen : stiess, besitzen : witz aus älteren *fliesse, *besitze herzuleiten.

28) Verlust eines dentals: nach *r:* erd(e)n : gern 54, 2; — word(e)n : geborn 48, 6. Vgl. H. S.: erden : gern I, 195, 111; orden : geborn II, 275, 11; werden : gebärn I, 35, 19; : êrn I, 392, 31; : fern II, 80, 33; : gern I, 61, 39; : herrn I, 400, 151; : kern I, 569, 125; worden : geborn I, 498, 63; : dorn II, 290, 15; : erfrorn II, 464, 105; : horn II, 135, 87; : korn II, 76, 7; : verlorn I. 411, 213. Ferner erd : leer *5, 2*; würd : für *5, 6*; — art : war 124, 2 (N!); — wurd : natur 125, 2; — gebrast : was 19, 6. Vgl. H. S.: würd : erfür I, 289, 23; : verlür I, 343, 41; : natur II, 634, 3; : schnuer I, 312, 41; : schwůr I, 548, 69; pferd : wer I, 17, 33; art : jar W. XXIII, 413, 8; wart : ar W. III, 327, 22; beschreibt : weib W. II, 295, 27; affect : geschleck W. III, 5, 26; : steck W. VII, 344, 5; : weck W. II, 281, 32; zubereitet : arzenei W. XXIII, 289, 11.

29) Assonanz: maget : erschlagen 95, 6; — magot : trach 17, 6; — gůt : ruw (N. hůt!) *38, 6*; — verzert : berg *140, 2*; jüngeling : kind 33, 2. Für H. S. vgl. die unter 28 gegebenen belege; dazu nach Michels s. 118 aus Nürnberger fastnachtspielen: hab : tag; gelauben : augen; haben : sagen; Rübenkorp : mort [2].

30) mhd. *z : s* i. a.: fürbass : was 61, 2; — genoss : sigelos 84, 6; — auss : haus 61, 6. 74, 6; — dass : was 128, 6. Vgl. H. S.: ass : was I, 51, 26; auss : hauss I, 5, 63; bass : has I, 67, 31; dass : blass I, 102, 203; frass : was I, 138, 5; heiss : reis I, 34, 1.

31) mhd. *g : k* nach *n* i. a.: zwang : gedank 97, 2. Vgl. H. S.: anfang : dank II, 15, 13; : trank I, 380, 37; gang : dank II, 436, 89; : krank I, 257, 33; lang : bank I, 41, 83; : dank II, 106, 53; : krank I, 90, 7; bringt : winkt II, 582, 141.

32) mhd. *-g : -h:* tag : gesach 23, 2; — unverzagt : macht (N!) 96, 2. Vgl. H. S.: jagt : tracht I, 303, 41; : wacht W. XIII, 182, 31; schlagt : facht W. XX, 149. 2; — versorgt : forcht I, 288, 25; W. III, 326, 23; XX, 190, 13. 524, 13; — berg : überzwerh I, 5, 61. 43, 153. 105, 300.

33) mhd. *g:* — : gezeigt : maid *157, 6*. Vgl. Michels s. 225: erzoigt : hinterlistigkeit.

1) Vgl. die andern drucke ausser B, das frey : bey hat. Wenn B nicht das ursprüngliche bewahrt hat, so ist dies der einzige reim, für den ich kein analogon aus Nürnberger dichtungen kenne. Im versinnern steht bei H. Sachs, F. S. II, 612, 7: mei průstůch. Für wesentlich halte ich es nicht, dass diese reimart fehlt, da die Nürnberger einschliesslich H. Sachs sonst die nasalierung des vocals kennen.

2) Aus H. Sachs kenne ich dieser art nur F. S. II, 480, 107: tag : hat; Fsp. VII, 50, 23: *tag : hab*. Fsp. V, 7, 175: *wirt : nit* ist wol falsch überliefert. Zu lesen wäre:

Eulenspiegel: *glůck zr, herberg, mein wirt, ich bit.*
Wirt: *ey leichnam gern, warumb das nit.*

Was Sommer s. 67 an belegen für assonanzreim beibringt, stammt aus der druckausgabe.

34) **mhd.** *-h : -ch:* sah : sprach 40, 2. 45, 2; — übersech : rech 175, 6; — geschmecht : geschlecht 174, 2; — gerucht : sucht 150, 2. Vgl. H. S.: entfah : schwach II, 358, 65; : sprach I, 476, 59; sah : bach I, 319, 5; : brach I, 542, 43; : sprach I, 7, 32; neh : rech II, 159, 41; — seh : pech II, 414, 41; sih : ich II, 612, 21; vieh : ich I, 399, 113; : brich I, 134, 53; — geschmecht : brecht I, 295, 9; siht : bricht I, 591, 119; : spricht I, 25, 187; nicht : spricht I, 518, 41.

2. Doppelformen.

35) **Praet. sg. st. v. I:** reyss : heyss 131, 6; — reit : gemeit 159, 6; — steig : feig *143, 2*; — treib : weib *166, 6*; — litt : nit *11, 2*; : Seyfrid *139, 2*; — ritt : nit *170, 2*; — trib : lieb *14, 2*. Vgl. H. S.: baiss : schaiss (m.) I, 439, 79; schlaich : straich II, 621, 31; bleib : leib I, 111, 115; traib : weib II, 557, 15; schnaid : beid I, 429, 49; — griff : tief II, 100, 11; biss : spiess I, 33, 141; schlich : ich II, 212, 103; blieb : dieb II, 52, 99; schrieb : dieb I, 483, 129.

36) **was, war:** was : bass 61, 2; : gebrast 19, 6; : das 128, 6; : mass *178, 2*; : genas 149, 2; — **war** : art 124, 2 (N!). Vgl. H. S.: was : sass I, 16, 1; : as I, 327, 3; : das I, 510, 87; : frass I, 316, 49; : mass I, 254, 5.

war : dar I, 310, 13; : clar I, 321, 3; : dar I, 327, 13; : jar I, 289, 13.

37) **meer, mee:** mer : her 25, 2. 41, 6. 50, 6. 111, 6; : wer 126, 6; — mee : wee 20, 6. 85, 2. Vgl. H. S.: mer : er I, 546, 97. 561, 115. 570, 193. 574, 117. 584, 139; : ser I, 302, 21. 572, 13. — mee : ee I, 21, 31. 143, 11; II, 66, 203. 608, 81. 631, 171; : stee II, 569, 79; : wee I, 104, 251.

38) **nicht, nit:** nicht : gericht 173, 2; — nit : lidt *11, 2*; : ritt *170, 2*. Vgl. H. S.: nicht : bricht I, 337, 18; : dicht I, 49, 14; : gicht I, 386, 112; : licht I, 104, 280; : pflicht I, 27, 238; : gericht I, 106, 9; — nit : bitt I, 59, 28; : dritt II, 2, 71; : frid I, 167, 84; : mit I, 13, 82; : quitt II, 26, 33; : riet II, 236, 119.

39) **-aget, -eit:** vnverzagt : macht 96, 2; maget : erschlagen 95, 6; : gewaget 37, 6; — geleit : arbeit 106, 2; — widerseit : bereit 78, 2; — vnverzeit : laid 116, 6; : manheit 81, 6; — meid : gezeigt *157, 6*. Vgl. H. S.: maid : aid I, 94, 3; : baid I, 29, 3. 33, 155. 52, 7. 129, 11; : laidt I, 56, 159; : beschaid I, 35, 31. 87, 122. 150, 107. Die anderen contractionsformen scheinen H. S. nicht geläufig zu sein.

Es war meine aufgabe, zu zeigen, dass das Lied vom hürnen Seyfrid eine **formell einheitliche originaldichtung** eines zeitgenossen und landsmannes des Hans Sachs ist. Diese aufgabe glaube ich gelöst zu haben. Eine andere frage ist es, wie die offenbaren **inhaltlichen widersprüche** zu erklären sind.

BRÜHL BEI KÖLN. CHR. AUG. MAYER.

MISCELLE.

Klopstock, Gleim und die Anakreontiker als nachdichter des altdeutschen minnesangs.

Dass die bemühungen der tapferen Schweizer Bodmer und Breitinger um die widererweckung der altdeutschen minnesinger, die in zahlreichen abhandlungen zum ausdruck kamen und in dem zweimaligen, unter den grössten schwierigkeiten zu stande gekommenen versuche einer herausgabe von liedern aus dem grossen sog. Manessischen codex gipfelten[1], unter den zeitgenossen nur so langsam zu anerkennung und nacheiferung gelangten, hat natürlich seinen grund nicht zum wenigsten in den schweren zeitumständen, die die mittleren jahrzehnte des 18. jahrhunderts erfüllten. Von grossem, ebensowol philologischem wie historischem interesse ist das erste zeugnis einer anlehnung an den altdeutschen minnesang, das uns nach der beendigung der kriegsunruhen entgegentritt. Es stammt von Klopstock[2] und wurde im jahre 1764 veröffentlicht, ist also vielleicht nur wenige monate nach dem abschluss des Hubertusburger friedens entstanden[3]. Es ist seine ode an kaiser Heinrich, die sich nur insofern an das diesem fürsten zugeschriebene minnelied anlehnt, als sie dessen hauptgedanken kurz in der ersten strophe zusammenfasst und zum ausgangspunkte für die eigenen betrachtungen nimmt.

Im jahre 1749 — zur zeit seines aufenthalts in Langensalza — hatte Klopstock es in einem briefe an Bodmer[4] direkt abgelehnt, sich weiter mit den alten liederdichtern zu beschäftigen, da er nicht dazu aufgelegt sei, die sprache „dieser edlen alten“ zu studieren, was doch, um sie recht zu verstehen, nötig sei, — jetzt, fünfzehn jahre später, hatte er selbständig auf sie zurückgegriffen: fern von Deutschland, in Kopenhagen, scheint er ruhe und musse dazu gefunden zu haben. Aber unzweifelhaft: seine erweckung und anrufung von kaiser Heinrichs schatten zur schlichtung des „streites der Deutschen“ kam etwas post festum.

Auf Gleims entschluss, sich in der erneuerung oder nachdichtung der minnesinger zu versuchen[5], ist jedesfalls Bodmer nicht ohne einfluss gewesen. Standen beide schon vor der ersten Bodmerschen veröffentlichung aus dem grossen codex mit einander über die absichten der beiden Schweizer im schriftlichen verkehr[6], so mag auch Bodmers gelegentliche briefliche bemerkung, dass zwischen Gleims geiste und demjenigen der alten liederdichter „eine solche sympathie“ bestehe[7], dem von eitelkeit nicht ganz freien Gleim den gedanken eingegeben haben, sich auch einmal, ähnlich

1) Vgl. meine dissertation: „Das aufleben des altdeutschen minnesangs in der neueren deutschen litteratur. Erstes capitel: Das aufleben in der wissenschaft bis 1759“. (Jena 1891).

2) Klopstocks oden, herausg. von Muncker und Pawel, Stuttgart 1889, bd. I. s. 161 fg. — Diese ode an kaiser Heinrich scheint doch wol ihrem charakter nach ein paar monate früher entstanden zu sein als das im gleichen jahre veröffentlichte Gleimsche lied: „Ismene“.

3) Vgl. Fr. Muncker, „Klopstock. Geschichte seines lebens und seiner schriften“. (Stuttgart 1888) s. 359.

4) Weimarisches jahrbuch, bd. IV (1856) s. 135.

5) Vgl. R. Porsch, Der altdeutsche minnesang und die Göttinger dichter. Bericht d. Freien d. hochstifts, n. f., 17, 31 fgg.

6) Vgl. meine Dissertation, s. 30 und 32.

7) Bodmer an Gleim den 12. sept. 1747, in: „Briefe deutscher gelehrten. Aus Gleims litterarischem nachlass hrg. von W. Körte“ (Zürich 1805—1806) bd. I, s. 64.

wie jener es schon widerholt getan hatte, in ihrer nachdichtung zu versuchen. Bis zu Gleims erstem versuch verstrich allerdings noch eine ansehnliche reihe von jahren. Bodmers brief vom 2. april 1767, in dem er ihm direkt ein paar übersetzungsproben schickte, hat dann aber seine lust zu grösseren versuchen vielleicht aufs neue belebt[1]. Möglich auch, dass er von Bodmer in einem verloren gegangenen briefe direkt aufgefordert wurde, hatte doch am 6. märz 1752 der junge studiosus Wieland aus Tübingen an Bodmer geschrieben: „Wenn sich nur ein übersetzer fände, der alle lieder und gedichte, die man von Winsbeke und seiner frau, Walthern, Veldig usw. hat, in unsere heutige mundart übersetzte, ohne ihnen etwas zu nehmen oder zu geben"[2]. Wie unsympathisch müsste es nur dem keineswegs für die anakreontik begeisterten Wieland, dem verfasser der „Empfindungen des christen", gewesen sein, wenn Bodmer sich infolge dieses briefes wirklich an Gleim mit seinem vorschlage gewendet hätte! Im jahre 1771 steht Gleim sodann mit Gottfried August Bürger über „minnelieder" im briefwechsel. Sind auch Bürgers früheste, uns bekannte „minnelieder" erst 1773 zur veröffentlichung gelangt[3], so befasste er sich doch schon 1771 mit diesen versuchen. Am 20. october schrieb er an Gleim, er habe noch „ein dutzend minnelieder" liegen, und „wenn aus einem oder dem andern etwas taugliches werden könne, so stehe es herrn Michaelis auch zu diensten"[4]. Sieht es nicht aus, als ob Gleim[5] mit der absicht umgieng, eine sammlung von nachdichtungen nach den minnesingern von verschiedenen verfassern zu veranstalten, um dadurch den armen, auch als dichter hervorgetretenen Johann Benjamin Michaelis, der sich bei ihm in Halberstadt aufhielt, zu unterstützen? Hatte er kurz zuvor die „Lieder eines armen arbeitsmannes" zum besten von dessen schwestern drucken lassen, so glaubte er vielleicht auf diese weise für Michaelis selbst etwas tun zu sollen. Aber Michaelis starb schon am 30. september 1772, und Gleims „Gedichte nach den minnesingern" (1773) wurden wider zum besten der armen mädchen in die welt geschickt.

Für die art und weise zunächst, wie die Göttinger bei ihren nachahmungen zu werke giengen, ist charakteristisch, was Bürger im vorwort zur ersten ausgabe seiner gedichte[6] schrieb: „Man bilde sich nicht ein, als ob ich .... das original vor mir liegen gehabt und zeile bei zeile verdolmetscht hätte. Öfters hatte ich das fremde gedicht vor jahren gelesen, sein inhalt war meinem gedächtnisse gegenwärtig geblieben." So ist es bis jetzt auch in der tat nur gelungen, nachzuweisen, dass Bürger ein- oder zweimal eine strophe Walthers aus der erinnerung nachdichtete. Von der wortgetreuen übersetzung eines ganzen gedichts ist keine rede. Und wie er machten es in der hauptsache auch die mitglieder des Göttinger hains. Nur Miller scheint sich einmal und Hölty sich zweimal eng an bestimmte vorliegende originale angelehnt zu haben. Im übrigen gilt die bemerkung, die der Göttinger Musenalmanach von 1774 über die „minnelieder" dieses dichterkreises machte: „Sie sind das zufällige spiel einiger freunde, die, indem sie die alten, freylich nicht genutzten überbleibsel

1) Vgl. Körte a. a. o., s. 368.

2) Wielands werke, bd. 10, s. 310.

3) Vgl. F. Mühlenpfordt: „Der einfluss der minnesinger auf die dichter des Göttinger hains". Dissert. (Leipzig 1899) s. 24.

4) Briefe von und an G. A. Bürger, hrg. von Adolf Strodtmann (Berlin 1874) bd. I, s. 37.

5) Oder trug Michaelis sich selbst mit solchem plane?

6) 1778.

des schwäbischen zeitpunkts miteinander lasen, versuchen wollten, ob man auch nicht einmal g a n z i n d e m g e i s t e d e r m i n n e s i n g e r dichten, und bei der gelegenheit einige alte wörter retten könnte, die nicht hätten untergehen sollen." Nur dass der g e i s t eben doch nicht immer richtig getroffen wurde. Die schäferin, die auf dem grabe des leiermannes ihre herde weidet (Bürger)[1], der schöne, junge rittersmann, der dem liebchen den ganzen tag nachschleicht (Miller)[2], das „grussliche und kussliche lächeln" der geliebten (Voss)[3], — das sind nun doch wendungen, die wir bei den minnesingern vergeblich suchen. Aber um die absichten handelt es sich: der geist oder, wie Voss einmal sagte[4], der ton der alten liederdichter war es, den man vor allem widergeben wollte, und Franz Mühlenpfordt hat in seiner dissertation gezeigt, in welchem masse ihnen dies gelungen ist.

Wesentlich anders freilich liegen die dinge nun bei G l e i m.

Wie Bodmer hat Gleim sich zu verschiedenen malen in nachdichtungen von minneliedern versucht. Einer vereinzelten probe liess er 1773 die „Gedichte nach den minnesingern" und 1779 eine zweite grössere sammlung: „Gedichte nach Walther von der Vogelweide" folgen. Zwischen beiden liegen eine reihe von einzelnen bearbeitungen, die im Leipziger „Almanach der deutschen musen" von 1774 und 1775, im „Teutschen Merkur" von 1774, in der „Iris" von 1775 und 1776 und in den „Elegieen der Deutschen aus handschriften und gedruckten werken" (hrg. von Klamer Schmidt, 1776) veröffentlicht wurden[5]. Die „Gedichte nach den minnesingern" er-

1) Göttinger Musenalmanach 1773, s. 115. — Aug. Sauers ausgabe von Bürgers gedichten, D.N.L., bd. 78, s. 45.

2) Göttinger Musenalmanach 1774, s. 195.

3) Ebenda s. 203. Auch: Sämmtl. gedichte von J. H. Voss (Königsberg 1802) band IV, s. 24.

4) Sämmtl. gedichte, bd. IV, s. 288.

5) Die „Gedichte nach den minnesingern" enthalten 46 nummern. Dabei stellt Gleim die fürstlichen sänger (kaiser Heinrich, Wenzel von Böhmen, Otto von Brandenburg, Heinrich von Meissen, herzog von Anhalt, herzog Johann von Brabant, herzog Heinrich von Breslau) an den anfang und vereinigt die übrigen unter der rubrik: „Nach verschiedenen minnesingern". Von Walther von der Vogelweide, „mit welchem sich behaupten liesse, dass die zeiten der sogenannten minnesinger einen A n a k r e o n, und einen bessern, als die unsrigen schon gehabt", bearbeitet Gleim hier vier lieder. Dieselben widerholt er — mit einigen unbedeutenden änderungen — in den „Gedichten nach Walther von der Vogelweide", die im ganzen aus 31 nummern bestehen. Nr. 29 „Vorsatz eines kranken im may": „Wenn ichs noch erlebe, dass ich rosen ...", findet sich auch im Leipziger „Almanach der deutschen Musen" von 1775, s. 43. In seiner ausgabe von 1774 bringt dieser Almanach (s. 11) eine bearbeitung von Hadloubs gedicht: MSH. XXXVIII, 1. 2. 3 unter der überschrift: „Das schöne bette". — Der „Teutsche Merkur" (bd. V, januar 1774, s. 23—24) bringt einen „minnegesang" von Gleim, zu dessen dritter strophe er die anmerkung macht: „Ein dichter aus den zeiten der minnesinger hat diese zween verse hergegeben." Das ganze bezieht sich auf „Herrn von Eine an fräulein Sunnemann die kleine." — Die (ältere) „Iris" von 1775 (bd. IV, s. 62—70) bringt von Gleim nachdichtungen nach Steinmar, dem wilden Alexander, Ulrich von Lichtenstein (zwei lieder) und Johann Hadloub. Die „Iris" von 1776 (bd. V, s. 30 fgg.) hat nachbildungen nach Reinmar von Zweter, Gottfried von Strassburg, Konrad Schenk von Landeck, dem von Johansdorf, Ulrich von Lichtenstein und nach einem unbezeichneten text. — Die „Elegieen der Deutschen" (1776, s. 115. 259. 264 und 351) bringen nach Reinmar dem alten: „Über den tod herzog Leopold des sechsten", ein „Fragment nach den minnesingern", ein (selbständiges?) gedicht „An die Minne" und eine apostrophe nach und „an" Walther, die mit einigen änderungen auch in die „Gedichte nach Walther von der Vogelweide" (s. 30) übergegangen ist.

öffnet Gleim mit einer kurzen einleitung über den flor der deutschen poesie unter den schwäbischen kaisern, in der er ausdrücklich Bodmers verdienste um die widererweckung der alten gedichte hervorhebt und zugleich bedauert, dass dessen „Sammlung" bisher dem grössten teile der gelehrten unbekannt geblieben sei. Um zu zeigen, wie die akademieen der wissenschaft sich der sache annehmen könnten, entwirft er, ähnlich wie Bodmer und Breitinger im vorbericht zum zweiten teile der „Sammlung" eine reihe von aufgaben zur erforschung der deutschen poesie in jener periode, die sich jedoch nur auf litterarische und kulturhistorische, nicht, wie bei jenen, auch auf sprachliche fragen beziehen. Den „gedichten" selbst hat er unter dem texte die originalstellen beigefügt[1]; dabei bittet er aber ausdrücklich, „manchen schein, als ob er jene nicht verstanden hätte, nur für schein zu halten, weil er nicht selten, bloss aus mangel der zeit, seinem kopf folgen und manche stellen stehen lassen müssen, die er mit der feile gern hinweg genommen hätte." Naiver hätte der gute vater Gleim seine allerdings noch ziemlich mangelhafte kenntnis der alten sprache[2] gewiss kaum entschuldigen können.

Schon in den titeln seiner beiden grösseren publikationen hat Gleim ausgesprochen, dass sie keine eigentlichen übersetzungen sein sollten. Auch für die zwischen ihnen liegenden kleineren versuche, die auch in anderer hinsicht das gleiche gepräge tragen, gilt dasselbe. Nur in wenigen fällen hat er sich genau an den mittelhochdeutschen text angeschlossen, meist ist die anlehnung an die originale gänzlich willkürlich und frei. Sind es zumeist volle strophen, oft auch ganze lieder, die er zu grunde legt, so greift er doch manches mal auch nur einige wenige zeilen frei aus dem original heraus, sodass es in solchen fällen eigentlich nur ein einzelner gedanke ist, den er verwertet. Eine bei Gleim sich sehr oft widerholende erscheinung ist die, dass der anfang eines gedichts sich enger an das vorbild anlehnt als die fortführung. Ist zuweilen dennoch wenigstens der allgemeine gedankengang derselbe geblieben, so ist doch das original oft gänzlich verlassen worden und an seine stelle ist ein ganz neues lied getreten. Auch die äussere form ist zumeist nicht immer diejenige des grundtextes. Die vielzeilige strophe ist entweder durch die vierzeilige ersetzt oder es ist ein ganz freies metrum mit willkürlicher reimverschlingung und ohne strophenabteilung gewählt. Da aber Gleims verse, wie ja überhaupt diejenigen der Anakreontiker, gewöhnlich sehr kurz sind, so ist es nicht wie bei Hofmannswaldau und Renner der einfluss des metrums, der seine ganze ausdrucksweise viel breiter machte als diejenige seiner originale, sondern lediglich sein eigener geschmack. Oft ist e i n e strophe des minnesingers zu zweien erweitert, manchmal ist allerdings auch das gegenteil der fall, dann sind zwei strophen zu einer zusammengeworfen, und die bearbeitung ist kürzer geworden als das vorbild. Wenn also Gleim seine nachdichtungen als „Gedichte n a c h den Minnesingern, Gedichte n a c h Walther von der Vogelweide" bezeichnet, so handelt es sich ebensowenig um übersetzungen wie um gedichte nach der art und weise d. h. im geiste der minnesinger. Der unterschied gegen Bodmer auf der einen und gegen die Göttinger auf der andern seite liegt auf der hand. „Gedichte im anschluss an die minnesinger" — so etwa lassen sich die Gleimschen versuche, die

1) Bei den „Gedichten nach Walther von der Vogelweide" verweist er nur unter den überschriften auf die betreffenden stellen in Bodmers „Sammlung".

2) Grobe missverständnisse des sinnes sind bei Gleim recht häufig. Oft hat Gleim aber auch manchen alten ausdruck gar nicht verstanden, so wenn er *tougen* = heimlich mit *taugen* = passen übersetzt. Die wahre bedeutung von *milt* = freigiebig ist ihm auch noch unbekannt.

man im übrigen wol auch modernisierungen oder umdichtungen in modernen geschmack nennen kann, am besten bezeichnen.

Gleims erster versuch fällt in das jahr 1764. Er findet sich in den „Petrarchischen gedichten“[1], ist eine umdichtung des zweiten liedes des herrn von Trosberg (MSH. II, s. 71) und „Ismene“ überschrieben.

Gleim hat die überschwänglichkeiten seines gedichts in einer offenbar später entstandenen umdichtung[2] bedeutend gemildert. Aber in seiner ersten fassung war das gedicht für Gleims dichterisches verhältnis zu den minnesingern schon recht charakteristisch. Zwar lehnte es sich — namentlich in der beibehaltung der strophenzahl — noch verhältnismässig eng an das original an, aber die art der späteren Gleimschen umdichtungen lässt sich schon hier erkennen. Ohne dass er ihr einen namen gab, glaubt er im gegensatz zum herrn von Trosberg von seiner geliebten nicht singen zu können. Wo jener nur den eindruck und die macht schildert, die seine *vrouwe* auf ihn ausübt, meint Gleim sie unter die engel und göttinnen versetzen zu müssen. Seine liebe zu Doris hindert ihn nicht, von seinem kalten herzen zu sprechen; mit dem erinnerungsbilde an die geliebte ist es ihm nicht getan, er möchte sie auch — echt anakreontisch — im wirklichen bilde besitzen, und anstatt das gedicht nach der weise des vorbildes als ein erzählendes und nur zum schlusse apostrophierendes minnelied zu geben, kleidet Gleim es in die form eines traumes, wobei er die aufklärung und enthüllung, wie auch J. P. Uz[3] und andere es so häufig taten, erst ganz am ende bringt. Wichtig ist aber der inhalt seines traumes: Wo der herr von Trosberg sie nur „bi maniger schoenen vrouwen“ gefunden haben will, sieht Gleim einen ganzen „kreis“ von schönen frauen, Ismene tritt hinein und „alle schönen überliessen ihr den preis“. Der begriff der mittelalterlichen *vrouwe* ist verschwunden, so sehr Gleim auch geneigt ist, sich als den sklaven seiner geliebten zu betrachten.

Es ist die vorstellungsweise der rokokozeit, die uns aus Gleims erstem minnesinger-versuch entgegentritt.

Auch eine der ersten nummern seiner „Gedichte nach den minnesingern“ zeigt die schäferliche einkleidung:

> Unter ihren lieben schafen,
> Fand ich eine hirtinn schlafen,
> Zucht und unschuld im gesicht.

Wie ganz anders hatte Gleim in den vierziger jahren, damals, als er noch echter Anakreontiker war, gesungen:

> Aber seht nur, dort im schatten
> Unter r e b e n liegt ein mädchen . . .

An die stelle der reben sind jetzt wider die lieben schafe getreten, wein und trinken spielen keine rolle mehr, und wie überhaupt die scharfen antithesen von stadt und land, von hirt und könig oder arm und reich wider verwendet werden, so beweist schon der häufige gebrauch des idyllischen deminutivums oder von adjectiven wie

1) Vgl. Wilh. Körte, Gleims leben (Halberstadt 1811) s. 122 fg.

2) J. W. L. Gleims sämmtliche werke, erste original-ausgabe aus des dichters handschriften durch Wilhelm Körte (Halberstadt 1811) bd. I, s. 170. — Dazu vgl. Körtes vorrede pag. XV: „Besonders aber wurden diejenigen veränderungen des dichters wider ältere lesarten vorgezogen, durch welche hier und da ein vers oder eine strophe weggeschnitten wird . . .“

3) Vgl. „Sämtl. poet. werke von J. P. Uz“, hrg. von A. Sauer (Deutsche litteraturdenkmale), Stuttgart 1890, s. 130.

„klein“ und „süss“, wie sehr vater Gleim dem niedrigen vor dem hohen den vorzug gibt. Selbst die mächtigsten potentaten finden ihr einziges glück wider in der idyllischen liebe; dem kaiser Heinrich, der doch ehemals bei aller liebe zu seiner vrouwe die würde und den stolz seiner stellung gewahrt hatte, ist jetzt rang, herrlichkeit und pracht nur durch den besitz seiner „süssen“ „erträglich“, und herzog Heinrich von Breslau ist glücklich, mit seinem „süssesten weibchen“ die flitterwochen in seiner nun endlich wider durch munterkeit und freude erhellten „kleinen hütte“ verleben zu können. Dass alle schäferlich-neckischen episoden, sich in sittsamkeit abspielen, sagt schon der könig Wenzel in Gleimscher umwandlung, wenn er erzählt, wie er aus furcht, von seinem gewissen mit „schlägen“ gezüchtigt zu werden, auf den kuss der schlafenden schäferin verzichtete und nun das schöne bewusstsein habe, dass er recht getan. Von den „kleinen braunen mädchen“, die auf weichstem bettchen mittagsruhe halten, im traume die hände falten und betend „um männer bitten“[1], ist keine rede mehr.

Sofern man nicht lieber eine mechanische flickerei annehmen will, begegnet die neigung, durch demonstrative pronomina oder adverbia zu lokalisieren:

Himmel! Welche wonne
Hatten wir einmahl
Hier in diesem thal,
Unter mittagssonne,
Deren feuerstrahl
Donnerwolke dämpfte,
Dort am wasserfall,
Als die amsel kämpfte
Mit der nachtigall![2]

Ferner das bestreben zu individualisieren, nur dass Gleim hier, wo es sich doch um alte deutsche dichter handelt, aus denselben gründen, um deren willen er statt Amor, Nymphen und Zephyr „liebesgötter“ und „abendwinde“ verwendete und Venus nur noch vergleichsweise heranzog[3], die sonst so beliebten römischen und griechischen namen durch deutsche ersetzte: Thusnelda, Eringard, Hillma, Adelheid und Irmingart, und statt Seladon männernamen wie Sellmar, Hillmar und Werdogam. Was soll man aber zu einer dichterischen individualisierung sagen, die sich zu versen verstieg wie:

Wenn ich's noch erlebe, dass ich rosen
Auf der lieblichen Albertushöhe
Mit der schönen Anna Winli lesen gehe...[4]

oder gar:

Ich sass, in einem süssen traume
Bei meiner Sunnemann und las....?[5]

1) „Versuch in scherzhaften liedern“: Körte, gesamtausgabe, bd. I, s. 87.

2) Iris, bd. IV, s. 70.

3) Selbst da, wo einmal der herzog Heinrich von Breslau singt: „Ich Venus wil ir alles das erleiden...“, ersetzt Gleim es durch: „Ich liebe...“

4) Gedichte nach Walther von der Vogelweide, s. 54; vgl. auch oben s. 214, anmerkung 5.

5) Gedichte nach Walther von der Vogelweide, s. 46. Über fräul. Sunnemann vgl. Bertuchs briefe an Gleim, in: Wielands werke ed. Pröhle, DNL. bd. 51, einl. s. LXIX fgg.

Ein schönes lied des Johann Hadloub widmet er 1773 direkt dem „fräulein Sunnemann" und noch im jahre 1779 begeht er die geschmacklosigkeit, dass er einen dichter wie Walther den schlanken leib der Anna Winli[1] besingen lässt.

Die zweite sammlung zeigt einen durchaus ernsten grundton. Von schäferspiel ist nur wenig die rede, die ländlichen gedichte bekommen zum schluss sogar einen weinerlichen zug, selbst um die unwirklichkeit des süssen traumes wird geklagt[2]. Und hier wie dort wählt Gleim gern solche vorbilder, die von dem verschwinden der treue aus der heutigen welt handeln[3]. „Über sein langes leben" betitelt er eine umdichtung des Waltherschen: „Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr":

Ich seh, in gottes welt, mich um....
Und sehe — — freunde träg und kalt,
Die's nicht vor dreyssig lenzen waren[4].

Doch pessimismus und menschenfeindschaft waren bekanntlich nicht die grundzüge von Gleims leben. Bezeichnend für seinen eigentlichen charakter ist ein fall, wo er eine oft widerkehrende wendung der minnesinger des inhalts: „Ich wolte gar von fröiden gân, Dô trôste mich ein rôter munt" herausgreift und diese nach seiner weise variiert. Erst hat man den verstimmten und verbitterten leibhaftig und plastisch vor augen:

Den kopf gestützt, in felsenschatten,
Auf traurigem, verdorrtem gras,
Wo nattern ihre nester hatten,
Sass ich, im auge menschenhass!

Dann wird er wie der minnesinger[5] durch den „roten mund" getröstet, das resultat ist aber ein ganz anderes als bei dem markgrafen Heinrich von Meissen; nicht nur dass er sich selbst gehoben fühlt, er denkt sofort auch wider an andere:

Und nun will ich den menschen leben,
Will, wider unter menschen nun,
Der rechten freude mich ergeben,
Will wider menschen gutes tun.

Patriotismus, frömmigkeit, arbeitsamkeit, häuslichkeit und moral, — das sind die ideale, die er seinen gedichten zu grunde legt, ohne sich viel darum zu kümmern, ob sie ihm schon von seinen vorbildern dargeboten wurden. Doch vaterlandsliebe fand er bei Walther, und eine ganze reihe von dessen politischen gedichten hat er verwertet. Auch für den ausdruck seiner protestantischen gesinnung fand er in Walthers gegen den papst gerichteten strophen das beste mittel[6]. Seine frömmigkeit selbst aber erscheint nirgends charakteristischer als bei könig Wenzels tagelied (MSH. III), das er in einen „morgengesang", noch dazu in dem typischen choralverse des „Wie schön leucht't uns der morgenstern", verwandelt. Und: „Wolauf zu

1) In welcher beziehung der name Winli zu dem gleichnamigen minnesinger steht, liess sich nicht erkennen.
2) Vgl. u. a. nr. 23 und 25.
3) U. a. Gedichte nach den minnesingern, s. 83 und 92.
4) Gedichte nach Walther von der Vogelweide, s. 25. Vgl. Gleims leben, s. 189. 192. 133 fgg.
5) Gedichte nach den minnesingern, s. 44.
6) Vgl. Gedichte nach Walther von der Vogelweide, s. 23. 24. 27. 29. 31. 32. 34. 39. 50. 52. — Auch hier hat Gleim sich übrigens ein grobes missverständnis zu schulden kommen lassen. Walthers „Sagt an, hêr Stoc" glaubt er (statt auf die aufgestellten opferstöcke) auf einen päpstlichen legaten, herrn Stock, beziehen zu müssen.



fröhlichem gesang! Wolauf zur arbeit, schlaf ist tod!" — ist das nicht derselbe ton wie in den liedern des säemanns, des pflügers, des gärtners oder des hirten?

Anstössige stellen, die bei den minnesingern nicht selten sind, sucht man in Gleims nachdichtungen vergebens. Kaum dass einmal ein küsschen erlaubt wird. Auch lieder voll der naivesten sinnlichkeit hat er geändert. Man traut seinen augen kaum, wenn man liest: Unter'n linden,

Wo sie mir zur seite sass![1]

Das „weibchen" sei auch eine tüchtige hausfrau[2], auch „gesangesfreundin" und „gesellig" muss sie sein. Und was schliesslich die kinder betrifft, so gibt Gleim uns wenigstens über die mädchen bescheid. „Mein töchterchen" — so überträgt er Reinmars von Zweter: „Ein ledig wîb" — bewerbe sich — um keinen mann, es steht nicht wol! Will es aber dennoch einen, so soll sie sich der allerreinsten sitte beständig befleissigen. Es sind dieselben lehren, die Caspar Renners frau Winsbecke ihrer tochter gab[3].

Berührt es diesen grundsätzen gegenüber nicht komisch, wenn man auf andern blättern wider hört, wie derselbe vater Gleim „seinen bass" (basson) zu blasen versteht, wie er seiner geliebten zu gefallen „freudensprünge springt" und wie er um einen „süssen gruss" von ihr sogar noch „etwas höher tanzen" will?[4]

Über Gleims nachdichtungen steht das urteil fest. Bleibender dichterischer wert ist ihnen nicht zuzusprechen. Auch die beibehaltung einiger alter wörter und constructionen wie: Minne, geleben, du sollt, entwanken, ohne wahn, unsänftiglich, ich gann, der viel grosse hass, hat nicht die bedeutung wie das gleiche bestreben bei den Göttinger dichtern, die solche wörter und redewendungen aus dem studium der minnesinger in ihre dichtungen hinübernahmen[5]. Gleims nachdichtungen sind „dem geiste, wie der kunst der alten dichter, völlig widerstrebend"[6].

Um so mehr muss man sich verwundern, dass damals stimmen laut wurden, die viele lobesworte über Gleims minnesinger-versuche zu sagen wussten. Wielands „Teutscher Merkur" zum beispiel, in der december-nummer von 1773, erklärt die „Gedichte nach den minnesingern" nicht nur für eine „wichtige acquisition der lyrischen poesie", sondern behauptet sogar, sie seien „mit getreuem abdruck des ursprünglichen charakters und mit treuer beybehaltung des alten geistes" gemacht. Der Leipziger „Almanach der deutschen musen" vom jahre 1774[7] nennt seine „freyen übersetzungen mit den beigefügten originalen das beste mittel, die nation auf eine so merkwürdige epoche unserer dichtkunst aufmerksam zu machen", und als die „Gedichte nach Walther von der Vogelweide" erschienen sind, weiss derselbe Almanach (1780)[8] von ihnen zu sagen, sie seien „abermals ein herrlicher beytrag zur modernisierung der alten minnesinger". —

1) Gedichte nach Walther von der Vogelweide, s. 17.
2) Gedichte nach den minnesingern, s. 81. — Möglicherweise ist Gleim auf die in der zweiten strophe ausgesprochenen forderungen, dass das liebe weib auch „für tisch und küche" sein müsse, dadurch gekommen, dass er in dem verfasser „Herr Chuonrat der Schenke von Landegge" einen echten schenkengastwirt vermutete!
3) Zeitschrift, bd. XXXV, s. 79 fgg.
4) Nach Ulrich von Lichtenstein: „Iris", bd. IV, Düsseldorf 1775, s. 65 u. 68.
5) F. Mühlenpfordt a. a. o., s. 82 fgg.
6) W. Körte, Gleims leben, s. 172 fg.
7) S. 66.
8) S. 74.

Wie nach mancher andern richtung, so hat vater Gleim in bezug auf die dichterische behandlung und nachahmung der minnesinger schule gemacht. Von den Göttingern, die ihre eigenen wege giengen[1], kann hier keine rede sein. Aber unter Gleims engeren freunden waren doch, soweit es sich übersehen liess, drei oder vier — Klamer Schmidt, Johann Nikolaus Götz und ein paar ungenannte —, die sich in ähnlichen umdichtungen versuchten.

Am begeistertsten scheint Klamer Schmidt gewesen zu sein. Von ihm besitzen wir zunächst ein paar versuche nach Walther von der Vogelweide und ein gedicht nach Heinrich von Morungen, die im „Almanach der deutschen musen“ von 1774 erschienen[2]. Was bei den „barden“ des 18. jahrhunderts so beliebt war und von Goethe so verhöhnt wurde: die ewigen ausrufe und interjectionen, — Klamer Schmidt zeigte dafür auch bei seinen nachdichtungen nach den minnesingern eine ganz besondere neigung. Fast jeder satz ist mit einem ausrufungszeichen versehen, und ohne bedenken schafft er sich durch ein angeflicktes: „ha!“ den zugehörigen reim auf: „Ja!“ Das unmittelbare vorbild war ihm vater Gleim. Wie eng lehnt er sich in der ganzen auffassung und aufmachung an seinen meister an! Das gedicht nach dem Morunger nennt er: „Andenken an die erhörungsstunde“, in Gleimschem geschmack spricht er von himmelsseligkeiten der liebe und von engeln, die seinen saiten horchen, und in dem einen gedicht nach Walther, „Das minnelager“ betitelt, einer verballhornung des entzückenden „Under der linden, an der heide“, glaubte auch er den inhalt züchtiger gestalten zu müssen. Ja, Klamer Schmidt geht hierin beinahe noch weiter als Gleim. Zwar ändert er nicht wie dieser den grundgedanken völlig um[3], aber Walthers ausdruck, dass man an den gebrochenen blumen und dem gras erkennen könne, wo die liebenden lagen, war ihm doch zu sinnlich, — was macht er also daraus?

Minnelager uns zu machen,
Nahm er rosen und jasmin.
Hey! des muss ich jetzt noch lachen!
Doch die rosen möchten leicht verblühn:
Waller, willt du wissen, wo ich lag,
Tandaradey!
Geh' doch heute noch danach!

Und wer war dieser Waller?

Schmachtend kam ich hergegangen;
Ritter Winli war schon da,
Mich behäglich zu empfangen!
Susa! Nur ein kleiner vogel sah,
Wie so niedlich mir's der ritter bot!
Tandaradey!
Seht! noch ist der mund mir rot!

Das war selbst Johann Georg Jacobi zu viel, denn im „Teutschen Merkur“ vom april 1774[4] schrieb er mit beziehung auf dieses gedicht: „Sollten unsere neuen minnelieder, auch die besten darunter, mit den alten verglichen, wol etwas anderes seyn, als was

1) S. o. s. 213.
2) S. 8 und 12.
3) S. o. s. 219.
4) Bd. VI, s. 54.

die lockpfeife des vogelstellers ist, wenn man den würklichen gesang des vogels dagegen hört? Dieser singt, weil er sein nest im grünen baut, weil er den gatten ruft und die kinder warnt; indessen jener bloss seiner handtierung nachgeht. Wer in diesem minnelager den geist der alten sänger zu verstehen, die naivetät der empfindung aufzufangen im stande ist, der wird sagen, dass ich die wahrheit rede."

Klamer Schmidt gehört ohne zweifel ein gedicht, das als anonyme geburtstagsgabe für Gleim im jahre 1773 zu Halberstadt erschien und den titel führt: „Schönheit und liebe. Ein dialog. Von Reinmann von Brennenberg." Im „Almanach der deutschen musen" von 1776, in dem es gleichfalls abgedruckt ist, trägt es die unterschrift: St., und dass wirklich Schmidt und kein anderer der verfasser ist, sagt uns ein herr H. v. L. in seinem aufsatze: „Über die unsterblichkeit der seele", der ebenfalls eine geburtstagsgabe für Gleim aus demselben jahre war: „Mein lieber bruder Katull-Petrarka hat Ihnen, vater Psammis, ein so süsses minnelied vorgesungen ..." Es kann hier nur jener dialog und als autor nur Klamer Schmidt, der verfasser der „Phantasieen nach Petrarkas manier" gemeint sein.

Klamer Schmidt hat die beiden ersten strophen von Reinmann von Brennenbergs wettstreit zwischen schönheit und liebe[1] benutzt. Mit den worten: „Genug des ruhms!" bricht die liebe, nachdem sowol sie wie die schönheit ihre vorzüge aufgezählt und gepriesen haben, plötzlich ab, und der schlussgedanke ist nun, dass zwar beide schöne siege errungen haben, dass diese aber fruchtlos wären, würden sie nicht durch unsterbliche dichterwerke verewigt. Ich hätte das ganze gedicht als gelegenheitsprodukt einfach kurz erwähnt, wäre es nicht eben ein paar jahre später auch in einem dichterischen almanach erschienen.

Über die ungenannten, die mit ganz vereinzelten versuchen vertreten sind, nur wenige worte. Von den liedern derjenigen „ungenannten" zunächst, die sich in den von Klamer Schmidt herausgegebenen „Elegieen der Deutschen aus handschriften und gedruckten werken"[2] finden, mögen zwei, wenn nicht alle drei, vielleicht Schmidt selbst zum verfasser haben. Das „—Ch—" unter dem einen scheint auf die anfangsbuchstaben seines namens hinzudeuten, und wenn in dem andern eine geliebte unter dem namen „Wunna" besungen wird, so stimmt das zu Schmidts gedichte „Walther von der Vogelweide an seinen geist"[3], das durch die unterschrift „—Dt—" als von ihm stammend beglaubigt ist. „Das schöne kind. Nach meister Hadloub" ist das an „Wunna" gerichtete gedicht betitelt. Auch Gleim hatte dasselbe gedicht bearbeitet[4], bei ihm war es aber dem „Fräulein Sunnemann" gewidmet. „Im schatten einer linde sitzend, liebkoste sie das schöne kind", hatte Gleim begonnen und sich damit dem eingange des minnesingers: „Ach ich sach si triuten wol ein kindelîn" ziemlich genau angeschlossen. Ein malerisches bild, das uns entfernt an madonnenbilder erinnert, war es, womit Gleim und der minnesinger begannen. Der ungenannte dagegen löst alles episch auf.

„Kaiser Heinrichs minnegesang", gleichfalls von einem ungenannten, ist nur insofern von interesse, als kaiser Heinrich hier nicht wie im original „die süezen", auch nicht wie bei Gleim seine „gemahlin", sondern „die kleine" besingt: „Mit gesang will ich die kleine grüssen".

1) MSH. IV, 10 und 11.
2) Lemgo 1776, bd. I, s. 70; bd. II, s. 327 und 360.
3) Ebenda II, s. 361.
4) Gedichte nach den minnesingern, s. 100.

Auch eine erzählung: „Die herablassung des monarchen" von einem ungenannten, der sich im Leipziger „Almanach der deutschen musen" von 1775[1] mit dem buchstaben: F. unterzeichnet, muss hier genannt werden. Sie behandelt die liebe einer apothekerstochter zu dem am hofe kaiser Friedrichs III. angesehenen dichter Trosberg. Nicht nur als modell ist der minnesinger gleichen namens hier benutzt, es wird auch die bearbeitung eines seiner lieder, desselben, das Gleims erstem versuch einer nachdichtung zu grunde lag[2], mitgeteilt. Und glaubt man nicht Gleim selbst zu hören, wenn der verfasser sagt, er habe das lied, um ihm seine altväterische, aber nachdrückliche sprache nicht völlig zu benehmen, nur mangelhaft übersetzt? Die wahrheit ist: er hat das original in anakreontischem geschmack so sehr erweitert und verändert, dass es zum teil kaum noch zu erkennen ist.

Und schliesslich Johann Nikolaus Götz. Auch bei ihm zeigt das einzige minnelied, das er bearbeitete: „Ich klage dir meie...." vom herzog Heinrich von Breslau[3], das Gleimsche gepräge: episch-erzählender eingang, idyllische deminutiva und freie behandlung des vorbildes. Wie trivial und pedantisch aber ist die art, wie Götz das festhalten der geliebten durch den hügel erklärt: in einer anmerkung bezeichnet er — sogar unter hinzufügung des lateinischen namens — den felsenstrauch als ein stachliches gewächs, dass sich den gehenden überall fest an die kleider hängt: die geliebte mit „kletten" am saume! Es wurde zeit, dass ein umschwung kam. —

Fern im schlesischen osten, und zwar schon unmittelbar nach dem erscheinen der „Gedichte nach den minnesingern", scheint zuerst der zweifel an dem dichterischen werte der Gleimschen nachdichtungen öffentlich ausgesprochen worden zu sein. Zwar redet der Schlesier, der in Karl Friedrich Lentners „Schlesischer anthologie" gleichfalls nachdichtungen nach den minnesingern veröffentlichte, von den „glücklichen bemühungen des vortrefflichen Gleim", im höflichen conversationstone fügt er jedoch zweifelnd hinzu: „So schön diese lieder sind, so scheint mir doch nicht immer der ganze altdeutsche geist unserer vorfahren darin zu atmen, zum öfftern die natürliche treuherzige miene zu fehlen, und das kleid fast allezeit zu neu und modegerecht zugeschnitten. Es sind allerliebste lieder für unsere zeit mit einigen edlen gedanken, lieblichen bildern und kernichten ausdrücken der vorzeit verschönert. Das wollte Gleim ohne zweifel; und er hat geleistet, was er wollte; mehr von ihm zu fordern wäre unbillig." Und ein anderer, der sich ebenfalls in einer nachdichtung versuchte und der auch aus dem osten, wenn auch nicht aus Schlesien, so doch aus der Oberlausitz stammt, Karl Gottlob Anton aus Görlitz, äussert sich in derselben weise: „Ich erkenne seine verdienste gern an, aber dies war nicht übersetzung, umschaffung war's!"[4]

Die eigenen minnesinger-versuche dieser herren aber, — wie verhält es sich mit denen? Und zunächst: wer war überhaupt jener Schlesier?

In bezug auf die letztere frage befindet man sich auf recht unsicherem boden. Es handelt sich sowol um minnelieder wie um ein grösseres gedicht, dessen vollständiger titel ist: „Die zwar fürchterlichen, aber auch erfreulichen abentheuer, so

1) S. 63 fgg.
2) S. o. s. 216.
3) Auch Gleim selbst bearbeitete dieses gedicht: „Gedichte nach den minnesingern", s. 67. — Götz' gedicht erschien in Ramlers „Lyrischer blumenlese" (1778), buch VIII, nr. 7; auch in Götz', von Ramler herausgegebenen gedichten (1807), II, s. 28 fg.
4) Deutsches museum, bd. II, stück IX, sept. 1778, nr. 10.

frauen schwestern Gertraut und Engelberthen auf einer winterreise begegnet. Zur lehre und trost gedichtet von meister Heinrich Vrouwenlob." Mit einem teil der minnelieder findet es sich in der Breslauer wochenschrift: „Das Kränzel" vom jahre 1773, und als sein verfasser hat uns wol Karl Ämil Schubert zu gelten[1]. Möglich, dass er auch der autor eines teiles jener minnelieder war, die in der zweiten sammlung der von dr. med. Karl Friedrich Lentner herausgegebenen „Schlesischen anthologie" von 1774 veröffentlicht wurden und die der herausgeber ausdrücklich als von zwei verfassern herrührend bezeichnet. Ob ihm dann auch die übersetzung von herzog Heinrichs von Breslau gedicht: „Ich klage dir meie..." in der ersten sammlung der genannten anthologie von 1773 gehört, bleibt zweifelhaft. Möglich aber auch, dass wir es trotz dr. Lentners angabe bei allen diesen versuchen nur mit einem autor, also wol Schubert, zu tun haben, finden sie sich doch alle, die poetische erzählung eingeschlossen, auch in der zweiten ausgabe der Schlesischen anthologie von 1777, die den titel: „Schlesische blumenlese" führt, und hier sind sie eben insgesamt unter die eine überschrift: „Gedichte von herrn —" gebracht.

Aber auf den charakter kommt es an. Freilich, die poetische erzählung von den beiden mutvollen schwestern Gertraut und Engelberth hat mit der kutsche, den feeen, dem zauberer und seinen sylphen überhaupt nicht viel minnesingerisches an sich. Nur wenn zum beispiel von dem „grimmen winter" gesagt wird, „er habe uns die freuden ganz benommen", wenn es von der schönheit der beiden schwestern heisst, wer sie sähe, dem wäre es, als ob der frost zergangen wäre, oder wenn man wörter wie: *minnen* und *minniglich* liest, nur dann fühlt man sich an den minnesang erinnert. Verwandtschaft mit Heinrich Frauenlob liess sich nun schon gar nicht herausfinden. Ihr allgemeines gepräge ist Gleimisch, und im einzelnen gilt das auch von den minneliedern. Die *vrouwe* wurde zum „süssen mädchen", zum „liebchen" oder zur „schönen", sie bekam einen namen (Gertraut); flickwörter, ausrufe, zusätze, epitheta und idyllische deminutiva wie blümchen und vögelchen, — alles ganz wie bei Gleim und seiner schule, nur dass wir dem verfasser wol glauben müssen, wenn er behauptet, seine minnelieder verfasst zu haben, bevor Lange's und Gleims proben herausgekommen seien. Und das eben ist das wichtige: ungefähr zu derselben zeit, wo Gleim mit seiner schule den text der alten minnesinger in der willkürlichsten weise behandelte, lehnte man sich hier im osten Deutschlands in durchaus selbständigen nachdichtungen eng an die originale an und schickte seine arbeiten schliesslich als bewusste proteste gegen die mittlerweile im druck erschienenen ersten Gleimschen modernisierungsversuche in die welt. Gilt das auch nicht von allen liedern in gleichem masse, so doch vor allem von der übertragung von des herzogs Heinrich von Breslau liede: „Ich klage dir meie..." und von Walthers „Under der linden, an der heide.." Dass der verfasser weniger sinnlich zu sein sucht als Walther, muss man allerdings auch ihm um des geschmacks seiner leser willen zu gute halten. Hier wie dort aber das absichtliche bestreben, die vorbilder nicht zu verwischen; nötigenfalls wird sogar ein vers ohne den entsprechenden reim belassen, auch alte wörter werden beibehalten, und, was besonders interessant ist, der verfasser glaubte sich

1) So wenigstens sagt Karl Konrad Streit in seinem buche: „Alphabetisches verzeichnis aller im jahre 1774 in Schlesien lebender schriftsteller". Allerdings sagt Streit in demselben buche (s. 81), alle im „Kränzel" mit: Z unterzeichneten stücke — und jene poetische erzählung ist tatsächlich mit: Z unterzeichnet — rührten von dem herausgeber der „Schlesischen anthologie", dr. K. F. Lentner, selber her. Wer kann den widerspruch lösen?

bei Walther auch in bezug auf das versmass keine allzu grosse abweichung gestatten zu dürfen.

„Ich wollte nicht übersetzen in schöne poesie, sondern wort für wort. Hier und da neuere wörter wählen, und womöglich den reim beibehalten“. Das sind worte, die der schon oben genannte Karl Gottlob Anton[1] aus Görlitz seiner im „Deutschen museum“ von 1778 veröffentlichten übertragung von des bruders Eberhard von Sax Marienlied mit auf den weg gab. Ja, Anton geht sogar zu weit. Sind ihm die reimwörter nur einigermassen verständlich, so lässt er sie ruhig bestehen und fügt zuweilen nur noch hinzu, welchem neuhochdeutschen ausdruck und begriff sie entsprechen. Selbst oberlausitzische dialektwörter mengt er hinein. Ist also seine übertragung als dichterisches produkt ganz verfehlt, als gegenstück gegen Gleim und seine schule durfte sie nicht übergangen werden. —

Mit welchen empfindungen mag der greise Bodmer auf alle diese nachahmungen und umdichtungen der minnesinger geschaut haben! Leider liegen keine bestimmte äusserungen von ihm über die einen oder die andern vor. Vielleicht sind sie ihm gar nicht einmal alle zu gesicht gekommen. Im jahre seines todes, 1783, aber waren auch die nachdichtungsversuche im geschmacke Gleims und der Göttinger so ziemlich abgeschlossen. Zwar brachte der „Göttinger Musenalmanach“ minnelieder noch bis zum jahre 1804, auch andernorts stimmte man kräftig in den neuerwachten minnesang ein, und in vielen punkten lässt sich der einfluss Gleims noch lange verspüren, — der charakter aller dieser dichtungen aber war allmählich doch ein anderer geworden, und, was in der folgezeit von grösster wichtigkeit wurde, auch in den wissenschaftlichen bemühungen war man fortgeschritten und im deutschen dichterwalde sangen um die wende des jahrhunderts die romantiker das lob der frau Minne.

1) Anton war von beruf rechtsgelehrter. Vgl. über ihn: Allgemeine deutsche biographie, bd. I, s. 497.

HAMBURG. RUDOLF SOKOLOWSKY.

LITTERATUR.

Der gebrauch der zeitformen im conjunctivischen nebensatz des deutschen. Mit bemerkungen zur lateinischen zeitfolge und zur griechischen modusverschiebung. Von **Otto Behaghel.** Paderborn, F. Schöningh 1899. IX, 216 s. 4,40 m.

Die frage, ob es eine zeitfolge der abhängigen rede nach art der aus der lateinischen schulgrammatik bekannten consecutio temporum im deutschen gebe, hat die forschung schon des öfteren beschäftigt. Wer auf den heutigen sprachgebrauch seinen blick richtet, wird zunächst die vorstellung von einem scheinbar ganz regellosen schwanken gewinnen. Der gedanke einer einheitlichen regelung liegt besonders für die praktischen zwecke der schule nahe. Soll man sagen: *der bote meldete, Regensburg sei* oder *wäre genommen?* Heisst es: *mir meldet er, er liege* oder *er läge krank?* Sagt man: *er sieht aus, als wäre er krank* oder *als sei er krank?* Jeder schulmann wird oft in die lage gekommen sein, zu schwanken, wie er sich diesen verschiedenen möglichkeiten gegenüber zu verhalten habe. Es lag nahe, von der historischen grammatik aufschluss darüber zu verlangen, und es waren zuerst schulmänner, die sich dieser frage annahmen und sie von verschiedenen seiten her zu beantworten versuchten: so Hoegg (Arnsberger progr. 1854), P. Müller (Bruchsaler

progr. 1869) u. a. Dann hat O. Behaghel in seiner jugendschrift: Die zeitfolge der abhängigen rede im deutschen (Paderborn 1878) dem problem eine ausführlichere untersuchung gewidmet, deren ergebnisse freilich nicht in allen punkten unangefochten geblieben sind (vgl. Erdmann, Anz. f. d. a. 5, 364 fgg.) Diese schrift hat nun Behaghel auf anregung des verlegers neu bearbeitet und hat sie so gründlich umgestaltet, dass er mit recht sagen kann, an stelle des alten sei ein neues buch entstanden. Die ursprüngliche schrift enthielt 85 seiten, die vorliegende hat es auf 216 gebracht; kein stein ist auf dem anderen geblieben. Ein vergleich der beiden arbeiten ist sehr lehrreich; er zeigt, welche fortschritte die syntaktische forschung in den letzten 20 jahren gemacht hat. Von diesen fortschritten darf Behaghel selbst durch eigene oder von ihm angeregte arbeiten ein gut teil für sich in anspruch nehmen. Bei der vorliegenden untersuchung arbeitet er mit dem ganzen rüstzeug moderner syntaktischer forschung. Noch nie sind in einer nicht ausschliesslich der dialektforschung dienenden schrift die mundarten der gegenwart wie der älteren zeit so fruchtbar verwertet und so scharf von der schriftsprache getrennt worden, während freilich die zwischen beiden liegende umgangssprache auch hier ein unausgefülltes fach geblieben ist. Behaghels oft bewährte vorzüge, feine beobachtungsgabe und die fähigkeit scharfsinniger gliederung des stoffes, zeigen sich in diesem buche von ihrer besten seite. Ein gewaltiges, zum teil schwer zugängliches material ist durchforscht und im ganzen wolgeordnet vorgelegt; zusammenfassende rückblicke und statistische tabellen erleichtern die übersicht. Ich stimme der von B. befolgten methode grundsätzlich zu und habe auch gegen die einzelergebnisse nichts erhebliches einzuwenden. Ich kann mich daher bei dieser besprechung, deren niederschrift sich zu meinem bedauern über gebühr verzögert hat, auf eine kurze mitteilung der resultate und einige nachträge beschränken. Bedauerlich ist, dass B., der das altsächsische und die niederdeutsche dialektlitteratur seit dem 16. jahrhundert nach gebühr berücksichtigt, der dazwischen liegenden stufe des mittelniederdeutschen gar keine beachtung geschenkt hat. Das gesamtbild wäre freilich durch einbeziehung dieses gebietes nicht in wesentlichen punkten geändert worden, aber zur vertiefung und bestätigung hätte es gewiss manchen nützlichen beitrag geliefert.

Behaghels schrift zerfällt in zwei bücher; das erste bringt die tatsachen, das zweite die erklärung. Es wird zunächst nachgewiesen, dass es für die ältere zeit, „bis etwa zum 15. jh.“, eine mechanische regelung der zeitfolge gab, abhängig von der zeitform des übergeordneten satzes, dass also bei präsentischem hauptsatze im nebensatz stets der conj. präs., bei präteritalem stets der conj. prät. stand, wenn nicht ausdrücklich eine verschiedenheit der beiden zeitsphären zum bewusstsein gebracht werden sollte. Dann werden die besonderen fälle erörtert, die hier eintreten können, z. b. das verfahren nach der perfectumschreibung, nach dem praesens historicum, nach dem conditionalis, in vergleichenden sätzen mit *alse* oder *sam*. Zu den zuletzt genannten, in § 13 behandelten sätzen möchte ich bemerken, dass nicht erst, wie B. meint, in der prosa der späteren zeit der conj. prät. bei präsentischem hauptsatze angewendet wird, sondern dass er schon in der dichtung der mhd. blütezeit vorkommt. Greg. 3364 *der süezen weter gruoz und diu heimlîche linde ... mir sint also gemeine, als ob ich wære reine.* 1. Büchl. 1762 *ja lebe ich, sam ich swande den tiefen sê.* Diese beispiele, von denen übrigens das zweite durch den zwang des reimes hervorgerufen sein kann, scheinen allerdings vereinzelt zu stehen. Sonst befolgt Hartmann von Aue in diesen sätzen offenbar ganz streng die consecutio temporum: Er. 2798 *er brast, sam ez wære ein vûlez bast.* 7511 *du redest, sam ez sî dîn spot.* Das eindringen des präteritums in die Gregoriusstelle kann man sich vielleicht

aus dem umstande erklären, dass das prät. in beiden gliedern dieser satzform so ausserordentlich überwiegt. In den werken Hartmanns finden sich nach meinen sammlungen mit *als* = *als ob* eingeleitete vergleichungssätze etwa 30, darunter nur zwei präsentische (AH 1142 *daz ich als engestlîche stân, als ich ze tanze süle gân* und 1. Büchl. 977). Mit *sam* eingeleitete sätze finden sich im Erec 16, in allen anderen werken Hartmanns, wenn ich nichts übersehen habe, nur drei (Iw. 1430. 5381; 1. Büchl. 1762); von diesen 19 fällen sind nur zwei präsentisch. Ferner ist zu bemerken, dass gerade der conj. prät. des verbums *sein* in der form *wære* in diesen vergleichungssätzen ungemein gebräuchlich ist. Unter 12 derartigen sätzen im Iwein ist nur einer, der nicht diese form aufwiese (753; vgl. dagegen 662. 2218. 3095. 3568. 3601. 3612. 5074. 6621. 6729. 1430. 5381). So mag sich denn diese so übliche form auch an der Gregorstelle dem dichter eingefunden haben.

Zu den spärlichen belegen, die B. § 12 für conj. präs. nach dem conditionalis aus mhd. dichtern anführt, kann eine stelle hinzugefügt werden, an der in einem vergleichungssatze (vgl. § 6 A I) das irreguläre tempus erscheint: 2. Büchl. 238 *daz ich etwenne gerner ein tôre wære dann ich sô grôze swære von mînen senden witzen trage (: klage)*. Unter die scheinbaren ausnahmen, die § 14 A aus Berthold und Albrecht von Eyb belegt werden, lässt sich als älteres beispiel wol Erec 3416 rechnen: *noch dulde ich baz iwern zorn dan iuwer lîp wære verlorn.*

Nach ausscheidung der scheinbaren ausnahmen, unter die B. auch alle fälle rechnet, in denen der dichter augenscheinlich unter dem zwange des reimes stand, bleiben als wirkliche ausnahmen von dem mechanischen gesetz der zeitfolge in der tat nur wenige nach. Man braucht aber meines erachtens garnicht mit B. anzunehmen, dass in der mhd. dichtung überhaupt kein einziges sicheres beispiel für die durchbrechung dieses gesetzes nachzuweisen sei. Selbst wenn das eine oder andere auftaucht, was kann es beweisen gegen die erdrückende menge der fälle, die das gegenteil dartun? Es bleibt eine tatsache, dass die archaisierende sprache der poesie an dem alten gesetz lange festgehalten hat, selbst dann noch, als die fortschrittlichere prosa es zu durchbrechen begann.

Die von Behaghel aufgestellten regeln gelten nach meiner kenntnis im ganzen auch für das von ihm nicht untersuchte mittelniederdeutsche. Ich habe die fabeln Pseudo-Gerhards von Minden (ed. Seelmann) und einen teil der Chronik Detmars (ed. Grautoff, Lüb. Chron. I) darauf hin durchgesehen und könnte für alle von B. behandelten fälle bestätigende beispiele beibringen. Die reguläre form ist durchaus die entsprechung der tempora; Chron. s. 28 *van deme segeden se, dat were keiser hinrik.* 225 *men sprikt, dat de koning na sinem dode hebbe vele teken dan.* Abweichungen bei bezeichnung einer verschiedenen zeitsphäre sind sehr gewöhnlich: Ps.-Gerh. prol. 8 *dat Esopus sîn name were, secht uns de scrift.* Vgl. 25, 40. 82, 22; Chron. 1, 65 u. o. Häufig ist auch der fall, dass auf präsentischen hauptsatz conj. prät. folgt, weil schon im selbständigen satze conj. prät. in potentialer, hypothetischer oder optativer bedeutung stehen würde: Gerh. 27, 95 *mi vrust so sere, dat ik bi vure gerne were.* 27, 90. 40, 15. 49, 34. 84, 33. 101, 126 u. o.

Nach der perfectumschreibung wechselt wie im ahd. und mhd. präsens und präteritum; präsens steht z. b. Gerh. prol. 36 *sint heft an dudesch ôk ein here en del bracht dusser mere, dat dar ein minsche tucht unde ere bi unde hovescheit jo lere.* Präteritum: 17, 14 *min eldervader hât it gewicket, it scholde an mîner tît geschehen.* Im späteren mnd. scheint hier der conj. prät. die oberhand gewonnen zu haben: Scriba 180 *he hafft sagt, datk en hor wehr.* Hanenreyerey 289 *eck hebb*

noch wol ehr hört seggen, dat min möme hadd ok plegen tho horen seer. Vitulus 303 *Wöbke heffi my bevalen, ik schold ydt my wol laten betalen.* Wechsel der tempora findet statt Hanenr. 1 *eck hebb ehnmal en solck sprikwort gehort: den ohlen kond men wol entgahn . . . eer lehr si fast, eer recht si godt etc.*

Ausnahmen von der regelmässigen folge der zeiten finden sich auch im mnd. sehr selten. Offenbar unter dem zwange des reimes steht das einzige beispiel aus Ps.-Gerh. 9, 5 *unde bat se vullen innichlike, dat se or ut orem huse untwike so lange, dat se dar enbinnen mochte ore wolpe gewinnen.* Lüb. Chron. 1, 51 *binnen der tyd seop de hertoghe, dat to Lubeke werde koren biscop conrad* ist sicher falsch überliefert; es muss *worde* (ind.) heissen. Dagegen ist unzweifelhaft: das. 1, 273 *se spreken, worumme he sulke lude unthelde, wente he en redelik here were ghewesen? Do was sin antworde aldus: de not siner viande dwinghe ene darto, dat he unholden moste we eme queme.* Anders zu beurteilen ist das. 230 *den ghelfen was dit moyelik, de nicht mochten liden, dat ienich arn in ener want sta malet, se ne don eme schamphliken nok, wor dat se mogen.* Hier lässt sich die abweichung von der regel daraus erklären, dass sich dem verfasser an stelle des anzugebenden zustandes zur zeit der erzählung bereits in dem *dass*-satz der in seiner gegenwart noch fortdauernde, im excipierenden satze ausdrücklich als solcher bezeichnete zustand unterschob.

In den schon oben erwähnten vergleichungssätzen mit *alsam* u. a. herrscht auch im mnd. eine grosse regelmässigkeit der zeitenfolge. Bei Ps.-Gerh. folgt präs. auf präs. 55, 60 *mir ist rechte als ik si-genesen.* 14, 22. 94, 4. Prät. auf prät. 6, 20 *he vlo mi rechte als ik de duvel were.* 16, 56. 28, 57. 40, 41. 51, 2. 87, 11. 89, 28. 91, 68. 100, 15. 17. Nur einmal ist das gesetz durchbrochen: 101, 112 *so late ik, icht ik were döt.* Später ist in diesen sätzen die alte regelmässigkeit gründlich zerstört worden. In Schlues Comedia von dem frommen Isaac 1606 (ed. Freybe, Parchim 1890 progr.) kommen fünf beispiele vor; und zwar steht vier mal nach präsentischem hauptsatze der conj. prät. (26, 9 *de puchet, als were he sülvest her.* 26, 13 *du förest groth geschrey, als were dy dyn brodt affgenomen.* 45, 11 *de süth jo uth alse want de Droes wer.* 72, 23 *sü wo he geit, als wold he einen afsteken*) und einmal nach präteritalem hauptsatze der conj. präs. (freilich im reime): 42, 12 *so löpen de spittale thom water henin, ghelyk als wan se rasich syn.* Ich werde auf diese erscheinung später noch einmal zurückkommen.

Im zweiten abschnitt des ersten buches behandelt B. die nhd. zeit, und zwar zunächst die mundarten. Höchst interessant ist der nachweis, dass die heutigen mundarten von der alten regel der zeitfolge keine ahnung mehr haben. Sie besitzen überhaupt im abhängigen satze nicht mehr beide conjunctive, sondern nur einen, und zwar haben das niederdeutsche, das mitteldeutsche und die fränkischen mundarten des oberdeutschen nur den conj. prät., das alemannisch-schwäbische nur den conj. präs. bewahrt. Das bairisch-österreichische ist zwiespältig, mit einem teil seines bodens, dem südwesten, schliesst es sich dem gebiet des präsens, mit dem grösseren anderen teile dem des präteritums an. Was also im alemannischen heisst (Firmenich II, 530): *i denk merr jetzt, i sei e richer mann,* das würde ein holsteinischer bauer etwa so ausdrücken: *ik denk mi nu, ik wer'n riken mann.*

Dies allgemeine ergebnis, das aus zahlreichen quellen[1] gewonnen und durch kenner der mundarten bestätigt ist, steht jedesfalls fest, wenn auch im einzelnen

1) In die nd., meist Firmenich entnommenen belegstellen haben sich leider ziemlich viele irrtümer eingeschlichen; so steht gleich im zweiten beispiel aus Reuter *das* für *dat,* im dritten beispiel aus Firmenich 1, 48a *mit* statt *uut, Baje* statt *Boje.*

namentlich über die abgrenzungen der gebiete sicheres nicht zu ermitteln war. — Weit dürftiger ist trotz der aufgewendeten mühe das ergebnis aus der untersuchung der mundarten in älterer zeit ausgefallen. Es konnte nicht wol anders sein; die schwierigkeiten sind, wie B. mit recht betont, gross; das material ist an sich knapp, das vorhandene für den bestimmten zweck nicht ergiebig und obendrein nicht einmal immer zuverlässig. Die zusammenstellung der quellen s. 50 fgg. hat auch ein gewisses litterar-historisches interesse. Mich wundert nur, das B. sich die leicht zugänglichen nd. fastnachtspiele und schauspiele hat entgehen lassen, die Seelmann und Bolte in den drucken des Vereins f. nd. sprachf. I und IV herausgegeben haben. Sie hätten, glaube ich, mehr ausbeute geliefert als manche der von B. durchgesehenen schriften.

Die durch die beobachtung der heutigen mundart gewonnene scheidung in zwei grosse gebiete wird auch für die untersuchung der schriftsprache von der grössten wichtigkeit. B. ist hierbei mit grosser sorgfalt und besonnenheit zu werke gegangen. Er zeigt an der hand eines umfassenden materials, wie zuerst auf dem gebiete des heutigen conj. präs. sich durch zurückdrängung des conj. prät. die auflösung des alten grundgesetzes vollzieht, wie dann etwa ein jahrhundert später auch auf dem gebiete des mundartlichen conj. prät. die zunahme des conj. präs. beginnt, der dann beständig fortschritte gemacht hat, so dass er heute in den formen, in denen er sich vom indicativ deutlich unterscheidet, also namentlich in der 3. pers. sing. die herrschaft über den conj. prät. gewonnen hat. Das ist das ergebnis in gröbster form ausgedrückt; auf die menge der einzelbeobachtungen, die B. dabei bietet, kann ich hier nicht eingehen. Nebenher möchte ich bemerken, dass in § 21 einige verwirrung dadurch entstanden ist, dass unter die angekündigten beispiele von der 3. pers. sing. des prät. sich auch solche von pluralischer form eingeschlichen haben.

Das von Behaghel gewonnene ergebnis halte ich in seinen hauptpunkten für so sicher, dass ich es ohne bedenken zur einführung in die schulgrammatik empfehle; ich werde darüber noch an anderem orte handeln.

Im zweiten buche (s. 160 fgg.) versucht dann B. die erklärung der im ersten vorgelegten tatsachen und entwickelt hier im ganzen dieselben anschauungen, die er bereits in der früheren schrift vertreten hat, doch in wesentlich vertiefter und vervollkommneter form. Seine ausführungen über die modus- und personenverschiebung werden wol heute kaum noch erheblichem widerspruche begegnen. Nur scheinen mir die beispiele nicht immer glücklich gewählt, und zuweilen werden allzu künstliche auffassungen in die worte der schriftsteller hineingetragen. Ganz unhaltbar als beispiel für personenverschiebung erscheint mir die schon in der ersten ausgabe des buches angezogene stelle aus Reuter 8, 53: *denk dir, hat mich der kerl vorigen sommer 'ne art hosenzeug angesnackt*. Hier soll nach B. *mich* für die 3. person stehen, „denn im sinne Havermanns, der ja den gedanken haben soll, müsste es heissen: *hat ihm* — dem Bräsig — *der kerl angesnackt*". Der inhalt des satzes *hat mich* .... soll aber garnicht als gedanke Havermanns erscheinen. Das *denk dir* ist nichts weiter als eine bequeme einleitung der zu berichtenden tatsache und steht zu dem inhalt des folgenden satzes in gar keinem inneren verhältnis, wie es denn auch ohne schaden für den zusammenhang fehlen konnte. Es ist eine der in der umgangssprache so gewöhnlichen, in ihrer ursprünglichen bedeutung völlig verblassten, abgegriffenen formeln, durch die der sprechende nur die aufmerksamkeit des hörers auf das mitzuteilende lenken oder eine spannung bei ihm erwecken will, wenn es sich um eine seiner meinung nach wichtige mitteilung handelt, wie *hör mal, sieh mal* u. a. Richtig wäre Behaghels auffassung nur dann, wenn der inhalt der mitteilung einen

fingierten fall enthielte, den vorzustellen der angeredete aufgefordert würde. Davon kann aber an unserer stelle keine rede sein. Natürlich ist auch das colon, das B. nach *denk dir* setzt, unberechtigt.

Die heranziehung analoger erscheinungen aus der griechischen und lateinischen modus- und tempuslehre haben sich als recht fruchtbar für die erklärung des germanischen grundgesetzes erwiesen; doch scheinen mir die ausführungen darüber kaum bedeutend genug, um eine ausdrückliche erwähnung auf dem titelblatte zu verdienen.

Als ursachen für die auflösung der alten zeitenfolge bezeichnet B. unzweifelhaft mit recht die ausbildung des präsens historicum und das auftreten der perfectumschreibung für das einfache präteritum; beide mussten mit ihrem gegensatz zwischen formaler und materieller geltung die zeitformen des präs. und prät. in ein und demselben satze als gleichberechtigt erscheinen lassen[1]. Ich möchte noch zu erwägen geben, ob nicht auch die mehrfach berührten vergleichungssätze mit *sam, als* etc. zur verschleierung des ursprünglichen tatbestandes, zur erschütterung der regelmässigkeit der zeitenfolge ihr teil beigetragen haben. Die unsicherheit hat hier offenbar früh platz gegriffen; da sie einen bloss gedachten oder vorgestellten fall einführen, so lag eine vermischung mit den irrealen bedingungssätzen nahe und so konnte sich bald nach präsentischem hauptsatz der conj. prät. einstellen; diese satzform ist dann später die reguläre geworden, wenigstens im nd. gebiet, wo man kaum auf ausnahmen treffen wird (vgl. Vitulus 434. 711. 858; Scriba 515. 629; Hanenr. 28. 210. 356. 1372 u. a.). Diese sätze bedürfen noch einer gründlicheren untersuchung, als B. ihnen zukommen lassen konnte. Dabei wäre dann namentlich auch der heutige sprachgebrauch festzustellen; denn was B. darüber s. 92 sagt, ist doch gar zu unbestimmt, und die s. 156 citierte bemerkung Prahls, dass aus diesen sätzen das präteritum schon erfolgreich verdrängt werde, bedarf — so wahrscheinlich sie nach dem ganzen gange der entwicklung ist — doch auch noch des beweises. In den novellen C. F. Meyers, die ich durchgesehen habe, kommen auf 40 fälle von conj. prät. 20 fälle von conj. präs.; anderswo wie z. b. in der „Versuchung des Pescara“ überwiegen die präsentischen formen (13 gegen 10). Ich halte es übrigens nach meinen beobachtungen nicht für unmöglich, dass zuweilen noch gewisse feinere bedeutungsunterschiede bei der wahl des modus unbewusst mitspielen; man vergleiche z. b. *er sieht aus, als ob er krank wäre* (ich weiss aber, dass er es nicht ist) und *als ob er krank sei* (ich weiss nicht, ob er es ist).

1) Interessant müsste es sein, die untersuchung auf das mittelniederländische auszudehnen. In den erzählenden werken der mnl. poesie herrscht bereits zu ihrer blütezeit eine neigung für das präsens historicum und die perfectumschreibung wie sie zur gleichen zeit im eigentlichen Deutschland unerhört ist. Zahllose beispiele findet man in den epen des Jacob van Maerlant (um 1250). Dieser verwendet das präs. historicum nicht bloss um einen gewissen ruhepunkt in der handlung festzulegen oder das ergebnis einer reihe von vorgängen auszudrücken, wie das bei Wolfram v. Eschenbach so gewöhnlich ist, sondern geradezu um eine in der vergangenheit eingetretene handlung zu bezeichnen, ganz gleichwertig dem präteritum und nicht selten im selben satze mit diesem wechselnd. Ein besonders starkes beispiel dieses wechsels steht Alexanders geesten 9, 928 (Franck): *dit sprac hi ende mettien hi tiet sijn swert ende stac dien gyant dor sine siden*. Ebenso bei der perfectumschreibung: Hist. v. Troyen 793 (Verdam) *orlof nam hy aen haer saen ende es up sijn bedde ghegaen*. Demnach wird man sich nicht wundern, wenn im mnl. früher und häufiger als anderswo das alte grundgesetz erschüttert erscheint. Hist. v. Tr. 1974 *hi peinst of dat syn moeder waer*. Alex. 3, 460 *Alexander ghebööt, dat men niemen en sla te doot*. Öfters in sätzen mit *als, oft* u. a. Alex. 3, 942 *so vlieghet tlant in die ghebare ocht in die wilde se ware*. 4, 335 *hi vaert, oft een verrader ware*.

Durch Behaghels schrift ist nicht nur die wissenschaftliche erkenntnis erheblich gefördert worden, sondern aus ihren wichtigsten ergebnissen kann auch — und damit kehre ich zu meinem ausgangspunkte zurück — die schule unmittelbaren nutzen ziehen. Es ist zu wünschen, dass sie bald in die schulgrammatiken übergehen. Freilich wird man sich auch dann keine übertriebenen hoffnungen auf eine baldige einheitliche regelung des sprachgebrauchs machen dürfen. Wo der conj. prät. nicht bloss die mundart, sondern auch die umgangssprache so vollständig und ausschliesslich beherrscht wie in meiner heimat, da wird er auch aus der schriftsprache schwerlich je ganz verdrängt werden.

KIEL. OTTO MENSING.

Die althochdeutschen glossen, gesammelt und bearbeitet von **Elias Steinmeyer** und **Eduard Sievers.** Dritter band: Sachlich geordnete glossare, bearbeitet von Elias Steinmeyer. XII, 723 s. Vierter band: Alphabetisch geordnete glossare. Adespota. Nachträge zu band I—III. Handschriftenverzeichnis. XV, 790 s. Mit unterstützung des k. preussischen kultusministeriums und der k. preussischen akademie der wissenschaften. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1895 und 1898. 28 und 32 m.

Es sind nun schon bald vier jahre verstrichen, seitdem der vierte band der althochdeutschen glossen erschien, welcher den abschluss des grossartigen sammelwerkes brachte. Das reiche glossenmaterial, welches den grössten teil der althochdeutschen sprachquellen bildet und dem sprachforscher wie dem kulturhistoriker gleich wichtig ist, liegt also endlich an einer stelle gesammelt vor und bietet sich leicht und bequem zu weiterer verarbeitung dar. Es hat aber den herausgebern des werkes nicht allein daran gelegen, dieses rohe material, welches in zeitschriften und wörterbüchern zerstreut war oder dem forscher nur schwer zugänglich in den verborgenen bewahrungsstätten der bibliotheken und klosterarchive schlummerte, wieder ans licht zu ziehen und die ausbeute in einem allen zugänglichen sammelwerke unterzubringen. Schon die namen der herausgeber bürgten dafür, dass das ziel der arbeit nicht innerhalb dieser engen grenzen stecken blieb, sondern weit über die des mechanischen sammelns ausgedehnt ward. In den vier bänden, wo das resultat des jahrelangen unermüdlichen sammelfleisses niedergelegt ist, findet man den ganzen ermittelbaren alten glossenbestand sorgfältig gesichtet, nach verschiedenen seiten hin bearbeitet und erläutert, sowie nach bestimmten, scharf beobachteten prinzipien gruppiert und angeordnet.

Mit welchen schwierigkeiten die beiden herausgeber und ganz besonders derjenige von ihnen, dem der löwenanteil der arbeit zugefallen, bei der anordnung und bearbeitung des ungeheuren und schwer zu bewältigenden stoffes zu kämpfen gehabt haben müssen, das begreift sofort jeder, der sich etwas eingehender mit der glossensammlung beschäftigt hat. Um solchen schwierigkeiten mit erfolg die spitze bieten zu können und aus dem kampfe mit dem widerspenstigen und bis zur verzweiflung verworrenen material als sieger hervorzugehen, muss man mit den besten eigenschaften des philologischen forschers ausgerüstet sein, — gerade mit den eigenschaften, welche Steinmeyer in so hohem grade besitzt und die besonders deutlich in diesem seinem werke an den tag treten. Mit sicherer hand und einem weitreichenden blick, der auch in den kleinsten details stets den ganzen gewaltigen stoff übersieht, beherrscht Steinmeyer sein material. Man staunt über die grosse belesenheit, welche er bei der anweisung der glossen betreffende textstelle oder bei ihrer

sonstigen fixierung an den tag legt und mehr als einmal bewundert man seinen scharfsinn in der beurteilung der handschriftenverhältnisse und in der deutung dunkler glossen. Einen besser qualifizierten bearbeiter als Steinmeyer hätte man für die althochdeutschen glossen kaum gefunden. Aber bei einem werke, wie das vorliegende, spielt auch die wissenschaftliche genauigkeit und sorgfalt eine überaus wichtige rolle; damit das werk als grundlage für wissenschaftliche arbeiten der verschiedensten art, die die älteste zeit der deutschen sprache als gegenstand haben, dienen könne, ist es ja unumgänglich nötig, dass die handschriften mit möglichst grosser sorgfalt exzerpiert sind. Auch in dieser hinsicht dürften 'die althochdeutschen glossen' kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Die überall in dem buche zu tage tretende genauigkeit, mit welcher die kleinsten schreibeigentümlichkeiten der handschriften notiert sind und die ausgezeichnet sorgfältig gelesene korrektur flössen dem leser ein angenehmes sicherheitsgefühl ein und auch ohne die hss. zum vergleich herbeizuziehen, glaubt er an die zuverlässigkeit des abdrucks. Es versteht sich freilich, dass alle abdrücke nicht absolut fehlerfrei sein können; auch in dieser beziehung ist das ideal nicht zu erreichen. Besonders hier, wo eine solche masse handschriften abgeschrieben sind, wird es nicht wunder nehmen, wenn der abschreiber hie und da einen punkt unbezeichnet lässt, eine rasur nicht bemerkt, oder einige buchstaben missverstanden hat. Es kann ja überhaupt doch nie der abdruck, so sorgfältig er auch veranstaltet sein mag, den wert der originalen hs. haben, wie es Steinmeyer in der vorrede des zweiten bandes ausdrücklich bemerkt. Wo es also auf die feinsten nüancen und eigenheiten einer hs. ankommt, wie etwa bei einem vergleich mit einer anderen nahe verwandten, da kann der abdruck das original nicht ersetzen. Wenn es sich aber nicht um diese feinsten details und charakteristica der hs. handelt, so kann man, meine ich, sich getrost auf die abdrücke in Steinmeyers und Sievers' glossenausgabe verlassen.

Es hat lange gedauert, bevor die herausgeber die frucht ihrer arbeit als vollständiges, abgeschlossenes werk den fachgenossen vorlegen konnten: ein volles vierteljahrhundert hat das sammeln, sichten und bearbeiten des materials erfordert. Nach verhältnismässig kurzer zeit erschienen die ersten zwei bände: der erste, welcher die bibelglossen enthielt, schon im jahre 1879, der zweite, welcher die glossen zu den übrigen religiösen und den profanen schriften brachte, im jahre 1882. Dann trat aber ein längerer zwischenraum ein: erst im jahre 1895 gelangte der dritte band zur veröffentlichung und ihm folgte nach drei jahren der mit ungeduld erwartete vierte teil. Auf den inhalt der beiden letztgenannten teile wollen wir im folgenden etwas näher eingehen.

Der dritte band, der von Steinmeyer allein bearbeitet ist, bringt die sachlich geordneten glossare, welche in drei hauptabteilungen eingeteilt sind, nämlich: gruppenglossare, einzelglossare und mischungen. Unter der ersten kategorie sind solche glossare aufgeführt, die aus mehreren einzelglossaren zusammengesetzt sind, deren verschiedenartige bestandteile aber nicht durch zufall oder die willkür des schreibers in eine hs. vereinigt wurden, sondern von einem redaktor oder bearbeiter derartig zusammenverarbeitet worden sind, dass sie ein einheitliches ganzes bilden. Zu diesen gruppenglossaren, welche in chronologischer folge aufgezählt sind, gehören u. a. die alten St. Galler und Casseler glossen, sowie das äusserst wichtige Summarium Heinrici. Dieses letztgenannte glossar nimmt allein mehr als den dritten teil des ganzen bandes in anspruch (ss. 58—350), indem der übersichtlichkeit wegen alle verschiedenen recensionen des elften buches gesondert mitgeteilt sind. — Diejenigen sachlichen glossare,

deren einzelne teile bloss zufällig in dieselbe hs. geraten sind und also nur lose und äusserlich mit einander zusammenhängen, sind in ihre betreffenden bestandteile aufgelöst. Aus diesen besteht die zweite gruppe der sachlichen glossen, die sog. einzelglossare. Je nach ihrem verschiedenen inhalt sind die einzelglossare in fünf hauptkategorien geordnet: 1. der mensch, 2. die tiere, 3. das pflanzenreich, 4. himmel und erde, 5. des lebens notdurft. — Die dritte gruppe sachlicher glossare hat Steinmeyer 'mischungen' benannt und er versteht damit reste oder conglomerate von einzelglossaren, die sich nicht mehr in ihre ursprünglichen bestandteile zerlegen lassen, oder auch auszüge aus solchen, deren ursprüngliche gestalt nicht mehr zu erkennen ist. — Am schluss des bandes folgt ein anhang, in welchem das handschriftenverhältnis des Summarium Heinrici erörtert wird; als terminus ex quo für dessen entstehung wird das jahr 1007 statuiert. Ganz zuletzt bringt ein nachtrag die während des druckes neu aufgefundenen und in diesen band gehörenden gll. in der hs. des deutschen seminars zu Göttingen und in der Cheltenhamer hs. 7087. — Im ganzen sind für diesen band 153 hss. benutzt; von den zum ersten mal hier veröffentlichten glossaren verdient besonders die pflanzennamen enthaltende rolle beachtet zu werden, welche sich im besitze der grafen von Mülinen in Bern befindet.

Eine ungeheure mühe und einen grossen kraftaufwand muss das sichten und ordnen des im dritten bande gebotenen materials vom bearbeiter erfordert haben. Wenn es in den ersten zwei bänden oft schwer genug war, den einzelnen glossen ihren rechten platz anzuweisen und den verderbten worten eine richtige deutung zu geben, so erbot sich hier doch eine gute stütze in den textausgaben der alten schriftsteller, zu denen die gll. geschrieben waren. Ganz anders stellte sich aber dieselbe aufgabe in bezug auf die sachlichen glossare: hier fehlte jedes rückgrat ganz und gar und der bearbeiter war einzig und allein auf das vorliegende material angewiesen. Seine hoffnung, in dem bereits im erscheinen begriffenen Corpus der lateinischen glossare ein wirksames hilfsmittel zu finden, wurde wegen der anordnung dieses werkes, über welches Steinmeyer in der vorrede (s. I) seine unzufriedenheit ausspricht, fast gänzlich vereitelt. Bei der bearbeitung der sehr schwierigen pflanzenglossare haben jedoch die im dritten bande des Corpus befindlichen botanischen vocabulare erhebliche dienste geleistet, wie die in den noten angebrachten zahlreichen verweise bezeugen.

Die geringe hilfe, welche das Corpus glossariorum latinorum dem bearbeiter geleistet, liess ihn nicht seinen ursprünglichen anordnungsplan verwirklichen, wonach der innere zusammenhang der einzelnen glossare deutlich hervorgegangen wäre. Er war deshalb gezwungen, ein anderes ordnungsprinzip zu wählen und so hat er denn das material auf die obengenannte weise in drei hauptgruppen gegliedert. Die anordnung des stoffes im dritten bande ist also zum teil bedingt von den ungünstigen umständen, unter welchen die arbeit geschehen musste. Im grossen und ganzen ist aber Steinmeyer denselben prinzipien treu geblieben, die er beim herangehen an die bearbeitung des materials sich aufgestellt und die er in der vorrede zum ersten bande ausführlich entwickelt hat. Und es war ja von vornherein klar, dass die arbeitsmethode in allen bänden im wesentlichen gleich bleiben musste. Steinmeyer geht von der ansicht aus, dass die rein sprachlichen zwecke sich den kulturgeschichtlichen unterordnen müssen. Deshalb hat er die handschriften nicht in der gestalt vorgeführt, wie sie uns heute vorliegen, sondern er hat sie in grössere oder kleinere teile zerstückt und druckt diese dann an ganz verschiedenen stellen in seiner sammlung ab je nach dem inhalt und der eigenart der betreffenden glossen. Diese methode

ist, wie Steinmeyer (vorrede zum band 1, s. VIII) ganz richtig voraussah, nicht ungeteilte anerkennung gefunden. Es gibt linguisten, die gerne gesehen hätten, dass die hss. ohne irgend welche änderung „mit haut und haaren" abgedruckt worden wären. Allerdings würde der benutzer es in einigen fällen bequemer haben, wenn ein solches verfahren eingeschlagen worden wäre. Bei der bestimmung des sprachlichen charakters in grösseren hss. hätte man nicht — wie jetzt — die verschiedenen teile derselben zusammenzuflicken gebraucht, was trotz der hilfe des im vierten bande befindlichen verzeichnisses, doch mit einiger mühe verknüpft ist. Und auch abgesehen von dieser kleinen unbequemlichkeit in praktischer beziehung, hat die zerstückelung der hss. noch einen nachteil, indem die übersichtlichkeit derselben dadurch erschwert wird: die zusammensetzung und die eigenart der hss. stellt sich gar nicht so deutlich dem leser dar, wenn er sie nicht ungeteilt vor den augen hat und vollständig überblicken kann. Ich bezweifle aber sehr, dass die durchführung des anordnungsprinzipes, wonach die hss. in der gestalt vorgeführt werden sollen, wie sie uns überliefert sind, eine allgemeinere anerkennung gefunden hätte als das von Steinmeyer gewählte. Im gegenteil glaube ich, dass die zahl der unzufriedenen viel grösser sein würde als jetzt, denn alle die, welche nicht rein sprachliche, sondern kulturgeschichtliche interessen im auge haben, hätten sich sicher getäuscht gesehen, wenn der bearbeiter ihre arbeit auf keine weise erleichtert hätte. Wenn man bedenkt, wie vielerlei zwecken und interessen ein solches werk wie das vorliegende dienen soll, so dürfte man einsehen, dass ein ideales anordnungsprinzip, welches in gleichem grade den wünschen der verschiedenen benutzer genügen würde, etwas ganz unmögliches ist. Nach reiflichem erwägen und prüfen hat Steinmeyer unter den sich darbietenden methoden diejenige gewählt, nach welcher das überlieferte material in einzelne teile zerlegt und je nach seiner art und beschaffenheit auf die vier bände verteilt ist. Meines erachtens ist die wahl dieses anordnungspinzipes als glücklich zu bezeichnen. Denn wenn es den sprachforschern in einigen fällen etwas unbequem erscheinen kann, so wiegt dies nicht schwer neben den vorteilen, welche es bietet. So wie die glossen in der sammlung jetzt geordnet sind, geben sie ein gutes bild von der mittelalterlichen klosterarbeit und der kultur dieser zeit. Und besonders finde ich die lektüre des dritten bandes in dieser hinsicht interessant und lehrreich.

Bei der erklärung der in diesem bande äusserst zahlreichen dunklen glossen zeigt Steinmeyer grossen scharfsinn und es ist ihm gelungen, für eine ganze anzahl unklarer worte eine befriedigende deutung zu finden. Er ist nicht nur bemüht gewesen den deutschen text aufzuklären, auch den lateinischen glossen hat er seine aufmerksamkeit gewidmet. Zu seinen besserungsvorschlägen ist nachher, so viel ich weiss, nur weniges nachgetragen worden. Ich möchte hier nur einige bemerkungen hinzufügen. — S. 445 anm. 11 hält Steinmeyer das deutsche wort *boux* (= magalis) für eine entstellung von *borc* oder *boruc*; ich glaube jedoch nicht, dass das *x* hier verderbt ist, sondern wäre geneigt das wort mit der im Vocab. opt. stehenden glosse *bouxe* madialis (= magalis) porcus domesticus castratus in zusammenhang zu bringen. Überhaupt ist Steinmeyer nicht sparsam mit den anmerkungen: auch da, wo der leser ohne weiteres einen schreibfehler bemerken und berichtigen kann, hat er zuweilen in der note eine erklärung gegeben und wo es ihm nicht gelungen ist eine verderbte glosse aufzuklären, hat er das ausdrücklich erwähnt. Um so mehr wunder nimmt es, wenn man bisweilen gar keine bemerkung findet, wo man eine solche erwartet. Wie soll man z. b. den merkwürdigen fehler im cod. SGalli 242 (s. 17 [39]):

Cerua *uuinta* verstehen? Über die glosse rinoceros *elsunt* im cod. SGalli 299 p. 32 (s. 446 [29]) lässt sich Steinmeyer ebenfalls gar nicht aus; darf man darin ein corruptel von *einhurno* sehen, wie ich auf grund von rinocerus *einhurnio*, *Henonnio*, *einhurni*, *vrhunt* (s. 458 [38. 39]) vermuten möchte?

Die herausgeber sind überhaupt bestrebt gewesen in der mitteilung der glossentexte eine möglichst grosse vollständigkeit zu erreichen; nur im dritten bande hat Steinmeyer sich eine ausnahme von diesem grundsatz erlaubt. Um raum zu ersparen, hat er im Summarium nicht überall den vollständigen lateinischen text abgedruckt, sondern da, wo ein längerer solcher vorlag, blos das erste wort desselben mitgeteilt und mit punkten angedeutet, dass die folge ausgelassen ist. Hierdurch wurden, wie es in der vorrede heisst, mehrere bogen erspart. Es fragt sich aber, ob diese raumersparnis nicht zu teuer erkauft ist. Demjenigen, der die gll. des Summariums benutzt, kann nämlich der lateinische glossentext oft von sehr grossem belang sein und er ist daher genötigt, die früheren abdrücke der hss. zu rate zu ziehen. Wie wichtig es in einigen fällen ist, den ganzen lateinischen text des Summariums vor sich zu haben, mag ein beispiel zeigen. S. 81 [16] steht abgedruckt die glosse: *Hiena* .... *illintiso*. Setzt man nun die ausgelassenen worte ein, so lautet die betreffende stelle: *Hiena vel puto illintiso*. Und dies ist gerade der einzige beleg, wo das ahd. *illintiso* in der bedeutung iltis (= puto) bezeugt ist; sonst wird es immer mit 'hyaena' glossiert. Da Steinmeyers und Sievers' glossenausgabe ein werk ist, wo man den ganzen ermittelbaren alten glossenbestand in zuverlässigster form beisammen findet und dadurch also alle älteren abdrücke entbehrlich gemacht worden sind, so hätte man nicht auf eine vollständigkeit auch in diesem punkte blos zu gunsten einer raumersparnis verzichten sollen.

Nach dem ursprünglichen plane der herausgeber sollte der dritte band neben den sachlichen vocabularen auch die alphabetisch geordneten glossen enthalten, welche nicht zu nachweisbaren einzelwerken gehören. Da aber das inzwischen gesammelte material sich sehr gehäuft hatte, konnten diese im dritten bande nicht platz finden und wurden daher für den vierten aufgehoben. Ausser den alphabetischen glossaren bringt dieser band noch die sog. adespota oder die herrenlosen glossen, sowie die nachträge zu den vorigen bänden. Den zweiten teil des vierten bandes bildet ein ausführliches verzeichnis aller in dem buche benutzten handschriften und zum schluss folgen mehrere tabellen und register, welche die anwendung des grossen werkes bequemer machen sollen. — Die alphabetischen glossare, welche den band eröffnen (ss. 1—219), zerfallen in zwei gruppen: a) bestimmbare, d. h. solche glossare, „welche, trotzdem die lateinischen vorlagen in ihren verzweigungen und varianten bisher nur ganz mangelhaft bekannt sind, sicher klassifiziert werden konnten" und b) nicht bestimmte, d. h. solche glossare, „welche festen formen gar nicht oder blos vermutungsweise sich einordnen lassen", oder „deren alphabetisierung sekundärer natur und deren conception nicht einheitlich war". Unter den ersteren nehmen die von Sievers bearbeiteten Salomonischen glossen den weitaus grössten raum ein. Die interessanten czechischen glossen, welche sich in der zu dieser gruppe gehörenden Prager hs. befinden, sind — soweit sie nicht verfälscht sind — im texte mitgeteilt, die gefälschten haben in den anmerkungen ihren platz gefunden. Leider musste die von Sievers gemachte untersuchung über das Salomonische glossar, welche in einem anhang dem vierten bande beigefügt werden sollte, wegen mangels an raum ausgelassen werden, ebenso wie die behandlung der sog. Monseer glossen von Steinmeyer. Die letztere ist nachher als universitätsschrift bereits veröffentlicht worden. — Von

den nicht bestimmten glossen verdienen besondere beachtung die in der hs. des Trierer priesterseminars befindlichen, welche in einem eigentümlichen mischdialekt überliefert sind. Von den in diesem denkmal besonders zahlreichen dunklen glossen hat Steinmeyer in den noten eine anzahl gedeutet, zur erklärung anderer vermutungen ausgesprochen, es bleibt aber doch eine menge, die noch der auflösung harrt. — Unter dem abschnitt 'Adespota' sind alle diejenigen glossen vereinigt, deren ursprung und zugehörigkeit nicht ermittelt werden konnte; den schluss dieses abschnitts bilden einzelne federproben der schreiber. Dass die zahl dieser herrenlosen glossen nur ganz gering geworden ist (ss. 220—249), das haben wir Steinmeyers scharfsinnigen und unermüdlichen forschungen zu verdanken. — Nach den Adespota sind die im laufe der fortschreitenden arbeit neu aufgefundenen glossen als 'nachträge' zu den vorigen bänden abgedruckt (ss. 250—370) und damit ist der glossentext des werkes zum schluss gebracht. Steinmeyer spricht aber in der vorrede (s. VI) als seine überzeugung aus, dass der ahd. glossenvorrat mit seiner sammlung noch lange nicht erschöpft ist, sondern dass noch ganze mengen von unbekannten deutschen glossenhandschriften in den französischen und italienischen bibliotheken verborgen liegen.

Den zweiten und grössten teil des vierten bandes bildet der zur anwendung des werkes nötige apparat, in welchem das mit ungeduld erwartete handschriftenverzeichnis (ss. 371—686) die grösste bedeutung hat. Dieses höchst interessante verzeichnis zählt alle benutzten handschriften — im ganzen sind deren 665 — auf und gibt unter jeder nummer eine beschreibung der betreffenden hs. Aufgezählt sind die manuskripte in alphabetischer ordnung nach den bibliotheken, in welchen sie sich finden. Hierbei ist immer der aufbewahrungsort mit dem deutschen namen benannt. Da aber in dem texte selbst die handschriften mit den lateinischen benennungen aufgeführt werden, so hat ein in der mittelalterlichen lateinischen literatur wenig bewanderter leser oft wol mühe genug, bevor es ihm gelingt für den lateinischen namen des textes das deutsche aequivalent im verzeichnisse aufzufinden. Die meisten leser werden noch wissen, dass der cod. Oenipontanus unter Innsbruck zu finden ist und vielleicht auch, dass cod. Argentoratensis unter Strassburg aufgesucht werden muss, aber sicher wird es leser geben, welche ziemlich lange hin- und herblättern müssen, bevor si cod. Casinensis unter Montecassino im verzeichnisse finden. Schlimmer ist es noch in solchen fällen, wo der leser aus dem namen des besitzers auch den aufbewahrungsort des codex erraten muss. So findet man z. b. cod. principum de Wallerstein im alphabetischen verzeichnisse unter Mayhingen und cod. domini Ludovici Pascoli unter Enemongo in Friaul. Man kann auch nicht von jedem benutzer der glossen verlangen, dass er wissen soll, dass museum Plantiniani in Antwerpen und cod. Vadianus ein in der stadtbibliothek zu St. Gallen befindlicher codex ist. Es ist ja wahr, dass man bei den lesern der althochdeutschen glossen eine gewisse wissenschaftliche schulung voraussetzen darf, aber nimmt man in betracht, dass leute, welche auf den verschiedensten forschungsgebieten arbeiten, die glossen benutzen werden, so kann man nicht von allen mit recht fordern, dass sie mit der nomenclatur der europäischen bibliotheken vertraut sein sollten. Einige verweise wären daher hier am platze gewesen und sie hätten gewiss nicht viel raum in anspruch genommen.

Die beschreibungen, welche Steinmeyer in dem verzeichnisse von den handschriften liefert, sind so ausführlich, wie man nur billigerweise verlangen kann; auch die in ihnen sich findenden kleinen lateinischen verse, rätselfragen und sonstigen notizen der schreiber sind mitgeteilt worden. Auf diese weise bietet das verzeichnis

ein sehr anschauliches bild von der arbeit in den klöstern; es weht dem leser ein hauch aus der alten zeit entgegen und das tote material wird lebendig. — Nachdem der inhalt des betreffenden codex geschildert ist, wird kurz erwähnt, wer die glossen aufgefunden hat und was nachher für dieselben getan worden ist. Aber Steinmeyer hat sich nicht damit begnügt sorgfältig ausgeführte beschreibungen von den handschriften zu geben: er hat sein augenmerk auch auf die composition der codices gerichtet. Oft sind diese aus mehreren, ursprünglich ganz selbständigen teilen zusammengesetzt, welche nur zufällig zu einem codex vereinigt wurden. Solche sammelcodices sind in dem verzeichnisse in ihre bestandteile aufgelöst und diese sind mit besonderen nummern versehen, wobei immer das jahrhundert der abfassung angegeben ist. Hierdurch hat Steinmeyer den linguisten einen grossen dienst getan, denn wo es gilt, die sprache eines codex zu bestimmen, stellt sich ja die sache sehr verschieden, je nachdem ob eine einheitliche hs. vorliegt oder ob man es mit einem codex zu tun hat, dessen verschiedene teile an verschiedenen orten und zu verschiedenen zeiten geschrieben sind.

Obgleich bei der abfassung des verzeichnisses die interessen der sprachforscher keineswegs ausser acht gelassen worden sind, hatte wol mancher von ihnen doch beim abwarten desselben einen wunsch gehegt, der nicht verwirklicht wurde. Das 'pium desiderium' bestand darin, dass man zugleich mit den beschreibungen der codices auch etwas über den dialekt der in ihnen befindlichen deutschen glossen erfahren würde. Es versteht sich natürlich, dass es unmöglich gewesen wäre, irgend welche vollständigkeit in dieser beziehung zu erreichen. Um sichere angaben in bezug auf die sprache der glossare zu geben, die oft durch viele hände gegangen sind und daher auch spuren von den verschiedenen mundarten der abschreiber tragen, müssen erst genügend viele einzeluntersuchungen vorliegen. Aber im laufe seiner jahrelangen beschäftigung mit deutschen glossen hat wol Steinmeyer auch ihren sprachlichen charakter beobachtet und darüber hie und da etwas notiert. Wenn er dies im verzeichnisse hätte mitteilen wollen, wäre daraus sicherlich ein wertvoller beitrag zu weiteren untersuchungen entsprungen. Denn wenn jemand im stande ist, über den dialekt der althochdeutschen glossen winke zu geben, so müsste es doch Steinmeyer sein.

Nach dem handschriftenverzeichnis folgen 7 tabellen, von denen die 6 ersten die früher angewandten sigeln und bezeichnungen der hss. sowie die bisherigen glossenausgaben und -collationen aufzählen; die siebente tabelle bringt ein verzeichnis aller berichtigten textstellen. Ganz zuletzt stehen fünf verschiedene register, welche die anwendung des buches erleichtern sollen. Der alphabetische index aber, der in der vorrede zum ersten bande versprochen wurde und der den benutzern der glossen von der allergrössten praktischen bedeutung gewesen wäre, ist nicht den übrigen registern beigefügt. Statt dessen verspricht Steinmeyer ein grosses althochdeutsches wörterbuch erscheinen zu lassen, dem ein verzeichnis aller ins althochdeutsche übersetzten lateinischen ausdrücke angehängt wird. In der abwartung dieses wörterbuches müssen sich die benutzer der glossen ohne einen index behelfen, so gut es eben geht. Wer sich mit der glossensammlung eingehender befasst und sich mit der anordnung des stoffes vertraut gemacht hat, der wird sich darin schon ohne mühe zurecht finden. Aber einer, der die methode nicht näher kennt und das buch etwa nur zum nachschlagen gebrauchen möchte, wird freilich einen index sehr vermissen und ohne mühe und zeitverschwendung kommt er dabei nicht aus.

'Menschenwerk ist stückwerk' sagt Steinmeyer in bezug auf seine leistung und diesen satz muss man ja gelten lassen, insofern ein solches idealwerk wol nie ge-

schaffen wird, bei dem man nicht etwas aussetzen könnte. Aber die ansprüche, welche man überhaupt berechtigt ist auf ein menschenwerk zu stellen, erfüllt die vorliegende glossensammlung in glänzender weise. Solche werke erscheinen nicht zu jeder zeit; sie bezeichnen eine epoche in der geschichte der philologischen wissenschaft. Möge man nur überall in den fachmännischen kreisen verstehen 'die althochdeutschen glossen' recht zu würdigen und möge auf dieser grundlage die wissenschaftliche forschung in würdiger weise fortgesetzt werden!

HELSINGFORS. HUGO PALANDER.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben und erklärt von Ernst Martin. Erster teil: text. Halle, waisenhausbuchhandlung 1900 (Zachers germanistische handbibliothek 9, 1). LIII, 315 s. 5 m.

Es kann wol keinem zweifel unterliegen, dass eine neue ausgabe der werke Wolframs von Eschenbach und zwar einerseits in textkritischer hinsicht eine gründliche revision des Lachmannschen textes, andrerseits in exegetischer die bearbeitung eines eingehenden kommentars ein dringendes bedürfnis unsrer wissenschaft ist. Bartschs ausgabe des Parzival und Titurel kann, auch abgesehen davon, dass sie den Willehalm ausschliesst, nach keiner von beiden richtungen hin als ausfüllung dieser empfindlichen lücke betrachtet werden. So hervorragend und besonders zur zeit ihrer entstehung wegweisend für unsere werdende wissenschaft Lachmanns kritische arbeit am text des Parzival (weniger am Willehalm und Titurel) gewesen ist, so darf uns doch sein text, im wortlaut sowol wie in der interpunktion, nicht zum starren unantastbaren schema werden. Das wäre auch ganz gewiss nicht in seinem sinne: man beachte doch den grossen abstand des Iwein von 1827 und des Iwein von 1843 und bedenke, dass es Lachmann nicht mehr vergönnt gewesen ist, vom Wolfram eine zweite ausgabe zu bearbeiten. Eine ganze reihe wolbegründeter vorschläge zu besserungen sind im lauf der jahre veröffentlicht worden; unsre kenntnis der mhd. reimtechnik und stilistik ist, besonders durch die glänzenden arbeiten von Zwierzina, in ungeahnter weise vertieft und fruchtbar gemacht worden; sprachliche und metrische untersuchungen lehren uns an den von Lachmann hergestellten wortlaut, syntaktische an seine interpunktion mehr und mehr die kritische sonde legen; das sehr erweiterte handschriftliche material kann auf die gestaltung des textes trotz Lachmanns richtiger erkenntnis der grundverhältnisse nicht ganz ohne einfluss bleiben. Wenn Lachmann in der vorrede (s. VIII) im hinblick auf die mannigfachen pfuschenden dilettanten seiner tage mit schärfe die „ersten einfälle eines neuen lesers“ gegenüber seiner stets „mit sorgfalt erwogenen“ auffassung von den pforten seiner arbeit verwies, so wollte er gewiss nicht damit den naturgemässen fortschritt der echten wissenschaft verdammen und seine eigene leistung für kanonisch erklären, wie dies der neuste herausgeber (s. II) tut.

Martins ausgabe enthält in der bis jetzt erschienenen ersten hälfte den text des Parzival und Titurel nebst einer kritischen einleitung; die versprochene zweite hälfte soll eine litterarhistorische einleitung und den auf Müllenhoffs und Lucaes vorarbeiten beruhenden kommentar bringen. Der bis jetzt vorliegende text genügt in keiner weise den an eine revision der Lachmannschen ausgabe zu stellenden anforderungen und macht einen durchweg rückständigen eindruck. Bis in die geringfügigsten



namentlich über die abgrenzungen der gebiete sicheres nicht zu ermitteln war. — Weit dürftiger ist trotz der aufgewendeten mühe das ergebnis aus der untersuchung der mundarten in älterer zeit ausgefallen. Es konnte nicht wol anders sein; die schwierigkeiten sind, wie B. mit recht betont, gross; das material ist an sich knapp, das vorhandene für den bestimmten zweck nicht ergiebig und obendrein nicht einmal immer zuverlässig. Die zusammenstellung der quellen s. 50 fgg. hat auch ein gewisses litterar-historisches interesse. Mich wundert nur, das B. sich die leicht zugänglichen nd. fastnachtspiele und schauspiele hat entgehen lassen, die Seelmann und Bolte in den drucken des Vereins f. nd. sprachf. I und IV herausgegeben haben. Sie hätten, glaube ich, mehr ausbeute geliefert als manche der von B. durchgesehenen schriften.

Die durch die beobachtung der heutigen mundart gewonnene scheidung in zwei grosse gebiete wird auch für die untersuchung der schriftsprache von der grössten wichtigkeit. B. ist hierbei mit grosser sorgfalt und besonnenheit zu werke gegangen. Er zeigt an der hand eines umfassenden materials, wie zuerst auf dem gebiete des heutigen conj. präs. sich durch zurückdrängung des conj. prät. die auflösung des alten grundgesetzes vollzieht, wie dann etwa ein jahrhundert später auch auf dem gebiete des mundartlichen conj. prät. die zunahme des conj. präs. beginnt, der dann beständig fortschritte gemacht hat, so dass er heute in den formen, in denen er sich vom indicativ deutlich unterscheidet, also namentlich in der 3. pers. sing. die herrschaft über den conj. prät. gewonnen hat. Das ist das ergebnis in gröbster form ausgedrückt; auf die menge der einzelbeobachtungen, die B. dabei bietet, kann ich hier nicht eingehen. Nebenher möchte ich bemerken, dass in § 21 einige verwirrung dadurch entstanden ist, dass unter die angekündigten beispiele von der 3. pers. sing. des prät. sich auch solche von pluralischer form eingeschlichen haben.

Das von Behaghel gewonnene ergebnis halte ich in seinen hauptpunkten für so sicher, dass ich es ohne bedenken zur einführung in die schulgrammatik empfehle; ich werde darüber noch an anderem orte handeln.

Im zweiten buche (s. 160 fgg.) versucht dann B. die erklärung der im ersten vorgelegten tatsachen und entwickelt hier im ganzen dieselben anschauungen, die er bereits in der früheren schrift vertreten hat, doch in wesentlich vertiefter und vervollkommneter form. Seine ausführungen über die modus- und personenverschiebung werden wol heute kaum noch erheblichem widerspruche begegnen. Nur scheinen mir die beispiele nicht immer glücklich gewählt, und zuweilen werden allzu künstliche auffassungen in die worte der schriftsteller hineingetragen. Ganz unhaltbar als beispiel für personenverschiebung erscheint mir die schon in der ersten ausgabe des buches angezogene stelle aus Reuter 8, 53: *denk dir, hat mich der kerl vorigen sommer 'ne art hosenzeug angesnackt*. Hier soll nach B. *mich* für die 3. person stehen, „denn im sinne Havermanns, der ja den gedanken haben soll, müsste es heissen: *hat ihm* — dem Bräsig — *der kerl angesnackt*". Der inhalt des satzes *hat mich* .... soll aber garnicht als gedanke Havermanns erscheinen. Das *denk dir* ist nichts weiter als eine bequeme einleitung der zu berichtenden tatsache und steht zu dem inhalt des folgenden satzes in gar keinem inneren verhältnis, wie es denn auch ohne schaden für den zusammenhang fehlen konnte. Es ist eine der in der umgangssprache so gewöhnlichen, in ihrer ursprünglichen bedeutung völlig verblassten, abgegriffenen formeln, durch die der sprechende nur die aufmerksamkeit des hörers auf das mitzuteilende lenken oder eine spannung bei ihm erwecken will, wenn es sich um eine seiner meinung nach wichtige mitteilung handelt, wie *hör mal, sieh mal* u. a. Richtig wäre Behaghels auffassung nur dann, wenn der inhalt der mitteilung einen

fingierten fall enthielte, den vorzustellen der angeredete aufgefordert würde. Davon kann aber an unserer stelle keine rede sein. Natürlich ist auch das colon, das B. nach *denk dir* setzt, unberechtigt.

Die heranziehung analoger erscheinungen aus der griechischen und lateinischen modus- und tempuslehre haben sich als recht fruchtbar für die erklärung des germanischen grundgesetzes erwiesen; doch scheinen mir die ausführungen darüber kaum bedeutend genug, um eine ausdrückliche erwähnung auf dem titelblatte zu verdienen.

Als ursachen für die auflösung der alten zeitenfolge bezeichnet B. unzweifelhaft mit recht die ausbildung des präsens historicum und das auftreten der perfectumschreibung für das einfache präteritum; beide mussten mit ihrem gegensatz zwischen formaler und materieller geltung die zeitformen des präs. und prät. in ein und demselben satze als gleichberechtigt erscheinen lassen[1]. Ich möchte noch zu erwägen geben, ob nicht auch die mehrfach berührten vergleichungssätze mit *sam*, *als* etc. zur verschleierung des ursprünglichen tatbestandes, zur erschütterung der regelmässigkeit der zeitenfolge ihr teil beigetragen haben. Die unsicherheit hat hier offenbar früh platz gegriffen; da sie einen bloss gedachten oder vorgestellten fall einführen, so lag eine vermischung mit den irrealen bedingungssätzen nahe und so konnte sich bald nach präsentischem hauptsatz der conj. prät. einstellen; diese satzform ist dann später die reguläre geworden, wenigstens im nd. gebiet, wo man kaum auf ausnahmen treffen wird (vgl. Vitulus 434. 711. 858; Scriba 515. 629; Hanenr. 28. 210. 356. 1372 u. a.). Diese sätze bedürfen noch einer gründlicheren untersuchung, als B. ihnen zukommen lassen konnte. Dabei wäre dann namentlich auch der heutige sprachgebrauch festzustellen; denn was B. darüber s. 92 sagt, ist doch gar zu unbestimmt, und die s. 156 citierte bemerkung Prahls, dass aus diesen sätzen das präteritum schon erfolgreich verdrängt werde, bedarf — so wahrscheinlich sie nach dem ganzen gange der entwicklung ist — doch auch noch des beweises. In den novellen C. F. Meyers, die ich durchgesehen habe, kommen auf 40 fälle von conj. prät. 20 fälle von conj. präs.; anderswo wie z. b. in der „Versuchung des Pescara" überwiegen die präsentischen formen (13 gegen 10). Ich halte es übrigens nach meinen beobachtungen nicht für unmöglich, dass zuweilen noch gewisse feinere bedeutungsunterschiede bei der wahl des modus unbewusst mitspielen; man vergleiche z. b. *er sieht aus, als ob er krank wäre* (ich weiss aber, dass er es nicht ist) und *als ob er krank sei* (ich weiss nicht, ob er es ist).

1) Interessant müsste es sein, die untersuchung auf das mittelniederländische auszudehnen. In den erzählenden werken der mnl. poesie herrscht bereits zu ihrer blütezeit eine neigung für das präsens historicum und die perfectumschreibung wie sie zur gleichen zeit im eigentlichen Deutschland unerhört ist. Zahllose beispiele findet man in den epen des Jacob van Maerlant (um 1250). Dieser verwendet das präs. historicum nicht bloss um einen gewissen ruhepunkt in der handlung festzulegen oder das ergebnis einer reihe von vorgängen auszudrücken, wie das bei Wolfram v. Eschenbach so gewöhnlich ist, sondern geradezu um eine in der vergangenheit eingetretene handlung zu bezeichnen, ganz gleichwertig dem präteritum und nicht selten im selben satze mit diesem wechselnd. Ein besonders starkes beispiel dieses wechsels steht Alexanders geesten 9, 928 (Franck): *dit sprac hi ende mettien hi tiet sijn swert ende stac dien gyant dor sine siden.* Ebenso bei der perfectumschreibung: Hist. v. Troyen 793 (Verdam) *orlof nam hy aen haer saen ende es up sijn bedde gheghaen.* Demnach wird man sich nicht wundern, wenn im mnl. früher und häufiger als anderswo das alte grundgesetz erschüttert erscheint. Hist. v. Tr. 1974 *hi peinst of dat syn moeder waer.* Alex. 3, 460 *Alexander gheboot, dat men niemen en sla te doot.* Öfters in sätzen mit *als*, *oft* u. a. Alex. 3, 942 *so vlieghet tlant in die ghebare ocht in die wilde se ware.* 4, 335 *hi vaert, oft een verrader ware.*

namentlich über die abgrenzungen der gebiete sicheres nicht zu ermitteln war. — Weit dürftiger ist trotz der aufgewendeten mühe das ergebnis aus der untersuchung der mundarten in älterer zeit ausgefallen. Es konnte nicht wol anders sein; die schwierigkeiten sind, wie B. mit recht betont, gross; das material ist an sich knapp, das vorhandene für den bestimmten zweck nicht ergiebig und obendrein nicht einmal immer zuverlässig. Die zusammenstellung der quellen s. 50 *fgg.* hat auch ein gewisses litterar-historisches interesse. Mich wundert nur, das B. sich die leicht zugänglichen nd. fastnachtspiele und schauspiele hat entgehen lassen, die Seelmann und Bolte in den drucken des Vereins f. nd. sprachf. I und IV herausgegeben haben. Sie hätten, glaube ich, mehr ausbeute geliefert als manche der von B. durchgesehenen schriften.

Die durch die beobachtung der heutigen mundart gewonnene scheidung in zwei grosse gebiete wird auch für die untersuchung der schriftsprache von der grössten wichtigkeit. B. ist hierbei mit grosser sorgfalt und besonnenheit zu werke gegangen. Er zeigt an der hand eines umfassenden materials, wie zuerst auf dem gebiete des heutigen conj. präs. sich durch zurückdrängung des conj. prät. die auflösung des alten grundgesetzes vollzieht, wie dann etwa ein jahrhundert später auch auf dem gebiete des mundartlichen conj. prät. die zunahme des conj. präs. beginnt, der dann beständig fortschritte gemacht hat, so dass er heute in den formen, in denen er sich vom indicativ deutlich unterscheidet, also namentlich in der 3. pers. sing. die herrschaft über den conj. prät. gewonnen hat. Das ist das ergebnis in gröbster form ausgedrückt; auf die menge der einzelbeobachtungen, die B. dabei bietet, kann ich hier nicht eingehen. Nebenher möchte ich bemerken, dass in § 21 einige verwirrung dadurch entstanden ist, dass unter die angekündigten beispiele von der 3. pers. sing. des prät. sich auch solche von pluralischer form eingeschlichen haben.

Das von Behaghel gewonnene ergebnis halte ich in seinen hauptpunkten für so sicher, dass ich es ohne bedenken zur einführung in die schulgrammatik empfehle; ich werde darüber noch an anderem orte handeln.

Im zweiten buche (s. 160 *fgg.*) versucht dann B. die erklärung der im ersten vorgelegten tatsachen und entwickelt hier im ganzen dieselben anschauungen, die er bereits in der früheren schrift vertreten hat, doch in wesentlich vertiefter und vervollkommneter form. Seine ausführungen über die modus- und personenverschiebung werden wol heute kaum noch erheblichem widerspruche begegnen. Nur scheinen mir die beispiele nicht immer glücklich gewählt, und zuweilen werden allzu künstliche auffassungen in die worte der schriftsteller hineingetragen. Ganz unhaltbar als beispiel für personenverschiebung erscheint mir die schon in der ersten ausgabe des buches angezogene stelle aus Reuter 8, 53: *denk dir, hat mich der kerl vorigen sommer 'ne art hosenzeug angesnackt.* Hier soll nach B. *mich* für die 3. person stehen, „denn im sinne Havermanns, der ja den gedanken haben soll, müsste es heissen: *hat ihm* — dem Bräsig — *der kerl angesnackt*". Der inhalt des satzes *hat mich* .... soll aber garnicht als gedanke Havermanns erscheinen. Das *denk dir* ist nichts weiter als eine bequeme einleitung der zu berichtenden tatsache und steht zu dem inhalt des folgenden satzes in gar keinem inneren verhältnis, wie es denn auch ohne schaden für den zusammenhang fehlen konnte. Es ist eine der in der umgangssprache so gewöhnlichen, in ihrer ursprünglichen bedeutung völlig verblassten, abgegriffenen formeln, durch die der sprechende nur die aufmerksamkeit des hörers auf das mitzuteilende lenken oder eine spannung bei ihm erwecken will, wenn es sich um eine seiner meinung nach wichtige mitteilung handelt, wie *hör mal, sieh mal* u. a. Richtig wäre Behaghels auffassung nur dann, wenn der inhalt der mitteilung einen

fingierten fall enthielte, den vorzustellen der angeredete aufgefordert würde. Davon kann aber an unserer stelle keine rede sein. Natürlich ist auch das colon, das B. nach *denk dir* setzt, unberechtigt.

Die heranziehung analoger erscheinungen aus der griechischen und lateinischen modus- und tempuslehre haben sich als recht fruchtbar für die erklärung des germanischen grundgesetzes erwiesen; doch scheinen mir die ausführungen darüber kaum bedeutend genug, um eine ausdrückliche erwähnung auf dem titelblatte zu verdienen.

Als ursachen für die auflösung der alten zeitenfolge bezeichnet B. unzweifelhaft mit recht die ausbildung des präsens historicum und das auftreten der perfectumschreibung für das einfache präteritum; beide mussten mit ihrem gegensatz zwischen formaler und materieller geltung die zeitformen des präs. und prät. in ein und demselben satze als gleichberechtigt erscheinen lassen[1]. Ich möchte noch zu erwägen geben, ob nicht auch die mehrfach berührten vergleichungssätze mit *sam, als* etc. zur verschleierung des ursprünglichen tatbestandes, zur erschütterung der regelmässigkeit der zeitenfolge ihr teil beigetragen haben. Die unsicherheit hat hier offenbar früh platz gegriffen; da sie einen bloss gedachten oder vorgestellten fall einführen, so lag eine vermischung mit den irrealen bedingungssätzen nahe und so konnte sich bald nach präsentischem hauptsatz der conj. prät. einstellen; diese satzform ist dann später die reguläre geworden, wenigstens im nd. gebiet, wo man kaum auf ausnahmen treffen wird (vgl. Vitulus 434. 711. 858; Scriba 515. 629; Hanenr. 28. 210. 356. 1372 u. a.). Diese sätze bedürfen noch einer gründlicheren untersuchung, als B. ihnen zukommen lassen konnte. Dabei wäre dann namentlich auch der heutige sprachgebrauch festzustellen; denn was B. darüber s. 92 sagt, ist doch gar zu unbestimmt, und die s. 156 citierte bemerkung Prahls, dass aus diesen sätzen das präteritum schon erfolgreich verdrängt werde, bedarf — so wahrscheinlich sie nach dem ganzen gange der entwicklung ist — doch auch noch des beweises. In den novellen C. F. Meyers, die ich durchgesehen habe, kommen auf 40 fälle von conj. prät. 20 fälle von conj. präs.; anderswo wie z. b. in der „Versuchung des Pescara“ überwiegen die präsentischen formen (13 gegen 10). Ich halte es übrigens nach meinen beobachtungen nicht für unmöglich, dass zuweilen noch gewisse feinere bedeutungsunterschiede bei der wahl des modus unbewusst mitspielen; man vergleiche z. b. *er sieht aus, als ob er krank wäre* (ich weiss aber, dass er es nicht ist) und *als ob er krank sei* (ich weiss nicht, ob er es ist).

1) Interessant müsste es sein, die untersuchung auf das mittelniederländische auszudehnen. In den erzählenden werken der mnl. poesie herrscht bereits zu ihrer blütezeit eine neigung für das präsens historicum und die perfectumschreibung wie sie zur gleichen zeit im eigentlichen Deutschland unerhört ist. Zahllose beispiele findet man in den epen des Jacob van Maerlant (um 1250). Dieser verwendet das präs. historicum nicht bloss um einen gewissen ruhepunkt in der handlung festzulegen oder das ergebnis einer reihe von vorgängen auszudrücken, wie das bei Wolfram v. Eschenbach so gewöhnlich ist, sondern geradezu um eine in der vergangenheit eingetretene handlung zu bezeichnen, ganz gleichwertig dem präteritum und nicht selten im selben satze mit diesem wechselnd. Ein besonders starkes beispiel dieses wechsels steht Alexanders geesten 9, 928 (Franck): *dit sprac hi ende mettien hi tiet sijn swert ende stac dien gyant dor sine siden.* Ebenso bei der perfectumschreibung: Hist. v. Troyen 793 (Verdam) *orlof nam hy aen haer saen ende es up sijn bedde gheghaen.* Demnach wird man sich nicht wundern, wenn im mnl. früher und häufiger als anderswo das alte grundgesetz erschüttert erscheint. Hist. v. Tr. 1974 *hi peinst of dat syn moeder waer.* Alex. 3, 460 *Alexander gheboot, dat men niemen en sla te doot.* Öfters in sätzen mit *als, oft* u. a. Alex. 3, 942 *so vlieghet tlant in die ghebare ocht in die wilde se ware.* 4, 335 *hi vaert, oft een verrader ware.*

Durch Behaghels schrift ist nicht nur die wissenschaftliche erkenntnis erheblich gefördert worden, sondern aus ihren wichtigsten ergebnissen kann auch — und damit kehre ich zu meinem ausgangspunkte zurück — die schule unmittelbaren nutzen ziehen. Es ist zu wünschen, dass sie bald in die schulgrammatiken übergehen. Freilich wird man sich auch dann keine übertriebenen hoffnungen auf eine baldige einheitliche regelung des sprachgebrauchs machen dürfen. Wo der conj. prät. nicht bloss die mundart, sondern auch die umgangssprache so vollständig und ausschliesslich beherrscht wie in meiner heimat, da wird er auch aus der schriftsprache schwerlich je ganz verdrängt werden.

KIEL. OTTO MENSING.

Die althochdeutschen glossen, gesammelt und bearbeitet von **Elias Steinmeyer** und **Eduard Sievers.** Dritter band: Sachlich geordnete glossare, bearbeitet von Elias Steinmeyer. XII, 723 s. Vierter band: Alphabetisch geordnete glossare. Adespota. Nachträge zu band I—III. Handschriftenverzeichnis. XV, 790 s. Mit unterstützung des k. preussischen kultusministeriums und der k. preussischen akademie der wissenschaften. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1895 und 1898. 28 und 32 m.

Es sind nun schon bald vier jahre verstrichen, seitdem der vierte band der althochdeutschen glossen erschien, welcher den abschluss des grossartigen sammelwerkes brachte. Das reiche glossenmaterial, welches den grössten teil der althochdeutschen sprachquellen bildet und dem sprachforscher wie dem kulturhistoriker gleich wichtig ist, liegt also endlich an einer stelle gesammelt vor und bietet sich leicht und bequem zu weiterer verarbeitung dar. Es hat aber den herausgebern des werkes nicht allein daran gelegen, dieses rohe material, welches in zeitschriften und wörterbüchern zerstreut war oder dem forscher nur schwer zugänglich in den verborgenen bewahrungsstätten der bibliotheken und klosterarchive schlummerte, wieder ans licht zu ziehen und die ausbeute in einem allen zugänglichen sammelwerke unterzubringen. Schon die namen der herausgeber bürgten dafür, dass das ziel der arbeit nicht innerhalb dieser engen grenzen stecken blieb, sondern weit über die des mechanischen sammelns ausgedehnt ward. In den vier bänden, wo das resultat des jahrelangen unermüdlichen sammelfleisses niedergelegt ist, findet man den ganzen ermittelbaren alten glossenbestand sorgfältig gesichtet, nach verschiedenen seiten hin bearbeitet und erläutert, sowie nach bestimmten, scharf beobachteten prinzipien gruppiert und angeordnet.

Mit welchen schwierigkeiten die beiden herausgeber und ganz besonders derjenige von ihnen, dem der löwenanteil der arbeit zugefallen, bei der anordnung und bearbeitung des ungeheuren und schwer zu bewältigenden stoffes zu kämpfen gehabt haben müssen, das begreift sofort jeder, der sich etwas eingehender mit der glossensammlung beschäftigt hat. Um solchen schwierigkeiten mit erfolg die spitze bieten zu können und aus dem kampfe mit dem widerspenstigen und bis zur verzweiflung verworrenen material als sieger hervorzugehen, muss man mit den besten eigenschaften des philologischen forschers ausgerüstet sein, — gerade mit den eigenschaften, welche Steinmeyer in so hohem grade besitzt und die besonders deutlich in diesem seinem werke an den tag treten. Mit sicherer hand und einem weitreichenden blick, der auch in den kleinsten details stets den ganzen gewaltigen stoff übersieht, beherrscht Steinmeyer sein material. Man staunt über die grosse belesenheit, welche er bei der anweisung der glossen an die betreffende textstelle oder bei ihrer

sonstigen fixierung an den tag legt und mehr als einmal bewundert man seinen scharfsinn in der beurteilung der handschriftenverhältnisse und in der deutung dunkler glossen. Einen besser qualifizierten bearbeiter als Steinmeyer hätte man für die althochdeutschen glossen kaum gefunden. Aber bei einem werke, wie das vorliegende, spielt auch die wissenschaftliche genauigkeit und sorgfalt eine überaus wichtige rolle; damit das werk als grundlage für wissenschaftliche arbeiten der verschiedensten art, die die älteste zeit der deutschen sprache als gegenstand haben, dienen könne, ist es ja unumgänglich nötig, dass die handschriften mit möglichst grosser sorgfalt exzerpiert sind. Auch in dieser hinsicht dürften 'die althochdeutschen glossen' kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Die überall in dem buche zu tage tretende genauigkeit, mit welcher die kleinsten schreibeigentümlichkeiten der handschriften notiert sind und die ausgezeichnet sorgfältig gelesene korrektur flössen dem leser ein angenehmes sicherheitsgefühl ein und auch ohne die hss. zum vergleich herbeizuziehen, glaubt er an die zuverlässigkeit des abdrucks. Es versteht sich freilich, dass alle abdrücke nicht absolut fehlerfrei sein können; auch in dieser beziehung ist das ideal nicht zu erreichen. Besonders hier, wo eine solche masse handschriften abgeschrieben sind, wird es nicht wunder nehmen, wenn der abschreiber hie und da einen punkt unbezeichnet lässt, eine rasur nicht bemerkt, oder einige buchstaben missverstanden hat. Es kann ja überhaupt doch nie der abdruck, so sorgfältig er auch veranstaltet sein mag, den wert der originalen hs. haben, wie es Steinmeyer in der vorrede des zweiten bandes ausdrücklich bemerkt. Wo es also auf die feinsten nüancen und eigenheiten einer hs. ankommt, wie etwa bei einem vergleich mit einer anderen nahe verwandten, da kann der abdruck das original nicht ersetzen. Wenn es sich aber nicht um diese feinsten details und charakteristica der hs. handelt, so kann man, meine ich, sich getrost auf die abdrücke in Steinmeyers und Sievers' glossenausgabe verlassen.

Es hat lange gedauert, bevor die herausgeber die frucht ihrer arbeit als vollständiges, abgeschlossenes werk den fachgenossen vorlegen konnten: ein volles vierteljahrhundert hat das sammeln, sichten und bearbeiten des materials erfordert. Nach verhältnismässig kurzer zeit erschienen die ersten zwei bände: der erste, welcher die bibelglossen enthielt, schon im jahre 1879, der zweite, welcher die glossen zu den übrigen religiösen und den profanen schriften brachte, im jahre 1882. Dann trat aber ein längerer zwischenraum ein: erst im jahre 1895 gelangte der dritte band zur veröffentlichung und ihm folgte nach drei jahren der mit ungeduld erwartete vierte teil. Auf den inhalt der beiden letztgenannten teile wollen wir im folgenden etwas näher eingehen.

Der dritte band, der von Steinmeyer allein bearbeitet ist, bringt die sachlich geordneten glossare, welche in drei hauptabteilungen eingeteilt sind, nämlich: gruppenglossare, einzelglossare und mischungen. Unter der ersten kategorie sind solche glossare aufgeführt, die aus mehreren einzelglossaren zusammengesetzt sind, deren verschiedenartige bestandteile aber nicht durch zufall oder die willkür des schreibers in eine hs. vereinigt wurden, sondern von einem redaktor oder bearbeiter derartig zusammenverarbeitet worden sind, dass sie ein einheitliches ganzes bilden. Zu diesen gruppenglossaren, welche in chronologischer folge aufgezählt sind, gehören u. a. die alten St. Galler und Casseler glossen, sowie das äusserst wichtige Summarium Heinrici. Dieses letztgenannte glossar nimmt allein mehr als den dritten teil des ganzen bandes in anspruch (ss. 58—350), indem der übersichtlichkeit wegen alle verschiedenen recensionen des elften buches gesondert mitgeteilt sind. — Diejenigen sachlichen glossare,

Wie nach mancher andern richtung, so hat vater Gleim in bezug auf die dichterische behandlung und nachahmung der minnesinger schule gemacht. Von den Göttingern, die ihre eigenen wege giengen[1], kann hier keine rede sein. Aber unter Gleims engeren freunden waren doch, soweit es sich übersehen liess, drei oder vier — Klamer Schmidt, Johann Nikolaus Götz und ein paar ungenannte —, die sich in ähnlichen umdichtungen versuchten.

Am begeistertsten scheint Klamer Schmidt gewesen zu sein. Von ihm besitzen wir zunächst ein paar versuche nach Walther von der Vogelweide und ein gedicht nach Heinrich von Morungen, die im „Almanach der deutschen musen“ von 1774 erschienen[2]. Was bei den „barden“ des 18. jahrhunderts so beliebt war und von Goethe so verhöhnt wurde: die ewigen ausrufe und interjectionen, — Klamer Schmidt zeigte dafür auch bei seinen nachdichtungen nach den minnesingern eine ganz besondere neigung. Fast jeder satz ist mit einem ausrufungszeichen versehen, und ohne bedenken schafft er sich durch ein angeflicktes: „ha!“ den zugehörigen reim auf: „Ja!“ Das unmittelbare vorbild war ihm vater Gleim. Wie eng lehnt er sich in der ganzen auffassung und aufmachung an seinen meister an! Das gedicht nach dem Morunger nennt er: „Andenken an die erhörungsstunde“, in Gleimschem geschmack spricht er von himmelsseligkeiten der liebe und von engeln, die seinen saiten horchen, und in dem einen gedicht nach Walther, „Das minnelager“ betitelt, einer verballhornung des entzückenden „Under der linden, an der heide“, glaubte auch er den inhalt züchtiger gestalten zu müssen. Ja, Klamer Schmidt geht hierin beinahe noch weiter als Gleim. Zwar ändert er nicht wie dieser den grundgedanken völlig um[3], aber Walthers ausdruck, dass man an den gebrochenen blumen und dem gras erkennen könne, wo die liebenden lagen, war ihm doch zu sinnlich, — was macht er also daraus?

> Minnelager uns zu machen,
> Nahm er rosen und jasmin.
> Hey! des muss ich jetzt noch lachen!
> Doch die rosen möchten leicht verblühn:
> Waller, willt du wissen, wo ich lag,
> Tandaradey!
> Geh' doch heute noch danach!

Und wer war dieser Waller?

> Schmachtend kam ich hergegangen;
> Ritter Winli war schon da,
> Mich hehäglich zu empfangen!
> Susa! Nur ein kleiner vogel sah,
> Wie so niedlich mir's der ritter bot!
> Tandaradey!
> Seht! noch ist der mund mir rot!

Das war selbst Johann Georg Jacobi zu viel, denn im „Teutschen Merkur“ vom april 1774[4] schrieb er mit beziehung auf dieses gedicht: „Sollten unsere neuen minnelieder, auch die besten darunter, mit den alten verglichen, wol etwas anderes seyn, als wa-

1) S. o. s. 213.
2) S. 8 und 12.
3) S. o. s. 219.
4) Bd. VI, s. 54.

lockpfeife des vogelstellers ist, wenn man den würklichen gesang des vogels da-
m hört? Dieser singt, weil er sein nest im grünen baut, weil er den gatten ruft
die kinder warnt; indessen jener bloss seiner handtierung nachgeht. Wer in diesem
nelager den geist der alten sänger zu verstehen, die naivetät der empfindung
ufangen im stande ist, der wird sagen, dass ich die wahrheit rede."

Klamer Schmidt gehört ohne zweifel ein gedicht, das als anonyme geburtstags-
e für Gleim im jahre 1773 zu Halberstadt erschien und den titel führt: „Schön-
: und liebe. Ein dialog. Von Reinmann von Brennenberg." Im „Almanach der
tschen musen" von 1776, in dem es gleichfalls abgedruckt ist, trägt es die unter-
rift: St., und dass wirklich Schmidt und kein anderer der verfasser ist, sagt uns
herr H. v. L. in seinem anfsatze: „Über die unsterblichkeit der seele", der eben-
s eine geburtstagsgabe für Gleim aus demselben jahre war: „Mein lieber bruder
ull-Petrarka hat Ihnen, vater Psammis, ein so süsses minnelied vorgesungen..."
kann hier nur jener dialog und als autor nur Klamer Schmidt, der verfasser der
hantasieen nach Petrarkas manier" gemeint sein.

Klamer Schmidt hat die beiden ersten strophen von Reinmann von Brennen-
gs wettstreit zwischen schönheit und liebe[1] benutzt. Mit den worten: „Genug des
ms!" bricht die liebe, nachdem sowol sie wie die schönheit ihre vorzüge auf-
ählt und gepriesen haben, plötzlich ab, und der schlussgedanke ist nun, dass zwar
de schöne siege errungen haben, dass diese aber fruchtlos wären, würden sie nicht
ch unsterbliche dichterwerke verewigt. Ich hätte das ganze gedicht als gelegenheits-
dukt einfach kurz erwähnt, wäre es nicht eben ein paar jahre später auch in einem
hterischen almanach erschienen.

Über die ungenannten, die mit ganz vereinzelten versuchen vertreten sind,
r wenige worte. Von den liedern derjenigen „ungenannten" zunächst, die sich
den von Klamer Schmidt herausgegebenen „Elegieen der Deutschen aus hand-
riften und gedruckten werken"[2] finden, mögen zwei, wenn nicht alle drei, viel-
cht Schmidt selbst zum verfasser haben. Das „—Ch—" unter dem einen scheint
die anfangsbuchstaben seines namens hinzudeuten, und wenn in dem andern eine
iebte unter dem namen „Wunna" besungen wird, so stimmt das zu Schmidts ge-
hte „Walther von der Vogelweide an seinen geist"[3], das durch die unterschrift
-Dt—" als von ihm stammend beglaubigt ist. „Das schöne kind. Nach meister
dloub" ist das an „Wunna" gerichtete gedicht betitelt. Auch Gleim hatte dasselbe
licht bearbeitet[4], bei ihm war es aber dem „Fräulein Sunnemann" gewidmet. „Im
atten einer linde sitzend, liebkoste sie das schöne kind", hatte Gleim begonnen und
h damit dem eingange des minnesingers: „Ach ich sach si triuten wol ein kindelîn"
mlich genau angeschlossen. Ein malerisches bild, das uns entfernt an madonnen-
der erinnert, war es, womit Gleim und der minnesinger begannen. Der ungenannte
gegen löst alles episch auf.

„Kaiser Heinrichs minnegesang", gleichfalls von einem ungenannten, ist nur
ofern von interesse, als kaiser Heinrich hier nicht wie im original „die süezen",
ch nicht wie bei Gleim seine „gemahlin", sondern „die kleine" besingt: „Mit gesang
ll ich die kleine grüssen".

1) MSH. IV, 10 und 11.
2) Lemgo 1776, bd. I, s. 70; bd. II, s. 327 und 360.
3) Ebenda II, s. 361.
4) Gedichte nach den minnesingern, s. 100.

Auch eine erzählung: „Die herablassung des monarchen" von einem ungenannten, der sich im Leipziger „Almanach der deutschen musen" von 1775[1] mit dem buchstaben: F. unterzeichnet, muss hier genannt werden. Sie behandelt die liebe einer apothekerstochter zu dem am hofe kaiser Friedrichs III. angesehenen dichter Trosberg. Nicht nur als modell ist der minnesinger gleichen namens hier benutzt, es wird auch die bearbeitung eines seiner lieder, desselben, das Gleims erstem versuch einer nachdichtung zu grunde lag[2], mitgeteilt. Und glaubt man nicht Gleim selbst zu hören, wenn der verfasser sagt, er habe das lied, um ihm seine altväterische, aber nachdrückliche sprache nicht völlig zu benehmen, nur mangelhaft übersetzt? Die wahrheit ist: er hat das original in anakreontischem geschmack so sehr erweitert und verändert, dass es zum teil kaum noch zu erkennen ist.

Und schliesslich Johann Nikolaus Götz. Auch bei ihm zeigt das einzige minnelied, das er bearbeitete: „Ich klage dir meie . . . ." vom herzog Heinrich von Breslau[3], das Gleimsche gepräge: episch-erzählender eingang, idyllische deminutiva und freie behandlung des vorbildes. Wie trivial und pedantisch aber ist die art, wie Götz das festhalten der geliebten durch den hügel erklärt: in einer anmerkung bezeichnet er — sogar unter hinzufügung des lateinischen namens — den felsenstrauch als ein stachliches gewächs, dass sich den gehenden überall fest an die kleider hängt: die geliebte mit „kletten" am saume! Es wurde zeit, dass ein umschwung kam. —

Fern im schlesischen osten, und zwar schon unmittelbar nach dem erscheinen der „Gedichte nach den minnesingern", scheint zuerst der zweifel an dem dichterischen werte der Gleimschen nachdichtungen öffentlich ausgesprochen worden zu sein. Zwar redet der Schlesier, der in Karl Friedrich Lentners „Schlesischer anthologie" gleichfalls nachdichtungen nach den minnesingern veröffentlichte, von den „glücklichen bemühungen des vortrefflichen Gleim", im höflichen conversationstone fügt er jedoch zweifelnd hinzu: „So schön diese lieder sind, so scheint mir doch nicht immer der ganze altdeutsche geist unserer vorfahren darin zu atmen, zum öfftern die natürliche treuherzige miene zu fehlen, und das kleid fast allezeit zu neu und modegerecht zugeschnitten. Es sind allerliebste lieder für unsere zeit mit einigen edlen gedanken, lieblichen bildern und kernichten ausdrücken der vorzeit verschönert. Das wollte Gleim ohne zweifel; und er hat geleistet, was er wollte; mehr von ihm zu fordern wäre unbillig." Und ein anderer, der sich ebenfalls in einer nachdichtung versuchte und der auch aus dem osten, wenn auch nicht aus Schlesien, so doch aus der Oberlausitz stammt, Karl Gottlob Anton aus Görlitz, äussert sich in derselben weise: „Ich erkenne seine verdienste gern an, aber dies war nicht übersetzung, umschaffung war's!"[4]

Die eigenen minnesinger-versuche dieser herren aber, — wie verhält es sich mit denen? Und zunächst: wer war überhaupt jener Schlesier?

In bezug auf die letztere frage befindet man sich auf recht unsicherem boden. Es handelt sich sowol um minnelieder wie um ein grössores gedicht, dessen vollständiger titel ist: „Die zwar fürchterlichen, aber auch erfreulichen abentheuer, so

1) S. 63 fgg.
2) S. o. s. 216.
3) Auch Gleim selbst bearbeitete dieses gedicht: „Gedichte nach den minnesingern", s. 67. — Götz' gedicht erschien in Ramlers „Lyrischer blumenlese" (1778), buch VIII, nr. 7; auch in Götz', von Ramler herausgegebenen gedichten (1807), II, s. 28 fg.
4) Deutsches museum, bd. II, stück IX, sept. 1778, nr. 10.

zwoen schwestern Gertraut und Engelberthen auf einer winterreise begegnet. Zur lehre und trost gedichtet von meister Heinrich Vrouwenlob." Mit einem teil der minnelieder findet es sich in der Breslauer wochenschrift: „Das Kränzel" vom jahre 1773, und als sein verfasser hat uns wol Karl Ämil Schubert zu gelten[1]. Möglich, dass er auch der autor eines teiles jener minnelieder war, die in der zweiten sammlung der von dr. med. Karl Friedrich Lentner herausgegebenen „Schlesischen anthologie" von 1774 veröffentlicht wurden und die der herausgeber ausdrücklich als von zwei verfassern herrührend bezeichnet. Ob ihm dann auch die übersetzung von herzog Heinrichs von Breslau gedicht: „Ich klage dir meie..." in der ersten sammlung der genannten anthologie von 1773 gehört, bleibt zweifelhaft. Möglich aber auch, dass wir es trotz dr. Lentners angabe bei allen diesen versuchen nur mit einem autor, also wol Schubert, zu tun haben, finden sie sich doch alle, die poetische erzählung eingeschlossen, auch in der zweiten ausgabe der Schlesischen anthologie von 1777, die den titel: „Schlesische blumenlese" führt, und hier sind sie eben insgesamt unter die eine überschrift: „Gedichte von herrn —" gebracht.

Aber auf den charakter kommt es an. Freilich, die poetische erzählung von den beiden mutvollen schwestern Gertraut und Engelberth hat mit der kutsche, den feeen, dem zauberer und seinen sylphen überhaupt nicht viel minnesingerisches an sich. Nur wenn zum beispiel von dem „grimmen winter" gesagt wird, „er habe uns die freuden ganz benommen", wenn es von der schönheit der beiden schwestern heisst, wer sie sähe, dem wäre es, als ob der frost zergangen wäre, oder wenn man wörter wie: *minnen* und *minniglich* liest, nur dann fühlt man sich an den minnesang erinnert. Verwandtschaft mit Heinrich Frauenlob liess sich nun schon gar nicht herausfinden. Ihr allgemeines gepräge ist Gleimisch, und im einzelnen gilt das auch von den minneliedern. Die *vrouwe* wurde zum „süssen mädchen", zum „liebchen" oder zur „schönen", sie bekam einen namen (Gertraut); flickwörter, ausrufe, zusätze, epitheta und idyllische deminutiva wie blümchen und vögelchen, — alles ganz wie bei Gleim und seiner schule, nur dass wir dem verfasser wol glauben müssen, wenn er behauptet, seine minnelieder verfasst zu haben, bevor Lange's und Gleims proben herausgekommen seien. Und das eben ist das wichtige: ungefähr zu derselben zeit, wo Gleim mit seiner schule den text der alten minnesinger in der willkürlichsten weise behandelte, lehnte man sich hier im osten Deutschlands in durchaus selbständigen nachdichtungen eng an die originale an und schickte seine arbeiten schliesslich als bewusste proteste gegen die mittlerweile im druck erschienenen ersten Gleimschen modernisierungsversuche in die welt. Gilt das auch nicht von allen liedern in gleichem masse, so doch vor allem von der übertragung von des herzogs Heinrich von Breslau liede: „Ich klage dir meie..." und von Walthers „Under der linden, an der heide.." Dass der verfasser weniger sinnlich zu sein sucht als Walther, muss man allerdings auch ihm um des geschmacks seiner leser willen zu gute halten. Hier wie dort aber das absichtliche bestreben, die vorbilder nicht zu verwischen; nötigenfalls wird sogar ein vers ohne den entsprechenden reim belassen, auch alte wörter werden beibehalten, und, was besonders interessant ist, der verfasser glaubte sich

1) So wenigstens sagt Karl Konrad Streit in seinem buche: „Alphabetisches verzeichnis aller im jahre 1774 in Schlesien lebender schriftsteller". Allerdings sagt Streit in demselben buche (s. 81), alle im „Kränzel" mit: Z unterzeichneten stücke — und jene poetische erzählung ist tatsächlich mit: Z unterzeichnet — rührten von dem herausgeber der „Schlesischen anthologie", dr. K. F. Lentner, selber her. Wer kann den widerspruch lösen?

bei Walther auch in bezug auf das versmass keine allzu grosse abweichung gestatten zu dürfen.

„Ich wollte nicht übersetzen in schöne poesie, sondern wort für wort. Hier und da neuere wörter wählen, und womöglich den reim beibehalten“. Das sind worte, die der schon oben genannte Karl Gottlob Anton[1] aus Görlitz seiner im „Deutschen museum“ von 1778 veröffentlichten übertragung von des bruders Eberhard von Sax Marienlied mit auf den weg gab. Ja, Anton geht sogar zu weit. Sind ihm die reimwörter nur einigermassen verständlich, so lässt er sie ruhig bestehen und fügt zuweilen nur noch hinzu, welchem neuhochdeutschen ausdruck und begriff sie entsprechen. Selbst oberlausitzische dialektwörter mengt er hinein. Ist also seine übertragung als dichterisches produkt ganz verfehlt, als gegenstück gegen Gleim und seine schule durfte sie nicht übergangen werden. —

Mit welchen empfindungen mag der greise Bodmer auf alle diese nachahmungen und umdichtungen der minnesinger geschaut haben! Leider liegen keine bestimmte äusserungen von ihm über die einen oder die andern vor. Vielleicht sind sie ihm gar nicht einmal alle zu gesicht gekommen. Im jahre seines todes, 1783, aber waren auch die nachdichtungsversuche im geschmacke Gleims und der Göttinger so ziemlich abgeschlossen. Zwar brachte der „Göttinger Musenalmanach“ minnelieder noch bis zum jahre 1804, auch andernorts stimmte man kräftig in den neuerwachten minnesang ein, und in vielen punkten lässt sich der einfluss Gleims noch lange verspüren, — der charakter aller dieser dichtungen aber war allmählich doch ein anderer geworden, und, was in der folgezeit von grösster wichtigkeit wurde, auch in den wissenschaftlichen bemühungen war man fortgeschritten und im deutschen dichterwalde sangen um die wende des jahrhunderts die romantiker das lob der frau Minne.

1) Anton war von beruf rechtsgelehrter. Vgl. über ihn: Allgemeine deutsche biographie, bd. I, s. 497.

HAMBURG. RUDOLF SOKOLOWSKY.

LITTERATUR.

Der gebrauch der zeitformen im conjunctivischen nebensatz des deutschen. Mit bemerkungen zur lateinischen zeitfolge und zur griechischen modusverschiebung. Von **Otto Behaghel.** Paderborn, F. Schöningh 1899. IX, 216 s. 4,40 m.

Die frage, ob es eine zeitfolge der abhängigen rede nach art der aus der lateinischen schulgrammatik bekannten consecutio temporum im deutschen gebe, hat die forschung schon des öfteren beschäftigt. Wer auf den heutigen sprachgebrauch seinen blick richtet, wird zunächst die vorstellung von einem scheinbar ganz regellosen schwanken gewinnen. Der gedanke einer einheitlichen regelung liegt besonders für die praktischen zwecke der schule nahe. Soll man sagen: *der bote meldete, Regensburg sei* oder *wäre genommen?* Heisst es: *mir meldet er, er liege* oder *er läge krank?* Sagt man: *er sieht aus, als wäre er krank* oder *als sei er krank?* Jeder schulmann wird oft in die lage gekommen sein, zu schwanken, wie er sich diesen verschiedenen möglichkeiten gegenüber zu verhalten habe. Es lag nahe, von der historischen grammatik aufschluss darüber zu verlangen, und es waren zuerst schulmänner, die sich dieser frage annahmen und sie von verschiedenen seiten her zu beantworten versuchten: so Hoegg (Arnsberger progr. 1854), P. Müller (Bruchsaler

progr. 1869) u. a. Dann hat O. Behaghel in seiner jugendschrift: Die zeitfolge der abhängigen rede im deutschen (Paderborn 1878) dem problem eine ausführlichere untersuchung gewidmet, deren ergebnisse freilich nicht in allen punkten unangefochten geblieben sind (vgl. Erdmann, Anz. f. d. a. 5, 364 fgg.) Diese schrift hat nun Behaghel auf anregung des verlegers neu bearbeitet und hat sie so gründlich umgestaltet, dass er mit recht sagen kann, an stelle des alten sei ein neues buch entstanden. Die ursprüngliche schrift enthielt 85 seiten, die vorliegende hat es auf 216 gebracht; kein stein ist auf dem anderen geblieben. Ein vergleich der beiden arbeiten ist sehr lehrreich; er zeigt, welche fortschritte die syntaktische forschung in den letzten 20 jahren gemacht hat. Von diesen fortschritten darf Behaghel selbst durch eigene oder von ihm angeregte arbeiten ein gut teil für sich in anspruch nehmen. Bei der vorliegenden untersuchung arbeitet er mit dem ganzen rüstzeug moderner syntaktischer forschung. Noch nie sind in einer nicht ausschliesslich der dialektforschung dienenden schrift die mundarten der gegenwart wie der älteren zeit so fruchtbar verwertet und so scharf von der schriftsprache getrennt worden, während freilich die zwischen beiden liegende umgangssprache auch hier ein unausgefülltes fach geblieben ist. Behaghels oft bewährte vorzüge, feine beobachtungsgabe und die fähigkeit scharfsinniger gliederung des stoffes, zeigen sich in diesem buche von ihrer besten seite. Ein gewaltiges, zum teil schwer zugängliches material ist durchforscht und im ganzen wolgeordnet vorgelegt; zusammenfassende rückblicke und statistische tabellen erleichtern die übersicht. Ich stimme der von B. befolgten methode grundsätzlich zu und habe auch gegen die einzelergebnisse nichts erhebliches einzuwenden. Ich kann mich daher bei dieser besprechung, deren niederschrift sich zu meinem bedauern über gebühr verzögert hat, auf eine kurze mitteilung der resultate und einige nachträge beschränken. Bedauerlich ist, dass B., der das altsächsische und die niederdeutsche dialektlitteratur seit dem 16. jahrhundert nach gebühr berücksichtigt, der dazwischen liegenden stufe des mittelniederdeutschen gar keine beachtung geschenkt hat. Das gesamtbild wäre freilich durch einbeziehung dieses gebietes nicht in wesentlichen punkten geändert worden, aber zur vertiefung und bestätigung hätte es gewiss manchen nützlichen beitrag geliefert.

Behaghels schrift zerfällt in zwei bücher; das erste bringt die tatsachen, das zweite die erklärung. Es wird zunächst nachgewiesen, dass es für die ältere zeit, „bis etwa zum 15. jh.“, eine mechanische regelung der zeitfolge gab, abhängig von der zeitform des übergeordneten satzes, dass also bei präsentischem hauptsatze im nebensatz stets der conj. präs., bei präteritalem stets der conj. prät. stand, wenn nicht ausdrücklich eine verschiedenheit der beiden zeitsphären zum bewusstsein gebracht werden sollte. Dann werden die besonderen fälle erörtert, die hier eintreten können, z. b. das verfahren nach der perfectumschreibung, nach dem praesens historicum, nach dem conditionalis, in vergleichenden sätzen mit *alse* oder *sam*. Zu den zuletzt genannten, in § 13 behandelten sätzen möchte ich bemerken, dass nicht erst, wie B. meint, in der prosa der späteren zeit der conj. prät. bei präsentischem hauptsatze angewendet wird, sondern dass er schon in der dichtung der mhd. blütezeit vorkommt. Greg. 3364 *der süezen weter gruox und diu heimlîche linde . . . mir sint alsô gemeine, als ob ich w æ r e reine.* 1. Büchl. 1762 *ja lebe ich, sam ich s w a n d e den tiefen sê.* Diese beispiele, von denen übrigens das zweite durch den zwang des reimes hervorgerufen sein kann, scheinen allerdings vereinzelt zu stehen. Sonst befolgt Hartmann von Aue in diesen sätzen offenbar ganz streng die consecutio temporum: Er. 2798 *er brast, sam ez wære ein vûlez bast.* 7511 *du redest, sam ez sî dîn spot.* Das eindringen des präteritums in die Gregoriusstelle kann man sich vielleicht

aus dem umstande erklären, dass das prät. in beiden gliedern dieser satzform so ausserordentlich überwiegt. In den werken Hartmanns finden sich nach meinen sammlungen mit *als* = *als ob* eingeleitete vergleichungssätze etwa 30, darunter nur zwei präsentische (AH 1142 *daz ich als engestliche stân, als ich ze tanze stille gân* und 1. Büchl. 977). Mit *sam* eingeleitete sätze finden sich im Erec 16, in allen anderen werken Hartmanns, wenn ich nichts übersehen habe, nur drei (Iw. 1430. 5381; 1. Büchl. 1762); von diesen 19 fällen sind nur zwei präsentisch. Ferner ist zu bemerken, dass gerade der conj. prät. des verbums *sein* in der form *wære* in diesen vergleichungssätzen ungemein gebräuchlich ist. Unter 12 derartigen sätzen im Iwein ist nur einer, der nicht diese form aufwiese (753; vgl. dagegen 662. 2218. 3095. 3568. 3601. 3612. 5074. 6621. 6729. 1430. 5381). So mag sich denn diese so übliche form auch an der Gregorstelle dem dichter eingefunden haben.

Zu den spärlichen belegen, die B. § 12 für conj. präs. nach dem conditionalis aus mhd. dichtern anführt, kann eine stelle hinzugefügt werden, an der in einem vergleichungssatze (vgl. § 6 A I) das irreguläre tempus erscheint: 2. Büchl. 238 *daz ich etwenne gerner ein tôre wære dann ich sô grôze swære von mînen senden witzen trage (: klage).* Unter die scheinbaren ausnahmen, die § 14 A aus Berthold und Albrecht von Eyb belegt werden, lässt sich als älteres beispiel wol Erec 3416 rechnen: *noch dulde ich baz iwern zorn dan iuwer lîp wære verlorn.*

Nach ausscheidung der scheinbaren ausnahmen, unter die B. auch alle fälle rechnet, in denen der dichter augenscheinlich unter dem zwange des reimes stand, bleiben als wirkliche ausnahmen von dem mechanischen gesetz der zeitfolge in der tat nur wenige nach. Man braucht aber meines erachtens garnicht mit B. anzunehmen, dass in der mhd. dichtung überhaupt kein einziges sicheres beispiel für die durchbrechung dieses gesetzes nachzuweisen sei. Selbst wenn das eine oder andere auftaucht, was kann es beweisen gegen die erdrückende menge der fälle, die das gegenteil dartun? Es bleibt eine tatsache, dass die archaisierende sprache der poesie an dem alten gesetz lange festgehalten hat, selbst dann noch, als die fortschrittlichere prosa es zu durchbrechen begann.

Die von Behaghel aufgestellten regeln gelten nach meiner kenntnis im ganzen auch für das von ihm nicht untersuchte mittelniederdeutsche. Ich habe die fabeln Pseudo-Gerhards von Minden (ed. Seelmann) und einen teil der Chronik Detmars (ed. Grautoff, Lüb. Chron. I) darauf hin durchgesehen und könnte für alle von B. behandelten fälle bestätigende beispiele beibringen. Die reguläre form ist durchaus die entsprechung der tempora; Chron. s. 28 *van deme segeden se, dat were keiser hinrik.* 225 *men sprikt, dat de koning na sinem dode hebbe vele teken dan.* Abweichungen bei bezeichnung einer verschiedenen zeitsphäre sind sehr gewöhnlich: Ps.-Gerh. prol. 8 *dat Esopus sîn name were, secht uns de scrift.* Vgl. 25, 40. 82, 22; Chron. 1, 65 u. o. Häufig ist auch der fall, dass auf präsentischen hauptsatz conj. prät. folgt, weil schon im selbständigen satze conj. prät. in potentialer, hypothetischer oder optativer bedeutung stehen würde: Gerh. 27, 95 *mi vrust so sere, dat ik bi vure gerne were.* 27, 90. 40, 15. 49, 34. 84, 33. 101, 126 u. o.

Nach der perfectumschreibung wechselt wie im ahd. und mhd. präsens und präteritum; präsens steht z. b. Gerh. prol. 36 *sint heft an dudesch ôk ein here en del bracht dusser mere, dat dar ein minsche tucht unde ere bi unde hovescheit jo lere.* Präteritum: 17, 14 *min eldervader hât it gewicket, it scholde an mîner tît geschehen.* Im späteren mnd. scheint hier der conj. prät. die oberhand gewonnen zu haben: Scriba 180 *he hafft sagt, datk en hor wehr.* Hanenreyerey 289 *eck hebb*



noch wol ehr hört seggen, dat min möme hadd ok plegen tho horen seer. Vitulus 303 *Wöbke hefft my bevalen, ik schold ydt my wol laten betalen.* Wechsel der tempora findet statt Hanenr. 1 *eck hebb ehnmal en solck sprikwort gehort: den ohlen kond men wol entgahn . . . eer lehr si fast, eer recht si godt etc.*

Ausnahmen von der regelmässigen folge der zeiten finden sich auch im mnd. sehr selten. Offenbar unter dem zwange des reimes steht das einzige beispiel aus Ps.-Gerh. 9, 5 *unde bat se vullen innichlike, dat se or ut orem huse untwike so lange, dat se dar enbinnen mochte ore wolpe gewinnen.* Lüb. Chron. 1, 51 *binnen der tyd scop de hertoghe, dat to Lubeke werde koren biscop conrad* ist sicher falsch überliefert; es muss *worde* (ind.) heissen. Dagegen ist unzweifelhaft: das. 1, 273 *se spreken, worumme he sulke lude unthelde, wente he en redelik here were ghewesen? Do was sin antworde aldus: de not siner viande dwinghe ene darto, dat he unholden moste we eme queme.* Anders zu beurteilen ist das. 230 *den ghelfen was dit moyelik, de nicht mochten liden, dat ienich arn in ener want sta malet, se ne don eme schamphliken nok, wor dat se mogen.* Hier lässt sich die abweichung von der regel daraus erklären, dass sich dem verfasser an stelle des anzugebenden zustandes zur zeit der erzählung bereits in dem *dass*-satz der in seiner gegenwart noch fortdauernde, im excipierenden satze ausdrücklich als solcher bezeichnete zustand unterschob.

In den schon oben erwähnten vergleichungssätzen mit *alsam* u. a. herrscht auch im mnd. eine grosse regelmässigkeit der zeitenfolge. Bei Ps.-Gerh. folgt präs. auf präs. 55, 60 *mir ist rechte als ik si genesen.* 14, 22. 94, 4. Prät. auf prät. 6, 20 *he vlo mi rechte als ik de duvel were.* 16, 56. 28, 57. 40, 41. 51, 2. 87, 11. 89, 28. 91, 68. 100, 15. 17. Nur einmal ist das gesetz durchbrochen: 101, 112 *so late ik, icht ik were döt.* Später ist in diesen sätzen die alte regelmässigkeit gründlich zerstört worden. In Schlues Comedia von dem frommen Isaac 1606 (ed. Freybe, Parchim 1890 progr.) kommen fünf beispiele vor; und zwar steht vier mal nach präsentischem hauptsatze der conj. prät. (26, 9 *de puchet, als were he sülvest her.* 26, 13 *du förest groth geschrey, als were dy dyn brodt affgenomen.* 45, 11 *de süth jo uth alse want de Droes wer.* 72, 23 *sü wo he geit, als wold he einen afsteken*) und einmal nach präteritalem hauptsatze der conj. präs. (freilich im reime): 42, 12 *so löpen de spittale thom water henin, ghelyk als wan se rasich syn.* Ich werde auf diese erscheinung später noch einmal zurückkommen.

Im zweiten abschnitt des ersten buches behandelt B. die nhd. zeit, und zwar zunächst die mundarten. Höchst interessant ist der nachweis, dass die heutigen mundarten von der alten regel der zeitfolge keine ahnung mehr haben. Sie besitzen überhaupt im abhängigen satze nicht mehr beide conjunctive, sondern nur einen, und zwar haben das niederdeutsche, das mitteldeutsche und die fränkischen mundarten des oberdeutschen nur den conj. prät., das alemannisch-schwäbische nur den conj. präs. bewahrt. Das bairisch-österreichische ist zwiespältig, mit einem teil seines bodens, dem südwesten, schliesst es sich dem gebiet des präsens, mit dem grösseren anderen teile dem des präteritums an. Was also im alemannischen heisst (Firmenich II, 530): *i denk merr jetzt, i sei e richer mann,* das würde ein holsteinischer bauer etwa so ausdrücken: *ik denk mi nu, ik wer'n riken mann.*

Dies allgemeine ergebnis, das aus zahlreichen quellen[1] gewonnen und durch kenner der mundarten bestätigt ist, steht jedesfalls fest, wenn auch im einzelnen

1) In die nd., meist Firmenich entnommenen belegstellen haben sich leider ziemlich viele irrtümer eingeschlichen; so steht gleich im zweiten beispiel aus Reuter *das* für *dat*, im dritten beispiel aus Firmenich 1, 48a *mit* statt *uut*, *Baje* statt *Boje*.

15*



namentlich über die abgrenzungen der gebiete sicheres nicht zu ermitteln war. — Weit dürftiger ist trotz der aufgewendeten mühe das ergebnis aus der untersuchung der mundarten in älterer zeit ausgefallen. Es konnte nicht wol anders sein; die schwierigkeiten sind, wie B. mit recht betont, gross; das material ist an sich knapp, das vorhandene für den bestimmten zweck nicht ergiebig und obendrein nicht einmal immer zuverlässig. Die zusammenstellung der quellen s. 50 fgg. hat auch ein gewisses litterar-historisches interesse. Mich wundert nur, das B. sich die leicht zugänglichen nd. fastnachtspiele und schauspiele hat entgehen lassen, die Seelmann und Bolte in den drucken des Vereins f. nd. sprachf. I und IV herausgegeben haben. Sie hätten, glaube ich, mehr ausbeute geliefert als manche der von B. durchgesehenen schriften.

Die durch die beobachtung der heutigen mundart gewonnene scheidung in zwei grosse gebiete wird auch für die untersuchung der schriftsprache von der grössten wichtigkeit. B. ist hierbei mit grosser sorgfalt und besonnenheit zu werke gegangen. Er zeigt an der hand eines umfassenden materials, wie zuerst auf dem gebiete des heutigen conj. präs. sich durch zurückdrängung des conj. prät. die auflösung des alten grundgesetzes vollzieht, wie dann etwa ein jahrhundert später auch auf dem gebiete des mundartlichen conj. prät. die zunahme des conj. präs. beginnt, der dann beständig fortschritte gemacht hat, so dass er heute in den formen, in denen er sich vom indicativ deutlich unterscheidet, also namentlich in der 3. pers. sing. die herrschaft über den conj. prät. gewonnen hat. Das ist das ergebnis in gröbster form ausgedrückt; auf die menge der einzelbeobachtungen, die B. dabei bietet, kann ich hier nicht eingehen. Nebenher möchte ich bemerken, dass in § 21 einige verwirrung dadurch entstanden ist, dass unter die angekündigten beispiele von der 3. pers. sing. des prät. sich auch solche von pluralischer form eingeschlichen haben.

Das von Behaghel gewonnene ergebnis halte ich in seinen hauptpunkten für so sicher, dass ich es ohne bedenken zur einführung in die schulgrammatik empfehle; ich werde darüber noch an anderem orte handeln.

Im zweiten buche (s. 160 fgg.) versucht dann B. die erklärung der im ersten vorgelegten tatsachen und entwickelt hier im ganzen dieselben anschauungen, die er bereits in der früheren schrift vertreten hat, doch in wesentlich vertiefter und vervollkommneter form. Seine ausführungen über die modus- und personenverschiebung werden wol heute kaum noch erheblichem widerspruche begegnen. Nur scheinen mir die beispiele nicht immer glücklich gewählt, und zuweilen werden allzu künstliche auffassungen in die worte der schriftsteller hineingetragen. Ganz unhaltbar als beispiel für personenverschiebung erscheint mir die schon in der ersten ausgabe des buches angezogene stelle aus Reuter 8, 53: *denk dir, hat mich der kerl vorigen sommer 'ne art hosenzeug angesnackt.* Hier soll nach B. *mich* für die 3. person stehen, „denn im sinne Havermanns, der ja den gedanken haben soll, müsste es heissen: *hat ihm* — dem Bräsig — *der kerl angesnackt*". Der inhalt des satzes *hat mich* .... soll aber garnicht als gedanke Havermanns erscheinen. Das *denk dir* ist nichts weiter als eine bequeme einleitung der zu berichtenden tatsache und steht zu dem inhalt des folgenden satzes in gar keinem inneren verhältnis, wie es denn auch ohne schaden für den zusammenhang fehlen konnte. Es ist eine der in der umgangssprache so gewöhnlichen, in ihrer ursprünglichen bedeutung völlig verblassten, abgegriffenen formeln, durch die der sprechende nur die aufmerksamkeit des hörers auf das mitzuteilende lenken oder eine spannung bei ihm erwecken will, wenn es sich um eine seiner meinung nach wichtige mitteilung handelt, wie *hör mal, sieh mal* u. a. Richtig wäre Behaghels auffassung nur dann, wenn der inhalt der mitteilung einen



fingierten fall enthielte, den vorzustellen der angeredete aufgefordert würde. Davon kann aber an unserer stelle keine rede sein. Natürlich ist auch das colon, das B. nach *denk dir* setzt, unberechtigt.

Die heranziehung analoger erscheinungen aus der griechischen und lateinischen modus- und tempuslehre haben sich als recht fruchtbar für die erklärung des germanischen grundgesetzes erwiesen; doch scheinen mir die ausführungen darüber kaum bedeutend genug, um eine ausdrückliche erwähnung auf dem titelblatte zu verdienen.

Als ursachen für die auflösung der alten zeitenfolge bezeichnet B. unzweifelhaft mit recht die ausbildung des präsens historicum und das auftreten der perfectumschreibung für das einfache präteritum; beide mussten mit ihrem gegensatz zwischen formaler und materieller geltung die zeitformen des präs. und prät. in ein und demselben satze als gleichberechtigt erscheinen lassen[1]. Ich möchte noch zu erwägen geben, ob nicht auch die mehrfach berührten vergleichungssätze mit *sam, als* etc. zur verschleierung des ursprünglichen tatbestandes, zur erschütterung der regelmässigkeit der zeitenfolge ihr teil beigetragen haben. Die unsicherheit hat hier offenbar früh platz gegriffen; da sie einen bloss gedachten oder vorgestellten fall einführen, so lag eine vermischung mit den irrealen bedingungssätzen nahe und so konnte sich bald nach präsentischem hauptsatz der conj. prät. einstellen; diese satzform ist dann später die reguläre geworden, wenigstens im nd. gebiet, wo man kaum auf ausnahmen treffen wird (vgl. Vitulus 434. 711. 858; Scriba 515. 629; Hanenr. 28. 210. 356. 1372 u. a.). Diese sätze bedürfen noch einer gründlicheren untersuchung, als B. ihnen zukommen lassen konnte. Dabei wäre dann namentlich auch der heutige sprachgebrauch festzustellen; denn was B. darüber s. 92 sagt, ist doch gar zu unbestimmt, und die s. 156 citierte bemerkung Prahls, dass aus diesen sätzen das präteritum schon erfolgreich verdrängt werde, bedarf — so wahrscheinlich sie nach dem ganzen gange der entwicklung ist — doch auch noch des beweises. In den novellen C. F. Meyers, die ich durchgesehen habe, kommen auf 40 fälle von conj. prät. 20 fälle von conj. präs.; anderswo wie z. b. in der „Versuchung des Pescara" überwiegen die präsentischen formen (13 gegen 10). Ich halte es übrigens nach meinen beobachtungen nicht für unmöglich, dass zuweilen noch gewisse feinere bedeutungsunterschiede bei der wahl des modus unbewusst mitspielen; man vergleiche z. b. *er sieht aus, als ob er krank wäre* (ich weiss aber, dass er es nicht ist) und *als ob er krank sei* (ich weiss nicht, ob er es ist).

1) Interessant müsste es sein, die untersuchung auf das mittelniederländische auszudehnen. In den erzählenden werken der mnl. poesie herrscht bereits zu ihrer blütezeit eine neigung für das präsens historicum und die perfectumschreibung wie sie zur gleichen zeit im eigentlichen Deutschland unerhört ist. Zahllose beispiele findet man in den epen des Jacob van Maerlant (um 1250). Dieser verwendet das präs. historicum nicht bloss um einen gewissen ruhepunkt in der handlung festzulegen oder das ergebnis einer reihe von vorgängen auszudrücken, wie das bei Wolfram v. Eschenbach so gewöhnlich ist, sondern geradezu um eine in der vergangenheit eingetretene handlung zu bezeichnen, ganz gleichwertig dem präteritum und nicht selten im selben satze mit diesem wechselnd. Ein besonders starkes beispiel dieses wechsels steht Alexanders geesten 9, 928 (Franck): *dit sprac hi ende mettien hi tiet sijn swert ende stac dien gyant dor sine siden.* Ebenso bei der perfectumschreibung: Hist. v. Troyen 793 (Verdam) *orlof nam hy aen haer saen ende es up sijn bedde gheghaen.* Demnach wird man sich nicht wundern, wenn im mnl. früher und häufiger als anderswo das alte grundgesetz erschüttert erscheint. Hist. v. Tr. 1974 *hi peinst of dat syn moeder waer.* Alex. 3, 460 *Alexander gheboot, dat men niemen en sla te doot.* Öfters in sätzen mit *als, oft* u. a. Alex. 3, 942 *so vlieghet tlant in die ghebare ocht in die wilde se ware.* 4, 335 *hi vaert, oft een verrader ware.*

Durch Behaghels schrift ist nicht nur die wissenschaftliche erkenntnis erheblich gefördert worden, sondern aus ihren wichtigsten ergebnissen kann auch — und damit kehre ich zu meinem ausgangspunkte zurück — die schule unmittelbaren nutzen ziehen. Es ist zu wünschen, dass sie bald in die schulgrammatiken übergehen. Freilich wird man sich auch dann keine übertriebenen hoffnungen auf eine baldige einheitliche regelung des sprachgebrauchs machen dürfen. Wo der conj. prät. nicht bloss die mundart, sondern auch die umgangssprache so vollständig und ausschliesslich beherrscht wie in meiner heimat, da wird er auch aus der schriftsprache schwerlich je ganz verdrängt werden.

KIEL. OTTO MENSING.

Die althochdeutschen glossen, gesammelt und bearbeitet von **Elias Steinmeyer** und **Eduard Sievers.** Dritter band: Sachlich geordnete glossare, bearbeitet von Elias Steinmeyer. XII, 723 s. Vierter band: Alphabetisch geordnete glossare. Adespota. Nachträge zu band I—III. Handschriftenverzeichnis. XV, 790 s. Mit unterstützung des k. preussischen kultusministeriums und der k. preussischen akademie der wissenschaften. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1895 und 1898. 28 und 32 m.

Es sind nun schon bald vier jahre verstrichen, seitdem der vierte band der althochdeutschen glossen erschien, welcher den abschluss des grossartigen sammelwerkes brachte. Das reiche glossenmaterial, welches den grössten teil der althochdeutschen sprachquellen bildet und dem sprachforscher wie dem kulturhistoriker gleich wichtig ist, liegt also endlich an einer stelle gesammelt vor und bietet sich leicht und bequem zu weiterer verarbeitung dar. Es hat aber den herausgebern des werkes nicht allein daran gelegen, dieses rohe material, welches in zeitschriften und wörterbüchern zerstreut war oder dem forscher nur schwer zugänglich in den verborgenen bewahrungsstätten der bibliotheken und klosterarchive schlummerte, wieder ans licht zu ziehen und die ausbeute in einem allen zugänglichen sammelwerke unterzubringen. Schon die namen der herausgeber bürgten dafür, dass das ziel der arbeit nicht innerhalb dieser engen grenzen stecken blieb, sondern weit über die des mechanischen sammelns ausgedehnt ward. In den vier bänden, wo das resultat des jahrelangen unermüdlichen sammelfleisses niedergelegt ist, findet man den ganzen ermittelbaren alten glossenbestand sorgfältig gesichtet, nach verschiedenen seiten hin bearbeitet und erläutert, sowie nach bestimmten, scharf beobachteten prinzipien gruppiert und angeordnet.

Mit welchen schwierigkeiten die beiden herausgeber und ganz besonders derjenige von ihnen, dem der löwenanteil der arbeit zugefallen, bei der anordnung und bearbeitung des ungeheuren und schwer zu bewältigenden stoffes zu kämpfen gehabt haben müssen, das begreift sofort jeder, der sich etwas eingehender mit der glossensammlung beschäftigt hat. Um solchen schwierigkeiten mit erfolg die spitze bieten zu können und aus dem kampfe mit dem widerspenstigen und bis zur verzweiflung verworrenen material als sieger hervorzugehen, muss man mit den besten eigenschaften des philologischen forschers ausgerüstet sein, — gerade mit den eigenschaften, welche Steinmeyer in so hohem grade besitzt und die besonders deutlich in diesem seinem werke an den tag treten. Mit sicherer hand und einem weitreichenden blick, der auch in den kleinsten details stets den ganzen gewaltigen stoff übersieht, beherrscht Steinmeyer sein material. Man staunt über die grosse belesenheit, welche er bei der anweisung der glossen an die betreffende textstelle oder bei ihrer

sonstigen fixierung an den tag legt und mehr als einmal bewundert man seinen scharfsinn in der beurteilung der handschriftenverhältnisse und in der deutung dunkler glossen. Einen besser qualifizierten bearbeiter als Steinmeyer hätte man für die althochdeutschen glossen kaum gefunden. Aber bei einem werke, wie das vorliegende, spielt auch die wissenschaftliche genauigkeit und sorgfalt eine überaus wichtige rolle; damit das werk als grundlage für wissenschaftliche arbeiten der verschiedensten art, die die älteste zeit der deutschen sprache als gegenstand haben, dienen könne, ist es ja unumgänglich nötig, dass die handschriften mit möglichst grosser sorgfalt exzerpiert sind. Auch in dieser hinsicht dürften 'die althochdeutschen glossen' kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Die überall in dem buche zu tage tretende genauigkeit, mit welcher die kleinsten schreibeigentümlichkeiten der handschriften notiert sind und die ausgezeichnet sorgfältig gelesene korrektur flössen dem leser ein angenehmes sicherheitsgefühl ein und auch ohne die hss. zum vergleich herbeizuziehen, glaubt er an die zuverlässigkeit des abdrucks. Es versteht sich freilich, dass alle abdrücke nicht absolut fehlerfrei sein können; auch in dieser beziehung ist das ideal nicht zu erreichen. Besonders hier, wo eine solche masse handschriften abgeschrieben sind, wird es nicht wunder nehmen, wenn der abschreiber hie und da einen punkt unbezeichnet lässt, eine rasur nicht bemerkt, oder einige buchstaben missverstanden hat. Es kann ja überhaupt doch nie der abdruck, so sorgfältig er auch veranstaltet sein mag, den wert der originalen hs. haben, wie es Steinmeyer in der vorrede des zweiten bandes ausdrücklich bemerkt. Wo es also auf die feinsten nüancen und eigenheiten einer hs. ankommt, wie etwa bei einem vergleich mit einer anderen nahe verwandten, da kann der abdruck das original nicht ersetzen. Wenn es sich aber nicht um diese feinsten details und charakteristica der hs. handelt, so kann man, meine ich, sich getrost auf die abdrücke in Steinmeyers und Sievers' glossenausgabe verlassen.

Es hat lange gedauert, bevor die herausgeber die frucht ihrer arbeit als vollständiges, abgeschlossenes werk den fachgenossen vorlegen konnten: ein volles vierteljahrhundert hat das sammeln, sichten und bearbeiten des materials erfordert. Nach verhältnismässig kurzer zeit erschienen die ersten zwei bände: der erste, welcher die bibelglossen enthielt, schon im jahre 1879, der zweite, welcher die glossen zu den übrigen religiösen und den profanen schriften brachte, im jahre 1882. Dann trat aber ein längerer zwischenraum ein: erst im jahre 1895 gelangte der dritte band zur veröffentlichung und ihm folgte nach drei jahren der mit ungeduld erwartete vierte teil. Auf den inhalt der beiden letztgenannten teile wollen wir im folgenden etwas näher eingehen.

Der dritte band, der von Steinmeyer allein bearbeitet ist, bringt die sachlich geordneten glossare, welche in drei hauptabteilungen eingeteilt sind, nämlich: gruppenglossare, einzelglossare und mischungen. Unter der ersten kategorie sind solche glossare aufgeführt, die aus mehreren einzelglossaren zusammengesetzt sind, deren verschiedenartige bestandteile aber nicht durch zufall oder die willkür des schreibers in eine hs. vereinigt wurden, sondern von einem redaktor oder bearbeiter derartig zusammenverarbeitet worden sind, dass sie ein einheitliches ganzes bilden. Zu diesen gruppenglossaren, welche in chronologischer folge aufgezählt sind, gehören u. a. die alten St. Galler und Casseler glossen, sowie das äusserst wichtige Summarium Heinrici. Dieses letztgenannte glossar nimmt allein mehr als den dritten teil des ganzen bandes in anspruch (ss. 58—350), indem der übersichtlichkeit wegen alle verschiedenen rezensionen des elften buches gesondert mitgeteilt sind. — Diejenigen sachlichen glossare,

deren einzelne teile bloss zufällig in dieselbe hs. geraten sind und also nur lose und äusserlich mit einander zusammenhängen, sind in ihre betreffenden bestandteile aufgelöst. Aus diesen besteht die zweite gruppe der sachlichen glossen, die sog. einzelglossare. Je nach ihrem verschiedenen inhalt sind die einzelglossare in fünf hauptkategorien geordnet: 1. der mensch, 2. die tiere, 3. das pflanzenreich, 4. himmel und erde, 5. des lebens notdurft. — Die dritte gruppe sachlicher glossare hat Steinmeyer 'mischungen' benannt und er versteht damit reste oder conglomerate von einzelglossaren, die sich nicht mehr in ihre ursprünglichen bestandteile zerlegen lassen, oder auch auszüge aus solchen, deren ursprüngliche gestalt nicht mehr zu erkennen ist. — Am schluss des bandes folgt ein anhang, in welchem das handschriftenverhältnis des Summarium Heinrici erörtert wird; als terminus ex quo für dessen entstehung wird das jahr 1007 statuiert. Ganz zuletzt bringt ein nachtrag die während des druckes neu aufgefundenen und in diesen band gehörenden gll. in der hs. des deutschen seminars zu Göttingen und in der Cheltenhamer hs. 7087. — Im ganzen sind für diesen band 153 hss. benutzt; von den zum ersten mal hier veröffentlichten glossaren verdient besonders die pflanzennamen enthaltende rolle beachtet zu werden, welche sich im besitze der grafen von Mülinen in Bern befindet.

Eine ungeheure mühe und einen grossen kraftaufwand muss das sichten und ordnen des im dritten bande gebotenen materials vom bearbeiter erfordert haben. Wenn es in den ersten zwei bänden oft schwer genug war, den einzelnen glossen ihren rechten platz anzuweisen und den verderbten worten eine richtige deutung zu geben, so erbot sich hier doch eine gute stütze in den textausgaben der alten schriftsteller, zu denen die gll. geschrieben waren. Ganz anders stellte sich aber dieselbe aufgabe in bezug auf die sachlichen glossare: hier fehlte jedes rückgrat ganz und gar und der bearbeiter war einzig und allein auf das vorliegende material angewiesen. Seine hoffnung, in dem bereits im erscheinen begriffenen Corpus der lateinischen glossare ein wirksames hilfsmittel zu finden, wurde wegen der anordnung dieses werkes, über welches Steinmeyer in der vorrede (s. I) seine unzufriedenheit ausspricht, fast gänzlich vereitelt. Bei der bearbeitung der sehr schwierigen pflanzenglossare haben jedoch die im dritten bande des Corpus befindlichen botanischen vocabulare erhebliche dienste geleistet, wie die in den noten angebrachten zahlreichen verweise bezeugen.

Die geringe hilfe, welche das Corpus glossariorum latinorum dem bearbeiter geleistet, liess ihn nicht seinen ursprünglichen anordnungsplan verwirklichen, wonach der innere zusammenhang der einzelnen glossare deutlich hervorgegangen wäre. Er war deshalb gezwungen, ein anderes ordnungsprinzip zu wählen und so hat er denn das material auf die obengenannte weise in drei hauptgruppen gegliedert. Die anordnung des stoffes im dritten bande ist also zum teil bedingt von den ungünstigen umständen, unter welchen die arbeit geschehen musste. Im grossen und ganzen ist aber Steinmeyer denselben prinzipien treu geblieben, die er beim herangehen an die bearbeitung des materials sich aufgestellt und die er in der vorrede zum ersten bande ausführlich entwickelt hat. Und es war ja von vornherein klar, dass die arbeitsmethode in allen bänden im wesentlichen gleich bleiben musste. Steinmeyer geht von der ansicht aus, dass die rein sprachlichen zwecke sich den kulturgeschichtlichen unterordnen müssen. Deshalb hat er die handschriften nicht in der gestalt vorgeführt, wie sie uns heute vorliegen, sondern er hat sie in grössere oder kleinere teile zerstückt und druckt diese dann an ganz verschiedenen stellen in seiner sammlung ab je nach dem inhalt und der eigenart der betreffenden glossen. Diese methode

hat, wie Steinmeyer (vorrede zum band 1, s. VIII) ganz richtig voraussah, nicht ungeteilte anerkennung gefunden. Es gibt linguisten, die gerne gesehen hätten, dass die hss. ohne irgend welche änderung „mit haut und haaren" abgedruckt worden wären. Allerdings würde der benutzer es in einigen fällen bequemer haben, wenn ein solches verfahren eingeschlagen worden wäre. Bei der bestimmung des sprachlichen charakters in grösseren hss. hätte man nicht — wie jetzt — die verschiedenen teile derselben zusammenzuflicken gebraucht, was trotz der hilfe des im vierten bande befindlichen verzeichnisses, doch mit einiger mühe verknüpft ist. Und auch abgesehen von dieser kleinen unbequemlichkeit in praktischer beziehung, hat die zerstückelung der hss. noch einen nachteil, indem die übersichtlichkeit derselben dadurch erschwert wird: die zusammensetzung und die eigenart der hss. stellt sich gar nicht so deutlich dem leser dar, wenn er sie nicht ungeteilt vor den augen hat und vollständig überblicken kann. Ich bezweifle aber sehr, dass die durchführung des anordnungsprinzipes, wonach die hss. in der gestalt vorgeführt werden sollen, wie sie uns überliefert sind, eine allgemeinere anerkennung gefunden hätte als das von Steinmeyer gewählte. Im gegenteil glaube ich, dass die zahl der unzufriedenen viel grösser sein würde als jetzt, denn alle die, welche nicht rein sprachliche, sondern kulturgeschichtliche interessen im auge haben, hätten sich sicher getäuscht gesehen, wenn der bearbeiter ihre arbeit auf keine weise erleichtert hätte. Wenn man bedenkt, wie vielerlei zwecken und interessen ein solches werk wie das vorliegende dienen soll, so dürfte man einsehen, dass ein ideales anordnungsprinzip, welches in gleichem grade den wünschen der verschiedenen benutzer genügen würde, etwas ganz unmögliches ist. Nach reiflichem erwägen und prüfen hat Steinmeyer unter den sich darbietenden methoden diejenige gewählt, nach welcher das überlieferte material in einzelne teile zerlegt und je nach seiner art und beschaffenheit auf die vier bände verteilt ist. Meines erachtens ist die wahl dieses anordnungspinzipes als glücklich zu bezeichnen. Denn wenn es den sprachforschern in einigen fällen etwas unbequem erscheinen kann, so wiegt dies nicht schwer neben den vorteilen, welche es bietet. So wie die glossen in der sammlung jetzt geordnet sind, geben sie ein gutes bild von der mittelalterlichen klosterarbeit und der kultur dieser zeit. Und besonders finde ich die lektüre des dritten bandes in dieser hinsicht interessant und lehrreich.

Bei der erklärung der in diesem bande äusserst zahlreichen dunklen glossen zeigt Steinmeyer grossen scharfsinn und es ist ihm gelungen, für eine ganze anzahl unklarer worte eine befriedigende deutung zu finden. Er ist nicht nur bemüht gewesen den deutschen text aufzuklären, auch den lateinischen glossen hat er seine aufmerksamkeit gewidmet. Zu seinen besserungsvorschlägen ist nachher, so viel ich weiss, nur weniges nachgetragen worden. Ich möchte hier nur einige bemerkungen hinzufügen. — S. 445 anm. 11 hält Steinmeyer das deutsche wort *boux* (= magalis) für eine entstellung von *borc* oder *boruc*; ich glaube jedoch nicht, dass das *x* hier verderbt ist, sondern wäre geneigt das wort mit der im Vocab. opt. stehenden glosse *beusse* madialis (= magalis) porcus domesticus castratus in zusammenhang zu bringen. Überhaupt ist Steinmeyer nicht sparsam mit den anmerkungen: auch da, wo der leser ohne weiteres einen schreibfehler bemerken und berichtigen kann, hat er zuweilen in der note eine erklärung gegeben und wo es ihm nicht gelungen ist eine verderbte glosse aufzuklären, hat er das ausdrücklich erwähnt. Um so mehr wunder nimmt es, wenn man bisweilen gar keine bemerkung findet, wo man eine solche erwartet. Wie soll man z. b. den merkwürdigen fehler im cod. SGalli 242 (s. 17 [39]):

Cerua *uuinta* verstehen? Über die glosse rinoceros *elsunt* im cod. SGalli 299 p. 32 (s. 446 [29]) lässt sich Steinmeyer ebenfalls gar nicht aus; darf man darin ein corruptel von *einhurno* sehen, wie ich auf grund von rinocerus *einhurnio*, *Henonnio*, *einhurni*, *vrhunt* (s. 458 [38. 39]) vermuten möchte?

Die herausgeber sind überhaupt bestrebt gewesen in der mitteilung der glossentexte eine möglichst grosse vollständigkeit zu erreichen; nur im dritten bande hat Steinmeyer sich eine ausnahme von diesem grundsatz erlaubt. Um raum zu ersparen, hat er im Summarium nicht überall den vollständigen lateinischen text abgedruckt, sondern da, wo ein längerer solcher vorlag, blos das erste wort desselben mitgeteilt und mit punkten angedeutet, dass die folge ausgelassen ist. Hierdurch wurden, wie es in der vorrede heisst, mehrere bogen erspart. Es fragt sich aber, ob diese raumersparnis nicht zu teuer erkauft ist. Demjenigen, der die gll. des Summariums benutzt, kann nämlich der lateinische glossentext oft von sehr grossem belang sein und er ist daher genötigt, die früheren abdrücke der hss. zu rate zu ziehen. Wie wichtig es in einigen fällen ist, den ganzen lateinischen text des Summariums vor sich zu haben, mag ein beispiel zeigen. S. 81 [16] steht abgedruckt die glosse: *Hiena .... illintiso*. Setzt man nun die ausgelassenen worte ein, so lautet die betreffende stelle: *Hiena vel puto illintiso*. Und dies ist gerade der einzige beleg, wo das ahd. *illintiso* in der bedeutung iltis (= puto) bezeugt ist; sonst wird es immer mit 'hyaena' glossiert. Da Steinmeyers und Sievers' glossenausgabe ein werk ist, wo man den ganzen ermittelbaren alten glossenbestand in zuverlässigster form beisammen findet und dadurch also alle älteren abdrücke entbehrlich gemacht worden sind, so hätte man nicht auf eine vollständigkeit auch in diesem punkte blos zu gunsten einer raumersparnis verzichten sollen.

Nach dem ursprünglichen plane der herausgeber sollte der dritte band neben den sachlichen vocabularen auch die alphabetisch geordneten glossen enthalten, welche nicht zu nachweisbaren einzelwerken gehören. Da aber das inzwischen gesammelte material sich sehr gehäuft hatte, konnten diese im dritten bande nicht platz finden und wurden daher für den vierten aufgehoben. Ausser den alphabetischen glossaren bringt dieser band noch die sog. adespota oder die herrenlosen glossen, sowie die nachträge zu den vorigen bänden. Den zweiten teil des vierten bandes bildet ein ausführliches verzeichnis aller in dem buche benutzten handschriften und zum schluss folgen mehrere tabellen und register, welche die anwendung des grossen werkes bequemer machen sollen. — Die alphabetischen glossare, welche den band eröffnen (ss. 1—219), zerfallen in zwei gruppen: a) bestimmbare, d. h. solche glossare, „welche, trotzdem die lateinischen vorlagen in ihren verzweigungen und varianten bisher nur ganz mangelhaft bekannt sind, sicher klassifiziert werden konnten“ und b) nicht bestimmte, d. h. solche glossare, „welche festen formen gar nicht oder blos vermutungsweise sich einordnen lassen“, oder „deren alphabetisierung sekundärer natur und deren conception nicht einheitlich war“. Unter den ersteren nehmen die von Sievers bearbeiteten Salomonischen glossen den weitaus grössten raum ein. Die interessanten czechischen glossen, welche sich in der zu dieser gruppe gehörenden Prager hs. befinden, sind — soweit sie nicht verfälscht sind — im texte mitgeteilt, die gefälschten haben in den anmerkungen ihren platz gefunden. Leider musste die von Sievers gemachte untersuchung über das Salomonische glossar, welche in einem anhang dem vierten bande beigefügt werden sollte, wegen mangels an raum ausgelassen werden, ebenso wie die behandlung der sog. Monseer glossen von Steinmeyer. Die letztere ist nachher als universitätsschrift bereits veröffentlicht worden. — Von

den nicht bestimmten glossen verdienen besondere beachtung die in der hs. des Trierer priesterseminars befindlichen, welche in einem eigentümlichen mischdialekt überliefert sind. Von den in diesem denkmal besonders zahlreichen dunklen glossen hat Steinmeyer in den noten eine anzahl gedeutet, zur erklärung anderer vermutungen ausgesprochen, es bleibt aber doch eine menge, die noch der auflösung harrt. — Unter dem abschnitt 'Adespota' sind alle diejenigen glossen vereinigt, deren ursprung und zugehörigkeit nicht ermittelt werden konnte; den schluss dieses abschnitts bilden einzelne federproben der schreiber. Dass die zahl dieser herrenlosen glossen nur ganz gering geworden ist (ss. 220—249), das haben wir Steinmeyers scharfsinnigen und unermüdlichen forschungen zu verdanken. — Nach den Adespota sind die im laufe der fortschreitenden arbeit neu aufgefundenen glossen als 'nachträge' zu den vorigen bänden abgedruckt (ss. 250—370) und damit ist der glossentext des werkes zum schluss gebracht. Steinmeyer spricht aber in der vorrede (s. VI) als seine überzeugung aus, dass der ahd. glossenvorrat mit seiner sammlung noch lange nicht erschöpft ist, sondern dass noch ganze mengen von unbekannten deutschen glossenhandschriften in den französischen und italienischen bibliotheken verborgen liegen.

Den zweiten und grössten teil des vierten bandes bildet der zur anwendung des werkes nötige apparat, in welchem das mit ungeduld erwartete handschriftenverzeichnis (ss. 371—686) die grösste bedeutung hat. Dieses höchst interessante verzeichnis zählt alle benutzten handschriften — im ganzen sind deren 665 — auf und gibt unter jeder nummer eine beschreibung der betreffenden hs. Aufgezählt sind die manuskripte in alphabetischer ordnung nach den bibliotheken, in welchen sie sich finden. Hierbei ist immer der aufbewahrungsort mit dem deutschen namen benannt. Da aber in dem texte selbst die handschriften mit den lateinischen benennungen aufgeführt werden, so hat ein in der mittelalterlichen lateinischen literatur wenig bewanderter leser oft wol mühe genug, bevor es ihm gelingt für den lateinischen namen des textes das deutsche aequivalent im verzeichnisse aufzufinden. Die meisten leser werden noch wissen, dass der cod. Oenipontanus unter Innsbruck zu finden ist und vielleicht auch, dass cod. Argentoratensis unter Strassburg aufgesucht werden muss, aber sicher wird es leser geben, welche ziemlich lange hin- und herblättern müssen, bevor si cod. Casinensis unter Montecassino im verzeichnisse finden. Schlimmer ist es noch in solchen fällen, wo der leser aus dem namen des besitzers auch den aufbewahrungsort des codex erraten muss. So findet man z. b. cod. principum de Wallerstein im alphabetischen verzeichnisse unter Mayhingen und cod. domini Ludovici Pascoli unter Enemongo in Friaul. Man kann auch nicht von jedem benutzer der glossen verlangen, dass er wissen soll, dass museum Plantiniani in Antwerpen und cod. Vadianus ein in der stadtbibliothek zu St. Gallen befindlicher codex ist. Es ist ja wahr, dass man bei den lesern der althochdeutschen glossen eine gewisse wissenschaftliche schulung voraussetzen darf, aber nimmt man in betracht, dass leute, welche auf den verschiedensten forschungsgebieten arbeiten, die glossen benutzen werden, so kann man nicht von allen mit recht fordern, dass sie mit der nomenclatur der europäischen bibliotheken vertraut sein sollten. Einige verweise wären daher hier am platze gewesen und sie hätten gewiss nicht viel raum in anspruch genommen.

Die beschreibungen, welche Steinmeyer in dem verzeichnisse von den handschriften liefert, sind so ausführlich, wie man nur billigerweise verlangen kann; auch die in ihnen sich findenden kleinen lateinischen verse, rätselfragen und sonstigen notizen der schreiber sind mitgeteilt worden. Auf diese weise bietet das verzeichnis

ein sehr anschauliches bild von der arbeit in den klöstern; es weht dem leser ein hauch aus der alten zeit entgegen und das tote material wird lebendig. — Nachdem der inhalt des betreffenden codex geschildert ist, wird kurz erwähnt, wer die glossen aufgefunden hat und was nachher für dieselben getan worden ist. Aber Steinmeyer hat sich nicht damit begnügt sorgfältig ausgeführte beschreibungen von den handschriften zu geben: er hat sein augenmerk auch auf die composition der codices gerichtet. Oft sind diese aus mehreren, ursprünglich ganz selbständigen teilen zusammengesetzt, welche nur zufällig zu einem codex vereinigt wurden. Solche sammelcodices sind in dem verzeichnisse in ihre bestandteile aufgelöst und diese sind mit besonderen nummern versehen, wobei immer das jahrhundert der abfassung angegeben ist. Hierdurch hat Steinmeyer den linguisten einen grossen dienst getan, denn wo es gilt, die sprache eines codex zu bestimmen, stellt sich ja die sache sehr verschieden, je nachdem ob eine einheitliche hs. vorliegt oder ob man es mit einem codex zu tun hat, dessen verschiedene teile an verschiedenen orten und zu verschiedenen zeiten geschrieben sind.

Obgleich bei der abfassung des verzeichnisses die interessen der sprachforscher keineswegs ausser acht gelassen worden sind, hatte wol mancher von ihnen doch beim abwarten desselben einen wunsch gehegt, der nicht verwirklicht wurde. Das 'pium desiderium' bestand darin, dass man zugleich mit den beschreibungen der codices auch etwas über den dialekt der in ihnen befindlichen deutschen glossen erfahren würde. Es versteht sich natürlich, dass es unmöglich gewesen wäre, irgend welche vollständigkeit in dieser beziehung zu erreichen. Um sichere angaben in bezug auf die sprache der glossare zu geben, die oft durch viele hände gegangen sind und daher auch spuren von den verschiedenen mundarten der abschreiber tragen, müssen erst genügend viele einzeluntersuchungen vorliegen. Aber im laufe seiner jahrelangen beschäftigung mit deutschen glossen hat wol Steinmeyer auch ihren sprachlichen charakter beobachtet und darüber hie und da etwas notiert. Wenn er dies im verzeichnisse hätte mitteilen wollen, wäre daraus sicherlich ein wertvoller beitrag zu weiteren untersuchungen entsprungen. Denn wenn jemand im stande ist, über den dialekt der althochdeutschen glossen winke zu geben, so müsste es doch Steinmeyer sein.

Nach dem handschriftenverzeichnis folgen 7 tabellen, von denen die 6 ersten die früher angewandten sigeln und bezeichnungen der hss. sowie die bisherigen glossenausgaben und -collationen aufzählen; die siebente tabelle bringt ein verzeichnis aller berichtigten textstellen. Ganz zuletzt stehen fünf verschiedene register, welche die anwendung des buches erleichtern sollen. Der alphabetische index aber, der in der vorrede zum ersten bande versprochen wurde und der den benutzern der glossen von der allergrössten praktischen bedeutung gewesen wäre, ist nicht den übrigen registern beigefügt. Statt dessen verspricht Steinmeyer ein grosses althochdeutsches wörterbuch erscheinen zu lassen, dem ein verzeichnis aller ins althochdeutsche übersetzten lateinischen ausdrücke angehängt wird. In der abwartung dieses wörterbuches müssen sich die benutzer der glossen ohne einen index behelfen, so gut es eben geht. Wer sich mit der glossensammlung eingehender befasst und sich mit der anordnung des stoffes vertraut gemacht hat, der wird sich darin schon ohne mühe zurecht finden. Aber einer, der die methode nicht näher kennt und das buch etwa nur zum nachschlagen gebrauchen möchte, wird freilich einen index sehr vermissen und ohne mühe und zeitverschwendung kommt er dabei nicht aus.

'Menschenwerk ist stückwerk' sagt Steinmeyer in bezug auf seine leistung und diesen satz muss man ja gelten lassen, insofern ein solches idealwerk wol nie ge-

schaffen wird, bei dem man nicht etwas aussetzen könnte. Aber die ansprüche, welche man überhaupt berechtigt ist auf ein menschenwerk zu stellen, erfüllt die vorliegende glossensammlung in glänzender weise. Solche werke erscheinen nicht zu jeder zeit; sie bezeichnen eine epoche in der geschichte der philologischen wissenschaft. Möge man nur überall in den fachmännischen kreisen verstehen 'die althochdeutschen glossen' recht zu würdigen und möge auf dieser grundlage die wissenschaftliche forschung in würdiger weise fortgesetzt werden!

HELSINGFORS. HUGO PALANDER.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben und erklärt von **Ernst Martin.** Erster teil: text. Halle, waisenhausbuchhandlung 1900 (Zachers germanistische handbibliothek 9, 1). LIII, 315 s. 5 m.

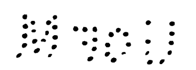
Es kann wol keinem zweifel unterliegen, dass eine neue ausgabe der werke Wolframs von Eschenbach und zwar einerseits in textkritischer hinsicht eine gründliche revision des Lachmannschen textes, andrerseits in exegetischer die bearbeitung eines eingehenden kommentars ein dringendes bedürfnis unsrer wissenschaft ist. Bartschs ausgabe des Parzival und Titurel kann, auch abgesehen davon, dass sie den Willehalm ausschliesst, nach keiner von beiden richtungen hin als ausfüllung dieser empfindlichen lücke betrachtet werden. So hervorragend und besonders zur zeit ihrer entstehung wegweisend für unsere werdende wissenschaft Lachmanns kritische arbeit am text des Parzival (weniger am Willehalm und Titurel) gewesen ist, so darf uns doch sein text, im wortlaut sowol wie in der interpunktion, nicht zum starren unantastbaren schema werden. Das wäre auch ganz gewiss nicht in seinem sinne: man beachte doch den grossen abstand des Iwein von 1827 und des Iwein von 1843 und bedenke, dass es Lachmann nicht mehr vergönnt gewesen ist, vom Wolfram eine zweite ausgabe zu bearbeiten. Eine ganze reihe wolbegründeter vorschläge zu besserungen sind im lauf der jahre veröffentlicht worden; unsre kenntnis der mhd. reimtechnik und stilistik ist, besonders durch die glänzenden arbeiten von Zwierzina, in ungeahnter weise vertieft und fruchtbar gemacht worden; sprachliche und metrische untersuchungen lehren uns an den von Lachmann hergestellten wortlaut, syntaktische an seine interpunktion mehr und mehr die kritische sonde legen; das sehr erweiterte handschriftliche material kann auf die gestaltung des textes trotz Lachmanns richtiger erkenntnis der grundverhältnisse nicht ganz ohne einfluss bleiben. Wenn Lachmann in der vorrede (s. VIII) im hinblick auf die mannigfachen pfuschenden dilettanten seiner tage mit schärfe die „ersten einfälle eines neuen lesers" gegenüber seiner stets „mit sorgfalt erwogenen" auffassung von den pforten seiner arbeit verwies, so wollte er gewiss nicht damit den naturgemässen fortschritt der echten wissenschaft verdammen und seine eigene leistung für kanonisch erklären, wie dies der neuste herausgeber (s. II) tut.

Martins ausgabe enthält in der bis jetzt erschienenen ersten hälfte den text des Parzival und Titurel nebst einer kritischen einleitung; die versprochene zweite hälfte soll eine litterarhistorische einleitung und den auf Müllenhoffs und Lucaes vorarbeiten beruhenden kommentar bringen. Der bis jetzt vorliegende text genügt in keiner weise den an eine revision der Lachmannschen ausgabe zu stellenden anforderungen und macht einen durchweg rückständigen eindruck. Bis in die geringfügigsten

und belanglosesten einzelheiten wird hier Lachmanns text reproduciert: die *dês* und *dêr,* die *der-* und *re-*, die *gegebn*, *lebn*, *wârn*, die grossen anfangsbuchstaben mitten im satze, die inkonsequent beibehaltenen reste des Notkerschen kanons, alles erscheint bei Martin wieder. Demgegenüber sind die wirklichen abweichungen von Lachmanns lesarten gering an zahl und inhaltlich unbedeutend. Von der grossen zahl sicherer und wolbegründeter besserungsvorschläge, die aufgestellt worden sind, ist nahezu kein einziger in Martins text aufgenommen worden: man kann billig gespannt sein, wie der herausgeber es fertig bringen wird, was doch seine aufgabe sein müsste, im kommentar alle die erwägungen und beobachtungen stringent zu widerlegen, die zu jenen vorschlägen geführt haben. Von der notwendigkeit einer revision der Lachmannschen interpunktion kann er sich „auch nach erwägung der oft zunächst bestechenden vorschläge von Paul" (s. XXXIV) nicht überzeugen. Es kann natürlich hier meine aufgabe nicht sein, ausführlich aufzuzeigen, wo und aus welchen gründen Lachmanns text aufgegeben werden muss: ich darf vielmehr darauf hinweisen, dass ich selbst eine textausgabe der werke Wolframs in Pauls Altdeutscher textbibliothek herauszugeben im begriff bin, von der das erste, die sechs ersten bücher des Parzival enthaltende heft vor kurzem erschienen ist. Da nun auch Martins einleitung keinerlei wichtigere textkritische untersuchungen enthält, so ist es schwer, die existenzberechtigung des buches, das unsre wissenschaftliche erkenntnis kaum irgend in nennenswerter weise fördert, zu begreifen.

Eine besondere nachlässigkeit scheint bei der drucklegung des buches gewaltet zu haben. Das zeigen einerseits die massenhaften druckfehler, die einleitung, lesarten und text in fast gleicher weise verunzieren, andrerseits der merkwürdige umstand, dass, offenbar weil das als druckmanuskript gebrauchte exemplar einer der späteren auflagen von Lachmanns text nicht genügend durchkorrigiert war, eine beträchtliche zahl von druckfehlern, die sich im laufe der zeit in diese späteren auflagen eingeschlichen haben, bei Martin unbeanstandet passiert sind. Ich habe mir bei kursorischer vergleichung, ohne vollständigkeit erstreben zu wollen, folgende fälle notiert: Parz. 133, 1 *wax* für *was;* 253, 12 *lat* für *lât;* 290, 16 *hat* für *hât;* 297, 2 *cumpânie* für *cumpânîe;* 313, 14 *wax* für *was;* 331, 20 *uuverzagt* für *unverzagt* (!); 460, 20 *Taurîan* für *Jaurîân* (vgl. Lachmann[1] s. 640); 480, 30 *dohte* für *tohte;* 517, 25 *wax* für *was;* 552, 9 *wax* für *was;* 605, 16 *wax* für *was;* 692, 6 *jamers* für *jâmers;* 747, 19 *Feirefix* für *Feirefîz;* 756, 1 *nach* für *nâch;* 763, 16 *braht* für *brâht;* 784, 1 *Uber* für *Über;* 785, 1 *kûnec* für *künec* (!); 790, 25 *wax* für *was;* 221, 19 lautet der reim mit einem aus Lachmann übernommenen satzfehler *tragn*: *geslagen*! Die verszahl 75, 20 steht neben einer falschen zeile, weil dies bei Lachmann irrtümlicherweise der fall ist. Alle diese dinge hätten vermieden werden können und müssen.

Ich gebe noch einige kritische bemerkungen zu einzelnen stellen der einleitung, um zugleich Martins standpunkt zu einzelnen strittigen punkten ins licht zu stellen. Martin spricht s. II von dem nach dem vortrag des dichters aufgezeichneten archetypus, s. XXXI von seinen aus der improvisation zu erklärenden kühnen satzfügungen: er hält also noch immer an dem phantom des analphabetismus Wolframs fest, was nach den letzten erörterungen über diese frage von Lichtenstein und Grimm doch wol nicht angängig sein dürfte. Wann wird dieser aberglaube endgiltig einmal aus unsrer wissenschaft verschwunden sein? Nur als eine spielerei aber kann man es betrachten, wenn Martin s. IX aus den vereinzelten svarabhaktivokalen der handschrift D schliesst, es möge darin eine ausspracheeigentümlichkeit des dichters sich spiegeln:



D ist nicht der archetypus, vorausgesetzt dass dieser wirklich nach einem vortrage niedergeschrieben wurde, und sein schreiber dürfte keinerlei interesse an Wolframs individueller aussprache gehabt haben, noch weniger aber daran, sie phonetisch genau widergeben zu wollen. — Dankenswert, aber nicht vollständig ist der systematische überblick über die orthographischen eigentümlichkeiten der handschrift D (s. III—XV): vieles hier genau verzeichnete hat gar keine textkritische bedeutung, dagegen fehlt ein überblick über die schreibfehler in D, aus dem mancherlei zu lernen gewesen sein würde; dass auf diesem wege sogar die korrektur einiger fehler im texte gewonnen werden kann, denke ich anderswo zu zeigen. In die oft sehr subtilen schlussfolgerungen, die Martin an verschiedenen stellen aus der orthographie von D auf die des archetypus zieht, kann ich ihm meistenteils als auf einen allzu ungewissen boden nicht folgen. Überhaupt scheint er mir, so richtig und fruchtbringend im grossen und ganzen das von ihm energisch betonte, konservativ sich an D haltende textkritische princip auch ist, im einzelnen denn doch vielfach zu weit zu gehen und die glaubwürdigkeit kleiner und kleinster eigenheiten zu sehr zu pressen. Dass ihm bei dieser ganz gerechtfertigten vorliebe für D gar nie der gedanke kommt, ob die verse, welche D fehlen, überhaupt Wolframs werk ursprünglich angehören, ist doppelt verwunderlich. — Die form *diens* (s. VI) hat schon Paul richtig als identisch mit *dienstes* erklärt und treffend bemerkt, dass sie höchstwahrscheinlich gar nicht Wolfram zukommt, sondern dem schreiber von D, der ja auch streng entsprechend *trôs* für *trôstes* (Parz. 737, 26. 768, 29. 807, 19) schreibt. Martin, der diese parallelschreibung selbst citiert, behält trotzdem *diens* im texte bei. — S. XV verteidigt Martin die von Lachmann meist aus jungen und schlechten handschriften aufgenommene lesart *scheneschlant* für das geläufige *seneschalt*. Das wort findet sich neunmal im reim: Parz. 151, 21 (: *Lalant*). 153, 1 (: *Lalant*). 194, 15 (: *lant*). 197, 22 (: *hant*). 203, 20 (: *hant*). 204, 8 (: *lant*). 206, 5 (: *lant*). 214, 14 (: *hant*). 219, 12 (: *zehant*); alle neun stellen gehören dem dritten und vierten buche an; an einer zehnten (195, 15) hat Lachmann aus G *scheneschlant* : *hant* aufgenommen, während D *seneschalt* : *gevalt* bietet. Im sechsten buche reimt dann viermal *seneschalt*: 290, 23 (: *walt*). 295, 17 (: *gevalt*). 296, 17 (: *ribalt*). 304, 17 (: *walt*). Die handschrift D hat auch in sieben fällen der obigen neun *seneschalt*, also einen ungenauen reim. Martin glaubt das problem durch folgende erwägung zu lösen: „es ist jedoch wahrscheinlicher, dass Wolfram sich zuerst einer ungewöhnlichen form bediente, die in den handschriften nur durch anpassung an das französische abgeändert wurde (in G durchweg), und dass er selbst in der unterbrechungszeit vor dem 6. buch die richtigere angenommen hat, als dass er anfänglich das wort stets ungenau, später aber genau gereimt hätte“. Mir scheint es im gegenteil notwendig, hier negation und position miteinander zu vertauschen. Eine form *scheneschlant* ist weder in deutschen quellen irgendwo sonst vorhanden noch kann sie aus dem französischen irgendwie abgeleitet werden; vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, dass sie dem bestreben jüngerer schreiber, den unreinen reim *-alt* : *-ant* zu beseitigen, ihre existenz verdankt (zuweilen helfen sich die handschriften auch anders, so durch weglassen des verspaares oder durch tiefergreifende änderungen; vgl. die lesarten zu 203, 19 und 219, 11). Diese reimungenauigkeit hat aber bei Wolfram nicht mehr anstössiges als die andren ungenauigkeiten, die seine werke uns bieten und deren mehr sind, als Lachmanns text zeigt, der nur diejenigen stehen liess, die er nicht durch konjektur zu beseitigen vermochte (vgl. darüber Zwierzina, Zs. f. d. a. 45, 20 anm., dessen liste aber immer noch nicht vollständig ist). Nun sind der reimmöglichkeiten auf *-alt* nicht allzuviele und nicht alle passen in jeden zu-

sammenhang: ein *walt* steht nicht immer zur verfügung und *abe gewalt* wird auch nicht immer jemand. Daher zog es Wolfram vor, *seneschalt* ungenau auf *-ant* zu reimen, es sei denn, dass der zusammenhang ein *gevalt* wie 195, 15 zwanglos darbot, später aber das wort im reime nur dann zu bringen, wenn eine reine bindung nahe lag, d. h. seinen gebrauch zunächst sehr zu beschränken, dann ganz aufzugeben; es unterstützte ihn bei diesem bestreben der umstand, dass Keie nach dem sechsten buche fast ganz aus der handlung des romans verschwindet. Dass nach meiner auffassung im vierten buche *seneschalt* kurz hintereinander rein und unrein gereimt ist, hätte seine genaue parallele im ersten buche, wo *Razalîc* 43, 1 auf *wîc*, 46, 1 auf *wîp* reimt. — Nur kurz sei erwähnt, dass Martin, wie man dies bei seiner streng konservativen tendenz auch erwarten musste, s. XVI trotz Paul für den artikel *die* und s. XVII trotz Bock für die ellipse von *sîn* nach *lât* mit prädikativem adjektiv eintritt: beide punkte sind für mich nicht diskutabel. — S. XVI heisst es: „in D oder wol bei einzelnen schreibern dieses textes herrscht die fehlerhafte neigung vor, *und* durch *ouch* zu verstärken“; dann folgen neun beispiele, je eins aus buch 1, 3 und 13, vier aus buch 14, zwei aus buch 15. Nach Lachmann (s. XV) ist D von drei händen geschrieben, deren dritte schon 18, 30 beginnt: danach erübrigt sich zunächst die obige ausdehnung der „fehlerhaften neigung“ auf „einzelne schreiber“, da alle stellen demselben schreiber gehören. Das nebeneinander von *und* und *und ouch* ist eine der allerhäufigsten erscheinungen in dem variantenapparat unsrer mhd. texte; aber so einfach, wie sie Martin erscheint, liegt die sache denn doch für den Parzivaltext nicht. Innerhalb der ersten sechs bücher, auf die ich mich der kürze wegen beschränken will, findet sich (ich lasse die stellen unberücksichtigt, wo *und ouch* von beiden handschriftenklassen geboten wird) die in rede stehende variante im ganzen neunzehnmal und zwar steht achtmal *und* D gegen *und ouch* G (3, 30. 119, 30. 187, 11. 193, 26. 225, 16. 303, 29. 319, 27. 324, 11) und elfmal *und* G gegen *und ouch* D (27, 7. 28, 15. 45, 26. 64, 3. 101, 2. 131, 28. 151, 5. 162, 12. 173, 3. 304, 22. 310, 24). Welche gründe nötigen Martin von diesen elf stellen zwei beliebig herauszugreifen und gerade hier das *ouch* für fehlerhaft zu erklären, während er es an den andern neun unbehelligt stehen lässt? Der blinde glaube an Lachmanns unfehlbarkeit ist die veranlassung: an diesen beiden stellen ist sein text, ebenso wie an den sieben stellen in buch 13—15, der klasse G gefolgt und dieser muss ja nach Martin (s. II) „festgefügt und wolbegründet fortdauern“. Mir scheint es auf der hand zu liegen, dass wir kein recht haben, diese stellen nach verschiedenen gesichtspunkten zu behandeln, natürlich auf die gefahr hin, den urtext des dichters vielleicht hie und da nicht gewonnen zu haben, wozu eben bei derlei dingen die sicherheit unsrer handschriftlichen überlieferung nicht ausreicht. Es ist das ein typisches beispiel für den eklektizismus, der in Lachmanns textkritik so vielfach das gewonnene kritische resultat eigenwillig durchkreuzt und den zu beseitigen eine der hauptaufgaben derjenigen textrevision ist, die Martin hätte vornehmen sollen. — Bekanntlich sind die verbindungen mit *al* bei Wolfram äusserst beliebt und zeichnen ihn vor den andern höfischen epikern aus (vgl. zuletzt Zwierzina, Zs. f. d. a. 45, 347). Die klasse G hat hier (ich verspare mir die vorführung des gesamten statistischen materials auf eine andre gelegenheit) die deutliche tendenz, durch beseitigung dieses *al* Wolframs sprache der Hartmannschen anzugleichen, während D diesen originellen zug sorgfältiger bewahrt. Lachmann ist auch hier an einer anzahl von stellen, meist aus metrischen gründen, eklektisch verfahren und der klasse G gefolgt: natürlich spricht auch Martin (s. XVI) von „zugesetztem“ *al*, ohne Lachmanns lesungen auf ihre berechtigung hin zu prüfen. —

S. XVII gibt Martin Bock zu, dass D häufig französische wörter verdeutscht: aber er setzt die französischen wörter nur an den stellen ein, wo ihm Lachmann hierin vorangegangen war, und gibt z. b. die langen namenlisten 770 und 772, auf die Bock dasselbe prinzip mit recht angewandt hat, in der alten metrisch holprigen form. Man muss aber meines erachtens in diesem punkte selbst über Bock noch hinausgehen und z. b. 296, 5 *sîn pensieren* aus G aufnehmen, das D durch *sîne gedanke* übersetzt hat. — Dankenswert ist das verzeichnis der handschriften und bruchstücke (s. XVIII — XXX), zumal in Lachmanns späteren auflagen die neu gefundenen handschriften leider nicht nachgetragen worden sind. Übersehen hat Martin die in der Zs. f. d. a. 41, 249 gedruckten Marburger fragmente. Eine eingehende untersuchung über das verhältnis der vielen handschriften zu einander, namentlich die dringend notwendige nähere klassifizierung und wertung der einzelnen zeugen der klasse G hat Martin nicht vorgenommen und entschuldigt diese vernachlässigung einer hauptpflicht eines herausgebers mit den worten (s. XXXI): „dies im einzelnen zu untersuchen halte ich für verdienstlich, vermag mich aber nicht selbst damit zu beschäftigen". Er hat es vorgezogen, ein trockenes, mit fehlern durchsetztes verzeichnis der dd und gg, wie sie Lachmann der bequemlichkeit halber ohne unterscheidungszeichen benannte, zu geben und diakritische exponenten einzuführen, bei denen ihm dann allerdings das missgeschick untergelaufen ist, dass die in den lesarten gebrauchten zu den in dem verzeichnis gegebenen mehrfach nicht stimmen. Wäre Martin diesen fragen nachgegangen, so hätte er die nicht zu verachtende entdeckung machen können, dass unsre klasse D durch einige bisher G zugezählte fragmente erweitert werden kann, ja dass es ein G-fragment gibt, das lesarten des archetypus einzig richtig bewahrt hat: ich darf hier auf meine arbeit über das handschriftenverhältnis hinweisen, die in nicht allzulanger zeit in den Beiträgen erscheinen wird.

Ich könnte noch auf eine reihe von einzelheiten der einleitung eingehen, z. b. die falsche auffassung von *werde* 195, 1 als *werde* statt als *wurde* s. VI (auch in der vorhergehenden zeile setzt D den konj. praet.), die von *diu en* 741, 5 als *diu den* statt als *diu in* s. IX, die beurteilung von *epitafium* s. XVII usw., ich unterlasse dies aber, um noch mit ein paar worten auf das verzeichnis der lesarten (s. XXXIV — XLVI) zu kommen. Martin verzeichnet hier alle abweichungen der handschrift D von seinem texte, auch alle offenbaren schreibfehler; überall da, wo sein text mit handschriftlicher gewähr von D abweicht, setzt er die betreffende lesart mit nennung der betreffenden zeugen und einer eckigen klammer vor die lesart von D, die er aufgegeben hat; also alles, was vor der klammer steht, sind von D abweichende lesungen seines textes. Es beweist recht geringe sorgfalt bei herstellung des lesartenverzeichnisses, dass hier an einer reihe von stellen eine lesart durch zeugen derjenigen von D gegenüber begründet wird, während im text doch die verworfene lesung von D erscheint: so 6, 13. 59, 6. 92, 7. 212, 27. 220, 14. 238, 8. 287, 2. 357, 5. 490, 16, wobei ich nicht für vollständigkeit der liste stehe. Zu dieser mangelnden sorgfalt stimmt es, wenn an einer grossen zahl von stellen vom text abweichende lesungen von D überhaupt nicht vermerkt sind: so 172, 23. 283, 20. 315, 30. 328, 20. 370, 7. 401, 3. 464, 10. 467, 14. 490, 28. 494, 8. 548, 11. 555, 8. 27. 590, 9. 596, 7. 14. 628, 14. 629, 14. 645, 20. 649, 9. 652, 3. 662, 15. 690, 17. 699, 8. 702, 18. 717, 10. 719, 8. 736, 5. 737, 5. 9. 25. 26. 741, 1. 9. 758, 15. 762, 12. 768, 29. 791, 14. — Auf die lesarten zum Titurel einzugehen verbietet mir der schon über gebühr angeschwollene umfang dieser besprechung. Was ich angeführt habe, dürfte zur begründung des oben ausgesprochenen gesamturteils genügen. Dem studenten, für den doch Zachers

Germanist. handbibliothek zunächst gedacht ist und dem in den übrigen bänden so vortreffliche editionen geboten werden, kann die vorliegende ausgabe nicht empfohlen werden.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

Dem obenstehenden darf ich eine erwiderung gleich beifügen, welche sich freilich ganz kurz fassen muss. Zunächst gestehe ich die angezeichneten druckfehler meines textes zu: man wird sie, und zwar vollständiger, in meinem zweiten bande als nachtrag vorfinden. Es sind wesentlich ausgefallene circumflexe u. ä. Auf eine verwechselung von *u* und *n* weist der rec. durch ein ausrufezeichen noch besonders hin. Wer das druckfehlerverzeichnis hinter Lachmanns erster ausgabe kennt, wird vielleicht über das meinige nicht so hart urteilen wie der rec. Er vermisst an meinen lesarten die vollständigkeit: warum bleibt er aber in seiner eigenen ausgabe 10, 15. 40, 13 usw. bei *fil li roy*, ohne auch nur die lesung der hs. D *fil(l)uroy* zu vermerken, die der romanischen grundform näher steht? Hier haben wir bei ihm alles, was er mir vorwirft: unvollständigkeit des apparates, unnötige abweichung von der besten überlieferung, nichtberücksichtigung einer korrectur durch andere. Dass ich die vorschläge seiner freunde nicht annehme, beweist doch nicht, dass ich sie nicht geprüft habe. Den nachweis, warum ich diese vorschläge verwerfe, verlangt er in meinem kommentar zu finden: dieser ist so schon umfangreich genug geworden und zu einer überflüssigen polemik habe ich weder raum noch lust. In den vom rec. so zuversichtlich entschiedenen punkten, dem masc. *die* usw., der form *scheneschlant* usw. halte ich meine gründe noch immer für richtig. Die zuletzt genannte form ist nicht auffallender als *schahteliur* anstatt *schastelân*. Meinerseits bin ich begierig zu hören, wie der rec. die unechtheit der in der hs. D fehlenden verse, die er einklammert, beweisen wird. Wenn er sich rühmt unter den bruchstücken der klasse G solche gefunden zu haben, die eigentlich zu D stimmten, so wird die frage aufgeworfen werden müssen, ob nicht mischhandschriften vorliegen. Dass ich selbst in den hss. und fragmenten mich, wo ich gelegenheit hatte, auch nach den textverhältnissen umgesehen habe, wird man mir glauben. Aber eine wirklich dankenswerte, umfassende beschäftigung damit verlangt eine zeit und kraft, die mir leider nicht zu gebote steht; ob der rec. die aufgabe lösen wird? Einstweilen möge für seine ebenso bestimmten als irrigen behauptungen als beispiel dienen, dass er Wolframs analphabetismus schlankweg für einen aberglauben erklärt. Er zeiht also den dichter einer lüge, zu der man gar keinen grund sieht und die in der zeit und umgebung Wolframs nur kurze beine gehabt haben würde. Er weiss nicht, wie verbreitet die unkenntnis des lesens und schreibens bei den damaligen rittern war und übersieht völlig, dass Wolframs aussage durch seinen stil und vers nur bestätigt wird. Wenn der recensent schliesslich meine ausgabe den studenten nicht empfiehlt — sondern seine eigene, — so begreife ich das vollkommen. MARTIN.

Durch die güte der redaktion geht mir vorstehende erwiderung Martins noch vor dem abdruck zu. Da sie nirgends den versuch macht, sachlich durch vorführung von tatsachen oder gründen einen der von mir in meiner besprechung behandelten punkte zu widerlegen, sondern nichts enthält als worte und kategorische behauptungen, so könnte ich sie getrost auf sich beruhen lassen und die entscheidung dem forum der wissenschaft anheimstellen. Da sie jedoch eine reihe von tatsächlichen unrichtigkeiten, entstellungen und verschiebungen des gesichtspunkts der beurteilung enthält, so habe ich es doch für angemessen und notwendig erachtet, mit rücksicht auf die-

jenigen unter den fachgenossen, denen die hier behandelten dinge nicht unmittelbar gegenwärtig sind und sein können, eine kurze berichtigung zu geben, damit nicht etwa den bemerkungen Martins eine ungebührlich hohe bedeutung beigemessen werde. Ich schliesse mich der einfachheit halber dabei an die reihenfolge seiner sätze an.

1. Martin gesteht die von mir gerügten druckfehler seines textes zu und stellt eine noch grössere liste in aussicht. Ich pflege nicht in besprechungen druckfehler, die der kundige sich selbst sogleich verbessert, als solche zu monieren und habe das auch in diesem falle nicht getan: worauf es mir ankam, ist die genesis dieser druckfehler. Es sind genau dieselben, die sich in den späteren Lachmannschen ausgaben finden, und daher zeugnisse für eine grobe nachlässigkeit bei der herstellung des druckmanuskripts. Ob die einzelnen fälle leicht oder schwer wiegen (Martin versucht das erstere zu betonen, aber von den 20 aufgeführten fällen betreffen nur 8 ausgefallene cirkumflexe), ist dabei ganz gleichgiltig. Lachmanns „druckfehlerverzeichnis" hinter der ersten ausgabe erscheint aber in ganz falscher beleuchtung bei Martin: „verbesserungen und zusätze" hat es Lachmann selbst mit vollem recht genannt, da es zum überwiegenden teile textbesserungen und nachträge zu den lesarten, nicht aber eigentliche druckfehler enthält, von denen hier die rede ist.

2. Ich habe Martins lesartenverzeichnis unvollständigkeit vorgeworfen und zum beweise 38 stellen citiert, bei denen abweichende lesungen von D nicht vermerkt sind: er rückt mir dagegen auf, dass ich in meiner ausgabe im lesartenverzeichnis nicht angebe, dass D *fil(l)uroy* hat. Hier ist der direkt und deutlich von jedem von uns ausgesprochene, bei der zusammenstellung der lesarten beabsichtigte zweck gänzlich ausser acht gelassen: Martin will (s. XXXIV) die varianten der handschrift D von seinem texte zusammenstellen und hat dies in den 38 citierten fällen unterlassen; ich stelle (s. V) die abweichungen meines textes von dem Lachmanns zusammen, hatte also, da wir beide *fil li roi* lesen, absolut keine veranlassung die variante von D anzuführen. Es fällt also der gegen mein variantenverzeichnis erhobene dreifache vorwurf in nichts zusammen.

3. Dass Martin die bisher zu Lachmanns text beigebrachten besserungsvorschläge nicht geprüft habe, habe ich nirgends behauptet. Wenn er ihre widerlegung, von der ich glaubte, dass er sie in seinem kommentar bringen würde, vollständig ablehnt und zwar mit der begründung, dass ihm zu einer „überflüssigen polemik" raum und zeit fehle, so liegt darin neben einem unbilligen autoritätsglauben eine geringschätzung der ernsten wissenschaftlichen arbeit einer grossen zahl teilweise hochverdienter gelehrter, die ich nicht für möglich gehalten hätte, wenn ich sie nicht schwarz auf weiss vor mir sähe. Was es für einen sinn haben soll, dass er die von mir citierten forscher als meine „freunde" bezeichnet, namentlich aber, was dies für den wissenschaftlichen wert ihrer arbeiten austragen soll, ist mir gänzlich unverständlich.

4. Den von mir versuchten eingehenden widerlegungen einiger behauptungen seiner einleitung setzt Martin im weiteren nur die versicherung entgegen, dass er seine gründe noch immer für richtig halte. Ich hatte mich ja allerdings niemals der hoffnung hingegeben, ihn als starren anhänger Lachmanns etwa überzeugen zu können, hätte aber doch geglaubt, dass er irgendwie auf meine sachlichen ausführungen eingehen würde; leider scheint er auch diese wie alle polemik für „überflüssig" zu halten. So mag er denn immer an Wolframs analphabetismus weiter glauben! Auch wir ungläubigen dürfen ja wol hier von einer „ebenso bestimmten als irrigen" behauptung sprechen.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

Die Amberger Parcifalfragmente und ihre Berliner und Aspersdorfer ergänzungen, herausgegeben von dr. **Anton Beck.** Amberg, Böes 1902. 50 s. und 12 autotypierte tafeln. 5 m.

Gegen weihnachten 1901 lief durch alle grösseren zeitungen die notiz von einer in Amberg aufgefundenen Parzivalhandschrift. Die vorliegende publikation macht diesen fund allgemein zugänglich, der sich nun als bei weitem geringfügiger und minderwertiger herausstellt, als man nach jener stark übertriebenen nachricht erwartet hätte. In dem quartband einer inkunabel der Amberger provinzialbibliothek, die höchstwahrscheinlich aus dem kloster Walderbach am Regen stammt, fanden sich als vorsatzblätter vorn und hinten zwei blätter einer pergamenthandschrift des Parzival aus der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts, enthaltend die verse 715, 28 — 720, 26 und 735, 18 — 740, 20. Das fragment gehört zur redaktion G des gedichts, wie bei deren ungleich weiteren verbreitung gegenüber der älteren fassung D von vornherein zu erwarten war: das beweisen sowol sämtliche wichtigeren lesarten im einzelnen wie besonders die dieser redaktion eigentümlichen lücken hinter 736, 14 und 22. Interessant ist die unzweifelhafte tatsache, dass die beiden Amberger blätter mit drei andern schon bekannten fragmenten einmal zu einem und demselben codex gehört haben, nämlich mit zwei Berliner fragmenten aus Hoffmanns und Pfeiffers besitz und den jetzt in Oberhollabrunn befindlichen fragmenten aus Aspersdorf (bei Martin, Parzival und Titurel 1, XXIII. XXVI als G^F und G^W bezeichnet; eine kollation des Pfeifferschen doppelblattes gab, was Martin entgangen ist, Scheel in der festgabe an Weinhold s. 66); und zwar gehörten beide Amberger blätter, das zweite Aspersdorfer blatt und das Pfeiffersche blatt zu einer und derselben lage der ursprünglichen handschrift. Irgendwelcher gewinn für die textkritik des Parzival ist aus dem neuen funde nicht zu ziehen, mit dessen eben skizziertem wirklichen werte die üppige, umfängliche und splendid ausgestattete publikation Becks in gar keinem richtigen verhältnis steht. Der fundbericht, das variantenverzeichnis und der nachweis der zugehörigkeit der fragmente zu andern bereits bekannten wären auf zwei seiten einer unsrer wissenschaftlichen fachzeitschriften unterzubringen gewesen. Statt dessen erhalten wir eine foliopublikation mit ausführlichstem fundbericht, einer längeren erörterung über die „möglichkeit neuer funde", einer eingehenden inhaltsangabe des ganzen Parzival, in die sämtliche zum alten codex gehörige fragmente in Simrocks übersetzung wörtlich eingeschoben sind, einen diplomatischen abdruck der Berliner, Amberger und Aspersdorfer fragmente, unter dem text („transskription" nennt es der herausgeber), Lachmanns gesamten variantenapparat (dieser wird noch dadurch vermehrt, dass jeder circumflex Lachmanns, weil er in der handschrift nicht steht, als lesart gebucht und sogar ein druckfehler einer der späteren Lachmannschen ausgaben [676, 29 *wax* für *was*] gewissenhaft als abweichung vermerkt wird), endlich eine autotypische nachbildung sämtlicher bruchstücke auf grossen tafeln. Selbst ein gutes stück lokalpatriotismus und sentimentale begeisterung, wie sie sich auf s. 3 breit macht, zugegeben ist das doch des guten etwas zu viel. Hier hätte ein kritischer freund den herausgeber beraten und erbarmungslos alles überflüssige wegschneiden sollen, zumal fast in jedem teile des buches auch noch kleinere und grössere fehler und missgriffe unterlaufen, die des herausgebers sachkenntnis nicht immer im besten lichte erscheinen lassen. Die hauptquelle für die kenntnis und beurteilung Wolframs ist ihm (s. 6. 19) Hollands Geschichte der altdeutschen dichtkunst in Bayern. Den namen Klinschor etymologisiert er (s. 6) als „Kluniazenser"! Die übersicht über den inhalt des Parzival (der constant „Parcifal" geschrieben wird) ist nicht nur stilistisch ungeschickt (vgl. z. b. s. 16: „freund-

chst empfangen und, nachdem er sich gewaschen, mit einem herrlichen mantel der önigin Repanse de Schoie bekleidet" usw.), sondern enthält auch eine anzahl von rtümern: s. 15. 17 wird Ginover, die königin, von Keie geprügelt, weil sie bei 'arzivals ankunft am hofe lacht; s. 16 wird Parzivals heirat nach dem zweikampf mit lamide gesetzt, während sie ihm vorhergeht; s. 17 besiegt Parzival nach Segremors nd Keie auch Gawan, wovon kein wort bei Wolfram steht; s. 19 ist Antikonie eine se, wol durch missverständnis von 400, 9 *sîn* (Vergulahts) *art was von der feien*. Der text der fragmente enthält eine ganze zahl von lesefehlern, worunter auch einige ruckfehler sein mögen: vgl. 370, 17. 372, 15. 716, 12. 718, 9. 719, 10. 17. 729, 22. 31, 29. 733, 18. 734, 26. 735, 22. 737, 27. 743, 18. Obwol die zugehörigkeit der bruchtücke zur redaktion G feststeht, ergänzt Beck fehlende versteile fast immer durch sarten der klasse D, zuweilen auch ganz sinnlos (z. b. 729, 6 *[sw]az prüeve* für *swer d]az prüeve*). Unter den vereinzelten worterklärungen, die im variantenapparat tehen, findet sich folgende hübsche glosse, mit der ich schliessen will: 735, 23 *der âpenroc gap blanken schin .... die würme salamander in worhten zein ander in em heizen viure „worhten* = würgten"!

JENA. ALBERT LEITZMANN.

Kudrun herausgegeben und erklärt von **Ernst Martin.** 2. verbesserte auflage. Halle a. S., verlag der buchhandlung des waisenhauses 1902. = Germanistische handbibliothek begr. von J. Zacher. II. LX, 372 s. 7 m.

Dass Martins Kudrun nach drei jahrzehnten nochmals in erneuter gestalt erscheinen kann, ist freudig zu begrüssen. Die sorgfältigen erläuterungen, mit denen er verfasser seinen text umsichtig und mit ausgebreiteter belesenheit begleitet, sind er erforschung des gedichtes vielfach zu gute gekommen. Und darüber hinaus beauptet ein so trefflicher sprach- und sachcommentar bedeutung und wirkung; gewiss at er vielen so wie dem recensenten zur ersten einführung ins mhd. wertvolle dienste eleistet.

Die neue auflage ist wirklich eine verbesserte. In den erklärungen scheint esondere sorgfalt auf vervollständigung der angaben über den wort- und phrasenchatz der dichtung verwandt. Wirkliche vollständigkeit ist allerdings auch jetzt nicht urchweg erreicht, wenigstens habe ich sie, wo ich die angaben des commentars mit einen notizen zu vergleichen anlass hatte, nur selten gefunden. So fehlt z. b. zu , 4 in der sammlung der stellen für *mir ist wê nâch* 967, 2; zu 151, 2 *einem hin ngegene gân* 340, 4. 1077, 3; zu 160, 1 *ûf den sant tragen* 'ausladen' 1146, 1 und er verweis auf die abweichende verwendung der phrase 747, 2; zu 174, 1 *plân* fehlt 569, 2; zu 206, 4 *ze lône geben* fehlt 1035, 4, ebd. zu *volleclîch* 654, 4. 1672, 3; zu 74, 4 *daz (diu) lant rûmen* 312, 2. 552, 1. 799, 2. 1694, 1, vgl. 455, 1. 1603, 2; zu *liezen* 'schwimmen' fehlt 85, 1. 1166, 2. 4. 1271, 4; zu 311, 4 *sînen anden rechen* ehlen 1047, 4. 1160, 3. 1365, 4. 1373, 4. 1589, 4 (die phrase ist sonach keineswegs ur eine „formel des zudichters", wie M. bemerkt, denn 1373 ist „echt"); zu 312, 3 *n der mâze* fehlt 1665, 3, vgl. 1613, 3 (auch steht der ausdruck nicht „stets reimend", ondern selten im reim, meist in der cäsur) usw. Unbehaglich wird die sache, wenn ie bemerkung ausdrücklich so formuliert ist, als ob die aufzählung eine vollständige ei, z. b. zu 822, 4 *sô rehte unvrœlîchen* „die gleiche verstärkung findet sich 860, 1 nd Nib. 24, 4", wonach man glauben muss, dies *sô rehte* fände sich nur zweimal in ud., während es häufig ist (117, 3. 165, 4. 348, 3. 412, 2. 1222, 1 usw., ebenso *wie*

rehte 447, 2. 902. 1. 1292, 2) oder zu 450, 4 *stolz* „dies stets ehrende beiwort findet sich auch 160, 4. 463, 4“ was den anschein weckt, als stünde es nur dreimal im gedicht, dem es ganz geläufig ist (115, 2. 597, 4. 619, 3. 620, 4. 648, 2. 717, 4. 783, 4. 788, 1 usw.; im ganzen habe ich mir 20 stellen notiert).

Von diesen beobachtungen zum sprachgebrauch der dichtung abgesehen, ist an den erklärungen nicht viel verändert. Vollständig hineingearbeitet hat der verf., was er selbst im 15. bande dieser zeitschrift nachgetragen hatte; auf fremde untersuchungen ist seltener verwiesen, als man hie und da wünschen möchte. Leider sind mehrfach unhaltbare erklärungen stehen geblieben, wo andere schon das richtige gegeben haben, z. b. wird zu 340, 2 eine erklärung widerholt, die den liebenswürdigen scherz des dichters zerstört, den Bartsch längst richtig erklärt hatte, 499, 1 ist wider in unmöglicher weise gedeutet trotz des Hilde-Gud. s. 149 bemerkten; dass auf die bemerkungen zu str. 390 die ausführungen von Schönbach und Zingerle keinen einfluss gewinnen konnten, ist seltsam genug, unbegreiflich, dass Martin die frage 1523, 3 widerum als „platt“ bezeichnen durfte, nach dem was Hildebrand, Zeitschr. 4, 362 dazu bemerkt hat, u. ä. mehr.

Martin wäre hier vermutlich eher zu änderungen geneigt gewesen, wenn er in den 'unechten' teilen nicht jederlei anstoss und selbst einen unsinn für berechtigt hielte. Leider ist in der neuen auflage nichts gestrichen von dem ständigen geschelte auf die interpolatoren, ihre schwächlichen, törichten, elenden zutaten und wie die kraftausdrücke alle lauten mögen, die, wie ich wol sagen darf, weder dem gegenwärtigen geschmacke noch der gegenwärtigen einsicht der forschung entsprechen. Wie gerne hätte man sie ersetzt gesehen durch ausführungen über die zahlreichen stilistischen eigentümlichkeiten der dichtung, die bes. dem anfänger, dem M. sonst bereitwillig zu hilfe kommt, seltsam und erklärungsbedürftig genug erscheinen müssen. Wer hier sich ausschliesslich der führung dieses commentars überliesse, dem müsste die dichtung nach ihrer formalen seite ein buch mit sieben siegeln bleiben; wird doch z. b. nicht einmal das so charakteristische stilmittel der variation auch nur einer erwähnung gewürdigt.

Dem buche war der fortschritt hier durch ein allzu starres festhalten an Müllenhoffs kritik verschlossen. Bei ihr ist Martin auch in der einleitung, die die geschichte der dichtung im zusammenhang geben will, überall stehen geblieben, unerschüttert von allem, was seither von verschiedenen seiten dagegen eingewandt ist. Neue gesichtspunkte sind von Martin zu gunsten Müllenhoffs nicht geltend gemacht und ich habe dem was ich früher gegen diese theorie vorgebracht habe nichts hinzuzufügen, allerdings auch nichts davon zurückzunehmen. Aussprechen aber muss ich, dass diese von [illegible] wie von anderen forschern gemachten einwände in Martins darstellung keineswegs nach ihrem gewicht zur geltung kommen. Ich zweifle nicht im entferntesten daran, dass Martin aus voller und lauterer überzeugung für Müllenhoffs kritik eintritt, die behauptung aber tut ihm nicht unrecht, dass er vor manchen tatsachen und consequenzen neuerer untersuchungen schier geflissentlich die augen verschliesst. So kann man doch nach Kettners ausführungen wahrhaftig nicht, wie [illegible] geschieht, behaupten, dass wirkliche nachahmung des Nibelungenliedes nur in den zusätzen, nicht aber in echten str. auftrete, während tatsächlich „echte“ strophen sich finden, in denen gleich je drei langzeilen aus dem Nib. genommen sind, die entlehnungen dort auch ebenso gruppenweise beisammen stehen wie in den sog. zusätzen (vergleiche Hilde-Gud. s. 143). Wenn M. gegen meine vergleichung der Gud. mit der Klage einwendet, der gemeinsame gebrauch mancher formeln erkläre sich daraus,

dass diese längst in der epik der spielleute ausgeprägt waren, so unterschreibe ich das vollkommen. Aber das hilft nicht über die (von M. freilich nicht registrierte) tatsache hinaus, dass eine grössere individuelle scene, str. 921 fgg., der Klage wörtlich nachgeahmt ist und zwar in ganz der nämlichen weise von den „echten" wie „unechten" str. dieses abschnittes. In den ausführungen über Nibelungenstrophen und cäsurreim hätte man eine eingehendere berücksichtigung der untersuchungen von Sijmons erwarten dürfen.

Etwas mehr als an der geschichte des epos ist an den ausführungen über die geschichte der sage geändert. Namentlich findet man jetzt eine genauere übersicht über die quellen; auch ist Müllenhoffs aufsatz über Freyja und den halsbandmythus hineingearbeitet. Für die Gudrunsage ist wie schon in der einleitung zur textausgabe herleitung aus der Schwanrittersage vorgeschlagen, was schwerlich überzeugen wird. Aus der einschlägigen untersuchung des referenten sind nur einige einzelheiten angemerkt, mehrfach so, dass ich mich nicht damit einverstanden erklären kann. So muss, was s. LIII gesagt wird, falsche vorstellungen erwecken über die art wie ich Gudrun mit Herborg in beziehungen gesetzt habe; auch s. LX muss ich in den verdacht kommen, dass ich mit Martin die Südelilieder für „versprengte reste der alten sage" hielte, während ich vielmehr der meinung bin (und mich deutlich dahin ausgesprochen habe), dass gerade umgekehrt die Gudrun aus diesen liedern geschöpft hat.

Zum schlusse noch zwei tatsächliche berichtigungen zu kleinigkeiten der einleitung. Die erste nachricht über die Gud. (s. VII) hat Alois (nicht Anton) Primisser nicht 1817 in der Wiener gelehrten zeitung erscheinen lassen (die es überhaupt nicht gibt), sondern im Intelligenzblatt zur Wiener allgem. litteraturzeitung nr. 18, may 1816, sp. 138—142, wider abgedruckt (mit der falschen quellenangabe „Wiener Allg. Gel. Zeitung") in Büschings Wöchentl. nachr. bd. 3 (1817), 174—181; vgl. schon die mit der ersten Wiener mitteilung gleichzeitige notiz Primissers ebd. bd. 1, 389 (25. stück, vom 20. brachmonat 1816). — Ferner ist s. XII zu berichtigen, dass der Gudruntext, auch wie Martin ihn herstellt, nicht 98, sondern 99 Nibelungenstr. enthält; die aufzählung hat 822 übersehen.

FREIBURG I. B. FRIEDRICH PANZER.

Dr. Siegmund Benedict, Die Gudrunsage in der neueren deutschen litteratur. Rostock, in commission bei H. Warkentien 1902. 119 s. 2,50 m.

Nachdem eben erst B. Krichenbauer in zwei Arnauer programmen die neueren Gudrunübersetzungen zusammengestellt und charakterisiert hat, bringt die vorliegende dissertation in drei abschnitten eine sorgfältige beschreibung und kritik aller übersetzungen, epischen und dramatischen bearbeitungen des alten gedichtes. Die charakterisierung des verf. ist anschaulich, sein urteil, soweit referent, dem die wenigsten der besprochenen bearbeitungen zugänglich sind, urteilen kann, im einzelnen zutreffend.

Über das problem als ganzes hätte sich wol mehr und richtigeres sagen lassen, wenn der verf. es von der höheren warte der geschichte und des inneren wesens der alten dichtung betrachtet hätte. Im grunde liegt die sache wol so. Dass ein mann, der philologische kenntnisse mit dichterischer fähigkeit in der art eines Wilhelm Hertz verbände, uns eine gute übersetzung der Gudrun liefern könnte, ist zweifellos. Dass Wilhelm Hertz sie so wenig wie eine übersetzung des Nibelungenliedes geliefert hat, darf man aber gewiss mehr seiner künstlerischen einsicht als dem zufalle zuschreiben. Denn es ist kaum abzusehen, wem mit solcher übersetzung gedient sein sollte. Dem

forscher sind die originale zugänglich und allein brauchbar; dem laien aber, der nur ästhetischen genuss sucht, wird auch die beste übersetzung nie ein reines behagen erwecken. Es liegt das augenscheinlich daran, dass in diesen epen zwei verschiedene stilrichtungen sich oft unerfreulich mischen, worüber an anderem orte mehr zu sagen sein wird. Hier kann nur eine bearbeitung helfen, die aus dem alten epos das, was für uns moderne allein wirksam ist, geschickt auswählt und zu einem neuen ganzen verarbeitet. Es kann das ebensowol in epischer als dramatischer form geschehen. Wenn in ersterer nichts geleistet ist, so liegt das zugegebenermassen an der unfähigkeit der bearbeiter; Baumbachs Horand und Hilde ragt noch wie ein turm aus den dichtern vierten und fünften ranges hervor, die sich an der aufgabe versucht haben. Wenn dagegen noch mehr die dramatischen bearbeitungen beinahe alle unter der kritik stehen, so möchte der verf. den grund im stoffe suchen, der undramatisch sein soll. Mit unrecht. Der stoff ist dramatisch; man muss nur vor allem die künstlerische einsicht besitzen, die den bisherigen bearbeitern mehr oder weniger fehlt, um zu erkennen, dass nicht Gudrun, sondern Hartmut der tragische charakter der erzählung ist und somit allein held eines darauf gebauten dramas sein kann. Der stoff wird hierzu noch eine bedeutende umgestaltung nötig haben; aber die ersten intentionen sind gerade hier sehr schön und fein schon von dem alten dichter hinein gelegt, es gilt nur sie consequent und tactvoll auszubauen. Lasst nur ein talent kommen, dem die zauberformel gegeben ist und der reiche schatz herrlicher poesie, der hier beisammen liegt, wird rasch aus der tiefe emporsteigen und nichts verloren haben an seinem alten glanz und werte. Nur so viel darf man vielleicht einschränkend sagen, dass, wie die dinge einmal liegen, hier wie bei den Nibelungen die oper die angemessenere dramatische form wäre. Unsere eigene vergangenheit liegt uns in so himmelweiter ferne, dass die gestalten eines derartigen vorwurfs, seien sie auch künstlerisch vollendet, leicht in luftleeren raum zu stehen kämen. Hier mag denn die musik eintreten und das verbindende milieu erzeugen oder ersetzen, das wir aus eigenem nicht hervorzubringen vermögen.

FREIBURG I. B. FRIEDRICH PANZER.

Laurin und der kleine rosengarten. Herausgegeben von **Georg Holz.** Halle, Niemeyer 1897. XXXXVI, 213 s. 7 m.

Textkritische arbeiten mit grossem apparat sind in unserer wissenschaft eine seltenheit geworden, oder eigentlich immer gewesen. Die musterleistungen Lachmanns blieben unerreichte vorbilder, wenn auch die schule es unternahm, ähnliche aufgaben genau nach der art des meisters zu behandeln. Selbst Müllenhoffs „Heldenbuch" stand bereits nicht mehr auf der gleichen höhe. Daran mochte allerdings die so ganz anders gestaltete überlieferung den hauptteil der schuld tragen. Da nun im letzten jahrzehnt zwei werke Lachmanns einer nachprüfung unterzogen sind (der Iwein von Emil Henrici, der Parzival von Ernst Martin; eine revision des Nibelungentextes bietet Wilh. Braune), so erscheint es gewiss berechtigt, dasselbe verfahren auch auf Müllenhoffs ausgaben anzuwenden. Dies hat jetzt, zunächst beim Laurin, Georg Holz versucht, und zwar mit gutem erfolge. Bekannt ist seine wertvolle vorarbeit, die bestimmt war, den fehlenden 6. bd. des HB. zu ersetzen: Die gedichte vom rosengarten zu Worms, Halle 1893.

Das hier zu besprechende buch stellt sich also die aufgabe, den Laurintext Müllenhoffs, der 1866 im 1. bd. des HB. herauskam, in revidierter fassung vor-

liegen [1]. Aus dem kritischen material Franz Roths, das die Berliner bibliothek verwahrt, at Holz nicht minderen gewinn erzielt als damals Müllenhoff. Auf s. VII konnte wol ochmals bemerkt werden, dass für den archetypus aller hss. bereits von Müllenhoff as zeichen A, das auch Holz gebraucht, verwendet wurde (vgl. s. II). Das verzeichnis der hss. und drucke ist äusserst sorgfältig und übersichtlich gearbeitet; auch i der litteratur weiss der herausgeber gut bescheid. Zu s. XXXI möchte ich nur och, der vollständigkeit wegen, die modernisierung nachtragen, die Ignaz V. Zingerle af grund von Ettmüllers ausgabe geliefert hat: König Laurin oder der rosengarten i Tirol. Innsbruck 1850. 16°. (Mit einleitung und anmerkungen.) — Auf s. XI u. eisst es wol besser: *s : spirantischem ʒ* oder *s : spirans ʒ;* vgl. s. XXIX u. — . XLV z. 7 v. u. ist *an über* unschön.

Was die constitution des textes betrifft, so ist Holz in mancher beziehung von lüllenhoff abgewichen. Bei der schlechten überlieferung des Laurin liegen zwei ethodische fehler nahe: übertriebene strenge oder allzu grosse nachsicht gegen die illkür der schreiber. Müllenhoff neigte sich dem ersten extreme zu; er liebte conjecturen und athetesen, die aber bei der volksepik oft sehr übel angebracht sind. Holz at das gegenteil zu vermeiden gewusst; seine, wenn auch gewissenhaft kritische, so och etwas freiere behandlungsweise des textes sagt uns mehr zu als die starre akribie er Lachmannschen schule. Aber nicht nur die methode ist bei Holz eine ganz ndere als bei Müllenhoff, sondern es besteht zwischen den beiden ausgaben auch och ein zweiter, sehr wesentlicher unterschied. Während nämlich Müllenhoff die Kopenhagener hs. (K) seiner bearbeitung zu grunde legte, bringt jetzt Holz die Pommersfelder papier-hs. (p), die auch den grossen rosengarten enthält, wider zu hren; nach dem vorgange von A. Edzardi, Rosengarten und Nibelungensage, Germ. 6 [1881], 172 fgg. Diese hs. erweist sich als die abschrift eines verlorenen originals, as dem archetypus sehr nahe gestanden hat. Die von Müllenhoff vorgenommene cheidung aller hss. in zwei klassen, eine bairisch-österreichische und eine mitteldeutsche, hat Holz grundsätzlich acceptiert; nur in einigen, allerdings wichtigen unkten ist er zu einem andern resultate gelangt. So construiert er z. b., sehr mit echt, noch zwei zwischengruppen, die vom archetypus zu jenen beiden klassen inüberleiten sollen (x und B; vgl. s. VIII, woselbst der stammbaum der hss. gegeben rird. Dass x hier etwas anderes bedeutet als im variantenverzeichnis, halte ich nicht ir glücklich). Die entstehung der mitteldeutschen tradition setzt Holz etwas früher n als Müllenhoff (ca. 1260—70; vgl. s. V). Aus B floss dann C (um 1290, rheinfränkisch), und aus C um 1300 D, welche bearbeitung Holz s. 96 fgg. in kritischer erstellung mitteilt; sie fand aufnahme im heldenbuche und ward bekannt durch dessen rucke (zuerst um 1480; o. o. und j.).

Auch im einzelnen zeigt die kritische herstellung manche abweichung vom exte Müllenhoffs. Wesentlich ist z. b. die änderung: *von arte ein wiser wigant* statt: *von Garte*) Laurin A 44. 810. 1366. 1416; vgl. die begründung des herausebers, s. XXIII und 183. Dennoch scheint die alte lesart den vorzug zu verdienen. Sie findet genaue parallelen in solchen stellen wie z. b. Laurin A 75: *von Berne her Dietrich;* 92. 580: *von Berne ein vürste lobelîch;* 421: *von Stîre her Dietleip;* 517: *von Berne der küene man;* 545: *von Berne der vil werde;* 572: *von Stîre ein ritter*

1) Die sog. schulausgabe des Müllenhoffschen Laurintextes, die den apparat und die anmerkungen weglässt, erschien zuerst Berlin 1874; [2]1886. Holz erwähnt sie gleich auf p. [I], was der anonyme recensent des Lit. cbl. (1898, 368) übersehen zu haben scheint.

unverzeit. Es ist der bekannte epische, altgermanische typus: be nennung eines recken wird seine heimat oder herkunft angeführt; vgl. auch 297 fg.:

Dô sprach Wielandes sun,
ein ritter biderbe unde vrum.

Zwar werden, wie in dieser stelle, auch die tugenden der helden gepriesen, aber sie kommen doch erst in zweiter linie. Was Holz s. 183 ausführt, scheint mir nicht ungezwungen zu sein. Der ortsname *Garte* war gewiss nicht allgemein bekannt; so kam das missverständnis leicht zu stande. Lehrreich für die entstehungsgeschichte dieser confusion sind vermutlich die verse A 532: *gar ein wîser wîgant* und 1398: *umbe gurte in der wîgant*, sowie besonders 118 fg.:

daz mac wol der garte sîn,
dâvon uns Hildebrant hât geseit.

(Vgl. auch 266: *harte wol*). Der Nürnberger druck von Friedrich Gutknecht (o. j., ca. 1550; ed. O. Schade, Leipzig 1854) hat die alte lesart aufgenommen: *Von Garte* 280; *von Garten* 846. 1192. — Laurin A 60 scheint *sorgen* den vorzug zu verdienen vor *êren;* trotz *êren-vri,* das Lexer aus MSH 1, 73ᵇ anführt. Der dichter gebraucht hier offenbar einen humorvollen euphemismus für *sterben,* von welchem eine bekanntere fassung in der nhd. redensart: *„dem tut kein zahn mehr weh!“* vorliegt. — S. XXXIII fg. spricht Holz von Ettmüllers „verszerdehnender manier“. Dagegen lässt sich höchstens einwenden, dass der begriff unserer wissenschaft damals ein ganz anderer war als heute. Ich erinnere nur an das ähnliche verfahren, das noch Joseph Diemer, mehr denn 20 jahre später, bei den gedichten des 11. und 12. jhs. anwendete (Wiener S. B. 1851—67). Ludwig Ettmüller hat trotz alledem seine grossen verdienste, auch um den Laurin. Müllenhoffs metrik war durch das ziemlich streng beobachtete princip der vierhebigkeit wol etwas benachteiligt. Holz hat sich auch hierin grössere freiheit bewahrt: Laurin A 844 ist ein fünfheber, 180 ein sechsheber stehen geblieben. An beiden stellen sind Müllenhoffs kürzungen, wenn sie auch sehr einfach und plausibel erscheinen, principiell dennoch zu verwerfen. Der spielmann denkt und fühlt ganz anders als der gebildetere ritterliche dichter; er individualisiert und veranschaulicht mehr als dieser. Dabei ist ihm die zahl der hebungen nebensache. — Der verfasser des Laurin A macht 928 einen versuch, den alten Hildebrand als weisen ratgeber zu charakterisieren, indem er ihm ein sprichwort in den mund legt: *‚guoten tac man ze âbende loben sol'* = Laurin D 1506); vgl. Wander I, 6, 9; 7, 15. 25. 36; IV, 1008, 375; 1009, 401. Auch im Laurin D scheint an einer stelle eine sprichwörtliche redensart vorzuliegen (2756—58; es redet Biterolf):

‚swer im selber schaden birt
und sîm rehte unreht tuot,
des ende wirt selten guot'.

(Vgl. dazu die im Lit. cbl. 1898, 369 gegebenen parallelen; daselbst auch die überzeugende änderung *sîm* 2757 [statt *zem*], für welche eine hs.liche gewähr vorhanden ist.) Mit solchen und ähnlichen stilbeobachtungen, die vielleicht zur würdigung der spielmannsepik etwas beitragen könnten, hat sich Holz nicht abgegeben; wie denn überhaupt ein commentar gänzlich fehlt. Die „anmerkungen“ (s. 183 fgg.) beziehen sich ausschliesslich auf den kritischen apparat. (Dies wurde bereits von anderer seite constatiert: Lit. cbl. 1898, 369.) Hier erweist sich Müllenhoffs ausgabe wider als unentbehrlich. — Zu Laurin K I, 1777: *Ains morgens, was ein suntac.* Das an dieser stelle auch von Müllenhoff 1810 zwischen *morgens* und *was* gesetzte komma pflegt man doch sonst bei dem bekannten *ἀπὸ κοινοῦ* wegzulassen. Im Rosengarten

A 60, 4 hat Holz in einem ähnlichen falle dieses komma nicht gesetzt: *und nâmen ze den armen ir schilte wâren breit.* — Zu Laurin D 1091. *Hiltegrîn* ist kaum eigenname (trotz *Krîmhilt!*); das wort bedeutet wol nur: „kampfmaske“ und muss daher im text *hiltegrîn* geschrieben werden. Man sehe die von W. Grimm in der DHS. gesammelten belegstellen; hauptsächlich s. 270 das citat aus ‚*Ecken ausfahrt*‘, woselbst der ausdruck einmal mit dem unbestimmten artikel verbunden erscheint (*ein hiltegrîn*). Vgl. a. a. o. 269: „mithin eine allgemeine poetische benennung“ (W. Grimm). — Die verse Laurin A 259—262 möchte ich in eckige klammern einschliessen; sie sind vielleicht ein späterer zusatz (vgl. 277 fg.). Der inhalt dieser vier zeilen bringt nichts neues, nur eine widerholung; ausserdem ist das schimpfwort *esel* 259 wol nur eine spielmannsmässige vergröberung der *tôren* 251 (vgl. Laurin D 525—28; auch *ir sudel und ir affen* ib. 509 ist übertrieben). — Auffällig erscheint es, dass im Laurin A nach übereinstimmung aller hss. die rede ist vom „pfänden“ des rechten fusses und der linken hand (264. 378). Umgekehrt liegt der fall im Laurin D (530: *rechte hant* d; 546. 590. 698. 714: *den linken vuoz, die rehten hant*). Diese an zweiter stelle von uns genannte verbindung ist offenbar eine rechtsformel, die nach Laurin D nun auch ins Heldenbuch und in die jüngeren bearbeitungen überging; sie scheint den vorzug zu verdienen vor der ersten fassung. Die fränkischen capitularien des ausgehenden achten und beginnenden neunten jahrhunderts „greifen zuweilen ins strafrecht ein“ (Waitz, Deutsche verf. gesch. III², 1883, 613). Zweimal wird für meineid das abhauen der hand angedroht (nr. 20 und 30 bei Boretius M. G., Leges II, I), und an der ersten dieser beiden stellen, in einem *Capitulare missorum generale* v. j. 802, heisst es ausdrücklich (a. a. o. s. 98, 36): ‚*Si quis autem post hoc in periurio probatus fuerit, manum dextera [!] se perdere sciat*‘. War diese strafe im altgermanischen rechte vielleicht auch für tempelschändung (*sacrilegium*) oder für haus- resp. landfriedensbruch vorgesehen? Ein beleg hierfür ist mir nicht bekannt, doch würde die annahme einer solchen sitte recht wol zur idee des Laurin passen. Der held ist ein könig (A 64) und besitzt auf seinem gebiete die territorialhoheit. Das vernichten der *guldînen borten* (A 138) seitens der abenteuernden fürsten ist eine grenzverletzung, ein ansagen der fehde. (Über die dialectische verwechselung von *borten* und *porten* s. Holz s. VI.) Der landfriede wurde beschworen (v. Schulte, Lehrb. d. d. reichs- und rechtsgesch.³, 1873, 221 fg., m. litt.); der bruch des landfriedens war also zugleich ein eidbruch. So kam es vielleicht, dass auf beiden vergehen die gleiche busse stand (vgl. im allgemeinen noch Rich. Schröder, Lehrb. d. d. rechtsgesch.² [1894], 346. 722. 732¹⁴.)

Lachmann und Müllenhoff setzten die entstehung des zweifellos tirolischen Laurin um 1200 an (DHB. I, XLIII; vgl. Holz XI); eine datierung, der sich der neue herausgeber zunächst anzuschliessen scheint. Später jedoch (s. XXXV fg.) macht Holz das gedicht um 50 jahre jünger. Laurin A kann vor 1250 nicht entstanden sein, denn es ist keine überarbeitung, sondern offenbar ein erster entwurf. Zwei verschiedene stoffe sind ungeschickt combiniert: die rosengarten-sage und eine erzählung vom zwergkönig, der mädchen raubt (hier speziell Dietleibs schwester). Diese letzte fabel ist die ältere; sie tritt selbständig im ‚Goldemar‘ auf (s. XXXVI). Muss sie deshalb wirklich mit notwendigkeit die ältere sein?!

Ich will dem verdienten herausgeber nicht widersprechen; er hat sich offenbar gut in die materie hineingelesen, und im Laurin sind ja die näte noch deutlich erkennbar. Aber ich möchte die frage anregen, ob nicht vielleicht jene beiden motive

dennoch miteinander verwandt sein könnten. Allerdings müssten wir, um dieses zu erkennen, etwas tiefer eindringen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Schon Richard Heinzel erkannte ganz richtig, dass „unsere gedichte vom Rosengarten bei Worms nur wenig mythisches mehr zeigen“ (Über die Nibelungensage, Wiener S. B. CIX, 1885, 679), aber trotzdem hat auch er wider den ganzen mythologischen apparat in bewegung gesetzt (a. a. o.). Der Rosengarten ist immer noch nicht erklärt, weder durch das Bertangaland der Thidhreksaga, noch durch die Wangionen des Rheingaues, noch endlich auch durch den kirchlichen begriff des paradieses. Laurin A 240 beweist, dass der dichter den rosengarten und das paradies als zwei ganz verschiedene dinge ansah (vgl. A 920)! Auch in einem volksliede: „Maria im rosengarten“ (bei Hauffen, Sprachinsel Gottschee, s. 193 fgg.) sind rosengarten und paradies ausdrücklich voneinander getrennt. Viel einleuchtender ist die schlichte erklärung, die Wilh. Grimm abgab, Der rosengarte, 1836, LXXV: „ein bloss der lust [LXXVI] und sorglosen glückseligkeit gewidmeter aufenthalt.“ Die rosen versucht L. Laistner, Germ. 26, 70 fgg. volksetymologisch zu deuten (z. b. durch got. *rôhsni* *αὐλή*). Wenn hier auch keine gewissheit erzielt wurde, so sind derartige sprachgeschichtliche entwickelungen den rein mythologischen doch immer vorzuziehen. Manchmal ergeben sich überraschende resultate; man denke an die einfache erklärung des „mäuseturms“ (= muos-turm); vgl. auch Felix Liebrecht, Zs. f. d. myth. 2 (1855), 405 fgg. Merkwürdig bleibt die ahd. form *rôsgarto* auf jeden fall. Ortsnamen wie *Rossleben* sind zu vergleichen. — Die erwägung, dass oft der friedhof als ein rosengarten gedacht wird, wo Christus oder Maria herrscht, (Hocker, Stammsagen der Hohenzollern, 1857, 34) führt uns dagegen nicht weiter. Dieser aufenthaltsort der abgeschiedenen seelen, der durch einen seidenfaden die unverletzlichkeit der gräber andeutet, ist eine junge christliche vorstellung, die sich vielleicht mit heidnischen elementen gemischt hat. Von dieser vorstellung findet sich nichts mehr im späteren sprachgebrauch, der unzweifelhaft W. Grimms deutung bestätigt; vgl. namentlich die redensart: „im rosengarten sitzen“. (Hierher wol der ortsname: *Rosario da santa Fe*, oder ist die stadt nach der rosenzucht so benannt?) Ferner: Rosengarten als buchtitel ist ein anpreisendes epitheton, das häufig variiert wird (z. b.: Eucharius Röslin, *Der Schwangeren frawen vnd Hebammen Rosegarten*. Strassburg, Martinus Flach junior, 1512 u. ö. 4°.) Diese bezeichnung entspringt einer altpersischen sitte (vgl. z. b.: *Rosarium*, d. i. rosengarten . . . durch *Bernhardum Nicæum Ancumanum*, Emden 1641; *Persianischer Rosenthal*, deutsch nach Saadi, von Adam Olearius, Schleswig 1654, und ähnl.). *Παράδεισος* m. stammt aus dem persischen und bezeichnet urspr. einen tiergarten, einen park. Die sitte, einen tiergarten zu halten, entsprang dem praktischen bedürfnis der sicherung. Im burggraben sind wilde tiere zu finden (heute gibt es noch bärenzwinger, z. b. in Bern); ein letzter rest ist unser hofhund an der kette. Erst später wird die menagerie ein luxusgegenstand. Ganz ähnlich ist der rosengarten aus der hecke hervorgegangen, die als schutz gegen überfälle diente. Der „verhau“ ist aus der fortifikationslehre wol bekannt; M. Heyne citiert Moltke, Schriften und denkwürdigkeiten 3, 396. Künstliche stachelzäune werden bei festungsbauten immer noch verwendet. Besonders geeignet für die anlage solcher verteidigungshecken war der wilde rosendorn *(rosa canina)*. Ich muss es den botanikern überlassen, zu untersuchen, ob diese strauchart etwa speciell zur tirolischen flora gehört; vielleicht stammt sie, wie das wort *παράδεισος*, aus dem Orient (DWb. 8, 1163 wird nach Fick[4] 1, 556 auf das iran. *ϝρόδον* und das arm. *vard* hingewiesen.) Dass der rosendorn blüht, ist nebensächlich für die befestigungskunst, aber nicht für

e phantasie des volkes! Die heckensiedelung der urzeit lebt als verwunschenes
hloss in märchen und sage. Der tierzwinger ist ein litteraturmotiv geworden
. b. in Schillers „Handschuh" verwertet), ebenso die dornhecke (vgl., um nur
nige zu nennen: GA. LIII; Uhlands ballade Der rosengarten; Kotzebue, Die
sen des herrn von Malesherbes [1813]; O. J. Bierbaum, Sehnsüchtige melodie
[odern. mus.-alman. a. d. j. 1894, 76]:

„Roseninsel, schwanumschwommen,
Roseninsel im grünen meere,
Roseninsel, düfteschwere. —
Sonnenheisse,
Felsenweisse,
Heckenheimliche roseninsel."

n dieser letzten dichtung ist die idee von der glückseligen insel Thule mit der
orstellung einer hecke vereinigt.) Bei afrikanischen stämmen vertritt der kaktus
m dorn.

Wenn der feind endlich die siedelung berennt, so wird im zwinger wie in
r dornhecke gekämpft; daher die spätere identität von turnierplatz und rosen-
irten. Zu friedenszeiten übt man bereits das waffenspiel im burghof oder im burg-
aben. Auch die Artushöfe sind hier heranzuziehen; vgl. die von S. Singer, Anz.
898, 553 fg. citierte schrift von E. Jacob, Rosengarten im deutschen lied etc. s. 62.
) wird der rosengarten ein „gemeingut der niederen mythologie" (Holz,
. ged. v. rosengarten zu Worms, C; Jiriczek, Deutsche heldensagen, 1898, 254).

Zu welchem zwecke berennt nun der feind die siedelung? Um diese frage
ı beantworten, müssen wir uns bei den anthropologen rates erholen. Die ethno-
gie rechnet mit einer zeitperiode, in der die raubehe oder die exogamie noch
cht ersetzt war durch die kaufehe (vgl. Richard Schröder a. a. o. 67; 68[66];
77). Der kampf, den die angehörigen der braut oder diese selbst mit dem entführer
nst zu bestehen hatte, ist aber noch deutlich erkennbar an den rudimentären spuren,
e er in gestalt der hochzeitsbräuche zurückgelassen hat. (Vgl. z. b. Kulischer,
ıtercommunale ehe durch raub und kauf, Zs. f. ethnol. 10 [1878] 193—226 und bes.
Vestermarck, Gesch. d. menschl. ehe, deutsche ausgabe [1893], woselbst reiche
teratur.) Uns interessieren hier besonders die deutschen märchen, in denen ein
mer freiersmann ein oder drei probestücke oder kraftleistungen ablegt und so die
inzessin (königstochter) heimführt. (Auch Gunthers kampf mit Brünhilde ist ein
nliches motiv.) In den „Kinder- und hausmärchen" der brüder Grimm erscheint
n unter 200 nummern dieses thema nicht weniger als 50 bis 60 mal variiert; man
ırf mithin vielleicht behaupten, dass ungefähr ein vierteil aller deutschen märchen
uf diese idee zurückgeht. Jene probeleistungen (z. b. wettkampf, bogenschiessen,
ngen; auch die rätsel der Turandot und vieles andere gehört hierher) erklärt Bastian,
llgem. grundzüge der ethnologie, 1884, 44 als „gemilderten raptus". Die art,
ie die braut erworben wird, ändert sich; die raubehe geht langsam in die kaufehe
ber. (Vgl. noch über diese erscheinung: F. Bernhöft, Frauenleben der vorzeit,
Vismar 1873). Im Indischen war noch zu historischer zeit die achte, nämlich die
ikshasa-form der ehe (d. i. der raptus) gesetzlich vorgeschrieben für die krieger-
iste (gütige mitteilung des herrn privatdozenten dr. Julius von Negelein). Hier
ıt sich also noch mehr erhalten als nur verblasste erinnerungen wie bei uns, und die
ınskrit-litteratur operiert häufig mit der tatsache dieser bestehenden einrichtung der
ominell gewaltsamen ehe.

Die rose des rosengartens muss frühzeitig, gleich den tieren des tiergartens, als totem von einzelnen geschlechtern verehrt worden sein, aus deren zahl sich später der hohe adel rekrutierte. Man denke an das mächtige dynastengeschlecht der böhmischen herren von Rosenberg, an den kampf der weissen mit der roten rose usw. Deshalb tritt diese blume häufig in der heraldik auf, z. b. als stadtwappen; vgl. C. F. Meyer, Die rose von Newport. In dieser schönen ballade ist die rose zugleich symbol der jungfräulichkeit, wofür noch viele andere belege beizubringen wären; vgl. z. b. Böckel, Deutsche volkslieder aus Oberhessen, 1885, XIX. Auch dieses symbol ist aus dem institut der raubehe zu erklären. „In den rosengarten gehen" bedeutet so viel wie „blumen brechen"; vgl. Uhland, Volksl.[2] 80 (52, 1):

'junkfrewlin, sol ich mit euch gan
in euren rosengarten?
und da die roten röslein stan,
die feinen und die zarten'.

Das DWb., das 8, 1197 diese stelle citiert, erklärt die zweite zeile: „im eigentlichen sinne", womit allerdings das richtige getroffen ist, aber vielleicht unbewusst. Der feind erstürmt auf einem beutezuge die heckenfestung und erbeutet die jungfrau nach heftiger gegenwehr. Das „Dornröschen" (brüder Grimm, nr. 50, mit anmerk.) ist das bekannteste beispiel aus dieser uralten sagengattung. Friedrich Vogt hat es mit wenig glück naturmythologisch zu deuten versucht (D.'-Thalia, Festschr. für Weinhold. Germanist. abhandlungen, XII, 1896, 195 fgg.) Auf die verschiedenheit der mannigfachen zu erfüllenden probeleistungen können wir uns hier nicht einlassen; das wird hoffentlich bald an einem andern orte geschehen. Nur den unterschied, der gewöhnlich zwischen der socialen stellung des freiers und der braut besteht, wollen wir noch kurz hervorheben, da er zur erklärung der Laurin-figur nicht unwesentlich zu sein scheint. Der schwache sucht den mächtigen zu überwinden, der kleine den grossen. Da es mit der körperkraft nicht gelingt, so bedient sich der von der natur oder durch glücksgüter minder bevorzugte der list. Eine lange reihe von kämpferpaaren marschiert hier vor uns auf, von Goliath und David, von Salomon und Markolf bis zu dem riesen Schlagadodro und seinem zierlichen gegner in Immermann's „Tulifäntchen". Dasselbe verhältnis besteht zwischen dem werbenden und der umworbenen in den sagen, die auf die raubehe zurückzuführen sind. Verblasste erinnerungen an kämpfe, die von stämmen kleineren körperschlages gegen solche von grösserem einst zur urzeit in Europa geführt wurden (die anthropologie spricht wie die sage von zwerg- und riesenvölkern), mögen in zwei typen fixiert worden sein. Man denke an den mythischen streit der Lapithen mit dem thessalischen reitervolke der Kentauren, der auf einer hochzeit anhub; man denke an den raub der Sabinerinnen. Hier beim „sabinischen raptus" (Bastian) fehlen jene beiden typen, aber die kentauromachie kennt sie (Peirithoos, der bräutigam der Hippodameia und Eurytion, der Kentaur, der die braut rauben will.) Ähnlich denke ich mir die deutschen märchen vom „Daumesdick" entstanden (Kinder- und hausm. nr. 37), ferner vom „tapferen" (nr. 20) und vom „klugen schneiderlein" (nr. 114). Vgl. auch noch „Daumerlings wanderschaft" (nr. 45) und „Der meisterdieb" (nr. 192), in welchen beiden stücken allerdings das motiv der raubehe nicht mehr deutlich oder gar nicht mehr durchschimmert. — Die elben der mythologie sind ebenfalls ethnologisch zu deuten. — Alles dieses führt uns auf die frage nach den

uranfängen der germanischen eristik; ein bisher noch wenig bearbeitetes gebiet, das reichen ertrag verspricht. (Mein anthropologischer gewährsmann war herr privatdocent dr. Max Lühe.)

KÖNIGSBERG I. PR. WILHELM UHL.

Lessing und die Vossische zeitung. Von **Ernst Consentius.** Leipzig, Eduard Avenarius 1902. VI, 110 s. 3 m.

Für die jugendperiode von Lessings litterarischer tätigkeit, von 1747 bis ungefähr 1755, sind allmählich zahlreiche anonyme beiträge, meist recensionen und anzeigen, in den zeitungen und zeitschriften jener zeit gesammelt worden, bezüglich deren aber die forschung zu einem sicheren resultate noch nicht hat gelangen hönnen, insofern als für die mehrzahl von ihnen Lessings verfasserschaft bald zuversichtlich angenommen, bald vorsichtig bestritten oder doch zum mindesten bezweifelt worden ist. Daraus erklärt es sich auch, dass, je nach dem standpunkte, den die herausgeber gegenüber diesen fragen im ganzen und im einzelnen einnehmen, die ausgaben von Lachmann, Maltzahn, Redlich und Muncker hinsichtlich der jugendarbeiten von Lessing sehr erheblich in ihrem bestande von einander abweichen.

In wahrheit ist es keine leichte aufgabe, die hier vorliegende frage nach Lessings verfasserschaft mit hinreichender sicherheit zu lösen. Zwar kommen gelegentlich (vgl. beispielsweise Lachmann 5, s. 75 und 77, und Redlich 12, s. 424) directe und indirecte zeugnisse zu hilfe, aber wirklich entscheidende kriterien fehlen zumeist, und so ist die untersuchung auf die diskussion von wahrscheinlichkeitsgründen angewiesen, deren beweiskraft von den herausgebern und litterarhistorikern je nach ihrem philologischen temperament verschieden eingeschätzt zu werden pflegt.

Die oben genannte schrift von E. Consentius ist als ein mit musterhafter vorsicht und trefflicher beherrschung des stoffes geschriebener beitrag zur lösung der frage willkommen zu heissen, ob eine anzahl von grossenteils in der Vossischen zeitung erschienenen recensionen mit recht Lessing zuzuschreiben sind, wie dies von Franz Muncker in band 4 und 5 seiner ausgabe (1889 und 1890) geschehen ist. Ungefähr 40 solcher kleinen aufsätze werden darauf hin untersucht, und es ergibt sich als resultat, dass für sie Lessings autorschaft teils als unwahrscheinlich, teils sogar als unmöglich zu erachten ist. Schon diese negativen ergebnisse haben ihren wert, sie beruhen aber auch auf sehr positiven tatsachen und auf neuen gesichtspunkten, welche von bleibender bedeutung und geeignet sind, unsre erkenntnis von Lessings entwickelungsgang und der in jenen jahren aufkeimenden deutschen litteratur wesentlich zu fördern.

Lachmann hat (bd. 3, s. 375 anm.) den grundsatz aufgestellt, dass, wo es gilt, Lessing als den verfasser eines anonymen schriftwerkes zu erweisen, man 'nur gelehrten, nicht aber bloss auf gefühl beruhenden gründen nachgeben dürfe', und hat es gelegentlich (bd. 5, s. 78 anm. a. e.) als 'verwegen' bezeichnet, zwei dergleichen stücke für echt zu erklären 'bei denen man wol an Lessing denken könnte'. So richtig dies an sich ist, so wenig wird man verkennen können, dass bei problemen dieser art ein gewisses recht auch anderen gründen wird eingeräumt werden müssen, als bloss 'gelehrten', worunter doch wol bestimmte, von gefühl und deutung unabhängige und selbständige zeugnisse zu verstehen sein werden, und dass es gegebenen falles erlaubt sein kann, ein anonymes stück recht gut als echt Lessingisch anzusprechen, weil sein 'stil oder inhalt geradezu auf Lessing zu deuten scheint' (Muncker, bd. 4, vorrede s. VII). Dass freilich Muncker, wie auch vor ihm insbesondre Redlich,



diesem letzteren gesichtspunkte allzu vertrauensvoll gefolgt ist, sucht Consentius nachzuweisen, indem er darlegt, dass man vielfach zu unrecht aus dem stoff und inhalt eines recensierten buches sowie auch aus etwaigen persönlichen beziehungen seines verfassers zu Lessing geglaubt hat, auf diesen als den recensenten schliessen zu sollen, während auf grund derselben anzeichen man mit weit grösserer wahrscheinlichkeit vielmehr auf andere gleichzeitige autoren, wie z. b. Mylius u. a. zu raten berechtigt ist. Bei dieser kritischen musterung wird Consentius sehr erfolgreich dadurch unterstützt, dass er getan hat, was seither noch viel zu wenig geschehen ist und worin man seinem beispiele in zukunft folgen möge: er hat sich eine ausgebreitete und gründliche vertrautheit mit den erscheinungen des damaligen büchermarktes, insbesondere den zeitschriften sowie mit ihren zahlreichen, grossenteils wenig bekannten mitarbeitern erworben, und damit der untersuchung eine gesicherte basis gegeben. Wo die argumentation darauf hinauskommt, die möglichkeiten, so viel als erreichbar, vollständig zu sammeln um sie dann gegeneinander abzuwägen und den wahrscheinlichkeitsbeweis zu führen, ist eine solche methodisch angestellte erweiterung des materials noch von besonderem werte[1], und zu wie guten resultaten sie führen kann, ist z. b. aus s. 42 zu ersehen, wo der verf. auf grund derselben nachweist, wie wenig die zuversicht berechtigt ist, mit der Muncker auf grund des gesichtspunktes der 'sitte der zeit' (bd. 5, s. VII) eine ansehnliche anzahl anonymer recensionen aus den jahren 1751—54 als Lessingisch in seine ausgabe aufgenommen hat. Überhaupt wird ein gutes teil der, seit Lachmann, von Mohnike, Danzel, Maltzahn, Redlich, B. A. Wagner und Muncker als in Lessings frühzeit gehörig angesehenen und in die ausgaben übernommenen aufsätze, wenn nicht völlig beseitigt, so doch nur mit grossen bedenken betrachtet werden müssen, und jedesfalls wird man dem verf. beistimmen, wenn er es als unstatthaft bezeichnet, aus einzelnen jahrgängen gewisser zeitungen alle diejenigen recensionen als echt zu behandeln, deren form und inhalt nicht 'geradezu' gegen Lessings autorschaft (s. 42) zu sprechen scheint.

Die methodisch geführten quellenuntersuchungen des verf. liefern auch für das sprachliche und stilistische moment wertvolle ergebnisse. Freilich wird man gerade für die echtheitsfrage keine grosse beihilfe hiervon erwarten, wenn man bedenkt, dass es sich um aufsätze aus der periode vom herbst 1746 bis etwa zum jahre 1754 handelt, welche Lessings studentenjahre und litterarische lehrzeit umfasst und mit seinem 25. lebensjahre abschliesst. Unmöglich kann vorausgesetzt werden, dass schon in so frühen jahren sein sprachgebrauch und seine stilistische technik hinreichend durchgebildet und individuell gefestigt gewesen sein sollten, um ein wenigstens einigermassen zuverlässiges kriterium für oder wider gewähren zu können. Eine musterung von wortschatz und sprachgebrauch wird aus diesem grunde nur geringen ertrag bringen können, etwa etliche sächsische und lausitzische idiotismen abgerechnet, welche aber widerum ziemlich leicht wiegen, weil gerade die in frage kommenden zeitungen ausser Mylius und Lessing noch zahlreiche andere kursächsische mitarbeiter zählten. Am ersten wird von einer sorgfältig aber ohne pedanterie angestellten untersuchung der stilistischen momente ertrag zu erwarten sein. Denn schon das im jahre 1754 von dem kaum 25jährigen L. geschriebene jugendlich übermütige Vademecum zeigt einen so stark individuell und scharf ausgeprägten stil, der sogar gelegentlich an

1) In derselben richtung der untersuchungen des herrn verfassers liegt auch sein aufsatz: 'Lessing und Naumann, mit benutzung von ungedruckten briefen' in der sonntagsbeilage nr. 14 zur Vossischen zeitung nr. 159 vom 6. april 1902, der für diesen wenig bekannten freund Lessings zahlreiche und interessante mitteilungen gibt.

manier streift, dass der versuch nahe liegt, ihn in seinen entwickelungsstufen nach rückwärts zu verfolgen und so doch die eine und andere stilistische eigentümlichkeit aufzuspüren, die man berechtigt ist, bereits für die vor dem Vademecum liegenden jahre als specifisch Lessingisch anzusprechen.

Wenn man aber schon hierbei sich hüten muss, gewisse stilistische eigenheiten als Lessingisch anzusehen, die bei ausgebreiteterer kenntnis der damaligen deutschen prosa sich vielmehr als öfters hervortretende lokal- oder zeiteigentümlichkeiten erweisen, so liegt diese gefahr noch ungleich näher bei der aufgabe, Lessings wortschatz und sprachgebrauch im ganzen oder auch nur für einzelne seiner entwickelungsstufen zu erforschen. Wer nicht, wie der verf. augenscheinlich getan, sich eine umfassende bekanntschaft mit der damaligen litterarischen produktion, insbesondere mit den zahlreichen zeitschriften erworben, sondern das deutsch jener zeit vorwiegend eben nur aus Lessing kennen gelernt hat, wird öfters verleitet werden, gewisse oft und merklich ins auge fallende, von dem späteren schriftdeutsch abweichende ausdrücke und sprachformen als charakteristisch für Lessing anzusehen, die doch die ganze sprachperiode der er angehört und seine zeitgenossen mit ihm gemein hatten. Der verf. hat hierüber mehrfach sehr sachkundig und überzeugend gehandelt, so (s. 10. 27. 82. 90) besonders über den allen Lessinglesern sicherlich wolbekannten gebrauch, das hilfszeitwort nach dem participium passivi wegzulassen, wie z. b.: 'ich betaure, dass ich das gewünschte noch nicht absenden können'. Selbst wenn das hilfszeitwort im conjunctiv steht, lässt es L. gelegentlich weg, wie in der Hamburger dramaturgie 1, 17. stück (Lachmann, bd. 7, s. 77): 'Nun wäre weiter an die heyrath nicht zu denken, wenn nicht Lisander selbst sich nur durch unfälle zu dem bürgerlichen stande herablassen müssen'. Das ist freilich sprachlich sehr hart, und ich kann dafür nur diese eine stelle beibringen, zweifle aber nicht daran, dass sich ihrer noch mehrere finden mögen. Und unzweifelhaft ist, dass die erstgenannte construction sich zwar bei Lessing überaus häufig findet, aber als für ihn charakteristisch keineswegs gelten kann, da sich bei den meisten prosaisten dieser epoche nicht minder zahlreiche belege für sie nachweisen lassen.

Auf s. 70—82 nimmt der verf. gelegenheit, sich gegen eine recension von Franz Muncker über die von ihm im jahre 1899 veröffentlichte schrift: 'Freygeister, naturalisten, atheisten, ein aufsatz Lessings im Wahrsager' zu verteidigen: wie mir scheint, in manchen einzelnen punkten mit gutem erfolg. Doch muss ich allerdings hinzufügen, dass ich bezüglich der hauptsache nicht überzeugt worden bin, und gegenüber der vermutung, dass das sechste stück des Mylius'schen Wahrsagers vom 6. febr. 1749 nicht von dem herausgeber, sondern von dem damals eben zwanzig jahre alt gewordenen Lessing verfasst worden sei, meine im 32. bande dieser zeitschrift ausgesprochenen bedenken aufrecht erhalte. Zu dem damals a. a. o. s. 528 gesagten füge ich ergänzend hinzu, dass mir noch immer inhalt und ausdrucksweise jenes aufsatzes durchaus nicht Lessingisch erscheinen wollen und dass ich vornehmlich den ton auf den die polemik gestimmt ist, beträchtlich tieferstehend finde als man es bei Lessing gewöhnt ist. Aus dem kleinen, von Consentius in seiner obengenannten schrift vom jahre 1899 wider abgedruckten Wahrsageraufsatze hebe ich folgende stellen hervor: '... sie sind vogelfreye leute, welche ein jeder gelehrte arme sünder anschnauzen, und wenn es ihm beliebt, gar über den haufen schiessen darf' (s. 10); '... wenn man sie nach allen prädicamenten methodisch durchschimpft' (s. 13); '... dieses thun alle diejenigen, welche alsbald mit freygeistern um sich herumwerfen, so bald jemand nicht, mit hängendem köpfe und gefaltenen händen, zu allem sagt: Ich gläube...'



(s. 15); wo das alte Luthersche umgelautete gläuben (glauben) absichtlich verspottend gewählt ist. Vielleicht ist in der von Moritz Heyne angeführten stelle aus Gellert (2, 186) 'gläub an seinen namen' die alte sprachform ebenfalls mit absicht vorgezogen. Ferner: '... wider welche so viele theologische invaliden und philosophische spiessbürger mit privilegirten schimpfwörtern zu felde ziehen' (s. 15); '... so bald als nicht lehrer, sondern strafprediger über sie kommen, deren votum geflucht und deren eingang geschimpft wird' (s. 16); '... durch gesetzpredigten werden diese leute in ewigkeit nicht gewonnen, und wenn auch ein ungeflügelter holzschreyer mit seinem geschrey die stärksten mauern erschüttern sollte' (s. 18); das wort holzschreyer (*corvus glandarius*, häher) bezeichnet der verf. (s. 80) als einen metaphorischen ausdruck. Gewiss ist er das hier, aber das darauffolgende 'geschrey' zeigt deutlich genug, weshalb er gewählt ist, und dass, wie bekanntlich bei vielen der tierwelt entlehnten vergleichen, es dabei weniger auf die bildlichkeit, als auf die bosheit hinauskommt. Das wort scheint nicht weit verbreitet, und in die schriftsprache nicht aufgenommen zu sein: jedesfalls kann seine anwendung bei dem 20jährigen 'jungen gelehrten' Lessing einigermassen überraschen, wogegen es in der feder etwa des bereits 27jährigen weltgewandten vielerfahrenen und hervorragend naturkundigen Mylius sehr natürlich erscheinen könnte. Einige weitere einzelheiten wie 'die elendesten gelehrten trossbuben' (s. 19) und ähnliches lasse ich bei seite und verweise nur noch auf die den schluss bildende scene, wo der gottesleugnerische freigeist 'auf dem flügel eine polonnoise spielt', während St. Simplex ihm mit theologischen vorwürfen gröblich zusetzt, bis der vernunftgläubige Euphronymus dazwischen tritt und den atheisten durch gründe seines irrtums überführt, eine scene, für die ich weder in inhalt noch darstellungsweise irgend eine analogie, ebenso wenig im jugendlich-unreifen als im späteren gereiften Lessing zu finden wüsste.

Die hier mitgeteilten stellen weichen m. e. von der denkart und ausdrucksweise merklich ab, die in den als zweifellos echt beglaubigten jugendarbeiten Lessings zu erkennen ist. Die vom verf. aufgestellte vermutung strikt zu widerlegen vermögen diese abweichungen freilich nicht, aber wenn sie auch dazu nicht beweiskräftig genug sind, so tragen sie doch dazu bei, die anderweitigen bedenken zu verstärken, welche gegen den vom verf. versuchten wahrscheinlichkeitsbeweis vorgebracht worden sind.

Dagegen stimme ich dem verf. in den bemerkungen völlig zu, die er (s. 79) über gebrauch und bedeutung des um die mitte des 18. jahrhunderts vielfach und in verschiedenem sinne angewandten wortes 'naturalist' gemacht hat und zu denen ich noch zwei gelegentlich gefundene stellen beibringen kann. Joh. Jacob Reiske schreibt in seiner ende 1770 verfassten lebensbeschreibung (s. 8): 'Ich konnte zu ganzen stunden aus dem herzen beten.... Allein die hitze verrauchte bald; ich kam in die welt, kurz, ich ward nicht viel besser, als ein naturalist'. — Und in einem von Welcker in G. Zoega's Leben bd. 1, s. 43 fgg. abgedruckten (zu Leipzig im jahre 1777 verfassten) aufsatze schreibt Zoega (s. 49): 'dennoch sind diess die herrn, die ganze schiffsladungen von religionsverteidigungen schreiben, die wider naturalisten, deisten und wie die ganze schwarze reihe lautet, declamiren'. Und derselbe Zoega (Welcker s. 231) schreibt am 6. septbr. 1779 über Lessings Nathan an einen freund: 'Dass ich ihn schon gelesen habe, kannst du leicht denken, auch dass er mir wenig gefallen hat. Ich bin nun einmal ein feind von der art philosophie: gutes kann sie nimmermehr stiften und böses sehr viel. Was mag doch wol herrn Lessing bewegen als prophet des naturalismus aufzutreten'?

Möge der verf. bald weitere ergebnisse seiner Lessingstudien folgen lassen!

KIEL. A. SCHÖNE.

De la littérature allemande (1780) von **Friedrich dem grossen.** 2. vermehrte auflage nebst Chr. W. v. Dohms deutscher übersetzung, hrg. von **L. Geiger.** (Deutsche litteraturdenkmale des 18. und 19. jahrhunderts, nr. 16, hrg. von Sauer.) Berlin, Behr 1902. LX, 84 s. 1,50 m.

Justus Möser, Über die deutsche sprache und litteratur (1781), hrg. von **C. Schüddekopf.** Ebenda nr. 122. XXVII, 31 s. 0,80 m.

Vorliegende neuerscheinungen führen auf ein litterarhistorisches problem zurück, dessen wichtigkeit es verlangt, etwas länger dabei zu verweilen. Im folgenden soll über die beiden ausgaben zunächst referiert und sodann über die schrift des königs und einiger seiner gegner zusammenhängend gehandelt werden. Denn der offenen fragen gibt es auch jetzt noch viele[1].

Die 1. auflage von Geigers ausgabe ist 1883 erschienen. Die 2. auflage verzeichnet s. III fg. die seitdem herausgekommene litteratur und verwertet ihre hauptergebnisse. Zur ergänzung sei noch hingewiesen auf Mentz, F. d. g. und die deutsche sprache (Zeitschr. für deutsche wortforschung I, 1900) und auf Krauskes referat über mehrere der neueren schriften (Hist. zeitschr., n. f., bd. 21). Einige ergänzungen der neuen auflage seien angeführt: V fg.: F. d. g. und Klopstock, Gessner, Lessing, S. G. Lange, Denis. IX fg.: Neuere Ayrenhofflitteratur. XIV: Beiträge zur erklärung der schrift. XXXIV fgg.: Gegenschriften von Tralles, Rehberg, Gomperz, Rauquil-Lieutaud. LII fgg.: Über Dohm[2]. Bei der analyse der Wezelschen gegenschrift fehlt ein hinweis auf die bedeutung der langue fixée (s. 187 I, 184 II). Gs. referat (s. XXXII) ist hier ungenau. In dem neudruck der schrift des königs ist leider die seitenführung der ersten auflage verlassen worden. Zur kritik des ganzen ist auf die folgenden darlegungen zu verweisen.

Schüddekopf schickt seiner ausgabe eine inhaltreiche vorbemerkung voraus, welche zuerst die gegenschriften im allgemeinen (s. V—IX) behandelt und Geigers bemerkungen mehrfach ergänzt. Zu Möser übergehend, veröffentlicht Sch. wertvolles neues material (s. IX fgg.)[3]. Die litteratur über Möser, von der Sch. nichts sagt, ist gerade für das litterarhistorische gebiet sehr unergiebig. Eine schöne gesamtwürdigung jetzt bei Dilthey, Das 18. jahrh. und die geschichtliche welt (Deutsche rundschau, aug. sept. 1901). S. XV—XVII folgen erklärungen einzelner stellen der schrift, die freilich manche frage unbeantwortet lassen. Von einer analyse wird leider abgesehen. S. XVIII—XXIII bieten ausführliche zusammenstellungen über die beurteilung der schrift bei den zeitgenossen. Die textgeschichte (s. XXIII—XXVI) ergibt das resultat, dass M. in dem zuerst in einer beilage der Osnabrückischen intelligenz-blätter 1781 erschienenen aufsatz für die buchform (ib.) einige änderungen angebracht hat. Diese letztere ist von Sch. mit recht seinem neudruck zu grunde gelegt worden. Die 'Nachschrift über die nationalerziehung der alten Deutschen' (s. 25—31) weicht erheblich von der aus Abeken IV bekannten form ab[4].

1) Es sei mir gestattet, herrn professor Köster in Leipzig für die liebenswürdige förderung dieser arbeit herzlichst zu danken.

2) Auf andere ergänzungen wird im folgenden aufmerksam gemacht werden.

3) S. IX[1] wird auf eine bevorstehende neuausgabe des ganzen Möser hingewiesen.

4) Sie bleibt ausser betracht, da sie ohne genaueres eingehen auf Ms. historische verdienste nicht gewürdigt werden kann.

Beide ausgaben fördern die erkenntnis der schrift des königs und Mösers in manchem wichtigen punkte. Immerhin verlohnt es sich, auch jetzt noch genauer auf jenen litterarischen streit einzugehen.

Goethes berühmtes urteil über Friedrich den grossen in Dichtung und wahrheit (II, 7) bezieht sich mehr auf die wirkungen, die Friedrich der grosse absichtslos auf die deutsche litteratur ausübte, weniger auf die stellung, die er bewusst zu ihr einnahm. Um diese zu erkennen, wird man doch immer wider zu der kleinen schrift des jahres 1780 über die deutsche litteratur greifen. Sie ermöglicht zugleich ein besseres verständnis der litterarischen parteien der zeit überhaupt. Denn zahlreiche gegenschriften sind durch die schrift des königs hervorgerufen worden. Keine unter diesen hat gewandter und mutvoller zugleich die sache der vom könig am härtesten verurteilten richtung vertreten, als die Justus Mösers.

Der titel der schrift lautet: De la littérature allemande; des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger. Der äusseren form nach ist sie ein brief, dessen entstehungsgeschichte vom adressaten selber, dem grafen Hertzberg, erzählt wird[1]. Im jahre 1779, bei einem aufenthalte in Breslau, hat der könig mit seinem minister lebhaft über die übersetzbarkeit des Tacitus verhandelt. Nach ansicht des königs kann er von den Deutschen nicht ebenso prägnant übersetzt werden, wie von den Franzosen (39). Doch belehrt ihn Hertzberg durch zwei übersetzungsversuche eines besseren (40—48). Auch sonst hat nach Hertzbergs zeugnis (44) der könig bei dieser gelegenheit litterarische themata in gesprächen behandelt[2]. In der folge, d. h. im nov. 1780 (45) geht er dann selber daran, eine besondere schrift über ähnliche fragen auszuarbeiten; Hertzberg wird dabei zu rate gezogen; er findet aber die kritik, die der könig an der deutschen sprache übt, zu streng (45). Was Hertzberg über seine mitarbeit in der offiziellen 'Histoire' mitteilt erhält nähere beleuchtung in zwei privateren äusserungen. Nach der einen[3] hat er den könig noch besonders auf die berühmten männer hingewiesen, 'die jetzt unserm vaterlande ehre machen'. Nach der andern (an Möser bei Abeken X, 247) hat er versucht, dem könig 'einen bessern begriff von der deutschen sprache und litteratur und auch selbst von seiner nation beizubringen.' Das ist alles, was wir über diese verhandlungen erfahren. Am 10. nov. bereits (50) ist die vollendete schrift in den händen des ministers. Was dieser zwei tage später (50—52) an abänderungsvorschlägen noch beibringt, betrifft nebensächliches. In der hauptsache ist er jetzt einverstanden (52). Der könig aber erklärt seine schrift schliesslich (53) für ganz massvoll und behauptet, er habe die Deutschen darin nur mit rosenruten gestrichen; es ist ein bild das dem könig als besonders treffend erschienen sein muss; denn er verwendet es in bezug auf die schrift einige monate später d'Alembert gegenüber (Oeuv. 25, 172). Als Hertzberg trotz dieser selbstcharakteristik mit verbesserungen kommt (14. nov.: 53 fg.) muss er vom könige eine kurze ablehnende bemerkung einstecken[4]. Und dann beginn

1) Histoire de la dissertation sur la littérature allemande in den Dissertationen Hertzbergs, Berlin 1787, s. 39—58.

2) Wobei er bereits einen wichtigen grundgedanken der schrift, die notwendigkeit der beförderung der klassischen studien (45) ausgesprochen hat. Er unterhält sich mit Garve und Arletius.

3) Bei Meister, Fs. d. g. woltätige rücksicht auch auf verbesserung teutscher sprache und litteratur, Zürich 1787.

4) Des königs 'vorstellungsart' ist nach Goethe 'eigensinnig, voreingenommen unrectificirlich' (bei Suphan, Fs. d. g. schrift über die deutsche litteratur, Berlin 1888, s. 28).

auf die beurteilung der litterarischen lage Deutschlands. Kaum sind in aller eile die mängel der sprache (4, 30—5, 37; ausnahmen 5, 37—6, 32) festgestellt, da wird schon wider eine vergleichende geschichtsbetrachtung zur erkenntnis des litterarischen tatbestandes zu hilfe gerufen, wobei es für den verfasser bezeichnend ist, dass an die stelle der vergleichenden litteraturgeschichte unmerklich die vergleichende politische und kulturgeschichte tritt (7, 12—8, 36). Der vergleich ergibt für Deutschland ein ungünstiges resultat.

Alle guten keime, die etwa doch noch vorhanden sind (8, 37—10, 6)[1], können sich nach ansicht des verfassers nur dann erspriesslich entwickeln, wenn die sprach- (10, 7—25 vgl. 15, 10—15) und eruditionsreform[2] einsetzt. Dann beginnt der kreislauf von neuem, und es folgt der dritte überblick über die sprach- und litteraturgeschichte der nachbarvölker[3], der schliesslich nichts weiter beweist, als die these der grundsätzlichen vorbemerkungen: dass sprache und litteratur in ständiger wechselwirkung sich befinden. Dieser gedanke bleibt auch bei den folgenden bemerkungen, die zu den deutschen verhältnissen zurückkehren, wenigstens in sicht. Daneben wird jetzt das studium der klassiker warm befürwortet (17, 28—19, 35 vgl. 10, 28—11, 13). Und das angeschlossene eruditionscapitel ist gleichfalls von diesem gedanken beherrscht (19, 36—23, 2. 23, 35—32, 28 bes. 32, 29—33, 27). Mitten zwischen den mannigfaltigen reformvorschlägen für die bildung der zeit treffen wir auf einen heftigen angriff gegen das drama des sturmes und dranges (23, 2—34). Als nebensache soll man ihn ansehn. Und doch ist er im grunde der prüfstein für die ganze stellung Fs. zur deutschen litteratur.

Die schlusspartieen wechseln das thema noch häufiger. Zuerst eine gedrängte, 'tröstende' übersicht über die bisherigen heroen der deutschen geistesgeschichte (33, 28 bis 34, 32). Darauf ganz unvermittelt eine widerlegung der einwände, die etwa gegen das dreimal widerholte vergleichend-historische raisonnement erhoben werden könnten (34, 33—36, 12), endlich eine empfehlung der deutschen sprache als litteratur- und hofsprache (36, 12—37, 21. 37, 33—38, 27) nebst einigen hoffnungsvollen ausblicken in die zukunft (37, 21—32. 38, 28—39, 15).

Will man der schrift inhaltlich mächtig werden, so wird man diesem vielfach gewundenen und sich widerholenden gedankengange nicht folgen, sondern lieber nach den von der einleitungsdisposition (3, 15) aufgestellten gesichtspunkten den stoff gruppieren. Sie stimmt mit dem wirklichen inhalte weit besser zusammen, als die titeldisposition, die doch nur unvollkommen 'über inhalt und gang der darstellung orientiert' (anders Suphan, s. 8).

Der könig hat in der einleitung idées sur la Littérature ancienne et moderne in aussicht gestellt. Tatsächlich hat er in der ausführung diese fremden litteraturen überhaupt viel eingehender behandelt, als die deutsche. Er ist ja, wofür es kaum eines beweises bedarf[4], in der fremden litteratur, bes. der französischen, viel besser

1) Der könig liebt es, solche erfreulichen ausnahmen anzuführen: 6, 1—32. 12, 5—8. 33, 28—34, 32 (vgl. 11, 16—23). 37, 15—32. 38, 37—39, 15. 33, 35: il ne faut qu'un Prométhée qui dérobe du feu céleste pour les animer.

2) 10, 25—15, 9.

3) 15, 15—17, 27.

4) Nur einige zeugnisse:

1732: ce prince ne connoît pas les Allemands: Hille bei Koser, Kronprinz[1], s. 267.

1750: Voltaire: L'Allemand est pour les soldats et pour les chevaux bei Jacoby, F. d. g. und die deutsche litteratur, Baseler vortrag 1875, s. 9.

1757: ich habe von jugend auf kein deutsches buch gelesen bei Krause s. 89. Über

Noch bemerkenswerter ist es, dass nicht nur diese allgemeineren gedanken aus älterer zeit stammen, sondern auch ganz bestimmte urteile über einzelne fehler der sprache, einzelne völker oder schriften[1].

Das datum der schrift ist mithin durchaus irreführend. Der könig hat — von den paar Breslauer gesprächen abgesehen — gar keine neuen erfahrungen in seiner schrift niedergelegt, viel weniger noch besondere studien über sein thema gemacht. Es sind alte lieblingsgedanken, die er uns vorträgt.

Auch auf die disposition der schrift haben ältere gedanken gewirkt (s. s. 261, anm. 8). Vielleicht erklärt sich daraus ihre mangelhafte durchführung[2]. Der titel zwar lässt ein scharf gegliedertes ganzes vermuten. Zuerst sollen die fehler aufgezählt, dann die gründe für sie angegeben, endlich besserungsvorschläge gebracht werden. Aber diese klare disposition existiert nur auf dem titel. Denn schon auf den ersten seiten (10, 7) beginnen die besserungsvorschläge. Und noch ganz am schluss (36, 17) kann der könig den kritischen eifer nicht unterdrücken. Auch die in der einleitung (3, 15) aufgestellte disposition gerät auf die dauer ins schwanken. Der könig gibt an, er wolle seine gedanken über alte und neue litteratur nach drei kategorien darstellen; er unterscheidet so: 1. Langues. 2. Connoissances. 3. Goût. Aber gleich über die sprachenfrage wird nicht zusammenhängend gehandelt[3]. Zwischen sprachliche bemerkungen werden solche, die das zweite gebiet betreffen, eingeschaltet. In manchen partieen wird man beiträge zu der einen und zu der andern frage finden (so 19, 36 fgg.). Vollends unbeachtet bleibt die trennung des dritten teils von den beiden ersten. Nicht einmal die bemerkungen über das theater stehen zusammen (6, 33—7, 16. 23, 2—34), und der könig scheint sich selbst der unübersichtlichen anlage seiner arbeit bewusst geworden zu sein (8, 37. 11, 23 fgg. 27, 30)[4].

Für eine inhaltliche ausschöpfung der schrift darf man aus alledem wol die berechtigung entnehmen, vorher die disposition zu zerschlagen und die gleichartigen gedanken aus den verschiedenen teilen (mit berücksichtigung der älteren parallelen) zusammen zu stellen. Doch sei dieser inhaltlichen besprechung eine summarische darstellung des gedankengangs des königs der orientierung halber vorausgeschickt.

F. beginnt die eigentlichen ausführungen (3, 18) in dem tone, als wollte er eine grosszügige vergleichende litteraturgeschichte geben. Er beschränkt sich jedoch auf die griechische und römische litteratur und entnimmt ihrer entwickelung einige lehren, die ihn auch bei der beurteilung der neueren litteratur leiten sollen:

1. Sprachliche und litterarische blüte stehen in beständiger wechselwirkung: 3, 20 fgg. 4, 11 fg.
2. Beide brauchen zu ihrem gedeihen den frieden[5] und längere zeit (4, 23 fgg.).

So fest geschlossen diese grundsätzlichen vorbemerkungen auftreten, so zerrissen wird alsbald die ausführung, d. h. die anwendung dieser allgemeinen lehren

1) Der genauere nachweis folgt unten.

2) Man muss besonders beachten, dass es ein brief ist, worauf Köster aufmerksam macht.

3) 3, 18—5, 37. 10, 7—25. 15, 10—15. 17—17, 27. 17, 28—19, 35. 36, 12—37, 21. 37, 32—38, 27.

4) Dasselbe beweist eine kleinere disposition, die einmal im voraus angegeben wird: 15, 15—17. Und wenn F. etwa in der mitte, 19, 36, meint, er gehe jetzt von den sprachen- zum eruditionscapitel (connoissance wird am besten mit erudition widergegeben), so ist das deshalb nicht richtig, weil er schon früher (10, 25) mitten zwischen sprachlichen ausführungen über die erudition gehandelt hat.

5) 3, 26—4, 9. 4, 17—19. Vgl. 35, 18—36, 12.



auf die beurteilung der litterarischen lage Deutschlands. Kaum sind in aller eile die mängel der sprache (4, 30 — 5, 37; ausnahmen 5, 37 — 6, 32) festgestellt, da wird schon wider eine vergleichende geschichtsbetrachtung zur erkenntnis des litterarischen tatbestandes zu hilfe gerufen, wobei es für den verfasser bezeichnend ist, dass an die stelle der vergleichenden litteraturgeschichte unmerklich die vergleichende politische und kulturgeschichte tritt (7, 12 — 8, 36). Der vergleich ergibt für Deutschland ein ungünstiges resultat.

Alle guten keime, die etwa doch noch vorhanden sind (8, 37 — 10, 6)[1], können sich nach ansicht des verfassers nur dann erspriesslich entwickeln, wenn die sprach- (10, 7 — 25 vgl. 15, 10 — 15) und eruditionsreform[2] einsetzt. Dann beginnt der kreislauf von neuem, und es folgt der dritte überblick über die sprach- und litteraturgeschichte der nachbarvölker[3], der schliesslich nichts weiter beweist, als die these der grundsätzlichen vorbemerkungen: dass sprache und litteratur in ständiger wechselwirkung sich befinden. Dieser gedanke bleibt auch bei den folgenden bemerkungen, die zu den deutschen verhältnissen zurückkehren, wenigstens in sicht. Daneben wird jetzt das studium der klassiker warm befürwortet (17, 28 — 19, 35 vgl. 10, 28 — 11, 13). Und das angeschlossene eruditionscapitel ist gleichfalls von diesem gedanken beherrscht (19, 36 — 23, 2. 23, 35 — 32, 28 bes. 32, 29 — 33, 27). Mitten zwischen den mannigfaltigen reformvorschlägen für die bildung der zeit treffen wir auf einen heftigen angriff gegen das drama des sturmes und dranges (23, 2 — 34). Als nebensache soll man ihn ansehn. Und doch ist er im grunde der prüfstein für die ganze stellung Fs. zur deutschen litteratur.

Die schlusspartieen wechseln das thema noch häufiger. Zuerst eine gedrängte, tröstende' übersicht über die bisherigen heroen der deutschen geistesgeschichte (33, 28 bis 34, 32). Darauf ganz unvermittelt eine widerlegung der einwände, die etwa gegen das dreimal widerholte vergleichend-historische raisonnement erhoben werden könnten (34, 33 — 36, 12), endlich eine empfehlung der deutschen sprache als litteratur- und hofsprache (36, 12 — 37, 21. 37, 33 — 38, 27) nebst einigen hoffnungsvollen ausblicken in die zukunft (37, 21 — 32. 38, 28 — 39, 15).

Will man der schrift inhaltlich mächtig werden, so wird man diesem vielfach gewundenen und sich widerholenden gedankengange nicht folgen, sondern lieber nach den von der einleitungsdisposition (3, 15) aufgestellten gesichtspunkten den stoff gruppieren. Sie stimmt mit dem wirklichen inhalte weit besser zusammen, als die titeldisposition, die doch nur unvollkommen 'über inhalt und gang der darstellung orientiert' anders Suphan, s. 8).

Der könig hat in der einleitung idées sur la Littérature ancienne et moderne n aussicht gestellt. Tatsächlich hat er in der ausführung diese fremden litteraturen überhaupt viel eingehender behandelt, als die deutsche. Er ist ja, wofür es kaum ines beweises bedarf[4], in der fremden litteratur, bes. der französischen, viel besser

1) Der könig liebt es, solche erfreulichen ausnahmen anzuführen: 6, 1 — 32. 5 — 8. 33, 28 — 34, 32 (vgl. 11, 16 — 23). 37, 15 — 32. 38, 37 — 39, 15. 33, 35: il ne faut qu'un Prométhée qui dérobe du feu céleste pour les animer.

2) 10, 25 — 15, 9.

3) 15, 15 — 17, 27.

4) Nur einige zeugnisse:

1732: ce prince ne connoît pas les Allemands: Hille bei Koser, Kronprinz[1], s. 267.

1750: Voltaire: L'Allemand est pour les soldats et pour les chevaux bei Jacoby, F. d. g. und die deutsche litteratur, Baseler vortrag 1875, s. 9.

1757: ich habe von jugend auf kein deutsches buch gelesen bei Krause s. 89. Über



zu hause, als in der eignen. Es ist ganz selbstverständlich, dass er aus der beurteilung der fremden die regeln für die deutsche entnimmt[1].

An der fremden litteratur entwickelt er seine ansichten über allgemeine sprach- und litterarhistorische 'gesetze'. Er hat sich dafür ein bestimmtes schema gebildet. Zuerst nämlich herrscht in jedem lande eine barbarische sprachmischung[2]. Mehr oder weniger unmotiviert tritt nach ablauf einer unbestimmten zeit ein 'genie' auf, das die sprache reformiert und dadurch auch litterarische blüte zeitigt (15, 24. 16, 3). Nur für England weiss der könig keinen solchen namen zu nennen. Das englische ist ihm überhaupt zuwider[4], so sehr, dass er das ungeheuerliche urteil wagt, es sei die einzige sprache, die durch übersetzungen gewinne (17, 21). Dies urteil über das englische erhält noch eine besondere bedeutung, wenn man bedenkt, dass er einst 1737 Deutsche und Engländer als nahe verwandt bezeichnet hatte (Oeuv. 21, 78). Überhaupt schweben ihm, wenn er das deutsche behandelt, stets die ausländischen verhältnisse vor. Bis in die letzten hoffnungsvolleren sätze hinein, führt er den vergleich mit den nachbarn fort. Er glaubt der nation kein herrlicheres zukunftsbild malen zu können, als wenn er sagt: 'unsre nachbarn werden einst deutsch lernen' (39, 2). Die epistolae obscurorum virorum scheinen ihn besonders wegen ihrer wirkung auf Rabelais zu interessieren (34, 3—5). Und wenn er für die litteratur vor allem den schutz von oben her, vom throne her verlangt, so hat er auch das aus fremden litteraturen abgeleitet. Alle diese bald skizzenhaften, bald sorgfältiger ausgeführten bemerkungen über fremde litteraturen[5] sind nun keineswegs als beiwerk aufzufassen. Sondern sie geben dem verfasser überall die anleitung nicht nur zur kritik, sondern auch zur aufstellung der reformvorschläge[6]. Das geht soweit, dass anstandslos die befolgung französischer lautgesetze von den Deutschen verlangt wird (19, 18—20 vgl. 17, 28—32).

Eine reihe stillschweigender voraussetzungen[7] liegen bereits dieser beurteilung der fremden litteratur und ihres verhältnisses zur deutschen zu grunde. Sie haben ihr schon 40 jahre früher zu grunde gelegen.

Dem könige ist es zunächst unmöglich, die litterarische entwickelung unabhängig von der politischen zu betrachten. Das folgt besonders aus dem ersten kapitel

Fs. ältere beziehungen zu Gottsched s. Litzmann, Ztschr. für deutsches altertum XXX, 204—212.
1762: je ne connais ni ne veux connaître [die deutschen bücher] bei Mentz s. 214.
1781: Wieland (bei Suphan s. 77): 'Seit vielen jahren waren wir so gut, als gewiss, dass der erhabene verfasser niemals an unserer litteratur einigen anteil genommen habe'. Vgl. Dichtung und wahrheit II, 7 (Hempel 21, 63).
Damit vergleiche man aber auch die selbstcharakteristik an Voltaire, Oeuv. 23, 350: un être tracassé les deux tiers de sa course par des guerres continuelles etc.

1) Schon 1737: Oeuv. 21, 78. Vgl. jetzt besonders Dilthey s. 356.

2) 15, 17—33: Italien. 15, 34—16, 3: Frankreich. 16, 34—17, 8: England. 15, 35 wird ausdrücklich der damalige französische und der heutige deutsche zustand in parallele gesetzt. Schon 1775 vergleicht er das Frankreich Franz' I. mit dem zeitgenössischen Deutschland: Oeuv. 23, 337 fg.

3) Damit stimmt seine ablehnung der stürmer und dränger sehr gut überein.

4) Ausser den von Mentz 201 angeführten stellen sei auf Hist. de mon temps verwiesen. Hier schon wird das englische genau wie 17, 26 als sifflement bezeichnet. (Publikationen aus den preussischen staatsarchiven IV, 198).

5) Es konnte nur eine auswahl geboten werden.

6) Es heisst schon 4, 10: ce court recensement me peint la marche des choses. Vgl. 15, 4.

7) Trotz der versicherung des gegenteils: 4, 29.

ber die litteratur der antiken völker. Und wie er überzeugt ist, die politischen verhältnisse bis ins kleinste durch reglementierung von oben beeinflussen zu können, so hält er in demselben sinne die sprach- und litteraturentwickelung für reglementierbar[1]. Deshalb fehlt ihm die fähigkeit allgemeiner historischer betrachtung, insbesondere historischer betrachtung der sprache. Anachronismen rechnet er beim historiker nur unter die 'kleinen' fehler (14, 19). Unhistorisch ist auch das wahllose vergleichen aller möglichen litteraturprodukte, das sich durch die ganze schrift hindurchzieht. Er sucht 'unsere Homere, unsere Virgile' etc. (5, 28). Er fordert eine unbegrenzte nachahmung der fremden. Er überschätzt von diesem standpunkt die übersetzungen. Mit alledem aber gehört er bereits für die späten 60er jahre einem überwundenen geschlechte an. Denn gerade dies unhistorische vergleichen ist es, was Herders Fragmente in grund und boden bekämpfen[2].

Noch ehe also der könig ein einziges wort über seine eigne litteratur gesprochen hat, zeigt er, dass die grossen taten der litteraturkritik, für die Herders Fragmente den anfang bedeuten, für ihn nicht existieren. Hält man sich diesen prinzipiellen standpunkt des königs, wie er aus den abschnitten über die fremde litteratur folgt, gegenwärtig, so ist seine ansicht über die deutsche sprache und litteratur nicht weiter auffällig.

Schon in den allgemeinen grundsätzlichen vorbemerkungen hatte der könig die hohe bedeutung guter schriftsteller für die sprachentwickelung dargelegt. Deshalb spielen nun bei den reformvorschlägen, die F. für die deutsche sprache hat, überhaupt die schriftsteller eine grosse rolle (17, 32—18, 2 vgl. 10, 7—13). Und zwar ist für ihn die wirksamkeit der poeten noch durchschlagender, als die der prosaisten[3]. Schon 1775 hatte er hier von zwei oder drei genies alles erwartet (Oeuv. 23, 350).

Alles nun, was sich im leben der sprache der bewussten umformung durch die schriftsteller widersetzt, ist verwerflich, so besonders die dialektische verschiedenheit. Die deutsche sprache zerfällt in ebenso viele dialekte, als Deutschland provinzen hat. Chaque cercle[4] se persuade que son Patois est le meilleur (4, 30—33. ., 36—5, 16. 24—26). Obwol Fs. eignes deutsch die niederdeutsche färbung nicht verleugnet (Mentz 221), obwol er sich für die eine oder andre eigenheit seiner sprachweise von Adelung den vorwurf einer 'widerwärtigen eigenheit gemeiner mundart'

1) Das ist der feind den Herder in 'Auch eine philosophie der geschichte' usw. 1774 (z. b. ed. Suphan V, 530) bekämpft.

2) Noch 1789 aber hat der Züricher eloquenzprofessor und freund Heynes: J. J. Hottinger auf 364 s. eine Mannheimer preisfrage (5. bd. der Mannheimer preisschriften) unter dem titel beantwortet: 'Versuch einer vergleichung der deutschen dichter mit den Griechen und Römern'. Doch ist diese schrift wenigstens über die neueren dichter, z. b. Wieland und Lessing, sehr ausführlich. Der verfasser hat den Shakespeare sogar dreimal durchgelesen (109) und 'Göthe' wird doch wenigstens in der gesellschaft von Weisse und Gerstenberg erwähnt (120), desgl. Schiller (121) 'mit derjenigen achtung, die ihren talenten gebührt'. Herder wird rühmend citiert (337[1]). Was Blankenburg veranlasst hat, diese schrift unter den gegenschriften gegen F. d. g. aufzuführen, ist mir unverständlich.

3) 16, 27—33. Ältere parallelen bei Mentz 196. Dass er die mängel der deutschen sprache aus dem allgemeinen 'nationalgeist' ableite, wofür Mentz 206 beispiele bringt, findet sich in unserer schrift nicht. Dagegen lässt sich das doppelte interesse, das der könig im allgemeinen an der sprache nimmt (ästhetisches und praktisches: Mentz 195 fgg.) beobachten.

4) Meister 29 übersetzt fälschlich 'reichskräis'; es ist doch wol gesellschaftskreis gemeint?

zugezogen haben würde (ib. 223[3]), urteilt er in den härtesten ausdrücken über die dialekte und idiotismen, ohne sich daran zu kehren, dass gerade diese dinge, wie Herder[1] sich ausdrückt, der 'schuzgöttin der sprache heilig sind'. Auch hierin bleibt der könig dem treu, was er schon immer gedacht hat. In der ältesten fassung der Histoire de mon temps von 1746 (IV, 198) äussert er sich bereits genau so, behauptet sogar, dass man sich von einem ende Deutschlands bis zum andern nur durch dolmetscher werde verständigen können[2].

Im übrigen erstreckt sich seine sprachkritik ziemlich gleichmässig auf das formale gewand und auf die sachliche brauchbarkeit.

Die vielen consonanten sind s. e. für die äussere form der sprache das grösste unglück (18, 33). Über die vielen *r* hatte er schon 1775 Voltaire sein leid geklagt (Oeuv. 23, 337). Und 1757 machte er in dem gespräche mit Gottsched[3] die fünf consonanten in der mitte von Gottscheds namen einfach lächerlich.

Dann bekämpft der könig, allerdings nur auf grund eines zufallsmaterials (19, 26. 13, 27), mit derselben schärfe die schlechten bilder (12, 23—13, 2. 19, 20—31. 20, 26—21, 14). In dasselbe gebiet gehört sein angriff auf die vermischung disparater stilgattungen (12, 14fgg. vgl. 1775: Oeuv. 23, 337)[4].

Aber das sind nur einzelheiten, die neben dem formellen grundschaden der deutschen sprache nicht sehr viel bedeuten. Dieser grundschaden liegt darin, dass die sprache überhaupt noch keinen stabilen zustand erreicht hat, dass sie noch nicht zur langue fixée geworden ist (5, 12—22), wie etwa in Italien (15, 30) oder in Frankreich (16, 20 vgl. 38, 14 und 1737: Oeuv. 21, 79). Mit dieser forderung einer langue fixée hat sich der könig die möglichkeit einer genetischen betrachtungsweise abgeschnitten[5].

Die sachliche kritik, die F. an der sprache übt, wird meist in zusammenhang mit den eruditionscapiteln gebracht. Hier vermisst er besonders die nötige klarheit (5, 26fg. 10, 13—17. 17—25). Hier bekämpft er, wie so oft schon früher (1737: Oeuv. 21, 78; 1746: Histoire de mon temps IV, 197; 1747: Oeuv. I, 232; 1775: ib. 23, 337) die weitschweifigkeit des deutschen (5, 27fg. 10, 17—25. 18, 4—26).

Die reformvorschläge[6], mit denen der könig an die sprache herantritt, zerfallen in stilistische (18, 4—31. 19, 20—31. 20, 31—21, 14 mit hinweis auf die rhetorik[7]) und lautliche (18, 31—19, 20).

Für den stil hofft er das meiste von dem vorbild der alten klassiker, besonders von ihrer kraftvollen kürze (18, 5—26). Unschwer erkennt man an

1) Fragmente I, 2, 6 ed. Suphan I, 162.

2) Sogar der hinweis auf Italien (5, 10fgg.) findet sich schon hier. Gegen die dialekte schreibt er auch an Voltaire 1775: Oeuv. 23, 337.

3) Erst nachträglich habe ich gefunden, dass Mentz s. 207 für dies gespräch eine ausführlichere relation benutzen kann, als der von mir herangezogene brief Gottscheds an Flottwell (bei Krause).

4) 15, 12 (vgl. 19, 31 — 35) wird über die armut an metaphorischen ausdrücken geklagt.

5) Daher die forderung des recueil muni de la sanction nationale: 4, 34 vgl. 15, 31—33 und 1737: Oeuv. 21, 79; 1746: Histoire de mon temps (IV, 198).

6) Er bezeichnet sie 18, 4 als secours intermédiaires im gegensatz zu dem hauptverbesserungsmittel: der belebung des sprachlichen aufschwungs durch die schriftsteller.

7) Ähnliche äusserungen Meierotto gegenüber 1783 bei Meister 109.

›r stelle die nachwirkung der Tacitusverhandlungen aus der zeit der entstehungs-hichte der schrift[1].

Selbst an das lautliche gebiet wagen sich die besserungsvorschläge des königs n. Obwol er das sprichwort: Caesar non est super grammaticos ganz gut kennt[2], ıngt er doch des 'wolklangs' wegen kurzer hand sagena statt sagen etc. und fiehlt die anwendung französischer lautgesetze aufs deutsche. Der erste vorschlag ·iel bespöttelt, hat aber vielleicht in etwas zur belebung der altdeutschen studien etragen[3]. F. verweist auch noch auf das englische, das zu seinem heile fremdes chgut aufgenommen habe (17, 15—18). Die schlussempfehlungen der deutschen che, besonders der lebhafte wunsch, dass das deutsche hofsprache werde (37, 33 38, 27)[4], zeigen zusammen mit den erwähnten lautlichen besserungsbestrebungen[5] den bekannten verdiensten des königs um die hebung des deutschen unterrichts, lebhaft seine interessen für dies gebiet waren, trotz der immer wieder hervor-›nden fremdländerei.

Ob aber die mittel, die F. zur besserung der sprache vorschlägt, 'eine fein-ige kenntnis der bedingungen der sprachentwickelung' verraten, wie Mentz s. 213 hrt, muss bei der offensichtlichen rückständigkeit des königs, namentlich in allen ıdsätzlichen fragen, ganz dahin gestellt bleiben[6]. Überflüssig wäre es andrerseits, über die unkenntnis des königs im jahre 1780 zu ereifern. Denn alles wichtige ı des sprachcapitels ist weit älteren datums. — Wol gibt es schon zu Fs. zeit feinsinnige kenntnis der sprache, vor allem einen historischen standpunkt bei beurteilung, aber gerade im lager der gegner des königs, z. b. in Osnabrück bei er und in Weimar bei Herder[7].

Weit höher, als die sprachlichen sind die eruditionscapitel zu werten. In ın, besonders in den tief eindringenden ausführungen über die philosophie oder en aufgestellten erziehungsgrundsätzen, die dem neuhumanismus den weg bereiten,

1) Das wort Tot verba, tot pondera führt F. sowol hier (18, 30) an, als in einem von Hertzberg veröffentlichten briefe (Hist. 44). F. liebt überhaupt die lateinischen e, selbst wenn sie falsch sind (Mentz 199). — Über die forderung guter bilder usw. ›en s. 266).

2) Bei F. rufen ihm die sectateurs zélés du Tudesque dies sprichwort partout ›eau latin entgegen (19, 7 fgg).

3) Gomperz, einer der recensenten, den ich nur aus Suphan (Zeitschr. 5, 243 fgg.) ıe, ist ganz erfreut, solche *a*-formen aus dem Freisinger Otfrid belegen zu ıen (243[1]).

4) Schon von Gottsched in dem gespräch 1757 geäussert: Krause 89.

5) Genaue berücksichtigung der grammatischen regeln wird 18, 22—26, 1 ver-t. Fs. praxis widerspricht dem augenfällig: Mentz 221 fg.

6) S. 214 führt Mentz eine reihe von zeitgenössischen urteilen an, die sich falls abfällig über die deutsche sprache äussern, und sucht dadurch den könig zu ısten. Dabei aber kann der hinweis auf den stark französisch gebildeten herzog August nicht viel beweisen.

7) Mentz hat in dem wertvollsten teile seiner schrift (217—225) lehrreiche mmenstellungen über die praktische kenntnis, die F. von der deutschen sprache ɘ, gebracht. Es geht daraus u. a. hervor, dass selbst Fs. deutsch unter franzö-ıem einfluss stand (220). Mentz kommt zu dem übrigens schon von Möser (IX, 156) ıuteten resultate, dass F. wesentlich nur 'den märkischen dialekt, den militärischen kanzleistil seiner zeit' gekannt hat: eine ausrüstung, die ihn natürlich nicht be-gte, eine einigerma›n wertvolle schrift über die deutsche sprache und litteratur chreiben.



liegt zweifellos, so viel ältere gedanken hier auch widerkehren[1], die bleibende be deutung unserer schrift. Man muss das betonen, weil die zeitgenossen, selbst Möser zumeist über diese teile der schrift recht flüchtig hinwegeilen. Im rahmen eine litterarhistorischen betrachtung ist natürlich ein urteil über diese abschnitte unmöglich Dasselbe gilt von den zerstreuten bemerkungen des königs über die politische un wirtschaftliche entwickelung Deutschlands und der nachbarländer.

Alle bisher aus der schrift herausgehobenen und im wesentlichen als al fridericianisch nachgewiesenen gedanken haben ihr bei mit- und nachwelt noch kein sonderliche berühmtheit sichern können. Erst ihrem urteil über einzelne litte rarische erscheinungen und besonders dem urteil über die bühne verdankt d schrift ihre grosse wirkung. Auch hier werden wir an vielen stellen alten urteile des königs begegnen, ja durch sie z. t. noch in die kronprinzenzeit zurückgefüh werden. Aber es ist doch bemerkenswert, dass sein vernichtungsurteil über d drama des sturmes und dranges, so viel mir bekannt, in dieser schroffen form v ihm noch nicht formuliert worden ist[2].

Was er dagegen gleich über den Königsberger prediger Quandt rühmend (6, 1 hervorhebt, weist in seine frühzeit zurück (1739/40: Geiger[2] VII, dort näheres üb Qu.). Noch 1757 hat er Gottsched erzählt, 'wie Er ihn als Cron-Printz gehöret u wie er Ihn bezaubert hätte'[3]. Die eingehende berücksichtigung der rhetorik übe haupt erklärt sich ebenso sehr aus den jugenderinnerungen, wie aus der starken b einflussung durch die antike (Quintilian). Auch in der lyrik und epik sind es al freunde, die F. 1780 wider rühmt. Am bekanntesten sind da seine sympathieen f Gellert (6, 4). Bereits 1757 ist er Gottsched gegenüber (bei Krause 90) voll sein lobes[4]. Ein französisches lobgedicht, das ursprünglich für Gottsched bestimmt w (Oeuv. XIII, 162 fg.), hat er später auf Gellert umgedichtet. Selbst im jenseits w der könig, wie er launig an d'Alembert schreibt (1781: Oeuv. 25, 172), Gellerts fabe und die idylles d'un Germain nommé Gessner nicht entbehren. Dem 'Schwane v Mantua' will er sie überreichen. Gessner erscheint auch in unserer schrift (6, ' Aber der könig kennt ihn erst seit sechs jahren. Denn von dem erwähnten gespräc mit Swieten berichtet dieser selbst (bei Arneth VIII, 621): Je citai Gessner, qu'il n connoît pas. Am weitesten in die vergangenheit zurück weist vielleicht die e wähnung von Canitz, dessen schaffen noch ganz dem 17. jahrhundert angehört (6, Er erklärt ihn schon früher einmal (Oeuv. 1, 232) für den einzigen guten dichter, d Brandenburg unter Friedrich III. gehabt habe. Das urteil von 1780 ist weniger ei gehend und deshalb härter. Noch 1747 hatte F. geschrieben: c'est le Pope de l'All magne, le poëte le plus élégant, le plus correct etc.[5].

1) Besonders die empfohlenen autoren sind alte lieblinge: in den von Mer s. 225 citierten visitationsvorschriften von 1770 erscheinen sie ebenso, wie in de gespräch mit Gottsched (Krause 87 fgg.), die Maskov, Bayle, Wolff, Leibniz usw.

2) Hier wäre, wozu Köster die anregung gibt, erst einmal äusserlich nac zuweisen, welche deutschen stücke der könig überhaupt gesehen hat.

3) Von Massillon, den F. 22, 7 fg. rühmt, ist er gleichfalls schon als jüngli beeinflusst worden: Hettner III, 2, 13. Im übrigen kann ich mangels genauerer kennt der französischen litteratur auf urteile des königs über Franzosen nicht eingehen.

4) Auch in dem erwähnten gespräch mit Swieten citiert er 1774 Gelle Arneth VIII, 621.

5) Haller wird nur im eruditionscapitel beiläufig erwähnt (34, 30), ist ab doch schon dem kronprinzen mindestens dem namen nach bekannt gewesen: Kos Kronpr. 154.

Nicht ohne absicht verschweigt F. den namen Klopstock. Bereits 1757[1] hat er ihn im gespräche mit Gottsched 'ganz verworfen' (bei Krause 90)[2]. Noch Swieten aber zweifelt, ob er ihn überhaupt gelesen habe (bei Arneth VIII, 621)[3].

Erfreulichere anfänge sieht der könig hier nur in versen eines anonymus — es ist der anakreontiker Götz (s. Geiger[2] XI—XIV) — an welchen ihm die 'cadenz' und 'harmonie', ferner die glückliche mischung von dactylen und spondeen gefällt (6, 22 fgg.). Auch mit Swieten hatte er sich früher über den hexameter unterhalten (bei Arneth VIII, 621). Von dem Götzischen gedichte ist dem könig vermutlich 1773 (Geiger[2] XI) ein exemplar zu gesicht gekommen. Es handelt sich also auch hier um älteres material. Die sämtlichen äusserungen aber über die epik und lyrik der zeitgenossen bestätigen widerum die erfahrung, dass der könig von alten, ihm lieb gewordenen gedanken nicht lassen kann. Nur in nebensächlichen punkten hat er (warum, vermag ich nicht anzugeben) sein urteil leise geändert (Canitz — Milton).

Dasselbe darf man (von der bitterhöhnischen formulierung abgesehen) auch von seinen bemerkungen über drama und theater (6, 33—7, 16. 23, 2—34) behaupten. Seine klagen sind hier gleichfalls althergebracht. La scène allemande est abandonnée à des bouffons orduriers ou à de mauvais farceurs, qui représentent des pièces sans génie, qui révoltent le bon sens et font rougir la pudeur. So heisst es in der redaction der Hist. de mon temps von 1746 (IV, 199). Dieser ton wird auch in der folgezeit bei ähnlichen gelegenheiten stets angeschlagen (1747: Oeuv. 1, 232; 1775: Oeuv. 23, 237). Und wenn er als kronprinz wirklich einmal in eine komödie gegangen ist, so schwört er de bonne foi de ne pas jamais remettre le pied en telles comédies (1732 an Grumbkow: Oeuv. 16, 62. Genaueres Koser, Kronpr. s. 256).

Das ist einiges aus der vorgeschichte der urteile von 1780 über das theater. Daher nun der ausfall gegen das deutsche trauerspiel, das entweder hoch auf stelzen gehe oder im schmutze wühle (6, 33—7, 1). Wie stark der geschmack seines volkes verwildert sei, dafür sind die öffentlichen schauspiele ihm überhaupt der beste beweis (23, 3—5). Die abominables pièces de Schakespear sind ihm würdig der wilden von Canada. Vielleicht stammt dies urteil selbst der form nach von Voltaire[4]. Und warum dies urteil? Weil Shakespeare die aristotelischen einheiten nicht beachtet und die verschiedenen charaktere und milieus in verletzender weise durcheinander mengt (23, 5—21). Was Shakespeare, weil er am anfang der entwicklung steht, noch zu verzeihen ist, darf man beim Götz nicht mehr entschuldigen. Es ist eine imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises (23, 22—28), eine répétition de ces dégoûtantes platitudes. Der könig weiss, dass sich über geschmacksfragen streiten lässt (22, 37). Aber hier handelt es sich nicht um eine geschmacksfrage, sondern um den unterschied zwischen seiltänzern und marionetten auf der einen und den tragödien von Racine auf der andern seite: zwischen vergnügungssucht, mit der

1) Das harte urteil über Milton erscheint in unserer schrift abgemildert: 35, 24—28.

2) Sicherlich auch aus dogmatischen d. h. freigeisterischen gründen. Vgl. Suphan, Zeitschr. 5, 240.

3) Auch Meierotto gegenüber lehnt er zwei jahre später Klopstock ab (bei Meister s. 112). Wieland, der in unserer schrift gar nicht vorkommt, wird jetzt rühmend erwähnt. Der könig fragt, wo er denn lebe. Und als er nun von Weimar hört, ruft er: 'Ha ha! wo der herzog mit seinem Göthe lebt'. 'Schien übrigens Göthen als schriftsteller eben nicht sehr zu schätzen' fügt der referent hinzu (112 fg.).

4) Gaertner XV[1]. Pröhle 168. Die holländische oper nennt F. 1768 ein charivari digne du sabbat des sorciers: Oeuv. 24, 158.

man die zeit tot schlägt, und ernsthaftem kunstgenuss (23, 31—34). Und das alles ist gegen eben den Goethe gerichtet, bei dem sich gerade jetzt langsam, aber stetig die abwendung von seinem dramatischen jugendideal vollzieht.

Sehr merkwürdig kontrastiert mit dieser absage auf immer und ewig, dass das stück, welches der könig empfiehlt, verzweifelt mehr ähnlichkeit hat mit einem spectacle aux marionettes, als mit dem hohen drama der Franzosen. Es ist das lustspiel des Wieners Ayrenhoff, betitelt: 'Der postzug oder die nobeln passionen'[1]. Wunderbar[2], dass er daran gerade das preist, was ihm der Götz in so unendlich viel tieferer weise hätte bieten können: das originale: ce sont nos mœurs, ce sont nos ridicules, que le poëte expose sur le théâtre 7, 4.

Die voraussetzungen für all diese urteile liegen in dem orthodoxen französischen klassizismus[3], den Lessing mehr als zehn jahre früher in der dramaturgie bereits bekämpft hat.

Dass die schweren gebrechen dieser litterarischen kritik aber vielmehr in dem zu suchen sind, was sie verschweigt[4], als in dem, was sie bespricht, ist schon früh bemerkt worden. Aber man darf darüber nicht vergessen, dass der könig tatsächlich nur alte freunde lobt oder alte feinde bekämpft. Ein inventar über die 'guten' litterarischen früchte der zeitgenossen aufzunehmen, lag weder in seiner absicht, noch in seiner befähigung. — Die grundlage für eine abschliessende beurteilung der schrift würde eine doppelte sein müssen. Einmal ein absolut vollständiges verzeichnis aller älterer äusserungen des königs über die themata unserer schrift[5] und sodann biographisch eine genaue darstellung gerade des letzten jahrzehnts aus dem leben Fs.: seiner wünsche und hoffnungen, seiner stimmung. Beide grundlagen sind aber in der bisherigen litteratur noch nicht gelegt worden. — Eine würdigung allgemeineren charakters ist oft gegeben worden, vielleicht am besten von Hertzberg (bei Meister s. 93):

> 'Die Epoke der besseren Bildung der deutschen Litteratur fällt in Zeiten, da er seinen Staat zu retten und Deutschlands Ruhm zu mehren, mit Thaten bemüht war, wie sie kein Zeitalter vor ihm gesehen hat. Auch nachher mit der Litteratur wie ein zunftmässiger Gelehrter oder ein geschäftsfreyer Dilettante fortzugehen, davon halten ihn Beschäftigungen zurück, die wichtiger sind, als alle litterarische'.

Die person des verfassers und der inhalt der schrift bürgten dafür, dass in dem schreibseligen zeitalter alsbald die kritik gegen die ansichten des königs in den kampf zog[6]. Es sind nicht gerade die sterne erster grösse, die hier ihr licht leuchten lassen. Aber zur erkenntnis der verschiedenen parteirichtungen sind manchmal die äusserungen der kleineren geister besonders wertvoll, weil auf sie das schlagwort bezaubernder wirkt, als auf die grossen[7]. Manches beachtenswerte hat diese kritik zu tage gefördert, und es sind gar nicht nur 'kärrner, ausputzer, berichtiger, nachträger', die daran teilnehmen (so Suphan 12).

1) Mir lag es in der ausgabe von 1803 vor (3. band der sämtl. werke s. 1—70). Das stück ist 1771 in Berlin 40mal aufgeführt worden: Gaertner VIII (Berliner programm 1892).

2) Es ist ferner auffallend, dass der könig gerade ein stück wählt, in dem (allerdings maskiert) gegen die fremdländerei gekämpft wird: s. Geiger[2] IX fgg.

3) Sogar eine angebliche logik von Batteux wird 20, 16 erwähnt.

4) Die ganze kriegslyrik z. b., Gleim nicht ausgenommen.

5) Das fordert jetzt auch Schüddekopf s. V.

6) Eine reichhaltige zusammenstellung brieflicher äusserungen jetzt bei Geiger[2] s. XXIII—XXIX.

7) Das übersieht Schüddekopf s. V fg.

Als der erste ergreift der Braunschweiger abt Jerusalem das wort. 'Über › teutsche sprache und litteratur. An ihro kgl. hoheit die verwittwete frau herzogin n Braunschweig und Lüneburg' ist der titel seiner in Berlin 1781 anonym erhienenen schrift. Über die entstehungsgeschichte orientieren neben Hertzbergs schon ierter Histoire einige angaben, die Krauske aus dem Berliner geh. staatsarchiv macht ist. zschr., n. f., 21, 513 fgg.). Wie schon die widmung zeigt, schreibt J. auf verlassung seiner herrin, der schwester des königs.

Gewiss beurteilt Hertzberg die schrift richtig, wenn er dem könige schreibt: 'ist im wesentlichen mit der meinung ew. maj. einverstanden' (Hist. 57). Aber J. laubt sich doch allerlei charakteristische abweichungen[1]. Nach dem vorbilde des nigs behandelt er in einem mehr kritischen teil (3—18) die gründe des litterarischen ›fstands, in einem mehr rühmenden die symptome des aufschwungs (18—29)[2].

Als bewährter kanzelredner[3] nimmt er besonders an Fs. angriff gegen die utsche rhetorik anstoss, indem er (wie Ayrenhoff s. 124 und Möser s. 23) mit recht ırauf verweist, das alle äusseren bedingungen für die entwicklung einer grossen fentlichen beredsamkeit in Deutschland fehlen. Ferner genügen dem geistlichen e gründe nicht, die F. für den verfall des theaters anführt. Er meint, ein wichges hemmnis sei gewesen, dass die geistlichen dagegen geeifert hätten (13). Und ; gelingt ihm sogar eine noch tiefere begründung: 'da Teutschland keinen nationalharakter hat, und unsre schriftsteller . . . keine andre welt, als den ort ihres aufıthalts hatten, wo sie ihre ideale hernahmen, so blieb das französische theater nter uns in dem besitze seiner vorzüge' (14). Des königs sprachkritik erklärt er effend und einfach damit, dass wer an die französische sprache gewöhnt ist, dass em natürlich das deutsche missfallen muss (16 fg.). 'Aber jede sprache hat ihren esonderen gang'. Sein ideal ist keineswegs die langue fixée (17)[4].

Andrerseits kann er jedoch wider den höfischen ton nicht vermeiden. Mit iner berechnung lobt er den preussischen kanzleistil (7; vgl. Koser, F. d. gr. I², 513), esgl. nach Fs. vorgang Canitz (7) und Thomasius (8). Seitdem überhaupt der könig en thron bestiegen hat, macht sich ein allgemeiner aufschwung bemerkbar (9 fg.). ıber als zeugen dafür führt er nun doch auch Lessing an (14. 26). Voltaire selbst rird nach ansicht dieses sanften vermittlungsgeistes die dramaturgie 'hier und da ıit kleinen unruhen' gelesen haben. Von Goethe und Herder hat auch er geschwiegen[5]. Ind in dem unhistorischen vergleichen bewegt auch er sich nur zu gerne[6].

Am deutlichsten kommt der hofmann am schlusse zum vorschein. Da beeichnet er es (22) als die 'lächerlichste und vermessenste unwissenheit', einen verleich mit den Franzosen zu versuchen (22). Ausführlich ist von Fs. gutem einflusse

1) Nur auf diese ist in der folgenden besprechung eingegangen, daneben auf as höfische.

2) Doch finden auch schon im ersten teile 'einzelne genies' platz.

3) 'Simplicität, licht und gemässigte wärme', sind seine eigenschaften: 12.

4) Er weiss, dass sich die grossen Franzosen nur ungern dem academiezwang nterwerfen. Den könig ergänzend, behandelt er auch den musikalischen wert es Deutschen (19 fg.), ähnlich wie Ayrenhoff (127), der sogar meint, das singen ei 'bey uns beynahe zur nationalleidenschaft geworden'.

5) Von Goethe vielleicht wegen des Werthers; denn der abt ist der vater des nglücklichen Jerusalem.

6) 'In Gesner ist die volle sanfte natursprache des Theokrits; was ist 'yrtäus gegen Gleim?' (19 vgl. 20—22). — Die hist.-polit. ausführungen (22 fg. 5 fg.) müssen ausser betracht bleiben.

auf die sprachentwicklung (22—25) die rede. Und ein musterhaft höfischer stil ist im folgenden satze enthalten:

'Der woltätige einfluss der sonne gibt jeder blume ihre schönheit und jeder pflanze ihre fruchtbarkeit, wenn sie auch im schattigten thale von ihren strahlen nicht unmittelbar beschienen werden'.

Am schlusse steht eine unendliche periode (26—281), die wider dazu bestimmt ist, den allgemeinen aufschwung zu schildern[1]. Es bedarf für ihn keines Prometheus[2], sondern nur 'eines strahles von Fs. throne', 'den schon erweckten geist noch ferner anzufeuern' (28). Ein hoch auf den könig schliesst diese erste 'gegenschrift'. Goethes urteil über sie: 'wohlgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und arm', Herders urteil über den ganzen mann: 'ein kleiner, enger, politischer kopf, gottserbärmlich' (bei Suphan 57) bestehen noch heute zu recht[3]. Aber so 'alt' er auch sein mag: er steht dem neuen geiste doch weit näher, als der könig. Sicherlich hat ein längerer aufenthalt in England (1737—40: Allg. d. biogr. 13, 780) auf ihn ebenso günstig gewirkt, wie auf Möser. — Was ihn als theologen charakterisiert: das sanfte vermitteln zwischen allen feinden[4], hat er von neuem durch diese schrift bewiesen. Die königliche kritik verliert in dieser milden beleuchtung all ihre schärfen[5].

Jerusalem ist an den von dem könige angeregten fragen selbst nicht sonderlich interessiert gewesen, und die spitzen, die F. versteckt, aber jedem erkennbar, gegen die theologie anbringt (14, 1—5. 24, 14—16), hat der theologe Jerusalem mit geschick ignoriert[6]. Denn er liebt die compromisse.

Lebhafter wird der ton, wenn näher beteiligte in die debatte eingreifen. z. b. der verfasser des Postzugs, Cornelius von Ayrenhoff[7]. Genau wie Jerusalem, nur aus andern gründen, ist er mit den behauptungen Fs. ganz einverstanden. So unpassend wie möglich, vergleicht er Fs. schrift in ihrer reinigenden wirkung mit einer oppositionsrede im englischen parlament (115).

As. 'schreiben' reiht ganz lose verschiedene bemerkungen aneinander. Nicht nur im interesse Wielands, sondern vor allem im interesse seines Postzugs verwahrt er sich gegen die beurteilung der dialekte durch F.[8]. Die gründe, die F. für die gedrückte lage der deutschen litteratur auf grund eingehender kenntnis der franzö-

1) Auch 'ein armer conrector zu Seehausen' erhält dabei eine ehrenvolle erwähnung.

2) Vgl. s. 263, anm. 1.

3) Aber man vergleiche damit das enthusiastische urteil einer zeitgenossin über den 'himmlischen' greis bei Suphan 32. 'Kein streber, aber wachsender ehren froh' Erich Schmidt, Lessing² II, 107.

4) Selbst Socinianern ist er ein freund gewesen: Allg. d. biogr. a. a. o.

5) Jerusalems schrift ist viel gelesen worden, u. a. von einer correspondentin Hertzbergs (abdruck aus dem Deutschen museum st. X 1781 bei Meister 85 fg.). Sie vermisst unter den von Jerusalem genannten prosaisten vor allem Sturtz, der kurz vorher gestorben war (1779). Hertzberg verweist sie aber in seiner antwort vielmehr auf Lessing, Wieland und Möser, als auf 'originalere und deutschere' schriftsteller (88).

6) Dazu stimmt die nichterwähnung der ins theologische hinübergreifenden schriftstellerei Lessings.

7) Schreiben an den herrn grafen M. v. Lamberg: Werke 1803 V, 113—142, noch 1780 verfasst (142).

8) Statt nehmena (125) fordert er nehma, wofür er wenigstens auf dialekte verweisen kann. Sonst sind seine sprachlichen reformvorschläge noch schlimmer, als die königlichen. Er bekämpft das 'schreyende' *sch* und das 'keichende' *h*.

schen litteratur angeführt hat, legt A. nicht lange auf die wagschale. Für ihn ist nfach der zufall herr über die sprachgeschichte[1].

In dem unhistorischen vergleichen decken sich seine ansichten mit den ereits besprochenen. Den kampf gegen die 'Grenadiers des altertums' gibt er von orneherein auf.

Im drama ist er gemäss seiner praxis klassizist[2]. Das folgt aus den vorildern, die er anführt (129), mit derselben bestimmtheit, wie aus dem tadel gegen essings stellung zu den Franzosen (133). Entrüstet fragt er in einem epigramme Vor Lessings Minna von Barnhelm' (V, 17): 'Der schurk im stück, warum ist er ranzos?' Noch lange 'wird Melpomene seufzen, dass er zu viel böses von Corneille nd Voltairen, und viel zu viel gutes von Shakespearn geschrieben hat'.

Er versucht sich sogar in bemerkungen, die wie eine geschichte des zeitenössischen dramas aussehn. J. E. Schlegel, Cronegk, Weisse (136) sind auf em besten wege zum klassizismus gewesen. Aber da sind 'ein paar sonderlinge'[3] uf den gedanken gekommen, alte regeln zu brechen, und Melpomenens tempel ist un 'in eine bunt übermalte gauklerbude' verwandelt (137). Wenn der könig die euen stücke mit seiltänzereien auf eine stufe stellt, so sieht A. schon in der beeichnung 'schauspiel' ('guckspiel' = ausstattungsstück?) einen verderb. Natürlich ist s nicht schwer, als Hamlet und Lear erfolge zu gewinnen. Denn dazu gehört nur ein wenig grimassieren'. Man spiele aber erst einmal 'einen gut geschilderten tragichen held aus einem gesitteten zeitalter'. Dann wird man schon die schwierigkeiten nerken[4].

Viel schwerer als A., hat ein anderer lustspieldichter, Wezel, sich seine arbeit gemacht. Seine schrift. 'Über sprache, wissenschaften und geschmack der Teutschen' Leipzig 1781) beschäftigt sich auf 328 s. mit dem weiterspinnen der königlichen gedanken. Den zeitgenossen hat diese schrift allein schon wegen ihrer länge und sicher auch wegen ihrer wasserklaren disposition ganz besonders gefallen[5]. Als gegenschrift aber ist Wezels arbeit kaum noch zu bezeichnen. An des königs schrift erinnert fast nur noch die zu grunde gelegte einleitungsdisposition. Im übrigen wird jede kleine bemerkung zu einem langen aufsatz aufgeschwemmt. 'Bloss zum leitfaden' dienen ihm Fs. gedanken. Es ist unmöglich, hiervon in kürze ein bild zu geben[6]. Principiell ist er mit dem könig einverstanden[7]. Er spricht von 'stiftern' der sprache (40. 58) und nennt sie die 'tümmsten barbaren'. Dass er die sprache für regulierbar hält, zeigen seine ungemein genauen reformvorschläge. Und wenn er am schluss (297)

1) Er ist sogar mächtiger, als die gunst der krone (123), von der A. sonst sehr viel hält (117 fg.).

2) S. Gaertner XV ?.

3) Hierüber weiteres in den Epigrammen V, 16. 19.

4) Am schluss werden wider 'genies' aufgezählt, nicht nur Joseph II. (139), sondern sogar F. d. gr. selber. Über seine 'moderige' dramaturgische theorie, s. Erich Schmidt II, 135 fg.

5) Sie erhält nicht nur bei F. v. Blankenburg Litt. zusätze zu Sulzers Allg. theorie der schönen künste I, Leipzig 1796, s. 371[b] einen lobenden zusatz (bei Blankenburg findet sich eine ausführliche bibliographie der gegenschriften, für die Krauske a. a. o. noch ergänzungen bietet), sondern sie wird auch in einem handschriftlichen eintrag (in dem exemplar der kgl. öffentl. bibliothek in Dresden) allerdings unter gleichzeitiger kritik rühmend charakterisiert.

6) Besondere beachtung verdient der abschnitt über die höflichkeitssprache: s. 134—146.

7) Nur der einfluss von oben wird 178. 186 schroff abgelehnt.

Nur in einem längeren briefe an Hamann (bei Suphan 56fgg., er ist lückenhaft überliefert) hat er sich über die 'litteratur' des königs[1] und namentlich Goethes ausgesprochen. Über des letzteren gespräch heisst es: 'das ganze hat mir nicht genug gethan und die einfassung nicht gefallen'. Ist H. hier wirklich nur der 'mäkelnde kritiker' (Suphan 58)?[2] Darf man es nicht sagen, dass H. zur widerlegung des königs überhaupt der geeignetere gewesen wäre? Da wären die alten gedanken der jugendzeit, durch ein fast ununterbrochenes nachsinnen über die philosophie der geschichte genährt, zu gewaltigem durchbruch gekommen. Ist es nicht möglich, dass er diesen universaleren standpunkt an Goethes schrift vermisste?

Das alles sind fragen, die sich mit unsern quellen nicht beantworten lassen. Sicher ist nur, dass unter dem eindruck der schrift Fs. die jugendarbeit der Fragmente wirklich wider hervorgeholt wird und 'einen neuen zunder der auferweckung' erhält (Hs. werke I, s. XXXVIII). Der angriff des königs aufs drama wird die veranlassung zu einem abschnitt des neuen entwurfs gegeben haben, der überschrieben ist: 'Sophokles : Lessing : Göthe : Griechisches trauerspiel; unsres u. f.' (ib.)[3]. Aber H. kam, wie so oft, nicht über entwürfe hinaus.

So musste denn ein andrer mann, ein 'auswärtiger' für das angegriffene Weimar eintreten. Es ist Justus Möser in Osnabrück. In seltener weise vereinigt er in seiner gegenschrift eine vernichtende sachliche widerlegung mit der schonendsten persönlichen behandlung. Sein schreiben lässt es uns einigermassen verschmerzen, dass Goethes gespräch nicht mehr vorhanden ist. Denn so viel diesen Osnabrücker advokaten sonst scheiden mag von Goethe und selbst von Herder: der verschiedene lebens- und bildungsgang, die unendlich viel stärkeren praktischen interessen, die unvergleichlich viel grössere gebundenheit an den boden der engeren heimat: er kann und will die fäden, die sich von ihm aus durch vermittlung seiner tochter nach Weimar hinüberspinnen, nicht lösen[4]. Erst zehn jahre waren seit der zeit verflossen, da er zusammen mit Goethe und Herder in den Blättern von deutscher art und kunst vor das publikum getreten war[5]. Und bei ihm waren jene alten gedanken in der zwischenzeit immer mehr ausgereift. Es war ihnen kein feind erwachsen aus einer fremden welt. Sondern nur immer neue nahrung hatten sie gesogen aus dem boden der heimat. Einer der wenigen, folgt er dem aufsteigenden gestirn von Weimar mit heller freude[6]. Jede neue erscheinung weiss er selbständig zu verarbeiten. Keine

auf reife wartet; so wäre es unvernünftig, aus liebhaberei alter zeit die seine zu verkennen und zu versäumen, Rom anzuzünden, damit man ein brennendes Troja sehe und neue homerische verse lese'.

F. d. g. selbst wird zweimal erwähnt: s. 356 wegen seiner praktischen verdienste, s. 369 weil er 'die seltenen gaben, glücklich zu denken und zu handeln vereinigt'. Aus persönlichen gründen erklärt sich Hs. anerkennung für die tätigkeit der akademie (352fgg. ganz im gegensatz zur ansicht des reisetagebuchs ed. Suphan IV, 105. In der Bückeburger zeit [Auch eine phil. d. gesch. ed. Suphan V, 577. 581fg.] vollzieht sich der wandel in der stellung Hs. zu F. d. g. im allgemeinen).

1) Er klagt über den 'despotismus des geschmacks', wie wir aus Hamanns antwort wissen (bei Suphan 64).

2) Da Goethes gespräch, das objekt seiner kritik, verloren ist, wird sich darüber gar nichts ausmachen lassen.

3) Spätere reminiscenzen Hs. an die schrift bei Suphan 69fgg. 88fgg.

4) Es ist die vollste wahrheit, wenn frau v. Voigts (X, 242) schreibt, wenn sie und ihr vater nach Weimar kämen, so geschehe es nur um Goethes willen.

5) Er veröffentlicht da seine einleitung zur Osnabrückischen geschichte.

6) Es ist bekannt, welche rolle die Patriotischen phantasien in Goethes leben spielen.

ur von der blindheit der alten gegenüber der neuen generation, die weder Klopstock och Herdern erspart blieb: ein hellsichtiger mann an der schwelle des greisenalters, er ein jüngling in frische und freimut: wo gab es einen ebenbürtigeren gegner für m alten könig?

'Der frühlingsthau erquickt und befeuchtet das land; wer mag es wagen, sein ld vor die augen zu bringen?' das ist Nicolais freundesurteil über den ganzen mann K, 4). Wir dürfen es auch auf unsre schrift anwenden, müssen uns jedoch ähnlich ie bei F. d. g. erinnern, dass auch Möser im wesentlichen mit alten gedanken rbeitet. Sie werden nur in neuer fassung wider ausgelegt.

Schon der aufbau unterscheidet das 'schreiben' von den früheren. Denn prache und litteratur werden nicht gleichmässig berücksichtigt, wie bei Afsprung, der gar die sprache der litteratur vorgezogen, wie bei Wezel, sondern die litteratur t für M. durchaus das wichtigste.

Als grundforderung der schrift des königs erscheint ihm: dass wir die fremden achahmen sollen. Ist das berechtigt? ist seine gegenfrage. Der beantwortung dieser age dient die schrift. Allerdings gibt es in Deutschland, namentlich im öffentichen leben (6) viele schwere schäden. Aber sie dürfen uns nicht zur verzweiflung reiben. Sie dürfen uns nicht die guten früchte des landes vergessen machen. u ihnen aber gehört vor allem der Götz. Eine Götzapologie ist denn in der t unsre schrift zum grossen teile. Aus ihr quellen eine weitere allgemeine dramaurgische darlegung und eine verteidigung Shakespeares heraus[1]. Zum chluss wird der standpunkt wider allgemeiner, indem die gefahren der nachhmung überhaupt gezeigt werden (16—18). Ferner wird der ganzen neuen chtung der Lenz, Klinger und Wagner eine verteidigungsrede gehalten (19). Anefügt[2] ist eine schutzschrift für die deutsche sprache (21 fgg.) und eine würdigung es königs (23 fg.), die die einleitung ergänzt[3].

Eine beurteilung des schreibens im einzelnen hat vor allem die Patriotischen hantasieen[4] zum vergleich heranzuziehen, um auch für Mösers schrift den beweis u führen, dass er darin seinen früheren gedanken über deutsche litteratur (und ultur) eine gewissermassen abschliessende gestalt hat geben wollen.

Der könig hat aufs ausland verwiesen, als auf die quelle, von der alles gute omme. M. fragt: sollen wir nicht lieber unsre eignen eichen[5] ziehen? (5, 28). mmerhin aber bedarf es vor allem der prüfung, ob die Deutschen schon aus sich

1) Apologie Shakespeares: 12 fgg. Über den wahren begriff der 'einheit': 15 fg. ergleich zwischen deutscher und ausländischer entwickelung: 12 fg. 14 fg.

2) Mit recht hebt Schüddekopf s. XVIII das sprunghafte der letzten partieen ervor.

3) Nach frau v. Voigts (X, 242) ist die schrift 'im eifer aufs papier geworfen'. ie schreibt weiter über ihren vater:

> 'Er ist selbst nicht völlig mit seiner arbeit zufrieden, weil seine gesundheit ihm nicht erlaubte, das feuer, womit er ansetzte, lange genug zu unterhalten'.

Schon 1777 schreibt M. an Nicolai (X, 168):

> 'Man wird endlich steif und alt; und mich däucht oft, die munterkeit, wodurch ich meine vorstellungen zu heben suche, sei nicht mehr so wahr, als vordem; es sei heisse liebe in dem munde eines greises'.

Ein weiteres ungedrucktes zeugnis bei Schüddekopf s. XVIII.

4) Und andere kleinere schriften, desgl. natürlich die briefe.

5) Wol absichtlich wählt er diesen baum. Er erzählt I, 329 selber, dass die orliebe für die eiche noch gar nicht alt sei.

selbst schöpfen dürfen oder ob sie sich noch immer auf das ausland müssen verweisen lassen (6).

Diese prüfung beginnt M. mit einer allgemeinen kritik der öffentlichen zustände in Deutschland[1]. Wie M. die kleinste frage des wirtschaftlichen lebens unter ganz allgemeine politische gesichtspunkte bringt[2], so macht er es hier mit den litterarischen. Aber er bleibt nicht in allgemeinheiten stecken. Sondern es ist etwas ganz bestimmtes, was er gegen die öffentlichen zustände einzuwenden hat. Das ist der mangel an grossen begebenheiten[3], der den mangel an grossen 'empfindungen' und damit den mangel einer grossen litteratur veranlasst 6, 24 fgg.:

> 'Die gefahr macht helden und der ocean hat tausend waghälse ehe das feste land einen hat. Es müssen grosse schwierigkeiten zu überwinden seyn, wo grosse empfindungen und unternehmungen aus unserer seele empor schiessen sollen — — — oder der geist hebt sich nicht aus seinem gewöhnlichen stande, die seele umfasst keine grosse sphäre, und der mensch bleibt das ordinaire geschöpf, was wir täglich sehen und nach unsern gemeinen regeln zu sehen wünschen'.

Schon seit jahrzehnten klagt er über diesen schaden:

> 'Lange glückliche und wolfeile zeiten schläfern den menschen endlich ein — — — der philosoph spielt mit der besten welt, und der staatsmann mit eitlen entwürfen — — — nichts zwinget zu empfindungen und grossen entschlüssen. — — — Allein wenn die noth hereinbricht, wenn die gefahr helden fordert, und ein allgemeiner ruf den geist aufbietet, wenn der staat mit seinem untergange kämpft — — — wenn die schrecklichste entscheidung nur mit der grössten aufopferung abgewandt werden kann, dann zeigt sich alles wirksam und gross (II, 40 fg., 1772)[4].

Die gefahr, die not, den kampf sehnt M. auch für die litteratur herbei. Denn sie erst entfesseln alle grossen eigenschaften[5]. Darin ist er ein grundsätzlicher gegner des alten königs, der frieden und ruhe auch für die litteratur haben will. M. will für jetzt nicht den frieden, sondern den krieg. Von ihm erwartet er eine aufrüttelung der geister, das aufblühen der genies.

Daher empfiehlt er mit glühender begeisterung die kriegspoesie (9), die in der schrift des alten soldatenkönigs keines wortes gewürdigt war. Ein prophet ist M.

1) Vgl. z. b. I, 105. 287. 438; II, 40; IX, 241 fgg.

2) Z. b. I, 385.

3) Es sei gestattet, an ein wort Goethes aus dem jahre 1795 zu erinnern (bei Bode, Goethes ästhetik, Berlin 1901, s. 159): 'Wann entsteht ein klassischer nationalautor? Wenn er in der geschichte seiner nation grosse begebenheiten ... vorfindet' usw.

4) In abgeschwächter form erscheinen solche gedanken auch bei F. d. g., Lettres sur l'amour de la patrie: Oeuv. IX, 222.

5) 'Nie habe ich lebhafter gedacht und mächtiger empfunden', lässt er (III, 87) eine soldatenbraut sagen, 'als zu der zeit, wo mein erster geliebter fürs vaterland auszog' (im gegensatz zu 7, 6: 'unsre schönen stimmen leichter zu ordentlichen als heroischen empfindungen'). Mit zitternder stimme erzählt sie da von der seligkeit der aufopferung auch des teuersten. Wie kontrastiert mit solchen augenblicken 'unser jetziger leierstand' (88). Gerade in den späteren phantasien, die zeitlich unsrer schrift am nächsten stehen, sind solche gedanken die lieblinge Ms. Da stellt er den handelnden teil der menschheit dem speculierenden gegenüber (IV, 24—28); oder wider in den kleinsten verhältnissen: eine liebe die erobern will und eine, die erobert hat (IV, 50 fg.) oder er tritt, wie auch in unsrer schrift (7, 7) für den zweikampf ein (IV, 131 fgg.). Vgl. III, 69; IV, 89.

ja so gut, wie der könig (9, 23): 'der beste gesang für unsre nation ist unstreitig ein bardit, der sie zur vertheidigung ihres vaterlandes in die schlacht singt'... Natürlich, dass er in diesem zusammenhange Gleims (9, 33) erwähnt. M. hat selber die grossen zeiten des kriegs mit erlebt, mit dem herzog Ferdinand in engen beziehungen gestanden und die not des kampfes durch seinen humor verklären dürfen. Bis hinein in sein kleines lustspiel 'Harlequins heirath' spüren wir die wirkungen. Da renommiert der Harlequin mit ohrringen, die er 'im laufgraben vor Schweidnitz' erobert hat (IX, 128)[1].

Aber diese zeiten, die sich dem alten M. schon stark idealisiert haben mögen, sind nun vorüber. An keiner stelle unsrer schrift ist der ton bitterer, als hier, wo M. den mangel grosser begebenheiten beklagt (7, 26):

> 'Unsre empfindungen sind nicht zu der feinen rachsucht gestimmt, welche in Lessings Emilie thönt, und wir haben höchstens nur vaterstädte und ein gelehrtes vaterland, was wir als bürger oder als gelehrte[2] lieben. Für die erhaltung des deutschen reichssystems stürzt sich bey uns kein Curtius in den abgrund'.

Wenn aber wirklich einmal ein aufregendes ereignis vorkommt, wie die kabinetsjustiz[3] Fs. in sachen des müllers Arnold, den M. mit hohem freimut hier anführt (7, 13fgg.): dann schweigt Deutschland.

Ohne also auf die historische beweisführung des königs einzugehen — wozu M. weit befähigter gewesen wäre, als z. b. Afsprung — setzt er dem königlichen dogma: Les muses demandent des aziles tranquilles (8, 25fg.) positiv seine empfehlung der kriegspoesie, negativ seine kritik an der 'ruhe' der öffentlichen zustände entgegen, und zwar nicht in der aufwallung des augenblicks, wie man nach einem briefe seiner tochter annehmen möchte (s. oben s. 277, anm. 3). Es sind vielmehr alte, liebgewordene gedanken, die, über die phantasien zerstreut, sich doch schliesslich zu einem kraft- und tatideal zusammenschliessen, das an die sehnsucht des sturmes und dranges gemahnt. Empfindungsschwache völker, wie die Deutschen, sollen sich nicht mit empfindungsstarken, wie den Engländern etc. vergleichen wollen (7fg.).

Keine bessere einleitung hätte er seiner Götzapologie vorausschicken können. Ihr erster teil (9) beschäftigt sich mit der widerlegung des königs. Oder es ist schon gar keine widerlegung mehr. Sondern M. sucht das urteil Fs. nur als einseitig — subjektiv zu erweisen. 'Alles was der könig daran auszusetzen hat, besteht darinn, dass es eine frucht sey, die ihm den gaumen zusammen gezogen habe, und welche er auf seiner tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren werth noch nicht' (9, 15—19). Ein anderes ist der geschmack der hofleute, ein anderes ein volksstück. Alles in der welt ist doch nur relativ schön und gross, und die eichel geht in ihrem rechte vor der olive' (9, 8fg. vgl. IV, 44; IX, 85). Dass M. gerade für die breite masse des volkes, die der Götz in bunten bildern uns vorführt, von jeher das tiefste verständnis hatte, bezeugt fast jede 'phantasie'. Als warmer freund jeder volks-

1) Ein neu aufgefundenes gedicht Ms. auf den jungen könig (1742) bei Schüddekopf s. IX—XIII.

2) Diese feindschaft gegen die 'gelehrten' ist gleichfalls althergebracht: I, 438; III, 128—132; IV, 21. 25fg. 36. 69. 10, 14fg. in unsrer schrift hebt er ausdrücklich den gegensatz zwischen diesen gelehrten und der 'deutschen art und kunst' hervor. Mit diesen gelehrten überhaupt werden wir nie achtung beim ausland gewinnen: 10, 23—30.

3) Die kritische charakteristik des staates der aufklärung 7, 2fgg. hat ebenfalls ältere parallelen: I, 396fg. 438; III, 68fg. 90; IX, 241fgg. Der aufklärungsstaat mit seiner reglementiersucht ist besonders an dieser erschlaffenden ruhe schuld.

tümlichen regung kann er gar nicht anders, als den Götz mit freuden begrüssen. Er trifft sich darin mit dem sammler der volkslieder, der noch in späterer zeit Gott feierlich gedankt hat, dass Goethe den Götz geschrieben habe. 'Schön und gross können unsre produkte werden', wenn wir hier weiter bauen (10, 31). So empfiehlt er neben Klopstock und Goethe auch Bürger (10fg. vgl. X, 234).

Im zweiten teile der Götzapologie sucht M. (11 fg.) die dramaturgische kritik Fs. zu stürzen. Die untauglichkeit des Götz für die bühne scheint er verhüllt zuzugeben ('sammlung von gemählden' 11, 8)[1]. Aber sofort behauptet er: es wäre Goethe ein leichtes gewesen, die verlangten einheiten herzustellen (11, 13 fgg.); aber er wollte es eben nicht (11, 21—24); denn er hat nur eine 'sammlung von gemählden aus dem national-leben unsrer vorfahren' (11, 8) geben wollen[2]. Trotzdem hat auch der Götz seine 'einheit'; freilich nicht eine, wie der könig und Voltaire sie verlangen, und wie sie M. nicht minder vernichtend kritisiert, wie Lessing[3], sondern eben eine andre: eine einheit der mannigfaltigkeit[4]. Schon im Harlequin (1761), einer jugendschrift, hat er (IX, 93 fg.) zur erläuterung die musik herangezogen. Ganz ähnlich in unserm schreiben der hinweis auf ein doppelchöriges Heilig von Bach (14, 20). Gerade diese mannigfaltigkeit ist im grunde das, was die deutsche von der fremdländischen entwickelung abhebt (12, 10 fgg.). Ein abstraktes schönheitsideal hat bei den Romanen immer viel stärker gewirkt, als bei den Deutschen (12, 27—36).

Der könig hätte zusammen mit dem Götz gar nicht erst den Shakespeare zu verwerfen brauchen, um M. eine verteidigungsrede für diesen zu entlocken; es war selbstverständlich, dass, wer für den Götz eintrat, auch den Shakespeare lobte. Schon im Harlequin, dessen dramaturgischer teil sich bisweilen mit dem 'schreiben' berührt, hat er einen berühmten lobspruch Popes über Shakespeare angeführt (IX, 72). An unsrer stelle eröffnet er die darlegungen im stile Lessings mit einem vergleich zwischen dem tode Cäsars (13) bei Voltaire und Shakespeare. Wie man hier den unterschied zwischen natur und künstlichkeit bemerken kann, so besonders anschaulich — und das ist wider ein lieblingsgedanke — an dem unterschied zwischen einem englischen und französischen garten (13, 25 fgg.). Schon der Harlequin kämpft gegen die 'monotonische einrichtung' der französischen gärten (IX, 68 vgl. I, 241), und als gegenstück beschreibt eine phantasie ('Das englische gärtchen' II, 330—332) die vorzüge der englischen. Wie bedeutend mag dieser angeborne wirklichkeits- und natürlichkeitssinn durch den aufenthalt in England[5] verstärkt worden sein: Shakespearekult und Engländerverehrung gehen auch bei ihm hand in hand, wenn er sich auch gelegentlich — wie er denn überall die auswüchse bekämpft — gegen übertriebene anglomanie wendet (X, 189). Wenn wir dagegen, meint M. (14, 23 fgg.), den guten englischen vorbildern nicht folgen, dann sinken wir auf den status von Ludwig XIV

1) Vgl. frau rat 4. 2. 1781 (bei v. Looper, Hempel 21, 395): 'Meinem sohn ist es nicht im traum eingefallen, seinen „Götz" vor die bühne zu schreiben'.

2) Dessen wolgetroffenes colorit M. als kenner rühmt. — 12, 1—9 gegen die übertriebenen nachtreter Goethes.

3) 'Der herr von Voltaire versteht unter einheit des ortes eine ganze stadt, so dass eine handlung im capitol anfangen, und sich in einem hause endigen kann' im Harlequin IX, 92[1].

4) Auch auf andern, z. b. politischem gebiete ist M. ihr freund: I, 397; II, 21 III, 90. 94 — Im 18. stück der Dramaturgie wird der Harlequin mit anerkennung erwähnt.

5) Nicolai X, 28—30. Ms. briefe, ib. 212—216 vgl. 90; III, 94; IV, 236 fgg.

und Marmontel herab[1]. — Den schluss der Shakespeareapologie bildet eine längere ausführung (15 fg) über den wahren begriff der 'einheit'[2].

Es bedarf keines beweises, dass auch dieser dritte gedanke: die empfehlung einer verinnerlichten einheit (neben den beiden andern: der empfehlung der kriegspoesie und des volkstümlichen) d. h. der kampf gegen den französischen klassizismus eine eigentümlichkeit der litterarischen revolutionspartei ist[3]. Zwar sucht sich M. in litterarischen fragen gerne als laien hinzustellen:

X, 157: 'ich erkenne mich nur für einen laien in dem orden der schönen geister'.

X, 161: M. hat nie 'ein compendium der schönen wissenschaften' gelesen.

Aber das sind wol scherzhafte übertreibungen. Denn schon der Harlequin zeigt ihn als verständigen kritiker der dramaturgischen vorurteile. — Noch wertvoller aber muss uns sein dramaturgischer standpunkt deshalb erscheinen, weil er die französische bildung sehr wol kennt, aber eben auch sehr früh auf ihren wahren wert zurückführt[4].

Nachdem sich M. mit seiner erläuterung des wahren begriffs der einheit recht weit vom könige entfernt hat, kehrt er zur hauptfrage zurück und schildert die gefahren des nachahmens fremder muster (16, 17 fgg.) überhaupt[5]. Zunächst weist er auf die notwendige inkommensurabilität von original und copie hin (16, 17—24). 'Es ist allezeit sicherer original als copie zu sein', war das thema einer der älteren phantasien gewesen (II, 222 fgg. V, 104 fg.). An zwei beispielen sucht er das zu erläutern: an dem schicksal einer ganzen litteraturgattung und an der entwickelung eines bestimmten litteraten. Die litteraturgattung ist die geistliche rhetorik (16, 25—17, 11), für die Möser die simplicität (die auch Jerusalem preist) weit höher schätzt, als wenn man die harfe Davids ergreift, ohne seinen geist zu haben (17, 10 fg.). Da ist ihm das verfahren des Matth. Claudius (17, 2) viel empfehlenswerter. — Wie er an den copieen im allgemeinen die unwahrheit tadelt (16, 23), so im besonderen an dem jungen Wieland (17, 12 fgg.). Denn das ist das zweite beispiel, das er uns vorführt. Freilich hat Wieland die alten irrwege verlassen, und jetzt steht er

1) Im anschluss daran (14, 35 fgg.) werden die französischen Shakespeareübersetzungen behandelt. S. 15 folgen weitere empfehlungen der 'mannigfaltigkeit'.

2) Zur erläuterung dienen zum teil beispiele aus der bildenden kunst, die M. auch sonst liebt.

3) Wie weit M. mit seinen historischen arbeiten den Götz und den Egmont beeinflusst hat (Mollenhauer, Ms. anteil an der widerherstellung des deutschen geistes, Braunschweiger programm 1896, s. 11), habe ich nicht nachprüfen können.

4) Darüber Nicolai X, 13—15. 90. Wie der junge Goethe, schreibt er als 27-jähriger französisch: ib. 201 fgg. Eine litterarische beeinflussung durch Voltaire hat M. für das schreiben über Luther selbst zugegeben: X, 190 fg. Es stammt wol aus französischer quelle, wenn er die notwendigkeit von kunstregeln überhaupt scharf hervorhebt (III, 254 fg.; V. 74 fg.). — Noch 1778 spricht er in einer 'Zuschrift an einen jungen dichter' vom nutzen und vorteil der dichtkunst für die menschliche glückseligkeit, obwol er sonst den dramaturgischen moralismus (hierin über Lessing hinausgehend) bekämpft (IX, 23 fg. 210; V, 52 fg.). Einer der freunde seiner jugend, St. Evremont, wird in unserm schreiben und auch sonst oft genannt. Dagegen wird Marivaux im schreiben nicht erwähnt. — Im übrigen scheint das material nicht reichlich genug zu sein, um eine entwicklungsgeschichte seines dramaturgischen standpunkts zu geben.

5) Es ist sehr auffallend, dass er sich weder hier noch, so viel ich sehe, an irgend einer andern stelle seiner werke auf Herder beruft. Persönliche beziehungen zwischen beiden haben nicht bestanden: Haym I, 747.

da als der 'meister in der kunst, die schleichwege des menschlichen herzens zu entblössen' (17, 13 fgg.)[1].

Erst gegen den schluss dieser auseinandersetzungen (17, 27 fgg.) geht er vo[n] nachahmungen zwischen einzelnen zu den zwischen ganzen nationen über und such[t] darzulegen, dass gewisse unterschiede zwischen den nationen überhaupt nicht ausgleichbar sind[2], wobei das zuerst angeschlagene thema noch nachklingt, wenn es heis[st] (18, 2—4): 'indem der Deutsche schreiben muss, um professor zu werden, geht de[r] Engländer zur see, um erfahrungen zu sammlen[3].

Das resultat dieser allgemeinen bedenken gegen nachahmung überhaupt, is[t] das aus den früheren teilen des schreibens bekannte: nur insoweit 'als sie zur verbesserung unsrer eigenthümlichen güter und ihrer kultur dienet' (18, 31 fg.) soll di[e] kunst der nachbarn nachgeahmt werden[4].

Wie sich aber Möser schon früher gegen die extreme weiterbildung der Götztendenzen gewandt hat, so verwahrt er sich jetzt dagegen, dass man nun alle und jede nachahmung für verwerflich halte. Er kennt die gefahren (19, 5 fgg.), die de[m] an sich berechtigten selbständigkeitsstreben nicht erspart bleiben, die gefahr traditionslosen schaffens überhaupt, da man einen pfad verlässt, 'welchen auch scho[n] meister vor uns geebnet haben' (19, 8), 'oder wir folgen', heisst es weiter (19, 10), 'wi[e] Göthe in Werthers leiden, blos der erhöheten empfindung, und opfern die logisch[e] wahrheit der aesthetischen auf'[5]. Der negativen folgt die positive einschränkung de[s] kampfs gegen die nachahmung (19, 17 fgg.). Denn M. erklärt ausdrücklich verschieden[e] dichter, die 'nachgeahmt' haben, für wertvoll: Hagedorn, Gleim, Ramler, die Karschi[n] und Gellert. Im zusammenhang unsrer schrift aber ist diese doppelte cautel: die warnung vor den gefahren allzu grosser originalitätssucht einerseits und die anerkennung wertvoller nachahmungsprodukte andrerseits etwas ganz nebensächliches. Denn schliesslic[h] wird der alte standpunkt nochmals mit grösster deutlichkeit formuliert (19, 29 fgg.).

1) Wie M. sonst zu Wieland gestanden habe, ist aus dem bisher bekannt gewordenen material nicht ersichtlich. In der buchform des schreibens hat er d[as] urteil des zeitschriftenaufsatzes abgemildert: Schüddekopf s. XXIV.

2) Doch bekämpft er es auch (24, 25 fgg.), wenn man den ausländern zu wenig gerechtigkeit widerfahren lässt.

3) Die folgenden bemerkungen über die unmöglichkeit, gewisse situationen un[d] in ihnen gesprochene worte nachzuahmen (18, 11 fgg.) gehört kaum noch zum thema.

4) Hinweis auf Rousseau und Klopstock: 18, 33—19, 4.

5) Wie weit diesem merkwürdigen urteil die schlagwörter der Wertherkriti[k] vom standpunkt der alten ästhetik aus zu grunde liegen, habe ich noch nicht nachweisen können. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Ms. freundschaftliche beziehung[en] zu Nicolai sein urteil mehr als gut beeinflusst haben. Denn er wünscht frü[h] alles ernstes, dass die Nicolaischen 'Freuden' den 'Leiden' angeheftet werden möchten 'um die schwachen zu stärken'. Und über den Werther im ganzen weiss er nicht[s] besseres zu sagen: als: 'ich hänge mich nicht' (1775 an Nicolai: X, 156). Vielleich[t] hat er durch seine tochter Goethe selbst über diese seine meinung aufgeklärt; den[n] es heisst in ihrem mehrfach genannten briefe:

> 'Sie hätten nach meiner vormaligen antwort wohl nicht gedacht, dass mei[n] alter vater noch Ihr vertheidiger werden . . . würde' (X, 241).

Darauf verweist schon v. Loeper bei Hempel 22, 442. Er unterschätzt die tiefe de[s] abgrunds zwischen den 'Freuden' und 'Leiden', wenn er sich darüber wundert, da[ss] Goethe Nicolais machwerk überhaupt übel genommen hat (X, 159). — Eine ve[r]werfung des Werther aber findet sich weder 1775 noch 1781. Zum schlusse de[s] schreibens tritt der Werther doch wieder dem Götz an die seite.

'ie M. sich noch eben an dem Rousseau, der ganz aus sich selbst schöpft, gelabt ıt, so scheut er sich jetzt nicht, die berüchtigten namen aus der äussersten linken, ınz und Wagner zu nennen und ihrem schaffen grundsätzlich zuzustimmen[1]. Zu ih für die deutsche kunst sind sie nach seiner ansicht gestorben. Eines neuen ssing bedürfte es, um diese keime zu regelmässigerer entfaltung zu bringen (19, 32 ; 20, 3).

Hinter diesen selbständigen und noch heute wertvollen capiteln über die lage r litteratur, die weit über das hinausgehen, was man von einer antwort auf Fs. hrift erwarten möchte, tritt die ausführung über die sprache mehr zurück (20—23.) otzdem hat M. auch diesem capitel einen gedanken zu grunde gelegt, der es von n parallelen abschnitten in den andern gegenschriften unterscheidet. M. nämlich teilt nicht über die sprache im allgemeinen, sondern über die sprachgattungen, gar über die sprache der einzelnen wissenschaften.

Mit Fs. ausstellungen kann sich M., auch wenn er's nirgends ausdrücklich gt, in keinem punkte einverstanden erklären. Denn es ist nur eine äusserliche ereinstimmung, wenn auch M. die sprache als arm bezeichnet. Der könig hält für arm, weil sie nicht so logisch durchgebildet, nicht so begrifflich differenciert , wie das französische. M. hält sie aus ungefähr dem genau entgegengesetzten ınde für arm. Sie ist arm, weil sie eine buchsprache ist (20). Diese armut ist selbstverständliche eigenschaft jeder buchsprache, namentlich der französischen. gegen ist das englische nach Ms. meinung keine 'buchsprache', sondern 'ein auf thron erhobener provinzialdialekt', der auf seinem eignen fetten boden steht, nicht er, wie unsre buchsprachen, auf der tenne dörret (20, 18—20)[2].

Ein paktieren zwischen diesen ansichten Ms. über die sprache und den fride-ianischen[3] war ganz aussichtslos. M. hat sich deshalb (im gegensatz zu Wezel) ch hier mit keiner widerlegung des einzelnen befasst.

Dagegen liegt ihm daran, die erfreulichen erscheinungen im deutschen sprach-en noch schnell der reihe nach vorzuführen. Er behandelt die komische sprache l, 20—22, 8), die dichtersprache (22, 8—22), die kunstsprache (22, 23—23, 1), die

1) Es scheint die einzige stelle in den bisher publicierten schriften zu sein, er über den Sturm und drang urteilt.

2) Genau denselben standpunkt vertritt er in einem briefe an J. B. Michaelis , 226 fg., der jetzt bei Schüddekopf s. XVI fg. im original vorliegt). Was F. d. g. l befürworten würde, die sprachbildung 'kalten philosophen' zu überlassen (227), ade das verwirft er. Für M. ist überhaupt 'jede provincial sprache gewissermassen cher und mahlerischer . ., als eine allgemeine, die sich nicht vom grunde er-en' (ib.). Auch die litterarische verwertung der berufssprachen hat dieser brief on ins auge gefasst. — Ein kurzer, undatierter aufsatz über die deutsche sprache 82—84) bespricht gleichfalls die frage, ob die deutsche sprache arm sei, und ntwortet sie im selben sinne. Der ganze aufsatz kommentiert unser sprachcapitel auer. Doch ist es nicht möglich, für den einen oder den andern die priorität zu aupten. Lessings verdienste, die auch im schreiben erwähnt werden, streift M. r ebenfalls (83). Auch der hinweis aufs englische fehlt nicht.

Die vorliebe für die idiotismen teilt er u. a. mit Herder, ebenso z. t. die vor-be fürs altdeutsche. Ms. verdienste um die grundlegung der deutschen philologie d überhaupt sehr gross. Doch kann hierauf nicht näher eingegangen werden.

3) Diese haben M. höchstens darin beeinflusst, dass wider parallelen mit dem nzösischen gezogen werden (20, 31 fgg.), wobei M. den vorsprung des franzö-chen offen zu gibt. Doch kommt er sehr bald auf die guten früchte der deutschen rachgeschichte zurück.

rednersprache (23, 1—5), die philosophische (23, 5—8) und die historische sprache (23, 8—22).

Den abschnitt über die dichtersprache, d. h. über die sprache der epik und lyrik, beginnt er mit einem erleichterungsseufzer über den sieg der Schweizer über Gottsched. Sonst werden Haller, Klopstock, Gleim in diesem zusammenhange genannt. Den letzteren verehrt M. nicht nur als den verfasser der kriegslieder, sondern auch als den kenner der altdeutschen poesie (X, 228).

Bei der besprechung der kunstsprache werden Winckelmann und Sulzer genannt, Herder und Lessing verschwiegen. Als meister der romansprache rühmt er Wieland, Lavater, F. H. Jacobi und Miller (vgl. X, 155 fg. und jetzt Schüddekopf s. XVII).

Auffallend kurz äussert er sich über die rednersprache, obwol er hier als fachmann bezeichnet werden darf: Nicolai X, 8. 25; Abeken 37 fg.; Goethe, Dichtung und wahrheit III. 13 schluss (Hempel 22, 141).

Für die philosophische sprache verweist er nun endlich auf Leibniz und Wolff, deren namen in der ganzen debatte, die sich an die schrift des königs anknüpft, über gebühr zurücktreten[1].

Auch über den historischen stil äussert er sich merkwürdig zurückhaltend. Doch ist sein satz, dass der historische stil sich in demselben masse, als der preussische name, vervollkommnen werde, berühmt geworden (23, 9 fg.). Nicht minder beachtenswert ist es, dass er die grenzen des historischen, als eines wissenschaftlichen stils deutlich erkennt. Auffallend nur, dass er, der doch zu den totengräbern der aufgeklärt-moralischen geschichtsbetrachtung gehört, hier noch von einem 'erbaulichen' charakter des geschichtsvortrages spricht.

Ms. sprachcapitel entbehrt zweifellos der principiellen schärfe, die aus Herders Fragmenten (und aus Afsprungs bemerkungen) bekannt ist. Ihm kommt es mehr darauf an, ein inventar über das wertvolle unter den bisherigen leistungen aufzunehmen. Damit widerlegt er auch den könig viel besser, als wenn er sich, wie Wezel, auf das uferlose meer der aufklärerischen sprachbesserungsvorschläge hinaus begeben hätte.

Zu diesen sachlichen vorzügen der schrift kommt noch ein persönlicher. Es ist die überaus schonende form[2], in der M. mit dem könig verhandelt. Anfang und schluss des schreibens beweisen das in gleichem masse. Am anfang (5, 8) lobt M. die Lettres sur l'amour de la patrie Fs. (1779: Oeuv. IX, 211—244). Im schlusstei (24, 16) lobt M. daran den 'systematischen geist der Deutschen'. Mit behagen mochte er hier gesehen haben, wie der könig in der form des gesprächs den politischen quietismus siegreich überwindet[3].

Die schlusscharakteristik hebt ein doppeltes an der gestalt des königs hervor einmal seine vorliebe für Frankreich (23, 27 fgg.). Kein wunder, dass er hier seine

1) F. d. g. kennt ihre sprachlichen vorzüge nicht. Denn er hat sich selbst beim Wolff hartnäckig geweigert, ihn deutsch zu lesen.

2) 'So sehr er dem könige sein urteil zu gute hält, so sehr ärgerte er sich über das nachbeten solcher leute, die unendlich weniger als der könig zu besorgen und unendlich mehr zeit hätten, ihre lection zu studieren'. Frau v. Voigts X, 241.

3) 24, 1 ist Ms. hinweis auf das hohe alter der gedanken, die der könig vorträgt, wichtig.

ott über Voltaire ausgiesst[1]. Denn Voltaire ist auf dramaturgischem und histori-hem gebiete sein alter feind.

Die andre seite des königs ist seine originalität, seine deutschheit: 'wo er sich Deutscher zeigt, wo kopf und herz zu grossen zwecken mächtig und dauerhaft beiten' (24, 6—8), da ist ihm der könig lieber, als 'wo er mit den ausländern um n preis in ihren künsten wetteifert' (24, 9 fg.), ein satz, den ein hinweis auf andre hriften des königs weiter verdeutlicht.

Aber alle loyalität Ms. kann darüber nicht im zweifel lassen, dass M. der sach-ich überlegene ist. Ihm ist es gelungen, unter vermeidung aller einzelkritik aus ein paar sätzen des königs das grundsätzliche herauszufühlen. Er führt die widerlegung grundsätzlich und stellt deshalb nur grosse gedankenkomplexe auf, natürlich in ganz concretem gewande, mit einer fülle einzelner beispiele[2], wie das stets seine art ist, und doch in voller principieller schärfe.

Die grundgedanken des schreibens sind, wie wir sahen, auch bei M. älteren datums. So stehen sich in seiner und des königs schrift in der tat die beiden schlussredactionen einer ganzen lebensarbeit gegenüber. Alte und neue zeit ringen hier miteinander. Eine verständigung zwischen beiden ist ausgeschlossen. Und doch sind beide wenigstens in einer hinsicht einig: in dem glauben an ihr volk, in der hoffnung auf eine schönere zukunft. Und diese hoffnungen sind nicht zu schanden geworden.

1) 'Der durch die grossheit seiner empfindungen und seiner manier, alles um sich herum und seine eigenen fehler verdunkelte' 23, 28—30.
2) Nur die wichtigeren habe ich herausgehoben.

KIEL. DR. HASHAGEN.

R. Tombo, Ossian in Germany. Bibliography, general survey, Ossian's influence upon Klopstock and the Bards. New York 1901 (Columbia university germanic studies, vol. I nr. II). 8°. 157 s.

Unter den englischen einflüssen, die im 18. jahrh. nach Deutschland herüber wirken, steht der Ossians obenan und verdient eine besondere untersuchung und darstellung, die Tombo in der vorliegenden schrift in vollem umfang aufnimmt. Nachdem Bruno Schnabel in den Englischen studien bd. 23 die wirkung Ossians auf die englische litteratur bis 1832 untersucht hatte, erschien es um so mehr geboten, die nicht minder zahlreichen und wichtigen ossianischen nachklänge in Deutschland zu behandeln. Der verfasser gibt zunächst nur den Klopstock und die barden betreffenden teil seiner forschungen, die bibliographie dagegen (s. 3—65) reicht bis 1897. Dieses sehr reichhaltige verzeichnis beruht auf den sammlungen des Britischen museums und der deutschen bibliotheken. Schon ein blick ins schriftenverzeichnis lässt die zeiten, in denen Ossian auf der tagesordnung stand, sofort erkennen und der gesamtüberblick (s. 66—75) behandelt in grossen zügen die schicksale Ossians in Deutschland, wie die nachrichten darüber, die übersetzungen und nachahmungen zu- und abnehmen, je nachdem aesthetische oder wissenschaftliche fragen hervortreten, bis endlich Ossian nicht mehr gelesen wird, sondern nur noch den litteratur- und sagenforscher beschäftigt. Hier wäre die bibliographie leicht noch zu erweitern gewesen, wie schon aus Sterns aufsatz über die ossianischen heldenlieder (Zeitschr. f. vergl. lg. 8, 51 fgg.) zu ersehen ist. Die würdigung, die Ossian in den grösseren litteraturgeschichten, z. b. bei Wülker s. 5 fgg., erfährt, war zu verzeichnen. Wülker urteilt: 'wie Macphersons werk ein vierteljahrhundert überschätzt worden war, so wird es

jetzt meist unterschätzt, und das ist zu bedauern. Man hat sich jetzt gewöhnt, in Macpherson nur einen betrüger zu sehen; was er als selbständiger dichter gilt, wird gar nicht erörtert". Ossian hat auch in Deutschland wie in England das unbestreitbare grosse verdienst, poetische kräfte, gefühl und naturstimmung, ausgelöst oder doch gekräftigt zu haben. Er ist ein bildner und erzieher für viele dichter und leser geworden, woran überschätzung und übertreibung nichts ändert (vgl. Ehrmann, Die bardische lyrik s. 9 fgg.). Im § 2 s. 75—81 bespricht Tombo die frühesten erwähnungen und übersetzungen Ossians vor Denis und stellt fest, dass sie von Bremen, Hamburg, Göttingen und Hannover, von städten, die englischen einflüssen zunächst zugänglich waren, ausgiengen. S. 82—105 sind Klopstock gewidmet, dessen oden (von 1764, 1766 und 1767) und Hermannsschlacht die meisten ossianischen anklänge aufweisen. Goethe hat im Werther (D. j. G. 3, 327) aufs anschaulichste und fast erschöpfend in wenig worten alle bildlichen und stilistischen wendungen und die ganze stimmung zusammengefasst, die die barden dem Ossian nachempfinden. „Welch eine welt, in die der herrliche mich führt. Zu wandern über die heide, umsaust vom sturmwinde, der in dampfenden nebeln, die geister der väter im dämmernden lichte des mondes hinführt. Zu hören vom gebirge her, im gebrülle des waldstroms, halb verwehtes ächzen der geister aus ihren höhlen, und die wehklagen des zu tode gejammerten mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen steine des edelgefallnen ihres geliebten" usw. Es ist also verhältnismässig leicht, ossianische spuren bei deutschen dichtern aufzudecken, wenn schon vorsicht dadurch geboten ist, dass auch Macpherson aus den im 18. jh. bevorzugten stilistischen hauptquellen, aus der bibel, Homer, Milton und lateinischen dichtern schöpft. Tombo zeigt, wie bei Klopstock allmälig das ansehen Ossians abnimmt, bis er am ende seines lebens seine echtheit überhaupt bezweifelt. Gerstenberg (s. 103—19) hat zuerst kritische zweifel, hernach aber im Skalden, Ugolino, besonders in der Minona verfällt er gänzlich seinem einfluss. Denis (s. 119—38), der übersetzer Ossians, ist natürlich am meisten von ihm abhängig. Bei Kretschmann (s. 139—48) ist Ossians einfluss im wesentlichen aufs bardiet (Ringulphs gesang und klage) beschränkt und geht nicht so tief wie bei den andern.

Tombo behandelt seinen gegenstand umsichtig, mit sachlich wolbegründetem urteil. Die studien sollen weiterhin Sturm und drang und die romantiker im verhältnis zu Ossian umfassen.

ROSTOCK. W. GOLTHER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bauer, Karl, Waldeckisches wörterbuch nebst dialektproben. Herausg. von Hermann Collitz. [A. u. d. t.: Wörterbücher herausg. vom Verein für niederdeutsche sprachforschung. IV.] Norden u. Leipzig, Diedr. Soltau 1902. XXVI, 106, 320 ss. 8 m.

Bethge, Richard, Ergebnisse und fortschritte der germanistischen wissenschaft im letzten vierteljahrhundert. Im auftrage der Gesellschaft für deutsche philologie herausgegeben. Leipzig, Reisland 1902. LXXVIII, 618 s. 12 m.

Björkman, Erik, Scandinavian loan-words in middle-english. Part II. [A. u. d. t. Studien zur engl. philologie hrg. von Lor. Morsbach. XI.] Halle, Niemeyer 1902. (IV), 360 s. 5 m.

— —, Blandspråk och lånord. Några synpunkter med särskild hänsyn till engelskan. [Särtryck ur Sjätte nordiska filologmötets förhandlingar.] Upsala 1902. 16 s.

hamisso. — Tardel, Herm., Studien zur lyrik Chamissos. [Progr. der handelsschule (oberrealschule) zu Bremen.] Bremen, Winter in komm. 1902. 64 s. 1 m.

edekind. — Fridericus Dedekindus, Grobianus, herausg. von Aloys Bömer. Berlin, Weidmann 1903. [A. u. d. t.: Lat. litteraturdenkmäler des 15. u. 16. jhs. hrg. von Max Hermann. XVI.] LXXXIV, 90 s. 3,40 m.

scher, Albert, Das deutsche evangelische kirchenlied des 17. jahrhunderts. Nach des verf. tode vollendet und hrg. von W. Tümpel. Gütersloh, Bertelsmann 1902. 1. heft. 96 s. 2 m. [Das werk ist berechnet auf 5 bände à 12 m.]

oessgen, Waldemar, Die mundart von Dubraucke. Ein beitrag zur volkskunde der Lausitz. A. Grammatischer teil. [2. beiheft zu den Mitteilungen der schlesischen gesellschaft für volkskunde.] Breslau 1902. IV, 55 s.

oethe. — Goethes selbstzeugnisse über seine stellung zur religion und zu religiös-kirchlichen fragen, zusammengestellt von Th. Vogel. 3. aufl. Leipzig, Teubner 1903. VI, 262 s. 2,80 m.

- Die jugendsprache Goethes; Goethe und die romantik; Goethes ballade. Drei vorträge von Stephan Waetzoldt. 2. aufl. Leipzig, Dürr 1903. II, 76 s. 1,60 m.

euser, Wilh., Altfriesisches lesebuch mit grammatik und glossar. [A. u. d. t.: Sammlung germanischer elementarbücher hrg. von W. Streitberg. III, 1.] Heidelberg, Carl Winter 1903. XI, 162 s. 3,60 m.

leist, Heinr. v. — Franz Servaes, Heinrich v. Kleist. Leipzig, Berlin und Wien, Seemann 1902. [A. u. d. t.: Dichter und darsteller hrg. von Rud. Lothar. IX.] VIII, 160 s. 4 m.

udwig, Otto, Makkabäer von R. Petsch. [A. u. d. t.: Deutsche dichter des 19. jahrhunderts. Ästhetische erläuterungen für schule und haus, herausg. von Otto Lyon. II.] Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1902. 48 s. 0,50 m.

ac Gillivray, H. S., The influence of christianity on the vocabulary of old english. Part I. [A. u. d. t.: Studien zur engl. philologie hrg. von Lorenz Morsbach. VIII.] Halle, Niemeyer 1902. XXVIII, 171 s. 6 m.

öller, Herm., Ein hochdeutsches und zwei niederdeutsche lieder von 1563—1565 aus dem siebenjährigen nordischen kriege. Mit einem anhange: Deutsche lieder aus der grafenfehde. [Abhandl. der kgl. gesellsch. der wissensch. zu Göttingen. Philos. histor. kl., n. f. VI, 3.] Berlin, Weidmann 1902. 67 s. 4. 5 m.

ibelungenlied. — Das Nibelungenlied im auszuge nach dem urtexte mit den entsprechenden abschnitten der Wölsungensage erläutert und mit den nötigen hilfsmitteln versehen von G. Bötticher und K. Kinzel. 6. aufl. [A. u. d. t.: Denkmäler der älteren deutschen lit. hrg. von G. Bötticher und K. Kinzel. I, 3.] Halle, Waisenhaus 1903. X, 179 s. 1,20 m.

rik, Axel, Om Ragnarok. [Særtryk af Aarb. for nord. oldkynd. og hist. 1902.] København, Gad 1902. (II), 135 s.

antl, Emerich, Die von L. Bock aufgestellten regeln über den gebrauch der konjunktion im mittelhochdeutschen, untersucht an den schriften Meister Eckarts. [Sonderabdruck aus den programmen des II. staatsgymnasiums im II. bezirke Wiens 1899 und des Kaiser Franz Josef-Staatsgymnasiums in Freistadt 1902.] 28 s.

laten. — Aug. graf v. Platens dramatischer nachlass. Aus den handschriften der Münchener hof- und staatsbibliothek hrg. von Erich Petzet. Berlin, B. Behr 1902. [A. u. d. t.: Deutsche litteraturdenkmale hrg. von A. Sauer. 124.] XCVII, 193 s. 6 m.

Reinbot vom Turn. — Kraus, C., Metrische untersuchungen über Reinbots Georg. Mit zwei exkursen. [Abhandl. der kgl. gesellsch. der wissensch. zu Göttingen. Phil.-hist. kl., n. f. VI, 1.] Berlin, Weidmann 1902. 225 s. 4. 16 m.

Reuschel, Karl, Volkskundliche streifzüge. Zwölf vorträge über fragen der deutschen volkskunde. Dresden und Leipzig, C. A. Koch 1903. VIII, 266 s. 4 m.

Reuter, Fritz, Ut mine stromtid von Paul Vogel. [A. u. d. t.: Deutsche dichter des 19. jahrhunderts.. hrg. von Otto Lyon. I.] Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1902. (II), 36 s. 0,50 m.

Sæmundar Edda. Mit einem anhang herausgegeben und erklärt von F. Detter und R. Heinzel. Leipzig, Georg Wigand 1903. I. Text. XV, 213 s. II. Anmerkungen. VIII, 679 s. 30 m.

Sauer, Aug., Gesammelte reden und aufsätze zur geschichte der literatur in Österreich und Deutschland. Wien und Leipzig, C. Fromme 1903. VIII, 400 s. 6 m.

Seemüller, Josef, Deutsche poesie vom ende des 13. bis in den beginn des 16. jahrhunderts. [Sonderabdruck aus band III der 'Geschichte der stadt Wien', herausg. vom Altertumsvereine zu Wien.] Wien, Ad. Holzhausen 1903. IV, 81 s. und 8 taff. gr. 4.

Skeireins. — Die bruchstücke der Skeireins hrg. und erklärt von Ernst Dietrich. Mit einer schrifttafel. [A. u. d. t.: Texte und untersuchungen zur altgermanischen religionsgeschichte. Texte. Zweiter band.] Strassburg, Trübner 1903. LXXVIII, 36 s. 4. 9 m.

Steuding, Hermann, Hilfsbuch für den deutschen unterricht. Eine beigabe zu jeder schulliteraturgeschichte. Leipzig, Dürr 1903. 154 s. 1,80 m.

Storm, Theodor, Immensee und Ein grünes blatt von Otto Ladendorf. [A. u. d. t.: Deutsche dichter des 19. jahrhunderts.. herausg. von Otto Lyon. IV.] Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903. 36 s. 0,50 m.

Strengleikar. — Meissner, Rud., Die Strengleikar. Ein beitrag zur geschichte der altnord. prosalitteratur. Halle, Niemeyer 1902. IV, 320 s. 8 m.

Sudermann, Herm., Frau Sorge von Gotth. Boetticher. [A. u. d. t.: Deutsche dichter des 19. jahrhunderts.. herausg. von Otto Lyon. III.] Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1903. 47 s. 0,50 m.

NACHRICHTEN.

In Christiania verschied in der nacht zum 23. februar der um die nordische geschichte, altertumskunde und philologie hochverdiente professor an der dortigen universität dr. Gustav Storm (geb. 18. juni 1845 in Rendalen).

An der universität Kiel habilitierte sich dr. Otto Mensing für germanische philologie.

Die 47. versammlung deutscher philologen und schulmänner wird vom 6. bis 9. october 1903 zu Halle a. S. stattfinden. Vorträge für die plenarsitzungen sind bei einem der beiden vorsitzenden (geh. regierungsrat professor dr. Dittenberger in Halle, Wilhelmstrasse 22, und geh. regierungsrat professor dr. Fries in Halle, Franckeplatz 1), vorträge für die germanistische section bei einem der herren obmänner (professor dr. Strauch in Halle, Martinsberg 8, und professor dr. Matthias in Burg bei Magdeburg) bis zum 1. juli anzumelden.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

SIGRDRIFUMÁL UND HELREIDH.

Den hauptinhalt der folgenden untersuchung bildet eine kritik der rdrifumál. Da indessen die hierhergehörigen fragen mit der nach ı verhältnis der Sigrdrifa zu Brynhildr, welche widerum von der rteilung der Helreið nicht getrennt werden kann, unlöslich verknüpft l, habe ich die in der natur des stoffes liegende doppelheit durch e einigermassen entsprechende verdoppelung des titels dieser abhandg angedeutet. Wer geglaubt hat, dass der streit über das Sigrdrifa- beendigt sei, hat sich geirrt. Nachdem Sijmons' untersuchungen :hr. 24, 1 fgg.) von mehreren seiten beifall gefunden, so dass selbst ing in seiner Eddaübersetzung die meinung derer, welche an einer uringlichen zweiheit der beiden frauen festhalten, für eine verblendung ären konnte, zeigt Heuslers aufsatz in der festgabe an Paul, dass e entgegengesetzte auffassung noch ernsthafte, gelehrte und scharfıige vertreter hat. Ich glaube, dass das letzte wort in dieser sache h nicht gesprochen worden ist, und versuche im folgenden auf einem gewisser hinsicht neuen wege die Sigrdrifa-frage ihrer lösung näher bringen.

Namentlich die folgenden punkte wurden zur discussion gebracht waren für das urteil der forscher massgebend:

1. die echtheit der übergrossen mehrzahl der strophen. Müllen-', dessen kritik den ausgangspunkt der jüngeren untersuchungen et, schied zwei strophengruppen, 6—19 (I) und 22—37 (II) aus. bezug auf die erste gruppe stimmen die späteren forscher ihm uningt bei, und da ich derselben meinung bin — obgleich ich in der rteilung des verhältnisses der str. 6—19 untereinander von ihm abche (vgl. darüber unten s. 324 fgg.), — lasse ich diese strophengruppe läufig beiseite. Über str. 22—37 gehen die meinungen auseinander. nons a. a. o. s. 19 fg. verwirft sie; dasselbe tut Gering (Übers. s. 216) l auch Heusler (a. a. o. s. 6), der jedoch die zweite hälfte von str. 37 rkennt; hingegen erklärt Finnur Jónsson sie für echt, und auch nons kommt in seiner ausgabe von seiner früheren ansicht zurück. ınur Jónsson glaubt sogar in der mehrzahl der strophen 22—37 an-

spielungen auf Sigurðs spätere geschicke zu erkennen. Ein versuch, den umfang der interpolationen auf eine von Müllenhoff vollständig abweichende weise zu bestimmen, wurde soviel ich weiss nicht gemacht. Die herrschende ansicht ist demnach, dass die schwachen punkte der überlieferung von Müllenhoff richtig nachgewiesen worden sind, und dass demzufolge die kritische frage keine andere ist als die, ob an den von Müllenhoff bezeichneten stellen eine interpolation vorliegt oder nicht. Dazu bemerke ich vorläufig nur dieses, dass falls eine neue untersuchung zu einer abweichenden begrenzung der interpolierten teile führen sollte, das urteil über den wert einer solchen untersuchung ausschliesslich davon abhängig gemacht werden müsste, ob die möglichkeit besteht, die vorliegenden data mit hilfe der durch sie gewonnenen resultate zu erklären. Auf keinen fall geht es an, der forschung hier respect vor der tradition vorzuschreiben, denn wer von 37 strophen sieben stehen lässt, welche noch über zwei parallele gedichte verteilt werden, kann für seine sieben strophen nicht die pietätvolle schonung des mitforschenden in anspruch nehmen.

2. Mit dem urteil über die echtheit der str. 22—37 hängt die interpretation der str. 21 aufs engste zusammen. Der kernpunkt der discussion ist die auffassung des substantivs *ástráð* in z. 4. Von früheren herausgebern als 'liebevoller rat' erklärt, wozu Fáfn. 35, 2 zu vergleichen ist, wird es von Müllenhoff als 'liebe' interpretiert, worin Sijmons a. a. o. s. 20 ihm beistimmt (vgl. jedoch Sijmons Edda 335). Wer glauben kann, dass Sigurðr von der eben erwachten Sigrdrifa rat empfängt, wird auf grund der bekannten bedeutung des wortes mit der älteren erklärung der stelle fürlieb nehmen; wem die situation ein solches verfahren der Sigrdrifa auszuschliessen scheint, der wird eine einigermassen gezwungene und der überlieferung des gedichtes widersprechende exegese vorziehen. Diese ansicht scheint einen psychologisch, jene einen philologisch richtigeren standpunkt zu repräsentieren. — Das urteil über str. 21 impliciert keineswegs eine bestimmte ansicht über die identität der Sigrdrifa und der Brynhildr. Sijmons a. a. o., der die beiden gestalten für ursprünglich identisch hält, und Heusler, der sie voneinander trennt, stimmen darin überein, dass sie *ástráð* durch 'liebe' übersetzen und str. 22—37 ausscheiden.

3. Eine dritte streitfrage knüpft sich an den schluss des gedichtes. Die Vǫlsunga-saga enthält nicht mehr ratschläge der Sigrdrifa als die papierhss., deren letzte in R verlorene strophen von Bugge für echt gehalten werden, was keinen widerspruch erfahren hat. Aber sie schliesst die erzählung der begegnung mit dem berichte einer verlobung. Die

it dieses berichtes wird von Bugge und nach ihm von Golther, n s. 48 geleugnet; Müllenhoff, Sijmons, Finnur Jónsson, Heusler die nachricht für alt. Die allgemeine auffassung ist die, dass hlusse des gedichtes zwei strophen, welche eine verlobung ent-ı, verloren sind. Ein solches strophenpaar würde an str. 20—21, e Müllenhoff interpretiert, sich richtig anschliessen, doch ist das auch hier nicht von der beurteilung von str. 20—21 abhängig; · Jónsson, der *ástráð* wie Bugge auffasst und str. 22—37 bei-, glaubt doch an die beiden verlobungsstrophen.

ł. Eine grosse übereinstimmung der meinungen besteht darin, dass n den echten strophen reste zweier lieder erblickt. Man ver-ie nach dem metrum. Die fornyrðislagstrophen sind reste eines n liedes als die ljóðaháttrstrophen. Nach dieser ansicht gehören :r. 1. 5 und die halbe strophe in der prosa nach 4 zusammen; n anderen liede gehören str. 2—4. 20—21 und die verlorenen ıstrophen. Einige halten die $2^1/_2$ fornyrðislagstrophen für bruch- einer fortsetzung der *igðna mál* oder eines gedichtes, welches alle ðislagstrophen aus Reginsmál und Fáfnismál enthielt (Edzardi, 23, 319; Sijmons a. a. o. s. 12. 18); ferner nahm Bugge, der nicht ·ennung der strophen nach ihrer metrischen form durchführt, hier 8—10 der Helreið auf, während umgekehrt Finnur Jónsson die strophe in der prosa nach 4 in die Helreið versetzt. Nach Müllen-·organg setzt man allgemein str. 2 mit der folgenden prosa nach ɔ 4.

Die oben erwähnte verteilung der als echt erkannten fragmente ·ei lieder wird uns zunächst beschäftigen. Es will mich dünken, ein zwingender grund dazu vorhanden ist. Der hauptgrund ist ass eine mischung von fornyrðislag- und ljóðaháttrstrophen in der ıen poesie etwas unerhörtes wäre; zu etwas unerhörtem aber wird ıdurch, dass man die stellen, wo sie überliefert ist, hinweg-·etiert. Die schöne erklärung, welche Grundtvig von Fáfn. 32—39 vird aus diesem einzigen grunde, dass sie die strophen als zu-ngehörig betrachtet, von Finnur Jónsson, der sie kurz vorher chend nennt, zurückgewiesen; und doch existiert kein einziger die möglichkeit einer mischung a priori zu leugnen; ob sie tat-h vorkommt, das muss auf grund der überlieferung entschieden ı. Der zahl der vögel auf plastischen darstellungen des drachen-s ist in der tat weder für die eine noch für die andere inter-on der strophen ein argument zu entnehmen: die künstler waren

wol keine philologen, welche die vögelzahl anstatt von den raumverhältnissen der zeichnung von dem texte der Fáfnismál abhängig machten; ausserdem ist die zahl auf verschiedenen darstellungen eine verschiedene (s. F. J., Litt. hist. I, 275). Wenn nun gegen die einheit von Fáfn. 32—39 keine andere einwendung sich erheben lässt, als dass die mischung von strophen verschiedener form *'uhert'* ist, so lässt sich die stelle der Fáfnismál für die zusammengehörigkeit von Sigrdr. 1. 2 ins feld führen[1]. Das lässt sich auch nicht leugnen, dass str. 1 eine gute anfangsstrophe einer unterredung ist, und dass str. 2 auf str. 1 vortrefflich folgt. Wenn nun die beiden strophen reste zweier voneinander unabhängiger paralleler lieder wären, wie wäre es dann zu erklären, dass an keiner stelle parallele, aber widerholt aneinander schliessende strophen der parallelen gedichte überliefert sind? Denn, abgesehen von der Fáfnismálstelle, widerholt sich dasselbe bei str. 5. Auf einmal versagt die überlieferung des liedes im ljóðaháttr, und siehe, eine fornyrðislagstrophe ist da um die lücke zu füllen. Nach Finnur Jónsson fehlt hier eine ljóðaháttrstrophe ähnlichen inhaltes; etwas weiter erklärt er dann zwar, dass die nur scheinbar verlorene strophe keine andere als str. 8 der überlieferung ist, aber das werden nur wenige ihm zugeben; str. 8 ist eine sentenz, keineswegs eine begleitende rede beim anbieten des bechers wie str. 5; über ihr verhältnis zu ihrer umgebung vgl. unten s. 324. Schwierigkeiten in der reihenfolge der strophen entstehen nicht durch die verbindung in verschiedenen metris gedichteter aufeinanderfolgender strophen, sondern erst nach der entfernung der fornyrðislagstrophen, sobald man gegen die überlieferung das ganze mit einer ljóðaháttrstrophe anfangen lässt (vgl. unten s. 298 fgg.).

Um aber einer aprioristischen ablehnung meiner resultate als auf falschen voraussetzungen beruhend vorzubeugen, mache ich die folgende beweisführung nicht von der zustimmung, welche ich in der beurteilung der metrischen frage finden werde, abhängig. Ich gehe also davon aus, dass str. 1. 5 und die halbe strophe in der prosa von str. 2—4 zu trennen sind. Es erhebt sich dann die frage, welches der beiden gedichte mit recht den titel Sigrdrifumál führt. Der titel stammt aus den papierhss., aber wenn dieselben echte strophen enthalten können, welche nicht in R stehen, so ist auch die möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sie nach einer alten tradition einen titel mitteilen. Angenommen

1) Auf andere gedichte, welche in der überlieferung dieselbe mischung zeigen, gehe ich in diesem zusammenhang nicht ein, da ihre untersuchung zu weit führen würde.

›er, dass der titel eine jüngere erfindung ist, so bedeutet die frage: elches der beiden gedichte müsste, falls beide vollständig überliefert ären, in der sammlung an der stelle stehen, wo jetzt das combinierte dicht steht? Hier teilt man allgemein die auffassung Bugges, der 227 bemerkt, dass die eigentlichen Sigdrifumál mit str. 5 anheben. as bedeutet, wenn man in betracht zieht, dass zu der zeit, als Bugges ısgabe erschien, die unechtheit der str. 5—19 noch nicht erkannt war, ıs *-mál* zu verstehen ist wie in *Hávamál*, also *Sigrdrifumál* = 'die ierliche rede der Sigrdrifa'. Nach der ausscheidung der str. 5—19 ezieht sich der titel, wenn Bugges auffassung richtig ist, namentlich uf str. 22—37. Eine unwillkürliche zustimmung in der auffassung des weiten compositionsgliedes in Sigrdrifumál ist wol der grund, dass Bugges ansicht, dass der titel dem ausschliesslich aus ljóðaháttrstrophen bestehenden gedichte zukomme, bisher nicht angezweifelt wurde. Aber *mál* in composition mit einem nomen proprium bedeutet in den meisten ddaliedern etwas anderes, vgl. *Reginsmál, Fáfnismál, Atlamál.* Es eht also nichts im wege, Sigrdrifumál als 'das gedicht von Sigrdrifa' ı verstehen, und unsere frage bedeutet dann, 'welches der beiden dichte handelt von Sigrdrifa'? Falls die beiden gedichte parallele dichte sind, was vielfach behauptet aber niemals bewiesen worden ist, kann man raten, von beiden, aber wenn es wahr ist, dass Sigrdrifa sprünglich ein appellativum ist, so ist es sehr möglich, dass das wort ır in einem oder sogar in keinem der beiden lieder vorkam, und wir üssen dann fragen: welches lied schloss unmittelbar an das vorherhende an? Das lässt sich wol entscheiden. Zunächst ist zu beerken, dass, wo das metrum die absolute entscheidung herbeiführen uss für die trennung in gutem zusammenhang überlieferter strophen éinem gedichte (Sigrdr. 1 und 2), es gewiss auch wol für die beteilung des zusammenhanges zweier aufeinander folgender eine fortsetzte erzählung enthaltender gedichte, welche vielleicht erst in der hriftlichen überlieferung voneinander einigermassen getrennt wurden, ne gewisse bedeutung hat, zumal wenn der inhalt der betreffenden dichte die schlüsse, wozu metrische erwägungen führen, bestätigt. as metrum zeigt nun, dass str. 1. 7 und die halbe strophe in der osa nach 4 die fortsetzung zu Fáfn. 40—44 bilden — wobei ich die age, ob sie ein teil des nämlichen gedichtes wie diese sind, unertert lasse — und das bestätigt die prosa. Denn einerseits erzählt die rosa das, was man nach Fáfn. 40—44 erwartet; in der prosa heisst rner die walkyre wie Fáfn. 44 Sigrdrifa; andererseits paraphrasiert die rosa ein wenigstens der hauptsache nach aus fornyrðislagstrophen be-

stehendes gedicht, was nicht bloss daraus hervorgeht, dass die prosa nach 4 eine halbe fornyrðislagstrophe enthält, welche freilich in der reihenfolge des combinierten liedes nicht recht am platze zu stehen scheint, aber jedesfalls innerhalb der prosa an vollständig richtiger stelle mitgeteilt wird (näheres darüber s. 302), sondern auch aus der mangelhaften überlieferung des gedichtes in fornyrðislagstrophen, dessen wortlaut zur zeit, wo die sammlung entstanden, augenscheinlich vergessen war, gegenüber dem reichtum des ljóðaháttrgedichtes, welches vielleicht keine einzige lücke enthält. Auch der inhalt der überlieferten fornyrðislagstrophen zeigt den zusammenhang mit Fáfn. 40—44; von $2^1/_2$ str. weisen $1^1/_2$ direct darauf zurück; hingegen bezieht sich unter 35 ljóðaháttrstrophen einzig und allein die erste, welche unmittelbar auch dem zusammenhange nach an eine fornyrðislagstrophe sich anschliesst, auf den schluss der Fáfnismál.

Die frage, in welchem der beiden gedichte wir die eigentlichen Sigrðrifumál zu suchen haben, ist für die kritik der überlieferung nicht ohne bedeutung. Bugges ansicht, dass die eigentlichen Sigrdrifumál str. 5 anfangen, und die in den ausgaben über str. 21. 22 mitgeteilten in R nicht enthaltenen aufschriften *Sigurþr kvaþ* und *Sigrdrifa kvaþ* haben bisher die kritik von einem schritt zurückgehalten, den ich im folgenden zu tun versuchen werde, die vollständige trennung der walkyre auf dem berge von der person, von welcher das gedicht handelt, zu dem die übergrosse mehrzahl der ljóðaháttrstrophen gehören. Die hauptfrage dabei ist, ob sich dieses gedicht als ein in sich geschlossenes ganzes verstehen lässt.

Zunächst wird uns die frage beschäftigen, ob str. 22—37 von str. 20—21 zu trennen sind. Solange man von der absoluten voraussetzung ausgeht, dass hier Sigurðr mit der von ihm erweckten walkyre redet, lassen sich für und wider gründe anführen, und die entscheidung bleibt unsicher. Gehen wir aber nicht von einer gegebenen situation aus, sondern versuchen wir die situation aus dem texte zu gewinnen, so ist die erste frage diese, ob und wie die strophen in dem gegebenen zusammenhang zu verstehen sind. Bei dieser fragestellung tritt die alte auffassung von *ástráð* sowol wegen der bekannten bedeutung als wegen des zusammenhanges mit den folgenden strophen in den vordergrund, und man braucht nur noch weiter zu fragen, ob der übrige inhalt der str. 20—21 der auffassung von *ástráð* als 'liebevoller rat' sich widersetzt oder dieselbe bestätigt. Str. 20 steht damit in vollständigem einklang, sie lässt aber auch die andere deutung zu. Über str. 21, 1—3 aber bemerkt Sijmons a. a. o. s. 19: 'Wenn der held emphatisch beteuert,

rolle nicht fliehen, wenn er auch dem tode verfallen sei, denn er sei ı feigling, so ist es undenkbar, dass der dichter damit die folgenden chaus uncharakteristischen lebensregeln einleiten wolle. Diesen standalten war allerdings etwas geduld, aber weder mut noch todesachtung erforderlich'; und auch in 21, 6 kann man eine wenigstens rtriebene äusserung sehen, wenn z. 4 nur rat verlangt wird.

Ich glaube, dass nicht nur kein widerspruch vorhanden sondern s sogar der zusammenhang vortrefflich ist, sofern man nur von der kyre auf dem berge absieht. Ich bin davon überzeugt, dass in em gedichte weder von Sigurðr noch von Sigrdrifa, deren namen ıt bloss wie schon gesagt in den überschriften, sondern auch in den phen nirgends genannt werden[1], die rede ist. Die situation ist die ende: Ein junger held in bedrängnis und not (*rǫmm eru róg of n*)[2] kommt zu einer weisen frau, einer vǫlva, um ihren rat zu ›fangen und wie sich versteht zu gleicher zeit die zukunft zu eren. Das braucht er nicht ausdrücklich zu sagen, denn guter rat l prophezeiung gehen hand in hand, und dass er zur vǫlva kommt, t zur genüge, dass er beide haben will. Aber die vǫlva verweilt ptsächlich bei dem, was der held zur zeit von nöten hat, in erster e vorsichtigkeit dem feinde gegenüber und ritterliche gesinnung; die phezeiung gibt sie am schlusse ihrer rede in einer einzigen zeile. er der inhalt dieser zeile (*langt líf þykkjomkak lofðungs vita)* ist für helden hart genug um str. 21, 1—3 zu rechtfertigen, und so wird gleicher zeit str. 20 verständlich. Die wahrheit ist hart zu hören, ım fragt die vǫlva, ob sie reden oder schweigen soll; alles übel ist or bestimmt (d. h. sie kann nicht durch ihre rede das geschick belussen). Der held aber ist nicht gesinnt vor der wahrheit zu fliehen, ın auch die vǫlva ihm nur einen frühen tod zu künden im stande (*þót mik feigan vitir);* ihren heilsamen rat wünscht er als leitstern ıes lebens, sei es kurz oder lang, zu empfangen. Nicht ohne grund

1) Vgl. demgegenüber die $2^1/_2$ fornyrðislagstrophen, welche Sigurðr, Sigmundr, arr, Auða erwähnen.

2) Diese worte können absolut nicht bedeuten, was Finnur Jónsson annimmt, auf dem wege zu den späteren feindseligkeiten schon ein schritt getan ist, in-Sigurðr zu Sigrdrifa, — welche nach dieser auffassung nur Brynhild sein kann — ımmen ist. Denn abgesehen davon, dass ein zukünftiger streit zwischen fremden, zur zeit noch nicht einmal die erste bekanntschaft miteinander gemacht haben, verlich *of risin róg* genannt werden kann, ist auch von Brynhilds standpunkte rðs ankunft in keiner weise als der erste schritt auf dem verhängnisvollen wege eurteilen. Im gegenteil wäre seine ankunft ein schritt auf dem richtigen wege, dem der held erst später abbog, als er zu Gjúki ritt.

bittet er nur um ihren rat; den inhalt der prophezeiung hat er aus str. 20, 6 schon geschlossen[1].

Wenn str. 20—37 nicht in dem zusammenhang der Sigrdrifumál überliefert wären, so würde wie ich glaube niemand gegen die gegebene interpretation etwas einzuwenden haben. Es fragt sich nun, ob die überlieferung entscheidenden einspruch dagegen erhebt. Der blosse umstand, dass die stropfen nun einmal dastehen, kann von forschern, welche ihrerseits str. 6—19 ausscheiden oder sogar von der ganzen reihe 6—37 nur 20. 21 stehen lassen, nicht dagegen angeführt werden; sogar ist eine kritik, welche den zusammenhang von 20—21 mit 22—37

1) Inwiefern der inhalt des rates mit der situation des helden in verbindung steht, lässt sich nicht mit sicherheit entscheiden, da näheres über die lage des helden nicht bekannt ist; indessen ist der rat so allgemeiner natur, dass er eher als ein katechismus des heldentums anzusehen ist. F. Jónssons versuch, die ratschläge auf Sigurðs leben zu deuten, scheint mir wenig gelungen. Str. 22 soll Brynhildr selbst dem Sigurðr den rat geben, wenn er später widerkehre um sie für Gunnarr zu freien, sie nicht zu berühren! (Was soll die zweite hälfte der strophe mit ihrem rate sich an verwandten nicht zu rächen bedeuten?). In der folgenden strophe rät Sigrdrifa gerade das umgekehrte; Sigurðr soll ihr den eid halten; er soll sie also nicht dem Gunnarr überliefern. Der dritte rat bezieht sich 'möglicherweise' auf einen þingstreit; da aber die isländische geschichte aus lauter þingstreitigkeiten besteht und also der rat im allgemeinen sinne ganz nahe lag, während von Sigurðr nichts derartiges bekannt ist, steht auch diese erklärung auf schwachen füssen. Weshalb die warnung vor trǫllkonur und vor schönen weibern sich gerade auf Grímhildr und Guðrún beziehen muss, verstehe ich nicht; sowol trǫllkonur wie schöne weiber gibt es wenigstens in der litteratur in überfluss, wäre aber eine solche warnung nicht dazu geeignet, Sigurðr zum schleunigsten aufbruch von dem aufenthaltsorte der Sigrdrifa — welche doch auch ein schönes weib war — zu bewegen? Übrigens widerspricht auch die deutung dieser strophen (26. 28) der von str. 22 gegebenen. Für den sechsten rat, sowie für den neunten weiss auch Finnur Jónsson keine anknüpfung zu finden, und den siebenten erklärt er selbst für eine allgemeine regel für helden. Was der achte rat, falschheit zu scheuen und keine frau zu verführen, mit Grímhildr und Guðrún, deren keine nach irgend einer überlieferung von Sigurðr verführt wird, zu schaffen hat, verstehe ich nicht. Dass der *vargdropi* im zehnten rat Guttormr sein muss, nimmt Finnur Jónsson ausschliesslich darum an, weil er die strophe wie die übrigen auf Sigurðr zu beziehen wünscht; von Guttormr ist nichts bekannt, was zu einer solchen bezeichnung anlass geben könnte; da überdies die zweite hälfte der strophe Jónssons deutung widerspricht, ist auch seine erklärung des wortes für diese stelle verwerflich; was das wort bedeutet, geht aus z. 4—5 hervor. Es bleibt also nur der elfte rat, sich vor seinen freunden in acht zu nehmen, der auf Sigurðr gedeutet werden könnte, wenn andere strophen dieselbe deutung zuliessen, welche aber in ihrer allgemeinheit nichts für Sigurðs leben charakteristisches enthält; auch dieser rat taugt jedem helden; übrigens besteht die möglichkeit, dass sie im zusammenhang mit den folgenden zeilen andeutet, dass der held, an den die rede ursprünglich gerichtet war, von seinen freunden böses zu befürchten hatte.

unversehrt lässt, weit conservativer als jene behandlung, welche denselben zerreisst. Wie aber verhalten sich str. 20—37 zu dem vorhergehenden?

Eine vergleichung von str. 20 mit den unmittelbar vorhergehenden strophen hinterlässt den bestimmten eindruck, dass str. 19 eine interpolation schliesst. Ein natürlicher anschluss an str. 19 ist nicht da, auch ist nicht zu verstehen, wie str. 19 etwa die interpolation von 20 fgg. veranlasst haben könnte. Da nun str. 6—19, wie verschieden der inhalt nach der allgemeinen auffassung auch sein mag, doch alle von runen handeln, ist es auch nicht wahrscheinlich, dass str. 20 sich einmal an eine der zwischen str. 5 und ihr stehenden strophen angeschlossen habe, um so weniger, falls es sich ergeben würde, dass str. 6—19 ein zusammenhängendes ganzes bilden (vgl. darüber unten s. 324 fgg.); wir müssen also um die anknüpfung für str. 20—37 zu finden, zu der anfangspartie des gedichtes zurückgehen. Da stossen wir nun auf die fornyrðislagstrophe 5, welche als teil der ursprünglichen Sigrdrifumál älter als str. 20—37 ist. An diese str. schlossen also str. 20—37 einmal an. Fragt man nach dem grund zu der aufnahme der strophen an dieser stelle, so ist die ähnlichkeit der situation, welche darin besteht, dass in beiden gedichten ein held mit einer mit ausserordentlichen fähigkeiten begabten frau sich unterhält, zu betonen. Ferner ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, dass die seherin, welche sich anschickte eine feierliche rede zu halten, dieselbe dadurch einleitete, dass sie ihrem schützling einen becher voll *ljóða ok líknstafa góðra galdra ok gamanrúna* anbot. Die möglichkeit, dass das lied von der seherin eine mit str. 5 correspondierende strophe enthielt — welche in dem fall verloren wäre — ist also zu erwägen. Doch ist es auch möglich, dass zwar die stelle von str. 20 die darreichung eines bechers voraussetzte, dass das aber in dem gedichte nicht ausdrücklich mitgeteilt wurde (näheres darüber unten s. 301 anm. 2).

Aus dem gesagten folgt nicht, dass nicht auch vor str. 5 ein teil desselben gedichtes, zu dem str. 20—37 gehören, angebracht worden sein kann. Falls tatsächlich eine grössere ähnlichkeit der str. 5 mit einer bestimmten stelle des gedichtes von der seherin die interpolation veranlasst hat, so war freilich zu erwarten, dass der interpolator das, was auf jene stelle folgte, nach str. 5 anbringen würde; was aber vorhergieng, musste er entweder vor str. 5 anbringen oder gar nicht aufnehmen. Wir sind also dadurch, dass wir in str. 5 auf eine alte strophe stossen, durchaus nicht der aufgabe überhoben, zu untersuchen, ob etwa ein teil der str. 2—4 demselben liede wie 20—37 angehören (von str. 1

ist aus mehreren schon genannten gründen nicht die rede). Von diesen drei strophen spielt nur str. 2 auf den aufenthalt der walkyre auf dem berge an; dass die beiden anderen von 2 vollständig zu trennen sind und mit 20—37 zusammengehören, lässt sich, wie ich glaube, leicht beweisen. Die strophen können unmöglich das aussagen, was Müllenhoff aus ihnen herausliest. Es wäre in vollständigem widerspruch mit dem bekannten charakter der Brynhildr, welche nichts weniger als gekommen ist um frieden zu bringen, wenn sie ihre irdische laufbahn anfinge mit der bitte um 'sänftigende, heilende hände für sie, denen im leben ein so verworrenes, schweres geschick, so furchtbare zerwürfnisse bevorstehen.' Sollte das keine leere phrase sein, so müsste von der erfüllung der bitte im späteren verlauf der geschichte irgend eine spur sich zeigen. Was daran poetisch ist, sehe ich nicht; ich kann darin nur eine psychologische unmöglichkeit erblicken, welche dadurch nicht geringer wird, dass die erwachende, welche sich noch nicht einmal den schlaf aus den augen gerieben hat, sofort über die zukunft zu reden anfängt, anstatt sich wenigstens einigermassen in der gegenwart zu orientieren. Nun ist es gewiss kein zufall, dass Müllenhoff seiner interpretation von str. 3—4 zur liebe der überlieferten reihenfolge gewalt anzutun genötigt ist. Er versetzt str. 2 nach str. 4, indem er davon ausgeht, dass die anrufung von tag und nacht, von göttern und göttinnen an der spitze wo nicht des gedichtes, doch der reden der Sigrdrifa stehen muss. Und das kann man ihm zugeben, dass str. 3—4 den eindruck eines einganges machen. Aber nicht das, dass str. 2 hinter str. 4 am platze ist. Str. 2 steht, wie jeder, der nicht die möglichkeit der zugehörigkeit von fornyrðislag- und ljóðaháttrstrophen zu dem nämlichen gedichte a priori leugnet, sofort sieht, mit str. 1 in unmittelbarem zusammenhange; die walkyre fragt, wer sie erweckt hat; Sigurðr nennt sich; die walkyre gibt sodann aufschluss über ursache und dauer des zauberschlafes. Wer nun absolut str. 2 von 1 trennen will, wird zugeben, dass str. 2 zwar die ersten worte einer erwachenden walkyre enthalten kann, dass es aber mindestens sehr auffällig wäre, wenn die erwachende diese rein persönliche mitteilung auf die feierlichen einleitungsstrophen einer unterhaltung über die zukunft folgen liesse. Da str. 20—21, welche niemand von str. 3—4 trennt, widerum denselben ton wie diese anschlagen, würde str. 2 an der stelle, wo Müllenhoff sie hinstellt, einen unverständlichen abfall der stimmung bedeuten, welchen gegen die überlieferung in das gedicht hineinzutragen überaus bedenklich ist (vgl. noch unten s. 300). An der stelle hingegen, wo sie steht, enthält str. 2 nicht eine nüchterne, zur sache nicht

gehörige mitteilung wie nach 4, sondern sie deutet in sinniger weise das allmähliche zurückkehren des bewusstseins an. Wenige änderungen Müllenhoffs sind so unglücklich wie diese strophenversetzung.

Betrachten wir jetzt den inhalt von str. 3—4. Sie enthalten eine anrufung und eine bitte. 3, 1—2 werden 'der tag und die söhne des tages' begrüsst. Es wäre nun ein sehr poetischer gedanke, dass die aus langem schlaf erwachende in feierlichen worten das tageslicht begrüsst, aber was soll dann die unmittelbar darauffolgende anrufung der nacht und ihrer verwandten?[1] Das zeigt, dass der tag nicht im gegensatz zu dem im leben der walkyre vorangehenden schlafe, sondern zu der in der strophe folgenden nacht verstanden sein will. Die gegensätze werden angerufen, d. h. die ganze natur. Weshalb die erwachende walkyre str. 4 die götter und göttinnen grüsst, ist auch nicht sehr verständlich, freilich stand sie zu Óðinn in einem besonderen verhältnis; aber zugegeben, dass das ein aus einem liebevollen herzen quillender, sich über die ganze götterwelt erstreckender segenswunsch ist, wozu wird dann zu gleicher zeit die erde genannt? Das adjectivum deutet die absicht an; die anrufung ist eine bitte um hilfe; die erde als *fjǫlnýt* wird in die anrufung mit einbegriffen, und zusammen mit asen und asynjen bedeutet sie widerum, wie 3, 1—3, das weltall. Um worte der weisheit zu reden, hat die vǫlva das bewusstsein ihrer solidarität mit der grossen quelle alles lebens von nöten, und diese muss denn auch das schenken, um was in der zweiten hälfte jeder der beiden strophen gebeten wird. Dieser göttlichen macht gegenüber fasst die vǫlva sich und ihren schützling als eine einheit auf und fragt für sie beide *(sitjondom. okr mærom tveim)*, was jedweder von ihnen braucht; specialisiert enthält str. 3 die bitte für den helden, str. 4 für die vǫlva. Man fragt, wozu Sigrdrifa für den sieghaften helden, der kaum von dem kampf mit dem drachen sich erholt und eben die schönste frucht seines heldentums gepflückt hat, den sieg zu erflehen braucht; man würde erwarten, dass Sigrdrifa ihrem erlöser etwas besseres mitzuteilen hätte. Aber für einen helden, der sich zu der wissenden um rat wendet, weil *rǫmm róg of risin* sind, ist allerdings das beste, um was gebeten werden kann, der sieg. Für sich bittet die vǫlva zunächst um *mál ok manvit*, 'die richtigen worte und weisheit'; wenn man noch daran zweifelt, ob str. 20—37 und str. 4 zusammengehören, so gibt diese bitte die endgiltige antwort. Was soll widerum die erwachte

1) Dass *dags synir* und *nipt (nóttar)* männer und frauen sind, wie Finnur Jónsson behauptet, kann ich nicht glauben; doch ist das für die frage, welche uns hier beschäftigt, unwesentlich.

walkyre mit diesen gaben anfangen? Aber die vǫlva braucht weisheit, damit sie nicht einen verkehrten rat gebe, und dass sie *mál* braucht und empfängt, zeigt ihre elfstrophige rede. Zum schluss bittet sie um *læknishendr,* nicht bloss für diesen einzigen fall, sondern für ihr ganzes leben *(meðan lifum);* es ist das erste bedürfnis einer seherin, welche ihre weisheit auf heilsame weise zu benutzen wünscht. Auch ihrem schützling gegenüber braucht sie diese gabe, und sie wendet dieselbe an, wo sie ihm in mehr als éiner strophe einen sanftmütigen rat gibt, sich an seinen verwandten nicht zu rächen, die wahrheit zu reden, keine frau zu verführen; aber auch für den rat mit toren nicht zu streiten, wodurch unheil vorgebeugt wird, sind *læknishendr* nötig; man darf ruhig behaupten, dass der ganze inhalt von str. 22—37 eine überaus interessante illustration der bitte um *læknishendr* ist, da die ratschläge eine lebensbetrachtung predigen, welche von dem heldenideal der härte und unbeugsamkeit weit entfernt ist. Die vǫlva tritt hier durchaus als versöhnende gestalt auf und nimmt dadurch unter den vǫlur der altn. literatur ihre eigene stellung ein. Durch die unerbittlichkeit des geschicks, welches sie repräsentiert (str. 37), führt sie ihren namen mit recht; der rat, gewalt nicht zur einzigen macht zu erheben, sondern treue und redlichkeit walten zu lassen, stellt sie auf einen humanen standpunkt.

Ich glaube gezeigt zu haben, dass str. 3—4 ebensowenig wie 20—21 von 22—37 sich trennen lassen. Daraus folgt eine neue erwägung, welche die versetzung von str. 2 verbietet. Denn wenn str. 3—4 die anrufung der göttlichen macht enthalten, welche unumgänglich ist, um str. 21—37 auszusprechen, so kann die zusammenhängende feierliche rede nicht durch eine strophe wie 2 gestört werden. Dasselbe gilt nicht für str. 20—21 und würde ebensowenig für eine etwa mit str. 5 correspondierende strophe gelten. Diese strophen gehören zu dem ceremoniell und erhöhen die bedeutung des vorganges. Die helfenden mächte wurden gerufen und sind da; der fragende muss für die aufnahme des rates vorbereitet werden. [Dazu empfängt er den gesegneten becher? vgl. oben s. 297, unten s. 301 anm. 2]. Nun werden die göttlichen worte bald erklingen, aber die vǫlva muss zuvor in dem entscheidenden augenblick sich überzeugen, dass ihre weisheit tatsächlich verlangt wird. Erst nachdem sie auf ihre hierauf bezügliche frage eine zustimmende antwort empfangen hat, hebt sie zu reden an.

Das alles hängt gut zusammen; man sieht nicht — abgesehen von dem, was über str. 5 bemerkt wurde — dass auch nur eine verszeile fehlt. Ich glaube auch nicht, dass das gedicht fragmentarisch über-

liefert ist; str. 37 bildet den natürlichen abschluss. Aber in dem zusammenhange der Sigrdrifumál ist in der tat mit diesem gedichte nichts anzufangen.[1] Es ist sogar sehr fraglich, ob es von anfang an in der sammlung gestanden hat. Dagegen spricht das wunderliche durcheinander der prosa. Nach str. 2 setzt sich Sigurðr und fragt die walkyre nach ihrem namen. Sie beantwortet die frage nicht, sondern nimmt einen becher mit meth und gibt dem helden eine *minnisveig* zu trinken; dabei spricht sie str. 3—4. Dann scheint sie sich der an sie gerichteten frage zu erinnern, sie erzählt wie sie heisst und gibt auskunft über ihre früheren erlebnisse; Sigurðr bittet sie, ihn weisheit zu lehren, falls sie um die ganze welt bescheid wisse (wie kommt er auf den gedanken?). Sie spricht darauf str. 5, welche, wie der inhalt zeigt, die darreichung eines bechers begleitet.

Diese verwirrung hat schon Bugge wahrgenommen, aber nicht erklärt. Müllenhoff, der nicht nur str. 2, sondern auch die folgende prosa hinter 4 setzt, bringt auf diese weise wol eine räumliche annäherung der frage nach dem namen an die darauf bezügliche antwort zu stande, aber das ganze bleibt nach wie vor unverständlich; natürlich bekommt der sammler die schuld, und dem leser wird der rat gegeben, die strophen in Müllenhoffs reihenfolge zu lesen und die prosa einfach zur seite zu schieben. Ja, wenn uns geboten wird, von dem, was wir nicht verstehen, keine notiz zu nehmen, so werden wir das übrige zu verstehen glauben. Der sammler aber kann schwerlich daran schuldig sein, dass die frage nach dem namen der walkyre von der antwort durch den satz: *hon tók þá horn fult mjaðar ok gaf honom minnisveig* getrennt erscheint. Dieser satz ist, abgesehen von der durch ihn verursachten störung des zusammenhangs auch deshalb verdächtig, weil er str. 5 antecipiert. Aber wie kam er an diese stelle (nach 2) zu stehen? Als ein zusatz, sei es nun des sammlers oder eines interpolators, ist er da, wohin er von Müllenhoff gebannt wird, in keiner weise zu verstehen. Dagegen wird in dem überlieferten zusammenhange seine aufnahme verständlich. Der satz ist da, wo er in R steht, eine einleitung zu str. 3—4 und wurde mit diesen zusammen interpoliert. Der interpolator fasste also str. 3—4 auf als die rede einer frau, welche einen becher in der hand hielt. Diese auffassung kann nach dem oben ausgeführten richtig gewesen sein.[2] Aber wenn str. 3—4 worte der er-

1) Die lückenlose überlieferung sowie der weichere ton weisen auf ein verhältnismässig junges alter; vielleicht das dreizehnte jahrh.

2) Es folgt dann daraus, dass nicht nach str. 4 eine strophe ähnlichen inhaltes wie 5 verloren ist, sondern dass die situation von 5 schon bei 3—4 vorausgesetzt wird.

wachenden Sigrdrifa enthalten, so kann sie nicht richtig sein, denn die verse haben dann eine andere bedeutung, wozu kommt, dass nach Sigrdrifumál der becher erst str. 5 dem helden geboten wird. Wenn man nun den str. 5 antecipierenden satz zusammen mit str. 3—4 ausscheidet, so folgt die antwort der Sigrdrifa auf Sigurðs frage; die prosa des sammlers hängt dann richtig zusammen. Ein einschub zeigt sich dann wider prosa z. 18: *Hann svarar ok biðr hana kenna sér speki, ef hon vissi tíðendi ór ǫllom heimom;* da diese worte nur dazu dienen, die anerkanntermassen interpolierten str. 6—19 (oder möglicherweise auch str. 22 fgg.) einzuführen, wird wol niemand sich ihrer annehmen. Auf die gegenseitige mitteilung der namen und die erzählung von Sigrdrifas vorgeschichte folgt der empfang des gastes (str. 5).

Ich zähle also zu den ursprünglichen Sigrdrifumál den grössten teil der prosa oder die ganze prosa vor 1, ferner str. 1. 2, die prosa nach 2 und 4 mit ausnahme der beiden ausgeschiedenen sätze, deren einer zu der gruppe 3—4. 20—37 gehört, während der andere entweder str. 6—19 oder 20—37 einleitet. Die reihenfolge ist vollständig tadellos.[1]

Wir kommen zu der frage, ob die Vǫlsungasaga den ursprünglichen schluss der Sigrdrifumál in prosaauflösung bewahrt hat. Zunächst ist zu fragen, ob Sigurðs worte: *Engi finnz þér vitrari maðr; ok þess sver ek, at þik skal ek eiga, ok þú ert við mitt æði* und Sigrdrifas antwort: *Þik vil ek helzt eiga, þótt ek kjósa um alla menn* eine erfindung des verfassers der Vǫls. s. sind. Es scheint mir, dass Heusler hier die einzig richtige antwort gegeben hat. Man kann sich in der tat schwer vorstellen, dass der sagaschreiber sich selbst die schwierigkeit bereitet haben würde, dem Sigurðr neben der vorverlobung, welche er schon mitzuteilen genötigt war, noch eine zweite aufzudrängen. Er wird also in seiner quelle den inhalt dieser sätze in strophenform oder

Ich glaube nicht, dass der satz von dem interpolator erfunden — etwa aus str. 3—4, welche das auch nicht aussagen — abstrahiert wurde, sondern dass er zu einer das gedicht von der seherin einleitenden prosaischen tradition gehört. Die *minnisveig* gehört zu dem apparate der weissagenden frauen. Was Sigurðr damit anfangen soll, ist zwar nicht zu verstehen; der held aber, der den rat der seherin zu hören wünscht, bekommt zuvor den trank zu trinken, damit er das, was ihm mitgeteilt wird, nicht vergesse, wie Óttarr heimski in den Hyndluljóð zu demselben zwecke *minnisǫl* gegeben wird. Eine andere bedeutung hat die *minnisveig* in der Gǫngu-Hrólfssaga Fas. 3, 309.

1) Wer auf grund der metrischen ungleichartigkeit nicht an die zusammengehörigkeit von str. 1. 2 glauben kann, muss str. 2 als einzigen rest eines parallelen liedes auffassen.

in prosa vorgefunden haben. Das schweigen der Skálda erklärt sich dann daraus, dass der verfasser mit diesem berichte nichts anzufangen wusste.

Zu welchem gedichte gehören nun die strophen, deren inhalt c. 21 der Vǫlsungasaga am schlusse mitteilt? Es mag wunderlich klingen, doch darf man nicht die möglichkeit leugnen, dass hier der schluss des gedichtes von der seherin vorliegt. Wenn auch sonst nicht bekannt ist, dass ein held den guten rat der seherin dadurch lohnt, dass er sie zu seiner geliebten erwählt, dieses eine beispiel würde das unerhörte zu etwas erhörtem machen; unsere aprioristische abneigung gegen eine solche auffassung hängt wol damit zusammen, dass wir eine weissagende frau uns als alt vorzustellen gewohnt sind. Die einleitenden worte der aussage Sigurðs weisen auf den rat zurück und legen diese auffassung nahe. Andererseits kann man sich vorstellen, dass jene wendung nur dazu dient, zwischen dem von Sigurðr ausgesprochenen vorhaben und den vorhergehenden ratschlägen einen zusammenhang zu stande zu bringen. Falls nicht ein mechanisches kriterium sich auffinden lässt, wird die frage kaum mit sicherheit zu lösen sein, und das urteil über die stelle wird nach wie vor von hypothetischen sagenhistorischen erwägungen abhängig gemacht werden.

Indessen glaube ich in der überlieferung ein mechanisches kriterium für die zugehörigkeit der beiden sätze gefunden zu haben.

Die letzten strophen des gedichtes fehlen in R. Aber in mehreren papierhss. sind sie enthalten. Mit Bugge und anderen glaube ich, dass diese strophen echt sind. Aber was ist der grund, dass die papierhss. nichts enthalten, was den schlussphrasen des 21. capitels der Vǫlsungasaga entspricht? Dass diese strophen an bedeutung jenen nachstehen, lässt sich nicht behaupten. Man kann annehmen, dass die person, welche die schlussstrophen aus seinem gedächtnis aufschrieb, diese beiden strophen vergessen hatte, aber das ist doch nur eine ausrede. Weshalb musste diese strophen überall das unglück treffen, übergangen zu werden; denn auch die Skálda verleugnet sie? Ich kann mir diese coincidenz nur so zurechtlegen, dass die beiden strophen, welche dem berichte zu grunde liegen sollen, in R a l s s t r o p h e n nicht vorhanden waren. Wenn nun doch ihr inhalt aus der sammlung stammt, so bedeutet das, dass schon in der sammlung das gedicht mit der kurzen prosaischen bemerkung, dass Sigurðr sich mit Sigrdrifa verlobte, schloss. Die form der mitteilung kann der hauptsache nach dieselbe gewesen sein wie in der Vǫlsungasaga, vgl. die gleichheit der prosa vor str. 1 mit dem anfang von Vǫls. s. c. 20. Daraus ergibt sich von selbst, was man von

der stelle zu denken hat. Das lied, welches str. 3 anhebt, ist, soweit wir ersehen können, lückenlos. Falls strophen verloren sind, was man nirgends anzunehmen genötigt ist, so ist doch an keiner stelle der inhalt einer verlorenen strophe in prosa mitgeteilt. Die überlieferung der eigentlichen Sigrdrifumál ist hingegen sehr fragmentarisch; das meiste erfahren wir nur aus der begleitenden prosa. Daraus lässt sich schliessen, dass der schluss von c. 21 der Vǫls.s. mittelbar auf strophen der eigentlichen Sigrdrifumál beruht. Schon der sammler der lieder kannte nur ihren inhalt; die worte *engi finnz þér vitrari maðr* stammen eher von dem interpolator des vǫlvenliedes, der auch in der prosa nach 2 einen satz hinzufügte, als von dem verfasser der Vǫlsungasaga. Dass der schreiber der papierhandschrift, der nur den poetischen schluss des gedichtes retten wollte, diese prosasätze, welcher er sich vielleicht nicht einmal erinnerte, nicht aufnahm, ist leicht zu verstehen[1].

Wie sind nun die letzten worte des c. 21 *ok þetta bundu þau eiðum með sér* zu beurteilen? Wenn diese phrase einen poetischen bericht gleichen inhaltes paraphrasiert, so ist der schluss des gedichtes dieser, dass Sigurðr Sigrdrifa verspricht, sie zu heiraten. Ein poetischer schluss darf das kaum genannt werden. Man stelle sich Freyr oder Svipdagr vor, vor Gerðr oder Menglǫð ein heiratsversprechen ablegend, um dann die reise fortzusetzen. Die situation ist hier anerkanntermassen dieselbe wie dort: der einzige abschluss, der sich erwarten lässt, ist dieser, *at hann gengr at eiga hana.* Es fragt sich, ob die oben angeführten worte ausschliesslich als ein von dem dichter bezwecktes heiratsversprechen verstanden werden können. Das ist nun keineswegs der fall. Ich glaube, dass die bemerkung aus rede und gegenrede der liebenden abstrahiert worden ist. In leidenschaftlichen worten schwören Sigurðr und Sigrdrifa sich liebe *(þess sver ek, at þik skal ek eiga),* vgl. Fjǫlsv. 48—50, wo Menglǫð vom küssen und einem zusammenleben mit dem geliebten redet; dass das nun ohne aufschub geschieht, versteht jedermann, obgleich es nicht besonders bemerkt wird, und auch in Sigrdrifumál war eine solche mitteilung überflüssig. Aus *þess sver ek* aber folgerte der sammler (oder der verfasser der Vǫls.s.?) einen eid für die ferne zu-

1) Zu einem ähnlichen resultate führt die annahme, dass die schlussstrophen der Sigrdrifumál in den papierhss. nicht aus R, sondern aus einer alten mündlichen tradition des gedichtes stammen. Das fehlen der dem schlusse von c. 21 der Vǫls.s. entsprechenden strophen beweist dann, dass dieselben nicht zu dem mit str. 37 schliessenden gedichte gehören und deshalb dem anderen gedichte zuzuweisen sind. Dass str. 37 einen ausgezeichneten schluss des liedes von der seherin bildet, wurde schon bemerkt.

unft, was auf missverständnis beruhen kann, aber doch seinen hauptgrund ı der verbindung mit den folgenden liedern zu einer biographie hat.

Wir sind nicht auf mythologischem sondern auf philologisch-ritischem wege zu dem resultate gelangt, dass in einem verhältnis-ıässig alten, zur zeit der aufzeichnung sehr fragmentarischen gedichte ine sagenform überliefert ist, nach der Sigurðr eine auf einem berge schlafende walkyre erweckt und sich mit ihr in liebe vereinigt. Es erübrigt, von dem gewonnenen standpunkte aus auf die übrigen gedichte, welche eine dem Sigrdrifumál ähnliche sagenform repräsentieren, einen blick zu werfen.

Zunächst auf die *igðna mál* (Fáfn. 40—44). Drei hauptauffassungen dieses liedfragmentes sind zu erwähnen. Edzardi, der Sigrdrifa von Brynhildr trennt, glaubt, dass eine strophe verloren ist, in der von Brynhildr die rede war, da doch die drei frauen, zu denen Sigurðr in beziehung tritt, alle genannt werden müssen. Das ist eine interpretation, welche von einer vorgefassten meinung über die sage ausgeht, und zu gleicher zeit eine forderung biographischer akribie, welche dem dichter unterschiebt, was man etwa selbst dichten würde. Ich gehe darauf nicht näher ein; die überlieferung bietet für diese anschauung einen einzigen anhalt. Es bleibt dann, abgesehen von der frage, ob igrdrifa mit Brynhildr identisch ist, die frage als die wichtigste beehen, ob str. 40 von Sigrdrifa oder von Guðrún spricht. Müllenhoff tscheidet sich im ersteren sinne und scheidet str. 41 aus. Sijmons, r Sigrdrifa für eine appellativische bezeichnung der Brynhildr hält, ıubt, dass str. 42—44 zwar von Brynhildr, str. 40 aber wie 41 von ıðrún redet. Er erkennt in dem gedichte dieselbe sagenform, welche lreið zeigt: Sigurðr kommt zuerst zu Gjúki, darauf zusammen mit úkis söhnen zu Brynhildr. Ähnlich urteilt Heusler. Obgleich er Sigr-ifa von Brynhildr trennt, glaubt er doch, dass der dichter von Fáfn. —44 die beiden gestalten zusammengeworfen hat, und auch er hält s gedicht für einen repräsentanten der sagenform der Helreið.[1]

Ich teile in dieser hinsicht Müllenhoffs auffassung aus folgenden ınden:

1. Nach Sijmons ansicht (Edda s. 335), der sich darin Ettmüller, zardi u. a. anschliesst, sind die oben als echt erkannten Sigrdrifumál fortsetzung des nämlichen gedichtes, zu dem auch die *igðna mál* hören. In der zusammenhängenden reihenfolge der beiden gedichte

1) Die auffassung Finnur Jónssons, der glaubt, dass die vögel Sigurðr vor rdrifa warnen, hat Sijmons a. a. o. s. 14 zur genüge widerlegt.

reitet Sigurðr, sobald die vögel ihren gesang beendet haben, nach Fáfnirs wohnung und, nachdem er dort der schätze des drachens sich bemächtigt hat, nach Hindarfjall. Dem entspricht in den *igðna mál* die reihenfolge 40. 42. Wenn also Fáfn. str. 40—44 und die prosa vor Sigrdr. reste éines liedes sind, so ist, falls str. 41 ursprünglich ist, entweder der dichter mit sich selbst in widerspruch geraten, oder ein teil der überlieferung, welcher erzählte, wie Sigurðr zu Gjúki kam und sich mit Guðrún vermählte, ist verloren. Man würde erwarten, dass der zusammenhang der fortschreitenden erzählung darunter gelitten haben würde; das ist aber nicht der fall; die prosa hängt in jeder hinsicht richtig zusammen. Dieses argument ist jedoch nur insofern von wert, als man die beiden gedichte als zusammengehörig betrachtet.

2. Drei strophen der *igðnamál* beschäftigen sich mit der schlafenden walkyre. Von Guðrún spricht nur diese éine strophe deutlich. Wenn die absicht der vögel ist, die hochzeit mit Guðrún als lohn für Sigurðs heldentat darzustellen, so ist es überaus auffällig, dass sie den eindruck durch eine breite poetische schilderung einer anderen frau zerstören. Ist aber Sigrdrifa die jungfrau, auf welche sie Sigurðr aufmerksam machen wollen, so geht es nicht an, dass sie zuvor Guðrún als seine künftige braut hinstellen. Höchstens wäre eine warnung vor Gjúkis söhnen und ihrer schwester am platze.

3. Aus dem vorhergehenden hat sich ergeben, dass Sigurðr tatsächlich nicht bloss zu Sigrdrifa kommt, sondern auf der stelle ihre liebe geniesst. Ob man nun Sigrdrifumál und die *igðna mál* für reste eines oder zweier gedichte hält, ein enger zusammenhang ist nicht zu leugnen. Es liegt auf der hand, dass die worte der vögel, welche von einer frau reden, welche Sigurðr besitzen wird, auf die frau zu deuten sind, welche er in dem fortlaufenden zusammenhange tatsächlich besitzt, nicht auf eine andere, von der sonst in den beiden gedichten nirgends die rede ist.[1]

4. Der einschub einer auf Guðrún bezüglichen strophe nach str. 40 lässt sich leicht erklären. Ein näherer zusammenhang zwischen str. 40 und 41 existiert nicht. Denn wenn die vögel dem Sigurðr raten, die ringe mitzunehmen, so bedeutet das nicht, dass er damit Guðrún kaufen kann. Der sinn des rates geht aus z. 3—4 *(era konunglikt kvíða morgu)* hervor. Die vögel raten Sigurðr, Fáfnirs fluch nicht zu fürchten; die

1) Wer wie Heusler Sigrdrifumál von den *igðna mál* stofflich vollständig trennt, muss wenigstens zugeben, dass der sammler durch die stelle, an der er Sigrdrifumál aufnimmt, über seine auffassung des verhältnisses der beiden gedichte klaren aufschluss gibt.

dauer des lebens ist dem helden gleichgültig; der wahre lohn für die heldentat (nicht für das gold) ist eine *mær — miklo fegrst,* — dass sie selbst *gulli gœdd* ist, beweist keineswegs, dass das mädchen Guðrún sein muss. Die vögel erzählen darauf, wo und wie er die braut finden wird, und widerholen 44, 2 *(mey und hjalmi)* die str. 40 gegebene andeutung in mehr präcisierter form. Ein interpolator aber konnte glauben, dass die für Sigurðr bestimmte braut doch nur Guðrún gewesen sein kann, und die erwähnung der ringe (str. 40) veranlasste ihn vielleicht dazu, zu erzählen, dass Sigurðr Gjúkis tochter *mundi kaupa* würde. Seine bemerkung *fram vísa skǫp folklíðondum* kann eine warnung sein, an der str. 42—44 genannten dame vorüberzureiten.[1]

Durch die ausscheidung der einen strophe 41 wird die beste harmonie nicht nur mit den ursprünglichen Sigrdrifumál sondern bekanntlich auch mit dem Sigfridsliede, welches den helden die jungfrau im unmittelbaren anschluss an den drachenkampf erlösen und erwerben lässt, erreicht.

Die auffassung der Helreið steht der der beiden besprochenen gedichte am nächsten; sie weicht hauptsächlich dadurch ab, dass Sigurðr zwar die schlafende walkyre erweckt, aber nicht um sie zu besitzen, sondern um sie dem Gunnarr zu übergeben. Dass hier die walkyre Brynhildr ist, wird nicht angezweifelt und es kann dem auch nicht widersprochen werden. Aber das urteil über die autorität des gedichtes ist sehr verschieden. Auch diejenigen forscher, welche nicht mit Bugge den wesentlichsten teil des gedichtes ausscheiden und den Sigrdrifumál zuweisen wollen, stimmen untereinander in der auffassung der Helreið keineswegs überein. Was das gedicht zumal verdächtig macht, ist das auftreten der jungen gestalt des Heimir. Auf verschiedene weisen ist man gewohnt, sich mit ihm abzufinden. Ich führe die folgenden ansichten an. Müllenhoff streicht str. 11, welche von Brynhilds fóstri (= Heimir) redet. Str. 7 behält er, obgleich nach der Vǫlsungasaga, der Skálda und den Viðbættir zur Landnáma Heimir in Hlymdalir wohnt, da die namen *Hildr (und hjalmi)* und *Hlymdalir* zu der walkyre in beziehung zu stehen scheinen; er hält es also nicht für ausgemacht, dass Heimir und die Hlymdalir von anfang an zusammengehören; und

1) *ef geta mættir* (40, 8) verstehe ich mit Sijmons a. a. o. s. 13 als eine ermunterung, nicht mit Bugge als eine missmutige bemerkung, welche die ganze *igðna mál* illusorisch machen würde. Die vögel sprechen die sprache des geschickés; weshalb sollten sie den helden antreiben, dass er etwas zu erreichen suche, was nach ihrer eigenen aussage ihm verweigert sein wird?

principiell lässt sich dagegen nichts einwenden. Nur versetzt er str. 7 vor 6, worin ihm die meisten jüngeren forscher folgen. — Sijmons, der das gedicht für den repräsentanten einer alten sagenform hält und mit Müllenhoff auch str. 7 beibehält, kann sich wegen str. 7 nicht entschliessen, str. 11 auszuscheiden und kommt zu dem schlusse, dass 'in unserem liede eine sehr alte und ursprüngliche sagenfassung mit einer jüngeren vorstellung verquickt ist'.[1] Der von Sijmons anerkannte widerspruch wird von den gegnern der ursprünglichkeit der in dem gedichte vorliegenden sagenform in hohem grade ausgebeutet. Heusler (s. 26) glaubt aus str. 11 schliessen zu dürfen, dass die ganze darstellung der Helreið eine junge erfindung ist. Von drei unebenheiten, welche er in dem gedichte wahrnimmt, knüpfen zwei an str. 11. Die dritte ist von geringer bedeutung. Nach Heusler passt nämlich das motiv, dass Brynhildr den eid abgelegt hat, sich nur dem durchreiter der lohe zu ergeben, nicht wol zu der im zauberschlaf liegenden. Denn das echte sei, 'dass Oðinn selbst die bestimmung ausspricht, nur der furchtlose solle den zauber brechen', wie das auch in str. 9 steht. Ich denke, die schwierigkeiten des freiwilligen aufenthaltes in der lohe (über welchen vgl. unten s. 319 fgg.) sind grösser. Es wird nicht klar, weshalb der dichter es nicht so gemeint haben kann, 'wie es der sammler in der prosa vor Sigrdrifumál 5 hinstellt', dass Sigrdrifa dem fluche Óðins eine einschränkung entgegenstellt; mit str. 9 lässt sich das wol vereinigen, wenn man annimmt, dass Óðinn in diesem punkte den wunsch der walkyre erfüllt hat (vgl. jedoch unten s. 315, wo eine andere auffassung des eides mitgeteilt wird). Auf keinen fall geht es in hinblick auf die prosa vor Sigrdr. 5, welche dasselbe aussagt, was Heusler hier unmöglich nennt, an, den str. 5 erwähnten eid für den eid einer jungfrau zu erklären, welche die lohe freiwillig benutzt, um freierproben abzuhalten. — An str. 11 knüpfen sich für Heusler die folgenden unebenheiten: 1. die gestalt des Heimir, welche auch anderen forschern schwierigkeiten bereitet, 2. eine stelle, in welche freilich die dunkelheit von Heusler selbst hineingetragen wird, z. 5—6 *einn þótti hann þar qllum betri.* Wenn man hier mit Heusler *þóttomk* für *þótti* liest, so steht allerdings da, dass Sigurðr der Brynhildr gefiel, als er zu Heimir kam, und das ist unmöglich, wenn Brynhildr im zauberschlaf lag. Aber es scheint

1) Auch in str. 6 sucht Sijmons, Ztschr. 18, 111 eine beziehung auf Heimir. Da indessen die beziehung durch conjectur in die strophe hineingetragen wird, verdient jene auffassung der strophe nur insofern erwägung, als es ausgemacht ist, dass in dem gedichte von Heimir die rede war. Bei der beurteilung von str. 11 muss daher str. 6 ausser betracht bleiben.

mir methodisch unrichtig, durch emendationen widersprüche zu schaffen anstatt sie zu lösen.

Auf jeden fall aber ist das urteil über str. 11 für die beurteilung des ganzen gedichtes von der grössten bedeutung. Dieses urteil darf jedoch nicht durch eine vorhergefasste meinung über die ursprünglichste sagenform bestimmt werden; das gedicht selbst muss die frage, ob str. 11 echt oder ein eindringling ist, entscheiden. Dass str. 7 genügt, um die echtheit von str. 11 darzutun, glaube ich nicht. Die vorstellung, dass Heimir in Hlymdalir lebt, können die Vǫls.s. und die übrigen dürftigen quellen aus der Helreið in der vorliegenden form abstrahiert haben. Wunderlich ist es auch, dass Sigurðr in der strophe *víkingr Dana* heisst; aber das gibt doch keinen grund ab, sie zu entfernen, und wenn man mit Müllenhoff sie einfach ausscheidet, so entsteht eine lücke, welche sich durch die annahme sprunghafter darstellung nicht forterklären lässt. Str. 10 sagt Óðinn, dass nur der, welcher Fáfnis gold der Brynhildr bringen werde, das feuer zu durchreiten im stande sein wird, und unmittelbar darauf schlafen Brynhildr und Sigurðr str. 12 in éinem bette. Ein bericht über die ankunft des helden ist unentbehrlich. Wenn man str. 11, welche ihn wenigstens durch ein adjectiv und eine kenning andeutet, ausscheidet, so wird Sigurðr nicht einmal genannt. Andererseits lässt sich, abgesehen von den schon angegebenen schwierigkeiten, gegen str. 11 anführen, dass auch sie nicht nur die lücke nicht ausfüllt, sondern dass sie überdies einen widerspruch in die vorstellung des gedichtes hineinträgt. Nicht dass die strophe Brynhilds fóstri erwähnt, beweist etwas gegen sie — das könnte auf contamination verschiedener sagenschichten beruhen — aber dass sie ihn an dieser stelle erwähnt. Wenn der dichter str. 9 berichtet hat, dass Brynhildr í Skatalundi liegt, von Óðinn in einen zauberschlaf versenkt, so muss er des verstandes beraubt gewesen sein, um durch die mitteilung, dass Sigurðr zu Heimir kam, zu dem berichte zu gelangen, dass der held neben Brynhildr im bette liegt. Denn was soll Heimir in diesem zusammenhange? Weiss er, wo seine pflegetochter sich aufhält? Das wäre schon nicht wahrscheinlich. Angenommen aber, dass er es wüsste, so ist noch mit str. 11 nichts gewonnen: das einzige, was Heimir zu tun hätte, wäre, die freierschar nach Skatalundr zu verweisen, wie er c. 27 der Vǫlsungasaga die helden nach dem saal der Brynhildr verweist, und der bericht, dass Sigurðr durch die flammen zu Brynhildr ritt, bliebe nach wie vor unentbehrlich. Erst dann hat str. 12 einen sinn. Durch die beibehaltung der str. 11 wird also die fühlbare lücke nicht ausgefüllt. Aber das fällt auf, dass die strophe anhebt, als ob alles in der

ordnung wäre: *reið góðr Grana,* dann aber biegt sie ab und berichtet, dass Sigurðr zu Heimir statt dass er durch die waberlohe ritt. Ich glaube, dass str. 11 eine strophe verdrängt hat, deren anfangszeile der ersten zeile von str. 11 ähnlich war, aber deren fortsetzung berichtete, dass Sigurðr durch das feuer zu Brynhildr ritt. Es fragt sich, ob nicht ein glücklicher zufall jene strophe bewahrt hat.

C. 27 der Vǫlsungasaga enthält die erzählung, wie Sigurðr Brynhildr für Gunnarr freit. Man reitet zu Buðli, dann zu Heimir, dann zu Brynhilds saal; von dort zurück zu Heimir, dann zu Buðli. Für das mittelstück, die eigentliche werbung (Bugge 144, 14—146, 15) haben mehrere forscher (Sijmons, Beitr. 3, 277, Ranisch, Einleitung s. XII, Heusler a. a. o. s. 55) eine besondere poetische quelle angenommen, welche Heusler mit dem verlorenen teil des Brot identificiert. Im zusammenhange dieser erzählung werden zwei strophen mitgeteilt, welche lauten:

(22.) *Eldr nam at œsask*
en jǫrð at skjalfa
ok hár logi
við himni gnæva;
fár treystisk þar
fylkis rekka
eld at ríða
ne yfir stíga.

(23.) *Sigurðr Grana*
sverði keyrði,
eldr sloknaði
fyr ǫðlingi;
logi allr lægðisk
fyr lofgjǫrnum,
bliku reiði
er Reginn átti.

Z. 3—8 der zweiten strophe werden in der unmittelbar vorangehenden prosa paraphrasiert, aber dadurch wird ein fast alle einzelheiten betreffender widerspruch mit der prosaerzählung, welcher merkwürdigerweise bisher keinem forscher aufgefallen ist, nicht aufgehoben. Strophe 22, 5—6 sagen aus, dass wenige (d. h. keiner) der männer des fürsten durch das feuer zu reiten wagten. Die prosa erzählt, dass Gunnarr den versuch zweimal macht, aber er muss sein vorhaben aufgeben, da weder sein eigenes noch Sigurðs pferd ihn durch das feuer tragen will. Hier ist nicht die rede von helden, welche die tat nicht zu unternehmen w a g e n. Ferner: wer sind des fürsten recken? Die helden sind drei an der zahl; der fürst kann nur Gunnarr sein; Gunnars recken ist aber eine wunderliche bezeichnung für Gunnars bruder Hǫgni und seinen schwager Sigurðr. Ferner: wenn von zwei recken der eine durch das feuer reitet, während der andere n e b s t d e m k ö n i g e s e l b s t die tat nicht vollbringt, kann man dann ironisch sagen, dass von des fürsten recken w e n i g e sich an die heldentat wagten? Also widerspricht die zeile der darstellung der saga in jeder hinsicht. Man würde

;lauben geneigt sein, dass die strophe zu einem gedichte gehörte, hes Gunnarr mit einem grossen gefolge zu Brynhildr reiten liess; helden versuchten sich an die tat, aber alle schreckten im entidenden augenblicke davor zurück. Allein von einer solchen überrung ist nichts bekannt, und es ist kaum anzunehmen, dass Gunnarr, doch zunächst selbst dazu berufen war, die freierprobe abzulegen, seine männer, einen nach dem anderen dazu aufgefordert hätte.

Str. 23, 1—2 erzählen, dass Sigurðr das pferd mit dem schwerte ıg. In der prosa hat der held das schwert in der hand, aber er t das pferd mit den sporen an.

Str. 23, 3—6 berichtet, dass das feuer erlosch, als Sigurðr hinhritt. Nach der prosa brennt es weiter; 146, 14 reitet der held h dasselbe feuer zu den seinen zurück.

Und was sollen schliesslich str. 22, 1—4 im zusammenhange von ? Was ist der grund, dass das feuer zu lodern und die erde zu n anfängt? Die annäherung der freunde? Lodert denn kein feuer den saal, wenn keine freunde in der nähe sind, und wird die hinerie erst im augenblicke von Brynhildr in bewegung gesetzt? nimmt die wut des feuers dadurch zu, dass Sigurðr hineinreitet? widerspricht aber die folgende strophe; sobald Sigurðr sich nahte, *ıaði eldr* und *lægðisk logi.*

Diese widersprüche zeigen zur genüge, dass str. 22. 23 der Vǫls. nicht zu demselben gedichte gehören, auf dem die prosadarstellung ht. Ich glaube nun, dass die richtige stelle dieser beiden strophen er Helreið nach str. 19 ist. Zunächst betrachte ich str. 22, 1—4. zeilen beschreiben den zustand, der durch Óðins str. 10 mitgeteilten hluss entsteht: da begann das feuer zu lodern, die erde zu beben; in diesem zusammenhange hat *nam* eine bedeutung, aber hier eine wesentliche. Darauf wird die wirkung des feuers und des erdns ausgeführt: niemand wagte hindurch zu reiten; und dieser zu1 währte, bis Sigurðr Grani antrieb. Allerdings ist in der zweiten e von str. 22 eine leichte emendation vorzunehmen, welche verich auf geringen widerspruch stossen wird, da *fylkis rekka,* wie gezeigt wurde, in keinem zusammenhang verständlich ist. Das ige ist *fylkis rekkir. rekkir* (zu *rekkja*), qui animum addit, conıt; *fylkis* nicht von *fylkir,* sondern von *fylki,* schlachtordnung, r; *fylkis rekkir* bedeutet dasselbe wie *herrekkir,* confirmator militum, ılso eine bezeichnung eines fürsten oder helden.

Diese emendation empfiehlt sich auch dadurch, dass sie eine alleinnde kaum richtige construction (*fár* im sing. mit einem abhängigen

gen. pl.) durch eine allgemein bräuchliche (*fár* mit einem subst. im sing. als apposition) ersetzt. Der fehler konnte leicht entstehen, da *rekkir* obgleich sehr verständlich doch ein seltenes wort ist — es ist wie das compositum *herrekkir* éinmal belegt — und *fylkis* konnte natürlich missverstanden werden. Die zeilen gehen auf alle helden, welche von dem augenblicke an, wo Brynhildr in den zauberschlaf versenkt wurde, bis zu Sigurðs ankunft sich dem feuer nahten.

Nachdem einmal *rekka* an die stelle von *rekkir* getreten war, wurde, da *fylkis rekkar* nur auf Gunnars mannen gedeutet werden konnte, die strophe in dem zusammenhange der Helreið nicht mehr verstanden; sie wurde nun mit der folgenden strophe in eine darstellung von Gunnars brautfahrt aufgenommen. Die zweite strophe wurde durch eine andere, deren anfang ähnlich lautete, ersetzt *(Sigurðr Grana sverði keyrði: Reið góðr Grana)*.

Als Sigurðr herannaht, erlischt das feuer von selbst *fyr,* nicht *undir ǫðlingi.* Es ist also keine heldentat, dass er hindurchreitet, sondern es gelingt ihm ohne anstrengung, weil die braut für ihn bestimmt ist. Die vorstellung, dass die durchreitung der lohe eine probe des mutes ist, erweist sich hier als die abgeleitete. Über die vollständige ähnlichkeit auch in diesem punkte mit den Sigrdrifumál vgl. unten s. 318. So ganz und gar erlischt das feuer, dass das einzige, was noch leuchtet, Regins reitzeug ist.

Die junge Sigurðarkviða en meiri, welche von allen seiten motive entlehnt, entnahm auch unserer strophe ca. 1½ langzeilen, wo sie Brynhildr der Guðrún vorwerfen lässt (c. 28, Bugge s. 149), dass Gunnarr nicht durch das feuer zu reiten gewagt habe. Das widerspricht jeder bekannten überlieferung, auch der darstellung von c. 27; der vorwurf wird auch sofort von Gudrún widerlegt; immerhin ist die auffassung besser als die, dass Gunnars mannen nicht zu reiten wagen, was Vǫls.s. str. 22 an der stelle, wo sie überliefert ist, aussagt. Aus der strophe in c. 28 geht nicht hervor, dass der dichter str. 22 in dem überlieferten zusammenhange gekannt hat; eher das umgekehrte; denn wenn niemand zu reiten wagte, bis Sigurðr — mit den Gjúkungen — kam, so liess sich daraus folgern, dass auch Gunnarr es nicht gewagt hat.

Die verwandte stelle der Oddrúnargrátr (17, 5—8) verstehe ich wie Heusler. *jǫrð dúsaði ok uphiminn* scheint mir ein zu hyperbolischer ausdruck um kriegslärm anzudeuten; die stelle steht auch deutlich unter dem einfluss der str. 22 (Vǫls.s.). Man darf sie aber nicht so verstehen, dass das feuer heftiger zu lodern anfing, als Sigurðr herannahte. Die strophe sagt aus, dass erde und himmel erdröhnten,

als Sigurðr die burg sah, d. h., als der held so nahe gekommen war, dass er die burg und das feuer sehen konnte, nahm er auch das dröhnen der erde, welches natürlicherweise auch früher vor sich gieng, wahr. Übrigens ist zu bemerken, dass auch wenn eine andere auffassung der stelle die richtige wäre, das doch für die altertümlichkeit der vorstellung, dass die wut des feuers grösser wurde, nichts beweisen würde; es würde nur zeigen, dass der dichter von Oddrúnargrátr die beiden ursprünglich zur Helreið gehörenden strophen schon in ihrer neuen umgebung gekannt und sie daher, wie natürlich, missverstanden hatte. Der verwirrten vorstellung dieses späten gedichtes ist gewiss den besser zusammenhängenden älteren quellen gegenüber keine autorität zu gewähren.

Woher str. 11 der Helreið stammt, wüsste ich nicht mit sicherheit zu entscheiden. Müllenhoff hat schon richtig gesehen, dass ihr platz in einem gedichte ist, in dem Heimir eine rolle zufiel. Das ist nun der fall in c. 27 der Vǫls.s., welches die beiden Helreiðstrophen aufgenommen hat. Man könnte daher versucht sein, an einen tausch zu denken und Helreið 11 der quelle von c. 27 zuzuweisen. Indessen spricht vielleicht dagegen, dass die strophe der Brynhildr in den mund gelegt wird *(fóstri minn),* während c. 27 doch wol auf einem erzählenden gedichte beruht. Die strophe gehört eher zu einem dem eingange von c. 27 nahestehenden gedichte, in dem Brynhildr auf die vergangenheit zurückblickt, wie sie auch c. 28 fgg. mehrere reden hält.

Für die geschichte der überlieferung ist dieses ergebnis von bedeutung, dass die in Helreið vorliegende sagenform, nach der Sigurðr durch die waberlohe zu Brynhildr ritt, um sie für Gunnarr zu erwerben, nicht auf einer combination älterer und jüngerer überlieferung beruht. Dass dieser besuch des helden bei der walkyre sein erster und einziger war, hebe ich ausdrücklich hervor. Das geht schon aus str. 12—13 hervor, welche keinen sinn haben, wenn Sigurðr und Brynhildr sich früher treue geschworen haben. Da indessen Finnur Jónsson behauptet, dass eine strophe, welche Sigurðs 'ersten' besuch enthielt, verloren ist, falls nicht der dichter eine unrichtige vorstellung der ereignisse hatte[1], bemerke ich noch, dass die vorstellung, welche wol den meisten forschern als die einzig richtige erscheinen wird, durch die in die Vǫls.s. aufgenommenen strophen bestätigt wird. Als Sigurðr das feuer durchritt, erlosch es; er kann es also nicht zum zweiten male durchreiten. Von einer vorverlobung des Sigurðr weiss also das gedicht nichts.

1) Was die richtige vorstellung ist, können wir doch nur aus den quellen erfahren.



Ebensowenig weiss die quelle etwas von einer vorverlobung der walkyre mit Agnarr. Agnarr hat, wenn R das ursprüngliche hat und die von den meisten forschern angenommene erklärung von str. 6, 1—2 das richtige trifft, die walkyre zu seinem dienste gezwungen, wie z. b. Hagen die seeweiber bezwingt; er hat sie nicht für sich behalten, wie Vølundr und die märchenhelden, denn der beistand im kampfe setzt voraus, dass die walkyre sich frei bewegt, auch in der luft, wozu sie ihres federhemdes bedarf. Es wäre ein accessorisches motiv, eine variante der vorstellung der Sigrdrifumál, dass sie aus mitleid Agnarr zu hilfe eilt. Der unterschied hätte seine bedeutung, weil er eine deutliche abweichung der beiden darstellungen voneinander bezeugen würde; daraus wäre ein neues argument zu entnehmen gegen die überführung der auf Agnarr bezüglichen verse aus einem gedichte in das andere, was noch Finnur Jónsson, freilich in umgekehrter richtung als Bugge, unternimmt.

Solange man mit Müllenhoff str. 6 hinter 7 setzt und die lesart von R für richtig hält, scheint mir diese auffassung der strophe auch die einzig mögliche zu sein. Doch gestehe ich, dass auch diese interpretation mir im hohen grade bedenklich vorkommt. Es ist immerhin misslich, eine unverständliche überlieferung durch strophenumstellung bessern zu wollen, sofern nicht durch die umstellung ein klarer zusammenhang zu stande gebracht wird. Im vorliegenden fall erheben sich gegen die umstellung die folgenden bedenken. Str. 5 klagt Brynhildr darüber, dass sie durch die schuld der Gjúkungar ihren eid gebrochen hat; str. 6 redet von einem eid, den sie geschworen. Es liegt nahe zwischen dem eide in str. 5 und dem in str. 6 eine beziehung zu vermuten. Ferner sieht str. 7 wie eine einleitung zu str. 8 aus: 'In Hlymdalir wurde ich eine walkyre genannt; als solche tötete ich den Hjalmgunnarr'. Auch ist nicht zu übersehen, dass von einem verhältnis der Brynhildr zu Agnarr sonst nichts bekannt ist, und das Óðins zorn als weniger begründet erscheint, wenn Brynhilds hilfe im kampfe durch Agnarr ihr abgenötigt worden war.

Im folgenden schlage ich eine auffassung der str. 6 vor, welche den vorzug hat, dass sie die überlieferte strophenfolge bewahrt und den inhalt der strophe ausschliesslich an aus dem gedichte bekannte ereignisse anknüpft. Alle schwierigkeiten glaube ich dadurch nicht lösen zu können, aber doch hoffe ich, dass meine interpretation sich fähig erweisen wird eine abschliessende erklärung vorzubereiten. Ich glaube, dass str. 6 den inhalt der folgenden strophen (7—12) kurz andeutet. Z. 5—8 beziehe ich auf Sigurðr. Hundert jahre, wie die prinzessin im be-

zauberten schlosse hat Brynhildr nicht geschlafen. Als sie zwölf jahre alt war, hat Sigurðr sie aus dem zauberschlafe erweckt, und diesem jungen fürsten *seldi (hon) eiða*. Das stimmt mit dem alten schlusse der Sigrdrifumál überein. Aber auch die situation der Helreið erfordert einen solchen eid. Als Sigurðr in Gunnars gestalt zu Brynhildr kam, hat er sie zum weibe begehrt, und sie hat ihm zu gehören eidlich versprochen. Darauf hat er neben ihr geruht ohne sie zu berühren und sie nach acht nächten dem Gunnarr überliefert. Das ist der eid, den Brynhildr str. 5 sich beklagt gebrochen zu haben[1]. Dass der dichter dabei nicht etwa an einen früheren besuch des helden gedacht haben kann, wurde schon betont (s. 313).

Wenn diese erklärung von z. 5—8 richtig ist, so können z. 1—4 nur von einem mit der ankunft des helden in beziehung stehenden ereignis handeln. Ich glaube, dass sie Brynhilds versenkung in den zauberschlaf andeuten. Die lesart des Nornagests þáttr halte ich für die richtige. *Lét mik af harmi hugfullr konungr, Atla systur, undir eik búa.* Unter dem *hugfullr konungr* verstehe ich Óðinn, allerdings keine gewöhnliche aber doch kaum eine unmögliche bezeichnung des götterkönigs, namentlich im munde einer walkyre, welche in Óðins besonderem dienste steht. Doch ist zu erwägen, ob hier vielleicht eine verderbnis vorliegt. Also 'Óðinn liess mich *af harmi* (weil er erzürnt war) *undir eik búa*. *eik* bedeutet 'eiche' oder allgemein 'baum'. Ferner einen aus holz angefertigten gegenstand, 'ein schiff'. An dieser stelle deutet der dichter damit die schilde an, mit denen der gott die walkyre zudeckt. Wie ein schild *lind* heisst, weil er aus lindenholz gemacht ist, so nehme ich an, dass ein skalde dazu kommen konnte, ihn durch *eik* zu bezeichnen, zumal da an dieser stelle noch ein besonderer anlass dazu vorhanden war; durch das verbum *búa* wurde nämlich der gedanke des dichters auf den bekannten ausdruck *búa undir eik* gelenkt (*verðr sik at fága, er undir skal búa)*. Es wird demzufolge die mit schilden zugedeckte walkyre bildlich als unter einem heiligen baume wohnend bezeichnet. Der dunkle ausdruck ist ganz im stile des Helreið-dichters.

Diese beiden ereignisse, die versenkung in den zauberschlaf und der dem Sigurðr geleistete eid, sind für Brynhilds geschick entscheidend gewesen. Sie setzt sie daher gleich am anfang ihrer rede als die beiden

1) Der schwur geht also weder dahin, dass sie nur dem grössten helden geboren wird, der sie erwecken würde, noch ist es ein eid, den sie bei Heimir ablegt, dass sie nur Sigurðr, der ihr besser als Gunnarr gefallen habe, besitzen werde (vgl. oben s. 308). Dem Sigurðr selbst hat sie den eid geschworen, als er in betrügerischer absicht ihren felsen erstiegen hatte.

kernpunkte der erzählung hin; darauf berichtet sie das geschehene der reihenfolge nach umständlich.

Ich glaube daher nicht, dass str. 6 nach 7 zu stellen ist.

Allerdings müssen wir, wenn der text des Nornagests þáttr das richtige hat, *Atla systur* mit in den kauf nehmen, und es zeigt sich dann, dass Helreið die verbindung der Brynhildr mit Atli schon kennt. Aber das ist nicht auffällig, denn diese vorstellung beherrscht auch alle übrigen lieder, welche um die werbung für Gunnarr wissen. Von Heimir enthält das gedicht jedoch keine spur. Und der bericht, dass Brynhildr Atlis schwester ist, hat für den inhalt des liedes keine bedeutung; er soll nur über die abkunft der heldin orientieren. Dass königstöchter walkyren waren, ist eine der Edda geläufige vorstellung.

Wie ist nun das verhältnis der Sigrdrifumál zu der Helreið zu beurteilen? Prinzipiell sind nur zwei auffassungen möglich. Wenn Sigrdrifa und Brynhildr identisch sind, so repräsentieren die beiden gedichte sagenvarianten. Das ist Sijmons' ansprechende vermutung. Sind die beiden gestalten von hause aus verschieden, so muss Helreið auf einer sagencontamination beruhen. Es ist nicht meine absicht, alles zu widerholen, was für und wider angeführt worden ist. Meine aufgabe beschränkt sich darauf, die schlüsse zu ziehen, zu denen die voranstehenden resultate in bezug auf diese frage führen.

Durch die beobachtung, dass die ursprüngliche Helreið eine widerspruchslose geschlossene überlieferung repräsentiert, gewinnt die ansicht, dass die dem gedichte zu grunde liegende tradition eine selbständige sagenvariante ist, in hohem grade an wahrscheinlichkeit. Es fragt sich nur, ob die unterschiede der art sind, dass die vorstellungen der beiden gedichte sich nicht aus éiner anschauung entwickelt haben können. Heusler hat diese möglichkeit geleugnet; ich hoffe im folgenden meine abweichende ansicht zu begründen.

Von dem wichtigen unterschiede, dass der held die walkyre in Sigrdrifumál für sich, in Helreið für einen andern erwirbt, sehe ich vorläufig ab. Es sind dann zunächst ein paar kleinigkeiten in der vorgeschichte zu erwähnen. Von der für Brynhildr eigentümlichen anknüpfung an Atli, welche nach meiner oben entwickelten ansicht auch Helreið kennt, weiss die überlieferung von Sigrdrifa nichts. Nach der alten interpretation der str. 5 ist das verhältnis der walkyre zu Agnarr ein verschiedenes. Diese unterschiede, soweit sie tatsächlich vorhanden sind, lassen jedoch nicht auf verschiedenen ursprung, sondern auf selbständige entwicklung schliessen und reden, wie schon bemerkt (s. 314), eher für als wider die ursprüngliche einheit beider gestalten.

Nach Heusler entscheidend sind aber die abweichungen in der beschreibung des ortes, wo die walkyre liegt. Der name ist verschieden; *Skatalundr* ist im stile der übrigen ortsnamen in Helreið (Müllenhoff s. 389); das ursprünglichere wird Hindarfjall sein; übrigens kann der dichter sich Skatalundr auf Hindarfjall vorgestellt haben[1]. Über die umgebung, in der die beiden walkyren liegen, ist das folgende zu bemerken. Brynhildr liegt *lokin skjǫldom* (Helr. 9), also in einer *skjaldborg*. So auch Sigrdrifa. Ob Brynhilds *skjaldborg* in einem saale sich befindet, ist nicht ganz klar; str. 10 lässt Óðinn das feuer brennen *um sal minn;* da aber von einem saale sonst nicht die rede ist, liegt es auf der hand, *sal minn* als eine bezeichnung der schildburg aufzufassen. Die Sigrdrifumál erwähnen keinen saal, dagegen die zu derselben sage gehörigen *igðna mál,* welche widerum keine von dem saale unterschiedene *skjaldborg* kennen; also ist auch hier wol der saal auf dem Hindarfjall mit der *skjaldborg* auf dem Hindarfjall identisch. Das geht wenigstens aus der prosa vor Sigrdr. 1 hervor, dass die *skjaldborg* keineswegs eine enge einhegung war, welche bloss den körper der Sigrdrifa umgab, denn Sigurðr geht in die *skjaldborg*, und dann erblickt er die maid. Aus der *skjaldborg* erhebt sich eine fahne. Dieselbe kann zwar an einer im boden feststehenden stange befestigt gewesen sein, sie erweckt aber die vorstellung einer überdeckung, welche von der fahne abgeschlossen wird. Es lässt sich auch vermuten, dass Óðinn die schlafende walkyre nicht wind und wetter preisgegeben haben wird; wenn er aber eine noch so einfache überdeckung (gleichfalls aus schilden) angebracht hat, so konnte der eingehegte überdeckte raum mit gutem fuge, namentlich in dichterischer sprache, ein saal genannt werden. Für die bedeckung wie für die bezeichnung des aufenthaltes der walkyre als 'saal' spricht aber auch str. 5 (*búa undir eik,* vgl. oben s. 315). Wie dem übrigens sei, als aufenthaltsort der beiden walkyren wird je einmal eine *skjaldborg* und ein saal genannt. Vollständiger kann die übereinstimmung wol nicht sein.

Es bleibt die waberlohe zu untersuchen. Nach Heusler gehört dieselbe zu Brynhildr, nicht zu Sigrdrifa[2]. Nach ihm braucht man

1) Möglicherweise sind *ralland, hlymdalir, skatalundr* alle als appellativa zu verstehen. Die skaldische umschreibung *hlymdalir* hat dann viele irrtümer zu verantworten.

2) Heusler trennt die *igðna mál*, in denen er dieselbe sagenauffassung wie in der Helreið sieht, von Sigrdrifumál. Für den forscher, der das nicht zugibt, braucht es für den flammenwall der Sigrdrifa (oder nach Heusler der ungenannten walkyre, welche nicht, auch nicht appellativisch, Sigrdrifa hiess) keines beweises (str. 42!).

aus den worten *á fjallinu sá hann ljós mikit, svá sem eldr brynni, ok ljómaði af til himins,* nicht zu lesen, dass der ort von einem flammenwall umgeben war, und beweist das unmittelbar folgende *En er hann kom at, þá stóð þar skjaldborg* sogar, dass eine solche auffassung ausgeschlossen ist. Ich kann das nicht zugeben, und auch nicht, dass die worte des textes 'ein unklarer ausdruck für die lohe' sind. Kann man deutlicher sagen, dass ein helles feuer brannte, als dadurch, dass man den eindruck beschreibt, den das feuer schon aus der ferne macht, auflodernd bis zum himmel? Freilich, es wird nicht berichtet, dass Sigurðr die lohe durchritt, aber wo steht denn geschrieben, dass ein solcher bericht unentbehrlich oder sogar sagengemäss wäre? Die darstellung der Sigrdrifumál ist auch in dieser hinsicht in vollständiger übereinstimmung mit der der Helreið, nur noch naiver, indem nicht einmal erzählt wird, dass das feuer bei Sigurðs herannahen erlischt. Helreið erzählt die begebenheit von Brynhilds standpunkte, Sigrdrifumál von dem von Sigurðr eingenommenen. Aus der ferne sieht Sigurðr das feuer, aber er braucht nicht hineinzureiten, ebensowenig wie der märchenprinz in die dornenhecke zu kriechen braucht; die dornenhecke öffnet sich von selbst, das feuer erlischt von selbst, und der held steht auf einmal vor der *skjaldborg,* er weiss nicht wie[1]. Das ist die ältere, poesiereiche mit den verwandten märchen übereinstimmende vorstellung[2], welche in Sigrdrifumál und in Helreið vorliegt; erst die jüngere dichtung, auf welcher die prosadarstellung c. 27 der Vǫls.s. beruht, lässt Sigurðr zusammen mit den brüdern bis zu dem flammenwall reiten und den helden die schwierige tat vollbringen, nachdem Gunnarr sich vergebens abgemüht hat. Dass es aber kein heldenstück war, zeigt auch diese überlieferung zur genüge, denn wie kann man einen vorwurf wider Gunnarr daraus machen, dass Grani ihn nicht durch

Nach Heuslers auffassung steht man vor der grossen unwahrscheinlichkeit, dass zwei dichter (der *igðna mál* und der Helreið) unabhängig voneinander auf den einfall gekommen sind, den zauberschlaf der walkyre mit dem flammenwall der Brynhildr zu combinieren. — Dass die verbindung des flammenwalles mit dem schildzaun, wei[l] eine tautologie, nicht alt sein kann, wird Heusler nicht im ernst aufrecht halten wollen, vgl. Menglǫð, welche von einem flammenwall umgeben ist und doch einen wärter hat; ähnlich Gerðr.

1) Allerdings lässt Helreið auch die auffassung zu, dass das feuer erst erlosch, als Sigurðr schon ganz nahe war und sich vielleicht schon angeschickt hatte, den flammenritt zu unternehmen. Das wäre eine geringe, wol jüngere variante in der richtung nach der auffassung der Vǫls.s. c. 27. Die worte *Sigurðr Grana sverði keyrði* können aber auch auf den ritt aus der ferne nach Skatalundr gehen.

2) Ich glaube nicht, dass man die Dornröschen-sage von dieser gruppe trennen darf.

das feuer tragen wollte? Alle jene quellen, welche die waberlohe als eine maschinerie für die freierprobe darstellen, vergessen, dass die maschinerie nach ihrer darstellungsweise keineswegs zur freierprobe, sondern zur pferdeprobe dient. Brynhildr wählt dort den helden, der das vorzüglichste pferd besitzt. Auch hier zeigen die vorhandenen widersprüche noch ganz klar, dass das ältere ist, dass Gunnarr die lohe nicht zu durchreiten vermochte, weil es ihm nicht gegeben war, sie zu durchreiten. Sein heldenmut nützt ihm nichts.

Heusler erklärt Helreið für jung. Auf eine genaue datierung des gedichtes lasse ich mich nicht ein. Aber ich bezweifle doch, ob es jünger ist als jene quellen, welche den flammenwall als eine maschinerie der Brynhildr darstellen. In allen spielt im gegensatze zur Helreið Buðli oder sogar Heimir eine rolle. Dass die maschinerie bedenklich ist, findet auch Heusler, aber er glaubt, wir müssen uns nun einmal darin finden, dass das die älteste auffassung der waberlohe ist, welche sich im norden nachweisen lässt. Zu dem resultate aber ist er dadurch gelangt, dass er die quellen, welche die lohe auf eine natürlichere weise erklären, als auf combination nicht verwandter sagenmotive beruhend darzustellen versucht. Aber gerade die grössere natürlichkeit spricht für die grössere ursprünglichkeit Die sachlage ist demnach: auf einer seite eine natürliche und verständliche auffassung der waberlohe ohne die jungen gestalten Buðli und Heimir, auf der anderen seite eine forcierte und unverständliche auffassung der lohe verbunden mit Buðli und Heimir. Welche schicht von vorstellungen wird die ursprünglichere sein?[1]

1) Das gesagte gilt in demselben grade wie für Helreið auch für die *igðna mál* und für Sigrdrifumál. Ich kann Heusler (a. a. o. s. 29) nicht zugeben, dass die *igðna mál* 'neben die weissagenden stücke des liederbuches zu stellen' sind und als dichtung 'mit so eingehender zukunftsvoraussage zu der jüngeren schicht der Eddapoesie gehören'. Der gesang der vögel ist keineswegs eine weissagung im sinne der Grípisspá und ähnlicher gedichte. Die spechtmeisen reden von einem einzigen unmittelbar bevorstehenden ereignisse im zusammenhang mit dingen, welche schon geschehen sind; und auch dieses ereignis kündigen sie nicht in einem prophetischen tone an, sie muntern nur den helden dazu auf, das glück zu ergreifen. Der abstand zwischen diesen hochpoetischen von einem grossen naturgefühl getragenen gedichtfragmente und den langweiligen prophezeiungen ist ein so auffallender, dass es unverständlich ist, wie man je auf den gedanken kommen konnte, so weit verschiedene gedichte nebeneinander zu stellen. Der titel *igðna spá*, den Heusler dem gedichte gibt, scheint mir aus dem grunde weniger richtig. Ich nenne das fragment aus praktischen rücksichten *igðna mál*, ohne damit andeuten zu wollen, dass ich dasselbe für ein selbständiges gedicht halte. Im gegenteil glaube ich mit anderen forschern an die zusammengehörigkeit mit dem folgenden und möglicherweise auch mit dem vorhergehenden. Mit mehr recht kann man Helreið zu den zurückblickenden gedichten zählen,

Die wunderliche maschinerie der Brynhildr lässt sich auch sehr wol erklären, wenn man von der grösseren ursprünglichkeit der natürlicheren auffassung ausgeht. Sobald das motiv des zauberschlafes verloren und Brynhildr zu Buðli in beziehung gesetzt worden war, sobald die helden statt bei der walkyre selbst bei dem vater der braut um ihre hand anhielten, musste die lohe, sollte man sie nicht ganz fallen lassen, zu einem spielzeug der spröden herabsinken. Es zeugt für die grosse bedeutung, welche der lohe von anfang an in der überlieferung zukam, dass man die zweite alternative wählte.

Noch zwei andere züge sind nach Heusler für die spröde Brynhildr der walkyre gegenüber eigentümlich. Bei der walkyre spielt das ross des helden keine rolle; bei Brynhilds werbung hält Heusler es für unentbehrlich. Dass durch die rolle, welche das ross dabei spielt, die maschinerie der Brynhildr für die freierprobe im grunde unbrauchbar wird, wurde schon bemerkt. Aber dass das tier für das wagestück unentbehrlich ist, scheint mir doch ein zu starker ausdruck. C. 27 besteigt Gunnarr Grani, nicht weil er weiss, dass die durchreitung des feuers mit Grani gelingen wird, sondern weil er eben bemerkt hat, dass es mit Goti nicht geht. Mit Gunnarr aber wagt auch Grani nicht den weg; erst nachdem der held selbst sich auf sein ross gesetzt hat, gelingt der ritt; also ist es auch hier klar, dass nur der held, nicht das ross unentbehrlich ist. Das alles führt nur aus, was der schluss der prosa nach Fáfnismál weit einfacher mitteilt, dass Sigurðr auf Grani sass, als er zu der walkyre ritt. In merkwürdiger übereinstimmung mit der stelle der Vǫls.s. wird aber auch hier erzählt: *en hestrinn vildi eigi fram ganga, fyrr en Sigurðr steig á bak honum.* — Dass der erfolg des rittes von dem pferde abhieng, wird auch in den übrigen quellen nirgends gesagt[1].

Schliesslich die freiwilligkeit, mit der Brynhildr sich in den feuerwall begibt und ihn widerum verlässt. Heusler vergleicht das damit, dass Gerðr innerhalb des vafrlogi sich frei bewegt und dass Menglǫð

aber doch zu den älteren gedichten dieser schicht, denn die umrahmung ist originell und gut ausgearbeitet (vgl. den schluss von str. 14), und éin ereignis bildet auch hier den mittelpunkt des interesses. Man vergleiche einmal die prophezeiung am schlusse der Sig. sk. oder den rückblick in Guðr. II. — Übrigens sind mit ausnahme gerade der *igðna mál* und der Sigrdrifumál und vielleicht auch des schon zur genüge beleuchteten gedichtes, auf welchem c. 27 der Vǫlsungasaga beruht, alle gedichte, welche von der waberlohe berichten, gleichfalls zurückblickende und können also wenigstens auf grund dieser eigentümlichkeit der Helreið nicht wider dieses gedicht angeführt werden.

1) Auch die stelle der Skálda sagt das nicht aus.

wenigstens nicht schläft. Mir scheint es, dass eben die restrictionen, welche bei der durchführung der vergleichung sich als notwendig ergeben, zeigen, dass die gesuchte ähnlichkeit nicht da ist. Allerdings bewegt Gerðr sich frei innerhalb des vafrlogi, aber dass sie ihn auch zu verlassen im stande ist, scheint mir eine sehr unwahrscheinliche vermutung Heuslers, und auch Menglǫð ist dazu nicht im stande. Gerðr schläft allerdings nicht; sie zeigt auch mehr den typus der spröden als der zu erlösenden jungfrau und kann als beispiel für die verbindung der lohe auch mit diesem typus angeführt werden; Menglǫð hingegen, wenn sie auch vielleicht nicht schläft — was indessen nicht so fest steht — erwartet tag und nacht den ihr bestimmten erlöser und bräutigam. Sie steht mit der prinzessin im bezauberten schlosse auf einer linie; der zauberschlaf gehört nur zu einem untertypus. Aber das harren auf den erlöser ist für den ganzen typus eigentümlich. Der zauberschlaf der Brynhildr könnte daher sehr wol ein secundärer zug sein, wenn er nicht auch sonst belegt wäre. Aber bei dem oben erschlossenen verhältnis der Sigrdrifumál zur Helreið bekommt der lectulus Brunihildae eine neue bedeutung und verbietet, hier an eine neuschöpfung zu denken[1]. Die ungehorsame walkyre hingegen ist wol verhältnismässig jung, gehört aber zu der ältesten erreichbaren skandinavischen überlieferungsform.

Vafrlogi und zauberschlaf gehören also nicht überall und untrennbar, sondern in der Brynhildsage auf skandinavischem boden fest zusammen, und damit schwindet jede möglichkeit, Brynhildr von der Sigrdrifa zu trennen. Brynhildr wird also von Sigurðr erlöst, keineswegs bezwungen. Dass die deutsche fassung die sache anders mitteilt, ändert daran nichts, um so weniger als auch sie — noch abgesehen vom Brunhildenbett — im Sigfridsliede dieselbe überlieferung kennt. Inwiefern die grössere ähnlichkeit, welche die jüngere skandinavische tradition in bezug auf diesen punkt mit der in deutschen quellen im vordergrund stehenden zeigt, auf jüngeren deutschen einfluss zurückzuführen ist, liegt ausserhalb des rahmens dieser untersuchung. Dass der verlust des motives vom zauberschlafe und die anknüpfung an Buðli dabei wirksame factoren waren, wurde schon betont.

Aber eine frage muss ich noch berühren. Wenn Brynhildr und Sigrdrifa identisch sind, wie ist es dann möglich, dass in der auffassung des resultates der werbung ein so absoluter gegensatz vorhanden ist?

1) Wie Heusler s. 24 anm. sagen kann, dass man aus dem lectulus Brunihildae den zauberschlaf nicht herauslesen darf, verstehe ich nicht. Woher nimmt man denn die berechtigung herauszulesen, dass sie wacht?

Wenn die abweichung daraus zu erklären ist, dass die beiden sagen uralte varianten sind, welche auseinander giengen, woher dann die ins einzelne gehende gleichheit in der ersten hälfte der erzählung? Wenn die varianten jung sind, wie konnte dann die vorstellung der Sigrdrifumál entstehen, als schon die andere die ganze poetische tradition beherrschte? Ich kann mir die sachlage nur so vorstellen, dass die varianten zwar alt sind, aber dass man sich ihres zusammenhanges bewusst blieb. Das spricht für das hohe alter des zauberschlafes. Dieser hielt die varianten zusammen; zusammen nahmen sie das motiv der ungehorsamen walkyre auf und wurden um so mehr als zusammengehörig empfunden. Erst nachdem in der Brynhildsage das hauptinteresse sich den begebenheiten nach der werbung zugewandt hatte, lockerte sich das band, welches die sagenvarianten zusammenhielt; in einer sagenform gieng allmählich der zauberschlaf verloren, in der anderen das verständnis für die identität der walkyre mit der centralen gestalt der älteren Sigfridsage. Über das verhältnis der beiden varianten ist schon viel geschrieben worden. Ich deute hier nur eine ansicht an. Dass die kürzere sagenform aus der längeren entstanden sein sollte, dagegen spricht ausser ihrer ähnlichkeit mit anderen sagen auch der umstand, dass ihre überlieferung die einfachere ist. Die fortschreitende sagenentwicklung beruht fast immer auf combination und fortbildung. Die tradition lässt wol mitunter motive fallen, aber selten entsteht auf diese weise aus einem complizierten gebilde ein so einfaches wie die erste hauptform der Sigfridsage. Es lässt sich auch leichter verstehen, wie durch den zusatz eines elementes die compliziertere form der vorliegenden sage aus der einfacheren entstehen konnte, als der umgekehrte vorgang verständlich wäre.

Damit stehen wir an der grenze der mythischen erklärung, auf welche ich mich nicht einlasse. Doch bemerke ich, dass die jüngere sagenform, abgesehen von den quellen, welche behufs biographischer darstellung I mit II combinieren, nirgends zwei flammenritte enthält, und dass ich deshalb nicht mit Wilmanns, A.f.d.a. 18, 72 annehmen kann, dass die sage bedeute, dass Sigurðr morgens die jungfrau erweckt, des abends aber in Gunnars gestalt sich neben sie legt; der zweite vafrlogi wäre das abendrot. Die inconsequenz, dass die einmal erloschene flamme dennoch wider aufloderte, liesse sich zwar aus dem — in dem fall — zu grunde liegenden mythus erklären; aber welche alte quelle erwähnt denn den zweiten flammenritt? Da derselbe an keiner stelle überliefert ist, ist die einfachere erklärung für die entstehung von II diese, dass auf I die erzählung folgte, dass der held

die von ihm erlöste jungfrau, nachdem er sich mit ihr vermählt, einem anderen abtrat. Falls das mittel, wodurch der held in die macht des feindes geraten war, ein weib war, so lag es nahe, dass die poesie um die sittliche unanfechtbarkeit des helden zu retten, die vermählung mit der zweiten frau vor den flammenritt schob, und so entstand das keusche beilager, das II beherrscht, und erst in viel jüngeren quellen widerum aus genealogischen rücksichten durch eine vereinigung des paares ersetzt wurde.

Mit Heusler glaube ich also, dass die alte poesie eine verlobung Sigfrids mit Brynhildr nicht kannte, und dass die quellen, welche eine solche zum hebel der intrigue machen (Falkenlied, Traumlied, Sig. kv. meiri), falls das tatsächlich drei verschiedene quellen sind, auf biographischer contamination von I und II beruhen. Aber auch an eine verlobung mit einer von Brynhildr verschiedenen walkyre glaube ich nicht. In einer biographie ist eine solche nur um ein geringes weniger anstössig als die verlobung mit Brynhildr; um Guðrún heiraten zu können, muss Sigurðr so wie so sein gelübde brechen. Ausserhalb des biographischen rahmens ist ein verhältnis zu Brynhildr psychologisch gerade so erklärlich als zu einer anderen frau. Allein das verhältnis ist dann nicht eine verlobung, wozu erst die biographie sie macht, sondern eine vereinigung in liebe.

Eine traditionelle vorstellung von Sigurðs lebenslauf hatte sich gebildet, bevor die lieder in éiner handschrift miteinander verbunden wurden. Dass Heimir in Hlymdalir wohnt, hat nicht der verfasser der Vǫlsungasaga ersonnen; diese ansicht war schon früher aus der entstellten Helreið abstrahiert; daher begegnen wir ihr auch in der Skálda und den Viðbœtir den Landnáma. Inwiefern daraus der schluss gezogen werden kann, dass die entstellung der Helreið älter als die schriftliche überlieferung ist, lasse ich dahingestellt sein. Der Nornagests þáttr bringt wol nicht die entscheidung, da seine überlieferung der Helreið kaum eine von der ursprünglichen liedersammlung unabhängige überlieferung repräsentiert. Hingegen setzt die Grípisspá, welche auf Sigrd. 2. 3. 20—37 anspielt, den während der schriftlichen überlieferung interpolierten text der sammlung voraus, denn dass die prosa der sammlung schon während der mündlichen überlieferung eine geschlossene form hatte, wird heutzutage kaum jemand behaupten. Die schlüsse in bezug auf das alter des gedichtes liegen auf der hand.

Der eigentliche gegenstand unserer untersuchung war Sigrdrifumál, nur der stoff hat uns auf sagengeschichtliche bahnen geführt. Ich kehre zu dem gedicht, wie es überliefert ist, zurück und gehe nun auf die runenstrophen ein. Mit Müllenhoff nehme ich an, dass die runenstropheninterpolation str. 6 beginnt und durch str. 5 hervorgerufen ist. Für eine interpolation zweiten grades hält Müllenhoff, vielleicht mit recht, str. 8.[1] Im übrigen kann ich seiner teilung des abschnittes nicht beistimmen. Als zusammengehörig betrachtet Müllenhoff str. 6—13, 6 mit ausnahme von 8; ferner 15—19; 14 und wol auch 13, 7—10, welche er von 13, 1—6 trennt, sieht er für eine notbrücke an 'von dem ersten zu einem zweiten verzeichnis ... das widerum von runen, aber von ihnen als den geheimnisvollen zeichen der wesentlichen kraft aller dinge ... handelt'. Entsprechend urteilen die jüngeren herausgeber. Allein sie gehen in der verteilung des abschnittes noch weiter. Finnur Jónsson und Sijmons trennen str. 18 von 15—17 und 19 widerum von 18; 19 ist nach Sijmons als abschluss des runenabschnittes und überleitung zu 20 fgg. gemeint. Ferner betrachten beide 12, 4—9 als einen zusatz und glauben, dass eine halbe strophe verloren ist; nach Finnur Jónsson vor, nach Sijmons nach 12, 4—9. Von str. 13 erklärt Finnur Jónsson z. 7—10 für jünger, während Sijmons im anschluss an Bergmann und Vigfusson z. 4—10 von 1—3 trennt und als eine selbständige strophe betrachtet, welche er inhaltlich mit str. 14 verbindet. Dadurch entsteht nach 13, 1—3 eine eine halbe strophe umfassende lücke. Vor der aus 13, 4—10 gebildeten strophe nimmt Sijmons eine längere lücke an (den anfang des gedichtes, von dem die beiden folgenden strophen ein bruchstück sind). Über einzelne zeilen vgl. zu den entsprechenden stellen.

Ich gehe davon aus, dass die reihenfolge des Codex Regius die richtige ist. Die Vǫlsungasaga versetzt mehrere strophen; namentlich fällt die stellung der str. 12 nach 10 und mit dieser nach 6 auf. Es ist im gedichte deutlich eine steigerung wahrnehmbar. Nach 6—11, welche die runen als einzelne zauberzeichen zu einem bestimmten zwecke erwähnen, folgen str. 12—13, welche eine tiefere auffassung bekunden; die runen bedeuten hier die weisheit, zunächst redegewandtheit, darauf noch tiefsinniger die kraft des gedankens. Bessere runen als diese, welche alle übrigen in sich schliessen, gibt es nicht (vgl. s. 328 anm. 1), und damit schliesst das verzeichnis.

1) Möglicherweise ist doch Sijmons im rechte, der z. 1—3 mit str. 7 verbindet und 4—6, welche nur in der Vǫlsungasaga sich finden, als eine ausfüllung betrachtet (vgl. unten s. 325 anm. 1).

Wir betrachten nun zunächst str. 13, 4—6. Das ist wol klar,
; diese zeilen (*þær of réð, þær of reist, þær of hugði Hroptr*) mit
4—6 (*þær of vindr, þær of vefr, þær of setr allar saman*) parallel
wie diese zu beurteilen sind. Also werden beide halbstrophen
r keine von beiden interpoliert sein. Das spricht wider Finnur
ssons herstellung, der 12, 4—6 ausscheidet, aber 13, 4—6 beibehält.
ılich wird es sich dann mit den beiden nach 12, 4—6. 13, 4—6
enden halbstrophen verhalten. Nun lassen sich 13, 7—9 mit 1—3
e die vermittlung von 4—6 nicht verbinden; jene zeilen (7—9)
l sogar ohne diese gar nicht zu verstehen (näheres unten s. 326).
aus folgt, dass man auch 12, 7—9 von 12, 4—6 nicht trennen darf.
o bleiben die folgenden möglichkeiten: entweder sind 12, 3—9 und
3—9(10) beide unecht, oder beide strophen waren von anfang an
ın- (resp. zehn-) zeilig, und das ist ein beabsichtigter schmuck, der
ı feierlichen schluss des verzeichnisses markiert. Es wäre nun wenig-
ns auffallend, dass gerade am schlusse des verzeichnisses von zwei
einanderfolgenden strophen die zweite hälfte verloren wäre, während
ıst in der ganzen aufzählung keine zeile fehlt; höchstens kann davon
rede sein, ob die zweite hälfte der unechten strophe 8 verloren ist.[1]
ıch str. 10 hat neun zeilen (sind z. 7—9 ein zusatz?), aber verloren
nichts. Das ist wenigstens ein genügender grund, um zu unter-
:hen, ob denn tatsächlich str. 12, 3—9. 13, 3—9 im überlieferten zu-
nmenhange absolut unverständlich sind.

Finnur Jónsson, der nach 12, 1—3 eine lücke annimmt, glaubt,
s in den verlorenen zeilen von *sakar* die rede war. Darauf bezieht
h nach ihm *þær* in z. 4—6. Denn *vefja* und *vinda* 'werden nie-
ls von runen gebraucht, um so öfter aber von processen . . . Die
eitfragen werden mit hilfe der *málrúnar* beseitigt.' Der ausdruck
ser behauptung scheint mir nicht ganz klar. Freilich begegnet *vefja*
ch *vinda?*) an stellen, wo von einem processe die rede ist; es sind
r nicht die processe, welche gewoben werden, sondern die männer
faz í sǫkum, í vanda (Fritzner III, 806 b). Wie dadurch *þær of vefr*
lärt werden kann, verstehe ich nicht. Und wie soll man dann *setja*
nan verstehen? Von *sakar* wird das nicht gebraucht; zwar von der
ge; dann aber bedeutet es nicht 'beseitigen', sondern 'formulieren'.[2]
beziehe die drei verba auf die *málrúnar*; sie deuten auf das ge-

1) Die vollständigkeit aller echten strophen deutet darauf, dass Sijmons' oben
24 anm. angeführte auffassung des verhältnisses von str. 8 zu 7 richtig ist.

2) Allerdings liesse sich *saman* mit *allar* verbinden, und dann wäre zu ver-
chen *setja máli* (aber stets dativ).

wandte reden und das finden der richtigen worte, durch welche man einfluss übt. Es ist dabei zu beachten, dass die *málrúnar* keine zeichen sind wie etwa die *ǫlrúnar* und die *sigrúnar*, welche geritzt werden und für welche also notwendigerweise andere verba gebraucht werden als für diese. *málrúnar* bedeutet nichts anderes als *mál*; *vefja* aber wird von *mál* gesagt, wenn jemand durch seine rede den gegner irre macht und im disput ihn besiegt; vgl. Flat. I, 389, 15 *Finnr vefði alt firir presti svá at hann gat ekki at gert,* und mehrere beispiele bei Fritzner (vgl. dä. *væv,* vidtløftig snak uden indhold). Wenn die rede das gewebe des redenden ist, so ist auch *vindr* vollständig in der ordnung; es ist zu verstehen in der von Fritzner sub 4 angegebenen bedeutung. *setja saman* wird öfter von sǫgur gesagt; es ist nichts im wege, es auf die rede eines gewandten gegners zu beziehen. Aus den zeilen geht also hervor, dass die *málrúnar* nicht dazu dienen sollen, zu verhindern, dass der gegner an einem voreiligen worte anstoss nehme, und ebensowenig um den streit beizulegen, sondern dass sie dem, der sie kennt, zu dem siege im processe verhelfen sollen. Es ist nur die frage, ob z. 4—6 ein zwischensatz sind, d. h. ist die halbstrophe mit 4—6 oder direct mit 1—3 zu verbinden? Möglich ist beides. Aber da der dichter wol nicht hat mitteilen wollen, wo die *málrúnar* gewoben und zusammengesetzt werden, andererseits die bezeichnung des falles, in dem sie in anwendung kommen, in z. 1—3 sehr unvollkommen ist, ist letztere auffassung die richtige.

Str. 13 redet von den schwersten der runen, den *hugrúnar*; Óðinn hat sie selbst erfunden. Dass hier neben *ráða rísta* vorkommt, widerspricht nicht der mitgeteilten auffassung von 12, 4—6; denn bildlich können auch die *hugrúnar* als zeichen aufgefasst werden. Das folgende *af þeim legi* ist dem sinne nach nicht in zusammenhang mit *reist,* sondern mit *réð* und namentlich mit *hugði* zu verstehen. Die flüssigkeit, welche aus Heiðdraupnis schädel fliesst, ist weisheit; d a r a u s macht Hroptr durch denken etwas neues; der kürzende ausdruck ist im stile der spruchpoesie.

Die verlängerung durch eine halbe strophe, welche schon die vorletzte strophe des verzeichnisses kennzeichnet, wird am schlusse widerholt und durch den zusatz einer weiteren zeile überboten. Das macht durchaus den eindruck eines bewussten stilmittels. Ich sehe keinen grund, die zeile für jünger zu erklären. Metrisch steht z. 10 mit z. 9 auf éiner stufe; die form ist zwar nicht anstössig (Sievers, Altgerm. metrik § 57, 4), aber doch selten und zeugt für die zusammengehörigkeit der beiden zeilen. Inhaltlich bedeutet z. 10 wol eine widerholung

von z. 9. Mit Egilsson u. a. verstehe ich Heiðdraupnir und Hoddrofnir als Mímir, sein horn ist das Gjallarhorn (Sn. E. I, 68); Mímis schädel ist ein bild für denselben brunnen, dessen wasser er aus dem horne trinkt.

Z. 10 bezeichnet den schluss der aufzählung, also eines abschnittes; dass ein gedicht damit schliesst, folgt daraus nicht. Man könnte raten, dass weiter berichtet werden sollte, auf welche weise Hroptr die runen erfand. Nun schliesst sich str. 14 inhaltlich an den letzten teil von str. 13 an. Wenn nicht die versteckte erwähnung des Mímir in str. 13 die interpolation von 14 bewirkt hat, so ist anzunehmen, dass die strophen zusammengehören, denn auf zufall kann es nicht beruhen, dass auch str. 14 von Mímir die rede ist. Wir versuchen also, ob nicht ein ursprünglicher zusammenhang sich ausfindig machen lässt.

Das subject zu *stóþ* kann dann nur Hroptr sein. Auf einem berge steht er, ein schwert in der hand, das haupt mit einem helme bedeckt; da begann Mímis[1] haupt zu reden. Mímis rede ist weisheit, also mit der flüssigkeit, welche aus Heiðdraupnirs schädel quillt, identisch; die strophe führt, wie man sieht, den inhalt von 13, 7—10 weiter aus. Was Mímir mitteilt, ist wahrheit.[2]

Str. 15—17 sind fornyrðislagstrophen. Wer im voraus weiss, dass niemals in éinem gedichte strophen von verschiedenem metrum vorkommen können, wird schon deshalb diesen abschnitt verwerfen. Demgegenüber ist doch zu bemerken, dass für den inhalt dieser verse eine andere form schwerlich anwendbar war. Sie enthalten eine aufzählung von gegenständen, und dafür ist die freie fornyrðislagstrophe die gegebene und allgemein bräuchliche form. Jede kurzzeile enthält die bezeichnung éines gegenstandes; die vollzeile des ljóðaháttr ist für diesen zweck unbrauchbar. Selbst wenn der dichter also nicht eine mischform anzuwenden beabsichtigte, so musste er doch an dieser stelle in das fornyrðislag übergehen. Inhaltlich aber bilden die verse die directe fortsetzung zu str. 14. Das subject zu kvað ist *Mímis haufuð*; *ristnar* aber geht

1) So ist zu lesen statt *Mims*; damit wird die langzeile hergestellt: *Þá mælti Mímis haufoð* (zur ersten hälfte vgl. im vorhergehenden *þær of rindr* u. dgl.). Dass *fróðligt et fyrsta orð* eine vollzeile ist, hat schon Sijmons gesehen; unrichtig streicht Finnur Jónsson *et fyrsta* und versetzt *mælti*. Auch diese strophe schliesst feierlich mit zwei vollzeilen.

2) *sanna stafi*, was also nicht 'runenstäbe' bedeutet, wie Müllenhoff s. 162 annimmt, um dann wider die von niemand geäusserte meinung zu polemisieren, dass *ristnar* (15, 1), auf das masc. *stafi* gehe.

auf die von Óðinn gefundenen *hugrúnar*, welche alle runen in sich schliessen.[1]

Die situation ist demnach diese: die runen (die weisheit) sind da, aber noch nicht im besitze des gottes; Óðinn ratschlägt mit Mímis haupte; des wasserriesen erste mitteilung an den gott bezieht sich auf den ort, wo die runen zu finden sind. Die runen finden sich an mehreren schwer zugänglichen orten geritzt.[2] Dass es nicht Óðinn ist, der diese runen geritzt hat, geht daraus hervor, dass er von Mímir erfahren muss, wo sie stehen. Óðinns aufgabe ist nun die, dass er sich der runen bemächtigt. Dazu aber braucht ihn Mímir nicht anzutreiben. Und auch der dichter braucht seinen hörern nicht mitzuteilen, dass der gott diese seine aufgabe erfüllt. Dass Óðinn so weise ist, versteht sich wol von selbst. Óðinn geht hin und schabt die runen ab, welche auf jene mythischen gegenstände geritzt waren. Der dichter aber überspringt das und führt str. 18 den augenblick vor, wo die abschabung zu ende gebracht, die runen erlangt und von Óðinn in den heiligen met geworfen worden sind. Dem gotte bleibt übrig, sie zu verteilen. Z. 4 darf also nicht gestrichen werden. Einige gelangen zu den asen, einige zu den elben, einige zu den vanen; auch die menschen erhalten ihren teil (z. 8 ist zu behalten; die verdopplung der beiden vollzeilen der strophe geschieht widerum absichtlich). Dann fährt str. 19 fort: 'das sind die buchrunen, das sind die bergerunen und alle bierrunen und die herrlichen kraftrunen'. Ich glaube nicht, dass diese verse, und auch nicht, dass die folgenden das machwerk eines interpolators sind, welcher die vorhergehenden strophen dem zusammenhange des liedes von der seherin anpassen wollte. Es wäre auch eine armselige anpassung. Man müsste dann in den erwähnten zeilen eine beziehung auf str. 6—13 sehen. Aber es werden jene runen hier durchaus nicht widerholt; von jenen finden sich hier nur die *bjargrúnar* und die *ǫlrúnar*, alle die

1) Dagegen lässt sich nicht einwenden, dass str. 13 die *hugrúnar* als eine unterabteilung erwähnt, während str. 15 fgg. nach unserer auffassung sie als die von Óðinn gefundenen und also als den inbegriff aller runen darstellen. Denn die leicht verständliche doppelheit der auffassung, welche ich für das gedicht als ganzes annehme, liegt schon in str. 13, welche gleichfalls ihre erfindung durch Óðinn berichtet. Dass die *hugrúnar* als die höchsten, alle unterabteilungen umfassende runen im verzeichnis die letzte stelle einnehmen, wurde schon bemerkt (s. 326).

2) Auf die frage, ob str. 15—17 etwa aus zwei strophen erweitert sind, gehe ich nicht ein. Aus dem zusammenhange ergibt sich, dass nur mythische namen hier am platze sind. Eine kürzung lässt sich ohne gewaltsame mittel nicht zu stande bringen. Mehrere namen, welche ganz alltäglich aussehen (*á bjarnar hrammi; á ulfs klóum; á nefe uglu* u. dgl.) haben wol einen tieferen sinn. Vgl. übrigens F. Jónsson zu str. 16, 3. 4. 6.

übrigen, sogar die wichtigsten fehlen, während die dort nicht erwähnten *bókrúnar* und *megenrúnar* hinzukommen.

Die aufzählung in str. 19 weist also nicht auf das frühere verzeichnis zurück; sie bezieht sich im gegenteil auf die unmittelbar vorhergehende schlusszeile von str. 18, welche aus dem grunde nicht gestrichen werden darf. Die runen, welche Óðinn den menschen gab, das sind die buchrunen u. s. w. Der dichter nennt nicht alle erdenklichen unterabteilungen, sondern er begnügt sich damit, die hauptgruppen zu erwähnen. Unter *bókrúnar* verstehe ich nicht wie Gering (Wörterb. 118) 'auf buchenholz geritzte runen', — denn der zusammenhang scheint eine teilung nach der art der runen, nicht nach den gegenständen, auf welche sie geritzt werden, zu verlangen, — sondern runen zum schreiben, schriftzeichen, wie sie in büchern zur anwendung kommen. Demgegenüber sind die *bjargrúnar* hier die rettenden zauberrunen; z. 3 mit den *ǫlrúnar* wird interpoliert sein; die *bjargrúnar*, welche auch str. 9 erwähnt wurden, haben die *ǫlrúnar* nach sich gezogen. Unter den rettenden runen sind an dieser stelle *ǫlrúnar, límrúnar, brimrúnar,* sogar *sigrúnar* einbegriffen. Z. 4 ist vielleicht *ok* zu streichen; die beiden arten der unter den menschen verbreiteten runen werden dann zusammen als kräftige charakterisiert[1]; darauf braucht der dichter nur noch darüber aufschluss zu geben, für wen die runen kräftig sind. Das sind sie für den, der sie *óviltar ok óspiltar* (vgl. Egilss. c. 72) sich zum heile zu benutzen versteht. Z. 9 geht auf 5—7: 'und das wird so bleiben bis zu dem jüngsten tage'. Z. 8 ist ein zwischensatz, der einen praktischen rat des dichters oder eines vortragenden an die hörer enthält.

Ich glaube gezeigt zu haben, dass str. 6—19 ein wichtiges gegenstück zu dem mythus von der erfindung der runen, wie ihn die Hávamál mitteilen, enthalten[2]. Der mythus erscheint hier wie auch dort mit dem von der erwerbung des dichtermethes combiniert. Wie der dichter sich dieses ereignis vorstellte, lässt sich natürlich nicht entscheiden. Die verteilung des mit runen gewürzten metes (str. 10) aber hat eine nicht zu verkennende ähnlichkeit mit dem berichte der Snorra Edda (I, 222), dass Óðinn den asen und den dichtern von dem Suttunga mjǫðr gab.

1) Bugges conjectur *mætar rúnar ok meginrúnar* (vgl. die friedensformel Ísl. s. II, 381) ist deshalb nicht zu acceptieren, weil z. 7—9 deutlich zeigen, dass die strophe eine ljóðahattrstrophe ist.

2) Vgl. Kauffmann, Baldor s. 192 [F. K.]

AMSTERDAM. R. C. BOER.

ÜBER CAUSALEN AUSDRUCK IN MINNESANGS FRÜHLING.

In meiner abhandlung: „Die causalsätze der deutschen lyriker im 12. jahrhundert“ [1] habe ich die causalsatzconjunctionen der dichter aus des minnesangs frühzeit untersucht, indem ich von den einzelnen mitteln der satzverbindung ausgieng und deren functions- und bedeutungsunterschiede systematisch erörterte. Im nachstehenden sollen nun zur ergänzung der allgemeinsyntaktischen ausführungen die einzelnen dichter zum ausgangspunkt genommen und die grundlegenden beobachtungen von Scherer [2], Erich Schmidt [3] und Burdach [4] über die beziehungen zwischen inhalt und form in ihren dichtungen, zwischen ihrer individuellen geistesrichtung und der wahl ihres ausdrucks, für das in frage kommende gebiet erweitert werden.

In den volkstümlichen namenlosen liedchen, die der späteren minnedialektik noch durchaus fern stehen, ist auch die causalsatzbildung nicht entwickelt. Wo ursächliche verhältnisse vorliegen, zeigt doch die form der satzverknüpfung, dass auf die betonung des causalzusammenhanges keinerlei wert gelegt wird: partikellose parataxe ist fast durchgehend angewendet, ein rückweisendes fürwort genügt in der regel, um auf die beziehungen zum verbundenen satze hinzuweisen. Eigentliche causalsatzpartikeln fehlen noch so gut wie ganz: *nû* M. F. 4, 4 zeigt überwiegend temporale, die beiden *daz* 4, 15. 5, 7 überwiegend substantiale bedeutung. Ganz abweichend sind nur die strophen 5, 16 bis 6, 4. Mögen sie nun dem kaiser Heinrich VI. gehören oder nicht, sie stehen, wie nach metrum und gedankenrichtung, auch hinsichtlich der causalformen auf einer anderen stufe als die übrigen anonymen strophen: sie neigen zur periodisierung, sie betonen die ursächlichen zusammenhänge formal, nur in ihnen tritt ein *sît* auf mit ausgesprochen causaler färbung, nur in ihnen erscheinen auch adverbiale bestimmungen des grundes wie *durch ir liebe, dar umbe*: 5, 30. 29, 34.

Die unter dem namen des Kürenbergers gesammelten strophen enthalten inhaltlich und formal wenig causales. Diese frischen, volkstümlichen lieder zeigen wie die anonymen hauptsächlich asyndetische beiordnung. Die schlüsse sind sämtlich nur aufforderungen, oft unvermittelt am strophenende angefügt, um das gesagte zusammenzufassen;

1) Berliner dissertation 1903.
2) Deutsche studien I und II (Wien 1870. 1874).
3) QF. 4.
4) Reinmar der alte und Walther von der Vogelweide (Leipzig 1880).



die naive art der begründung 9, 17 ist hervorzuheben. Die angewandten partikeln haben noch geringe causale färbung, nur einmal erscheint *wan* 9, 31.

Meinloh von Sevelingen dagegen nimmt, wie schon Scherer beobachtet, einen anlauf zu romanisch-konventioneller manier, er kennt die *senelîche swaere* und empfiehlt sie als lebensprinzip, er spricht vom *trûren mit gedanken,* legt sich rechenschaft ab über sein handeln und fühlen. — Indessen, nur wenige seiner motivierungen nehmen die form eigentlicher causalsätze an: wendungen wie *tuoz durch dîne tugende* (11, 20), *ich weiz vil wol umbe waz* (13, 2), *mich heizent sine tugende* (14, 32), *dur dînen, dur ir willen* (11, 24. 12, 38), *von schulden* (11, 10. 13, 27), *âne schulde* (13, 16) ersetzen bei ihm zumeist die bildung von grund- und folgesätzen. Diese pflegen dann einfach und parataktisch verknüpft zu sein, nur einmal (15, 5) findet sich rein causale unterordnung; die *sît* 13, 3. 14, 8 wendet er beide noch sichtlich temporal an.

Die früher aufgetauchte ansicht, dass die beiden burggrafen von Regensburg und Rietenburg identisch seien, hat ebenfalls schon Scherer durch eine feinfühlige vergleichung ihrer syntaktischen formen widerlegt. — Die wenigen überlieferten strophen verbieten einen zu stark zergliedernden vergleich, aber deutlich zeigen gerade die causalen satzverhältnisse den unterschied beider dichter: der Regensburger hat neben dem mehr vergleichend-modalen ausdruck (17, 5. 6) nur einen ansatz zur causalen satzform (16, 20), wo aber auch das parataktische *des* noch in abhängigkeit von *wunt* bleibt; dagegen wählt der Rietenburger dreimal das hypotaktische *sît,* in ausgeprägt begründender bedeutung und als stropheneinleitende responsion: 19, 7. 17. 27. Wenn die gedichte des Rietenburgers nach Scherer 1181—84, nach Burdach schon 1170, die kaiser Heinrichstrophen nach Scherer 1184 anzusetzen sind, so dürfte man sagen, dass die obigen drei *sît* vielleicht die ersten in causaler bedeutung bei unsren minnesängern sind; auch *des* erscheint beim Rietenburger zuerst in einer erweiterten function (19, 1). Während die lieder des burggrafen von Regensburg von adverbialen grundbestimmungen nur *vor leide* (16, 12) und etwa *âne nôt* (16, 14) aufweisen, häufen sich beim jüngeren dichter ausdrücke wie *von zorne jehen* (18, 4), *lâzen durch ir nîden* (18, 5), *hôhe stân von ir güete* (18, 10), *von rehter schulde* (18, 11), *den ich von einer frowen hân* (18, 21), *êst bezzer umbe daz* (19, 22). Berücksichtigt man diese momente neben den von Scherer (s. 29) angeführten, so darf man in der tat trotz der wenigen strophen von einem durchgängigen gegensatz zwischen den

gedichten der beiden burggrafen grade auf grund des causalen ausdrucks sprechen.

Die Spervogelstrophen treten wegen ihres gnomischen inhalts aus dem rahmen der ältesten minnelyrik heraus, fallen aber der sprache nach mit ihr zusammen und sind eben dieses inneren gegensatzes wegen auch für unser thema interessant. Die beiden dichter, der „Anonymus-Spervogel“ (25, 13—30, 33) und der jüngere „Spervogel“ (20, 1—25, 12 ohne 20, 17)[1], zeichnen sich durch höchst einfache dialektik in form und gedanken aus. Nachforschungen über den ursächlichen zusammenhang der dinge, die sie vortragen, liegen ihnen ganz fern, und so sind denn auch ihre causalsätze spärlich. Charakteristisch ist die wahl solcher ausdrucksformen wie *daz kom von unheile, daz tet er dur die gotehcit* (An.-Sp. 29, 17. 30, 15), *daz muoz von gotes helfe komen* (Sperv. 21, 27). Die volkstümlichen lebensweisheiten, die ausgesprochen werden, pflegen nicht durch logische gründe, sondern durch gleichnisse, meist unverbunden am strophenschluss angehängt, erläutert zu werden: vgl. 25, 19. 26, 17. 26, 23. 28, 4 beim anonymus; 20, 7. 21, 11. 22, 23. 36 beim jüngeren dichter. Oder umgekehrt, es wird ein gleichnis aufgestellt, auf eine tatsache angespielt und dann asyndetisch die nutzanwendung gezogen: 27, 1 (nach 26, 34). 30, 11—22, 31. Auch die gegebenen erfahrungswahrheiten selbst bewegen sich nicht in der form von grund- und folgesätzen, sondern in verallgemeinernden relativsätzen: wer A tut, dem widerfährt B; vgl. 29, 20. 29, 27. 28, 34. — 20, 1. 21, 13. 21. 24, 9. 17. 25. 33. Der anonymus ist noch einfacher in der reflexion als der jüngere dichter: er gibt meist ein blosses beispiel aus dem leben oder der fabel und überlässt es dem leser, selbst die folgerung daraus zu ziehn: 27, 13. 20. 27. 28, 6. Der jüngere dichter ist eher einmal zur causalsatzbildung geneigt, bedient sich öfter eines folgernden *des*, benutzt die rein causalen *dâ von, dar umbe*, die der ältere nicht verwendet, während dessen halb zeitliches *nû* bei ihm nirgends auftritt. Beim jüngeren erscheinen auch die ersten finalsätze 22, 4 und 22, 8, wo er es für nötig hält, lehrhaft zu versichern: *jo enrede ichz niht dur mînen frumen, wan daz ichz alle lère. Wande* findet sich je nur einmal, *sît* ist immer nur das zeitliche adverb, die parataxe bleibt im übergewicht. — Übrigens steht diese anspruchslosigkeit in der dialektik innerhalb der mhd. spruchdichtung nicht vereinzelt da: noch bei Reinmar

1) Scherers hypothese bezüglich eines dritten dichters, der MF. 245, 1 bis 246, 48 u. a. gedichtet hätte, hat wenig anklang gefunden; vgl. Beitr. 2, 427. Germ. 28, 214,

von Zweter beobachtet Roethe[1], dass die causalsätze von allen seinen satzarten am seltensten sind.

Eine rechte übergangsgestalt ist Dietmar von Aist, daher auch die unter seinem namen überlieferten strophen so vielen streit über die verfasserschaft im einzelnen angeregt haben. Die volksmässige schlichtheit berührt sich bei ihm mit der eindringenden minnedialektik, neben naiver empfindung steht die reflektierende erwägung, auf das lenzfrische liedchen 33, 15. 23 folgt im gleichen tone das dialektische, gedankenvolle, so verschieden gedeutete[2] lied 33, 31, ohne dass man bisher eine der drei strophen dem dichter aberkannt hätte. Vielseitig wie im inhalt ist Dietmar auch in der form. Neben reichlicher causaler beiordnung sind doch schon fast alle arten der unterordnung vertreten, neben dem zeitlichen ist das begründende *sît* durchaus entwickelt, *des* hat bald die engere bald die weitere funktion. — *jô* dient 32, 11 sowie 41, 6 zur rechtfertigung einer verwunderten frage, und dass sich diesen beiden verwendungen auch die sonst unsrem dichter abgesprochene stelle 37, 16. 17 genau anschliesst, soll wenigstens hervorgehoben werden: es beweist freilich noch nicht die richtigkeit der in C überlieferten, in MF. aufgenommenen autorschaft unseres dichters, aber es vermehrt die allenthalben anerkannte schwierigkeit, dem Dietmar irgend etwas zu- oder abzusprechen. Überhaupt neigt Dietmar von Aist zur forschenden frage, und so kleidet er denn auch öfter seine reflexionen über ursächliche zusammenhänge in die form jener fragen nach dem grunde von beobachtungen, die man als das widerspiel der causalsätze bezeichnen kann: 32, 12. 40, 27. 35. (37, 16!).

Als eigentlicher begründer des höfisch-konventionellen minnesanges gilt Friedrich von Hausen. Wir können auch die ausbildung der reflexionen über ursächliche zusammenhänge im liebesleben und deren formen bei ihm beobachten. Er will das problem der minne allgemein fassen, ihr wesen ergründen, er wirft die frage auf (53, 15): *Waz mac daz sîn, daz diu werlt heizet minne, unde ez mir tuot sô wê zaller stunde unde ez mir nimet sô vil mîner sinne?* Die gründe, warum er lieben und leiden muss, sucht er allenthalben zu vertiefen; dabei gewinnt die hypotaxe an causaler kraft, *sît* erhält eine überwiegend begründende rolle, *wande* erscheint doppelt so oft als bei allen vorgängern zusammengenommen; beachtenswert sind, ausser den causalsätzen, solche ausdrücke, in denen Hausen die berechtigung seiner ansichten betont: *ez*

1) Die gedichte Reinmars von Zweter (Leipzig 1887) s. 290.

2) Vgl. Scherer, D. St. II, 43; Paul, Beitr. 2, 469; Sievers, Beitr. 12, 495; meine diss. s. 50.

waere ouch reht 47, 19, *deis reht* 49, 15, *des het ich reht* 53, 26; ferner motivierende adverbialbestimmungen mit *von* und *durch* (48, 5. 12. 36. 49, 33. 50, 32. 51, 21. 42, 1. 44, 10), ursächliche fragen (neben 53, 15 noch 42, 6. 53, 7—8). Auch die den causalsätzen verwandten final- und consecutivsätze sind bei Hausen in der fortbildung begriffen; den willkommensten ausdruck aber bieten die concessiven und hypothetischen formen unsrem dichter für seine ständigen antithesen, seine neigung, möglichkeiten auszumalen, für den zwiespalt zwischen *herze* und *lîp*, der sich durch seine dichtungen dahinzieht.

Von Hausens kunstvollen gedankenzuspitzungen weiss Heinrich von Veldecke nichts, dagegen zeigt sich bei ihm eine noch stärkere neigung zu motivieren, eine gewisse breite, behagliche lehrhaftigkeit, die Hausen im grunde nicht eigen ist; mitunter häuft er gradezu mit eindringlicher didaktik die causalen anknüpfungen in derselben strophe auf: vgl. 62, 31 *wan,* 33 *wan,* 35 *wan,* oder 65, 5—6 asyndese, 7 *wan,* 9 *des,* 11 *wan,* oder 57, 34 fgg. die responsorischen *des.* Der natureingang, den Hausen nicht verwendet, ist dem Niederdeutschen unentbehrlich, aber es ist für Veldecke charakteristisch, dass er selbst hier causale erörterungen hineinträgt, uns belehren muss, warum der lenz so erfreut, und was sich für nutzanwendungen daraus ziehen lassen: 62, 31. 33. 35. — 66, 2. 3. — 57, 10. 14. — 59, 1. 16. 21. *wande* braucht er 18 mal, relativ also am häufigsten von allen zeitgenössischen lyrikern; auch bei ihm sind consecutivsätze häufig, adverbiale begründungen und formeln wie *reht ist* 63, 9. 66, 5, *mîn recht ist* 65, 33, *ze unrehte* 57, 9, *daz waer unreht* 68, 7, *âne scholt* 57, 37, *al von mîner schulde* 63, 14. Einem solchen dichter dürfte man auch, zumal da sonst keine begründeten bedenken dagegen vorliegen, die in MF. 261 ihm abgesprochenen, in A. 3. 4 unter seinem namen überlieferten strophen zutrauen, mit ihren charakteristischen häufungen: *von schulden — wol mich des daz — sît — âne alle schulde — von schulden — sage umbe waz.* Die autorschaft C 51 und 53 — 57 (MF. 262) kann, wenigstens von unsrem thema aus, nicht ebenso gestützt werden. Über 58, 35 und Bernger v. Horheim s. unten s. 338.

Ulrich von Gutenburg ist der reflexion zwar nicht abgeneigt, verwendet aber eigentliche causalpartikeln nur selten, um ursächliche zusammenhänge auszudrücken. Er bevorzugt die formen des substantivsatzes, während die am reinsten causalen *dar umbe, dâ von, durch daz* fehlen und *wande* relativ seltener als bei seinen vorgängern auftritt. Die parataxe ist oft asyndetisch, knapp, gedrängt, macht aber nicht den eindruck des volkstümlich-schlichten, sondern eher des gekünstelten,

zumal da Gutenburgs satzbau vielfach auf das metrische prinzip der kurzen verszeilen, des schlag- und binnenreimes und anderer reimkünste zurückzuführen ist.

Interessant ist bei Rudolf von Fenis, dem schüler der Troubadours, für den bisher die meisten entlehnungen aus dem Provenzalischen nachgewiesen sind, ein vergleich mit den romanischen vorbildern, soweit unser thema davon berührt wird. Unverkennbar sind gewisse causale gedankengänge unseres dichters von den romanischen mustern angeregt worden. Wenn Fenis 81, 30 angibt, warum er seine minnelieder singt: *mit sange wânde ich mîne sorge krenken; dar umbe singe ich, deich si wolte lân,* so entspricht dies genau dem grunde, den Folquet von Marseille in dem vorbildlichen liede (MF. 266; Raynouard 3, 159) für sein singen angibt: *per so chan qu'oblides la dolor el mal d'amor.* Und der angefügte gegengrund, warum alles singen nichts hilft, *wann Minne hât mich brâcht in solchen wân dem ich sô lîhte niht enmac entwenken* findet sich ebenfalls in der quelle: *qu'en la boca nulla res nom ave mas sol merce.* — Die causalsatzconstruction zu eingang des gleichfalls dem Folquet nachgeahmten liedes 81, 35, wo das begründende *sît* eine consecutive periode einführt und dann eine asyndetische folgerung (82, 1) nach sich zieht, ist nach form und inhalt eine copie der provenzalischen vorlage (Rayn. 3, 159; MF. 266): *sît daz diu Minne mich wolt alsus êren daz si mich hiez in deme herzen tragen — ich waere ein gouch* etc. = *e pos amors me vol honrar tan qu' el cor vos me fai portar — per merceus prec* etc. Die übereinstimmungen gehen hier so weit, dass man wol von directen und bewussten nachbildungen Fenis' reden darf. Im übrigen verwehrt die erwägung, dass die poesie der Troubadours so gut wie unsere minnedichtung zunächst mündlich verbreitet wurde, eine weitere vergleichung der satzverhältnisse in strophen, wo man sonst wol entlehnungen festgestellt hat; dürfte man aber annehmen, dass Fenis die romanischen muster unter beständiger erinnerung an die uns bekannten vorbilder umgeformt hat, was sich nicht beweisen lässt, so würde sich ergeben, dass die causalbestimmungen der provenzalischen fassungen bei weitem nicht alle aufgegriffen, dagegen nur wenig neue hinzugefügt sind. Jedesfalls zeigt schon das ausgeführte, wie der reflectierende zug der provenzalischen poesie auch formell auf den ausdruck des deutschen denkens eingewirkt hat. Und die grosse neigung zur motivierung bei Fenis wird sicherlich auch in den nicht als entlehnungen nachgewiesenen liedern durch seine kenntnis der romanischen minnedialektik mindestens gefördert worden sein. In der tat zeigt ausser Veldecke kein zweiter

dichter unseres kreises eine solche hinneigung zum causalen ausdruck wie Fenis: ähnlich wie jener begnügt er sich, wo er über ursächliche zusammenhänge des liebeslebens sinnt, nicht mit einer motivierung, sondern schichtet die causalen anknüpfungen förmlich aufeinander: vgl. 81, 19 *durch daz*, widerholt in v. 21—25 (*durch si*) — 26/27 explicative asyndese — 28 *dar umbe* — 29 *wan.* Oder 81, 31 *dar umbe* — 34 *wan* — 36 *wan* (folgt wider *sît daz*). Oder 82, 28 *des* — 29 *daz machet* — (30 *der tuot*) — 31 *des, durch nôt* — 33 *dâ von.* Ferner 84, 4 *des* — 5 *dâ von* — *durch nôt* — 6 *wan.* Auch 83, 27 *daz ist dâ von daz* (man beachte die breite!) — 33 *ist daz mîn reht* — *wan*, und 85, 24 *dâ von* — 27 *mir kumet daz von* — 28 *denne* — dazu 29 *war umbe?* Fenis hat auch in seinen 27 strophen sämtliche causalpartikeln, die unseren dichtern überhaupt zu gebote standen, verwendet. Die consecutivsätze sind dabei ebenso vertreten wie die ständigen erwägungen *von rehte, durch nôt* u. a. 81, 5. 82, 14. 25. 31.— 83, 33. 84, 5. 18.

Bezüglich Albrechts von Johannsdorf bemerkt Burdach (Reinm. u. Walth. s. 57): „Und wer aus allem etwas schliessen will, könnte hieraus (dass er keine consecutivsätze liebt), sowie aus dem seltenen gebrauche der causalsätze einen schluss machen auf seine abneigung gegen eine rationalistische betrachtungsweise der welt nach dem gesetze von ursache und wirkung, eine abneigung, die seiner stark ausgeprägten theologischen richtung recht wol entspräche.“ Dagegen wendet Hornoff Germ. 23, 428 ein: „Ehe man auf eine abneigung unsres dichters gegen eine rationalistische betrachtungsweise der welt schliessen darf, muss man die sätze auch auf die übrigen ursächlichen bestimmungen hin untersuchen.“ — In der tat haben wir bereits bei Meinloh eine ausgesprochene neigung zur motivierung, die aber andere formen als die der causalsätze wählt, beobachten können. Auch bei Johannsdorf ändert sich das bild, wenn man nicht nur, wie Burdach, *wande* im auge hat. Mit recht verweist Hornoff auf Johannsdorfs begründende bestimmungen mit der präposition *durch* (86, 10. 25. 26. 87, 23. 88, 2. 89, 21. 95, 1. 15), *von* (87, 31. 9), die finalen *daz* 87, 1. 90, 10, die ursächlichen fragen (86, 23. 93, 15. 17. 91, 2). Diese belege lassen sich noch vermehren: Burdach berücksichtigt nicht das folgernde *nû* 86, 27. 89, 30. 38, die explicativen asyndesen 88, 32. 94, 27, das deutlich causale *daz* 93, 27, *sô* 93, 23, den causalen relativsatz 91, 27 — verbindungen, die zu den von Hornoff nachgetragenen *durch daz* und *des* noch hinzukommen. Man wird nach alledem Burdachs schluss nicht mitmachen dürfen, und es ist auch kaum einzusehen, warum sich die betonung ursächlicher zu-

ammenhänge nicht mit Johannsdorfs theologischer richtung vereinen ıssen soll: im gegenteil zeigen obige belege, dass der dichter gerade ı seinen religiösen liedern oft und gern widerholt, warum es gut ist, as kreuz zu ergreifen, warum er selbst Gott dienen will und was sich araus für consequenzen im liebesleben ergeben. Nur dass sein lebafter, inniger ausdruck statt der umständlichen und etwas nüchtern rirkenden causalsätze öfter und lieber adverbiale und andere, mehr elegentliche formen zur mitteilung seiner gedanken wählt.

Ein dichter von grosser einfachheit in denken und ausdruck ist Ieinrich von Rugge. Die schlichtheit seiner sprache, sein zurück;reifen auf altertümliche formen, seine anknüpfung an die volkstümiche tradition der natureingänge, seine frische lebensauffassung, daneben eine neigung zum spruchartigen, didaktischen hat Erich Schmidt ge:ennzeichnet, und die strophen, die in MSF. Rugge gegeben sind, timmen in allen punkten zu der von ihm gezeichneten charakteristik. Mit diesem bilde steht auch sein besonderes verhältnis zum causalen ıusdruck im einklang: er ist bei Rugges didaktischer richtung nicht ›ben selten; der dichter gibt uns in seinem geistlichen leich nicht nur ;ern *wîsen rât,* sondern betont auch, welche gründe ihn dazu bewegen 96, 3. 97, 29), warum es gut ist, ihm zu folgen (96, 23. 5. 99, 11) und nahnt dazu in conclusiver form (97, 26. 9. 99, 10). Auch in seinen ninneliedern teilt er uns die beweggründe zu liebesleid und -lust mit: 101, 5. 20. 103, 34. 105, 20. 107, 3. 109, 35. 110, 1. Die formen edoch, in denen sich seine geistlichen und weltlichen reflexionen bewegen, erinnern oft an die ausdrucksweise der ältesten lyrik; neben der ısyndetischen parataxe, die ihm im leich nach E. Schmidts treffendem ıusdruck fast zur manier wird, spielt *nû* die hauptrolle, das relativ so ıäufig bei keinem anderen dichter zur folgerung verwendet wird. Wo ›r hypotaxe wählt, kommt *wande,* dessen ausbildung mit der entwicklung des minnesangs wir schritt für schritt verfolgen konnten, fast ıusschliesslich in betracht, während bei Rugges *sît* niemals der zeitiche sinn zu gunsten des ursächlichen zurückgedrängt wird. Die adrerbialbestimmungen des grundes (17 fälle) bilden einen verhältnisnässig grossen procentsatz seiner motivationsformen.

Bernger von Horheim wählt für seine reflexionen mit grosser rorliebe den concessiven ausdruck, in dem sich der beständige zwiespalt seiner empfindungen am besten ausspricht; an concessivsätze schliesst ›r dann mitunter causalsätze an; er stellt einen widerspruch auf und öst ihn durch eine erklärung oder zieht eine folgerung aus einem gegenıatze: vgl. 112, 19 *swer nu* — 24 *doch singe ich* — lösung 26: *herze,*

die schulde wâren dîn: du gaebe mir an si den rât. — 113, 4 *swie verre ez ist, wil ich, sost mirz nâhe bî* — begründung 5: *starc unde snel ... ist mir der muot: dur daz loufe ich sô balde.* — 114, 16 *swie wê ez mir tuot, doch* — auflösung 18: *ich hoffe des.* — 114, 35 *nu muoz ich varn und doch bî ir belîben* — erläuterung 37: *si sol mir sîn vor allen andern wîben ime herzen.* — 112, 14 *daz hât mir mîne vröude hin* — 15 *doch flîze ich mich* — folgerung 17: *nu wîse mich got* etc. — 113, 33 *mir ist* — 34 *lieze ichz dar umbe* — schluss 35: *durch daz.* In höchst bezeichnender weise kommt diese stilmanier im ersten seiner lieder, 112, 1, zum ausdruck, das dem Chrestien von Troies (MSF. 278) metrisch und inhaltlich nachgebildet ist; einmal ist es überhaupt charakteristisch, dass Bernger gerade ein französisches paradoxon aufgreift, welches dem gedanken raum gibt, wie man ohne Tristans zaubertrank die geliebte noch herzlicher als er Isolden lieben könne; und dann ist die formale verschärfung des gedankengegensatzes durch Berngers verwundertes *nu doch* zu beachten — eine schattierung des ausdrucks, die man nach dem oben gesagten wol als eine directe umbildung unsres dichters ansehen möchte. — Wenn Veldecke 58, 35 fgg. sich auf Chrestiens strophe bezieht (der ton ist nicht nachgeahmt, der inhalt aber noch weiter berücksichtigt als bei Bernger: die wendung *des sol mir diu guote danc wizzen* ist übersetzung von *bien en doit estre mieus li gres*), so stimmt seine breitere darstellung ganz zu seiner art: er erklärt umständlich, dass Tristan eigentlich wider willen der königin treu sein musste, *wande in poisûn dar zuo twanc;* der gegensatz zwischen dichter und helden, mit dem der Franzose einsetzt und den Bernger so glücklich zuspitzt, verliert darnach (59, 4—6) bereits an unmittelbarer wirkung. Ganz so verfährt Veldecke bisweilen in seiner Eneit mit dem Roman d'Enéas.[1]

Die wenigen strophen, welche von Hartwig von Rute, Bligger von Steinach und dem von Kolmas (der nicht mehr der frühzeit angehört)[2] überliefert sind, bieten unserer beobachtung nicht viel. Bei

1) Vgl. Alexandre Pey, L'Enéide de H. de Veldecke et le Roman d'Enéas, Jahrb. f. rom. u. engl. Phil. 1860 s. 42: „Si Veldecke abrège le plus souvent son modèle, il l'amplifie aussi de temps en temps. Il n'introduit pas d'idées nouvelles, mais il emploie plus de mots pour exprimer les mêmes idées. Il n'imagine point de faits, il n'invente pas d'incidents, mais il développe, il explique et commente." Ähnlich Behaghel, einl. z. Eneit s. CXLVIII.

2) In den vier strophen findet sich neben *wan* 120, 6 je ein strophenvermittelndes *nû* und *des* (120, 11. 21); die beiden *dar umbe* (4. 9) haben den wert adverbialer bestimmungen. Durch das kunstmittel der responsion entstehen in dem liede 120, 11 eine ganze reihe paralleler begründungen ohne causalconjunctionen (*wol im*

Hartwig sind neben den causalen bestimmungen (*wan* 117, 9, *des* 116, 24, asyndese 116, 25, *durch* 116, 5, *von* 117, 23) die consecutivsätze (117, 7. 11. 20. 23. 28) hervorzuheben. — **Bligger von Steinach** legt in den ersten beiden tönen auf das ursächliche einen gewissen wert, er hebt den causalnexus dreimal (118, 2. 16. 21) durch *wande* hervor, erklärt auch umständlich *ich weiz wol durch waz sie mir tuot sô wê: daz mich* etc. 118, 3. Im dritten tone 119, 13 dagegen kleidet er seine reflexionen wie die volkstümliche gnomik in spruchartige beispiele ohne anwendung von causalverbindungen.

Die parallelstellen, welche F. Michel (QF. 38) für das verhältnis **Heinrichs von Morungen** zu den troubadours herangezogen hat, beziehen sich mehr auf die übereinstimmung — nicht stets entlehnung! — gewisser bilder, ausdrücke und wendungen als auf die nachbildung ganzer strophen in der weise, dass die syntaktischen formen verglichen werden könnten. Dass eine so eigenartige motivierung wie 134, 32 *wan ich wart durch si und durch anders niht geborn* eingegeben sein mag durch ähnliche gedanken bei Pons de Capduelh (*qu'ieu son faitz per lei servir* Mich. 258) und Guillem de Cabestaing (*qu'ad obs de lei me fai deus e per sa valhor* Mich. 253), das soll nicht geleugnet werden. Aber solche überall anzutreffenden gedanken wie die, dass in den vorzügen der geliebten die ursache zu des dichters liebe liege, können hier nicht herangezogen werden, zumal da die form des ausdrucks keine parallelen bietet und gerade bei Morungen so viel persönlicher gehalt, so viel unmittelbare herzenswärme durchbricht, dass seine dichtungen ganz den eindruck des selbsterlebten machen. Morungen hat gerade im gegensatz zu den übrigen deutschen schülern der Provenzalen wenig von der conventionellen minnedialektik. Und so sind auch die themata seiner causalsätze nirgends allgemeine betrachtungen über das wesen der minne überhaupt, wie sie uns bei den nachahmern der Romanen sonst entgegentreten, sondern allem anscheine nach der reflex persönlicher erfahrungen und zustände. Dabei ist der causale satzbau stets durchsichtig und doch zugleich feiner und differenzierter als bei allen seinen vorgängern: bei ihm erscheint zum ersten male *dô* (125, 4)

der nu wirbet etc.) — *dâ wirt im gegeben* — *dâ ist ganziu wünne* — *dâ ist rehtiu vröude* — *dâ enirrent* — *dâ kan* — darauf die folgerung: *dâ suln wir hin*. Ohne partikeln sind auch die causalsätze 121, 9, sowie 121, 11—12 aneinandergefügt. Wir haben in den wenigen sätzen dieses dichters wieder ein beispiel dafür, dass eine ausgeprägt religiöse gedankenrichtung causalen gedankengängen durchaus nicht widerstrebt; vgl. auch die consecutive verbindung 121, 4. 5, die finale 120, 22.

in stärker causalem gebrauche, bei ihm findet sich der einzige fall, wo *nû* als hypotaktische conjunction rein causal auftritt (127, 15, nach Lemcke)[1], und auch *her umbe* 129, 9 verwendet unter den zeitgenössischen lyrikern nur Morungen: jener individuelle zug, der uns aus dem inhalte seiner dichtungen so erfreulich entgegentritt, ist also auch in seinen formen zu spüren.

In den vier kurzen strophen Engelharts von Adelnburg erhält *des* 148, 18 erst causalsatzfunktion, wenn man die vorangehende zeile als parenthese auffasst und die partikel auf die aussage der vorangehenden strophe zurückbezieht; 148, 12 ist partikellose begründung des imperativs z. 10, aber auch ἀπὸ κοινοῦ nachsatz zu z. 11; dazu kommt etwa die wendung *durch iuch êren elliu wîp* und *deheine schulde mê wan daz* 13. 23; das *sît* z. 4 erhält durch den zeitgegensatz *wart ich ie* z. 1 temporalen nachdruck: also nirgends ausgeprägte causalverbindungen; doch sollen aus dem spärlichen text keine schlüsse gezogen werden.

Um so reichlicher fliesst das material bei Reinmar dem Alten, der wie kein zweiter unter den lyrikern aus des minnesangs frühzeit die liebesdialektik auf die spitze treibt und die feinsten, flüchtigsten regungen des innenlebens festzuhalten trachtet. Es ist nur natürlich, wenn bei ihm auch die erörterung über ursache und wirkung im liebesleben ihren vollen ausdruck findet, und zwar noch mehr in jener gruppe von gedichten, die man als des dichters zweite periode zusammenfasst, als in den älteren liedern, wo auch der satzbau einfacher, die asyndese häufiger, die conjunctionen seltener sind. Neben den causalsätzen, den stehenden formeln *von schulden, von rehte, âne schulde* etc. (18) und den adverbialen grundbestimmungen (25) kommen vor allem jene fragen nach der ursache von erscheinungen in betracht, die Dietmar, wie wir sahen, in den minnesang einführte, und die für Reinmar, besonders in seinen späteren liedern, geradezu typisch wurden: er forscht in ihnen entweder nach den gründen der widersprüche in seinem eigenen ich (163, 32. 164, 24. 174, 33. 179, 23. 197, 26. 201, 19) oder sucht die motive zu dem rätselhaften verhalten der geliebten auf (189, 15. 162, 16. 190, 3. 32), legt auch anderen personen, die sein seelenleben nicht verstehen, solche verwunderte fragen in den mund (150, 22. 183, 10. 188, 12. 20); ja, der dichter unterbricht sich selbst, mitten im gedankengange, weil er sich plötzlich erstaunt des widerstreites der empfindungen bewusst

1) Textkritische untersuchungen zu den liedern Heinrichs von Morungen (Jena und Leipzig 1897) s. 35; vgl. meine diss. s. 39.

dichter	verse: strophen	para-taxe	hypo-taxe	causals. ohne causalptkl.	*des*	*daz*	*darumbe (umbe daz, herumbe)*	*dâ von*	*durch daz*	*nû*	*danne*	*sît*	*jâ, jô*	*ouch*	*sô*	*wande*
Anonyma . . . (kaiser Heinrich)	132 : 18	9(+2)	2(+1)	8(+1)	—	2	(1)	—	—	1(+1)	—	(1)	—	—	—	—
Kürenberg . .	122 : 14	10	1	6	2	1	—	—	—	1	—	—	1	—	—	1
Meinloh	158 : 12	9	1	4	1	—	1	—	1	2	—	—	—	—	—	1
Regensburg .	30 : 4	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Rietenburg . .	64 : 7	2	5	1	2	—	—	—	—	—	—	3	—	—	2	—
Spervogel . . .	388 : 52	18	3	8	5	1	1	1	—	2	—	—	3	—	—	2
Dietmar . . .	312 : 37	18	10	9	4	5	1	—	—	6	—	2	4	—	2	2
Hausen	491 : 55	17	20	6	6	4	1	—	—	3	—	6	1	—	2	12
Veldecke . . .	438 : 52	25	19	9	9	4	1	1	—	—	1	3	—	1	1	18
Gutenburg . .	397 : 19	20	8	11	8	3	—	—	—	2	1	1	1	1	—	3
Fenis	216 : 27	28	10	6	4	3	2	1	1	1	2	1	1	1	1	11
Johannsdorf .	347 : 41	11	5	3	2	1	1	—	—	4	—	—	—	—	1	3
Rugge	565 : 63	32	12	10	3	3	3	1	2	12	1	—	3	—	—	7
Horheim . . .	138 : 17	9	6	4	3	3	—	—	2	1	—	2	—	—	1	1
Rûte	61 : 7	3	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Bligger	54 : 6	4	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Kolmas	40 : 4	7	1	5	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1
Morungen . .	972 : 113	54	26	23	16	5	3	2	4	6	—	7	3	—	4	12
Adelnburg . .	31 : 4	2	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reinmar . . .	2075 : 254	66	64	23	16	21	4	4	3	11	—	15	9	—	4	25
Hartmann . .	516 : 54	25	16	9	4	2	—	2	1	5	—	9	3	—	1	9
Summa	7547 : 860	372	211	149	90	58	19	12	14	59	5	50	29	3	19	112

wird, mit solchen fragen (193, 17. 195, 25. 199, 9). Auch in seinen eigentlichen causalsätzen ist das thema mitunter eine rechenschaft über das erstaunen, das bei ihm und anderen über sein liebesverhalten hervorgerufen wird: 166, 18—20. 180, 28. 201, 21. Gern motiviert er, ausser seinen hoffnungen und klagen, seine resignation, und dazu verwendet er, neben *wande*, mit wachsender häufigkeit *sît (= quoniam)*. Bei alledem hat Reinmar doch nicht die vorliebe für den causalsatz, die wir bei Veldecke und Fenis angetroffen haben: in dem masse, wie das als tatsächlich dargestellte bei ihm zurückgedrängt wird von dem gedanken an das blos hypothetisch gesetzte, treten die causalsätze zurück hinter den conditionalen, die, wie allgemein anerkannt, das vorzüglichste stilmittel Reinmars bilden.

Manche anklänge an Reinmar hat Burdach (s. 54. 120. 104 anm.) in den liedern Hartmanns von Aue nachgewiesen. Vielleicht liegt auch in den ursächlichen fragen 213, 9. 21. 218, 28 Reinmars einfluss vor. Aber die ganze geistesrichtung, die selbstquälerische manier und gefühlszerfaserung Reinmars ist doch dem dichter der *mâze* fremd, der sich zu der devise bekennt: *swaz mir geschiht ze leide, sô gedenke ich iemer sô: nû lâ varn, ez solte dir geschehen; schiere kumet, daz dir gefrumet.* In der form solcher sentenzen, wie sie aus seinen epen wolbekannt sind, liebt es Hartmann überhaupt, seine reflexionen auszusprechen (vgl. 206, 19—21. 211, 27—28. 35—36. 212, 20. 214, 9—11. 12 fgg. 216, 12 u. ö.). Er pflegt dann solche allgemeinen sätze auch zur motivierung zu verwenden und sich dann der conjunction *sît* (205, 15. 212, 15. 217, 35) zu bedienen, die auch sonst bei ihm relativ am häufigsten auftritt. Seiner etwas lehrhaften natur sind neben den causalsätzen auch die adverbialen grundbestimmungen (14 fälle) willkommen.

Zur unterstützung dieser beobachtungen diene die vorstehende statistische zusammenstellung der als causal aufgefassten satzverbindungen. Die ziffern über die häufigkeit der einzelnen satzpartikeln sind für die tabelle über para- und hypotaxe nicht bestimmend, da viele causalsätze mehrfache einleitungen haben (z. b. 216, 17 *sît erz wol gedienet hât, dâ von sô dunket mich sîn bîten alze lanc*). Da die verschiedenen anknüpfungen durchaus nicht alle und nicht an jeder stelle von der gleichen causalen kraft sind, so werden die blossen zahlen überall erst durch den vergleich mit den vorstehenden ausführungen über die einzelnen dichter gewertet.

BERLIN. JAMES HEYMANN.

BEITRÄGE ZUR MITTELHOCHDEUTSCHEN SYNTAX.

II. Vom unpersönlichen zeitwort.

Meine untersuchung über das fehlen des subjectpronomens im mhd.[1] führte mich auf die frage, wie es mit dem *ez* der unpersönlichen zeitwörter stehe, und somit auf diese zeitwörter überhaupt. Die ergebnisse, zu denen ich kam, weichen von den angaben der grammatiken vielfach ab, und dies bestimmte mich den an sich unscheinbaren gegenstand zu besprechen. Meine beobachtungen erstreckten sich auf folgende dichtungen: das Nibelungenlied, das ich nach der ausgabe von Bartsch (Leipzig 1875, 4. auflage) citiere; den Parzival, Iwein, Walther von der Vogelweide (diese sind nach Lachmann citiert); dazu kamen Bertholds predigten herausgegeben von Pfeiffer (Wien 1862) und von Strobl (Wien 1880). Auf das nhd. sind vergleichende blicke geworfen. Trotz dem verhältnismässig geringen umfang dieser quellen glaube ich von dem mhd. sprachgebrauch der guten zeit ein zutreffendes bild gegeben zu haben. Es sind im folgenden alle unpersönlichen verba und ausdrücke besprochen, die in den erwähnten schriften vorkommen, ferner das unpersönliche passivum, und diejenigen zeitwörter, die scheinbar subjectlos stehen, indem ein nebensatz das logische subject bildet. Die citate sind in der schreibweise der mir vorliegenden ausgaben gegeben.

Grimm gibt im 4. bande der Grammatik von s. 227 an ein reichhaltiges verzeichnis der impersonalia. Über die setzung und weglassung des *ez* heisst es s. 252: „Durch vorschiebung des persönlichen pronomens wird jedesmal das unbestimmte neutralpronomen *(ez)* unnötig: *mir mangelt = es mangelt mir, mich dünkt = es dünkt mich,* obgleich die widerholung nach dem verbo zulässig (nicht erforderlich) ist: *mir mangelt es, mich dünkt es.* Impersonalia, die kein persönliches pronomen begleitet, müssen das *es* schon seit dem ahd. immer behalten: *es tagt, es scheint.*" Abgesehen von der letzten bemerkung, die nicht ohne einschränkung richtig ist, bezieht sich Grimms regel mehr auf die jetzige, als auf die ältere sprache; jedesfalls trifft sie für diese, wie wir sehen werden, nicht zu.

Erdmann gibt über den mhd. gebrauch in den Grundzügen der deutschen syntax § 6 folgende regeln: „a) Bei allein stehendem verbum immer schon *ez.* b) Vor abhängigem nebensatz kann *ez* noch fehlen. c) Neben obliquem casus fehlt *ez* gewöhnlich. — Doch findet sich auch schon *ez.*"

Paul sagt in der Mhd. grammatik § 197: „Das *ez* fehlt wie im ahd. dann, wenn irgend eine bestimmung dem verbum vorangestellt

1) Zeitschr. 35, 145.

wird, z. b. *mich hungert*, aber *ez hungert mich;* aber auch nach *und* ist es entbehrlich." In der vorausgehenden anmerkung heisst es: „Keine ausnahme von der regel" (dass nur in wenigen fällen die weglassung des subjectpronomens gestattet ist) „ist es, wenn das subject statt des nomens durch einen satz gebildet wird."

Ich glaube auf grund meiner beobachtungen den mhd. gebrauch genauer bestimmen zu können: es gibt eine anzahl von verben und ausdrücken, die des *ez* nicht entbehren können, gleichviel ob ein casus obliquus oder ein anderer zusatz dabei steht oder nicht. Sie haben einen gewissen begriff gemeinsam. Die übrigen regelmässig oder gelegentlich unpersönlich gebrauchten verba und ausdrücke haben dies *ez* nicht; auch sie haben meistenteils in der bedeutung etwas gemeinsames. Allerdings gestattet sich der sprachgebrauch hier und da eine abweichung.

Von dem jener ersten gattung der impersonalia anhaftenden *ez* sind aber vier andere arten des *ez* zu unterscheiden, denen sich unsere untersuchung zuerst zuwenden muss; ich bezeichne sie der kürze wegen mit *ez* 1, *ez* 2, *ez* 3, *ez* 4[1].

1. *Ez* 1 vertritt einen bestimmten vorher erwähnten begriff, substantiv oder verbum, z. b. Pz. 540, 14 *sît ez* (das ross) *ze rîten im geschach*, wo *ez* nominativ ist; Nib. 1511 *Hagene riet die reise*, *ez* (das raten) *gerou in sît.*

2. *Ez* 2. Nach einem bekannten mhd. und nhd. sprachgebrauch, dessen anfänge im ahd. vorliegen (s. Erdmann, Syntax Otfrids II § 107), wird *ez* als unbestimmtes object manchen verben beigefügt, wol meist im sinne des sogenannten inneren objects, z. b. *ez guot tuon, ez rûmen, ez scheiden*, vgl. Grimm IV, 333, Paul § 220, Müller-Zarncke, Mhd. wörterbuch I, 436 b, und für das nhd. Grimms wörterbuch unter *es* sp. 1117. Wandeln sich nun solche ausdrücke ins passiv, so ergibt sich ein nominativisches *ez*, das mit dem *ez* beim unpersönlichen passiv ähnlichkeit hat, aber davon zu unterscheiden ist und deshalb hier in betracht kommt. Übrigens ist dies ein seltner gebrauch, für den ich wenige belege anzuführen weiss. Neben dem häufigen *ez guot tuon* steht Pz. 70, 7 *ez wart dâ guot getân von manegem küenen armman*, ebenso 379, 2. 388, 6, vgl. 384, 20. Zu dem activen *ez versuochen*

1) Mit diesen fünf arten meine ich keineswegs die anwendungen dieses fürworts erschöpft zu haben; es handelt sich hier nur um nominativisches *ez*, soweit es mit dem der impersonalia verwechselt werden kann und verwechselt worden ist. Manche andere gebrauchsweisen verdienen vielleicht, auch nach Grimms ausführlicher behandlung im wörterbuch, eingehende untersuchung: *es ist mein bruder; schon um die linde war es voll; es klopft; hinter den ofen gebannt, schwillt es wie ein elephant.*

(MZ. II, 2, 11b) stellt sich Pz. 504, 29 *ez wurde doch versuochet an si,* zu *ez scheiden* 744, 21 *ez ist noch ungescheiden,* zu Berth. I. 138, 35. II, 104, 1 *ir sult ez alsô schaffen,* 482, 30 *sô ist ez geschaffet umbe den stric des tiuvels;* zu *ez wâgen* (Lexer) II, 273, 6 *sô ist ez gewâget umbe dich.*

3. *Ez* 3 ist für unsere untersuchung von grösserer wichtigkeit und von dem *ez* der impersonalia nicht immer leicht zu scheiden. So bezeichne ich dasjenige *ez,* das dem den satz beginnenden verbum vorgeschoben wird, während das subject nachfolgt: *ez wuohs in Burgonden ein vil edel magedîn.* Hiervon handeln Grimm IV, 223. 274 und Erdmann, Grundzüge § 94. 211. In der erklärung dieser erscheinung gehen sie aus einander: Erdmann möchte in diesem *ez* einen accusativ sehen. Wie es sich damit auch verhalte, jedesfalls dient dies *ez* dem satz die gestalt einfacher aussage zu geben, da sonst die voranstellung des zeitworts frage oder bedingung anzeigen würde; es ist ein rein formales, an sich bedeutungsloses hilfsmittel des satzbaus. Erdmann macht in § 211 auf die eigentümliche tatsache aufmerksam, dass dies im ahd. nicht sicher nachweisbare *ez* im mhd. nicht entbehrt werden kann, aber im nhd. fehlen darf; vgl. auch aus dem Faust *Sind herrliche löwenthaler drein; kommt der Puck und dreht sich quer* usw.

Es besteht zwischen mhd. und nhd. noch ein anderer unterschied: reflexive zeitwörter, mit vorangehendem *sich*, beginnen im mhd. ohne *ez* den satz: Nib. 130 *sich vlizzen kurzwîle die künege,* 2084. 2122; Pz. 117, 7 *sich zôch diu frouwe jâmers balt ûz ir lande in einen walt,* 525, 6. 529, 2. 798, 29; Iw. 3869 *sich bôt der lewe an sînen vuoz,* 7235; Wa. 96, 9 *sich wænet maneger wol begên;* Berth. II, 102, 14 *sich erbarmet daz kint über den vater niht;* 246, 14 *sich nâmen die heiden an.*

4. *Ez* 4. Es ist eine eigenheit der mhd., zum teil auch der nhd. sprache, dass nebensätzen, namentlich solchen mit *daz,* ein an sich inhaltloses *ez, daz, es, des, dem* vorausgeht. Das sprachgefühl begehrt sogleich grammatische vollständigkeit des satzes; zunächst treten als subject oder object jene fürwörter ein, denen der nebensatz, nach art einer apposition angefügt, inhalt gibt[1]. Die abhängigkeit des neben-

1) Damit ist ein anderer sprachgebrauch zu vergleichen; auch das substantivische subject oder object kann zunächst durch ein fürwort ausgedrückt werden, dem in apposition die genaue bezeichnung folgt: Wh. 60, 2 *rubîn und krisolte drûf verwieret, als si wolte, Gyburc diu wise;* 170, 28 *in sin gebot, mîns bruoder;* Pz. 806, 20 *der man im ze tohter jach, von Ryl Jernîse;* 253, 20 *ob in sîn töun læzet, den vil trûregen man* usw.

satzes ist oft nur eine logische und sprachlich nicht bezeichnet, z. b. Iw. 2485 *ez schînet noch — sîn rede was nâch wîne:* Nib. 1044 *vil dicke ez noch geschiht: swâ man den mortmeilen bî dem tôten siht, sô bluoten im die wunden;* Iw. 6997 *ouch sî iu daz für wâr geseit: ez lêret diu gewonheit einen zagehaften man, daz er getar unde kan baz vehten danne ein küener degen.* In diesem falle ist *ez* oder *daz* nicht wol entbehrlich, während sonst der zusatz dieser fürwörter keineswegs notwendig ist. Hartman im Iwein und Berthold sind freigebiger damit als Wolfram, das Nibelungenlied und Walther; am seltensten fehlt *des.* Zwischen *ez* und *daz* ist der unterschied geringer als im nhd.; im nominativ überwiegt *ez,* im accusativ *daz.* Steht *ez* zu anfang des satzes, so ist es von *ez* 3 nicht leicht zu unterscheiden, vgl. Iwein 6998 *ez lêret diu gewonheit einen zagehaften man, daz —;* 2101 *ez dunket mich guot und gan iu wol, daz —;* 8062 *ez wolte unser herre Krist, daz er sô gâhes vunden wart;* doch ist mir an diesen stellen *ez* 4 wahrscheinlicher als *ez* 3.

Ich gebe einige beispiele, aus denen hervorgeht, dass zwischen *ez* und *daz* kaum ein unterschied ist, und dass in gleichen oder ähnlichen fügungen das fürwort bald steht, bald fehlt.

Ez und *daz* im nominativ. Iw. 2139 *daz ez im lange vrumt, ob er —;* 561 *waz vrumt ob ich iu mêre sage;* Pz. 29, 11 *ez müet si, deiz niht beleip;* Iw. 2831 *mich müet daz —;* Pz. 737, 18 *den künec daz müete, daz —;* Nib. 1202 *ob ez sîne mâge dûhte guot getân daz —;* 1207 *ob die herren beide dûhte guot getân daz —:* Berth. I, 383, 10 *und alsô geschiht ez daz —;* Im. 3494 *ob daz geschiht daz —;* Berth. 31, 35 *geschiht aber daz ez ze priesters handen niht komen mac.* Hier möge des häufigen conditionalen *ist (sî, wære) daz* — 'wenn es geschieht, der fall ist, dass' gedacht werden, z. b. Pz. 721, 1 *sî daz er ir minne ger;* Iw. 6674 *und ist daz sî betrouc ir wân;* Wa. 91, 35 *ist aber daz dir wol gelinget.* Der satz mit *daz* bildet das subject; nur bei Berthold wird ihm nicht selten *ez* 4 oder *daz* vorgeschoben: I, 27, 35 *ist ez halt, daz —;* ebenso 123, 23. 104, 3. 165, 31 usw. Seltener ist *daz:* I, 39, 2 *ist daz, daz —,* vgl. 413, 3 *obe daz wære, daz —.* Statt des *ez* oder *daz* kann *dinc* eintreten: I, 162, 36 *wære aber ein dinc, daz —;* 554, 37 *und ist aber ein dinc, daz —.* Ebenso 276, 14. 342, 31. 351, 36. 445, 6. 570, 35. Doch steht auch bei Berthold gewöhnlich einfaches *ist daz —.*

Ez und *daz* im accusativ. Iw. 4095 *und weiz ez ouch als mînen tôt, weste ir ietweder mîne nôt, er kæme und væhte für mich;* 4877 *ich weiz wol daz —;* Berth. I, 60, 4 *man liset ez niht, daz —;* 480, 36

wir lesen niht daz under gemeinen sünden, daz —. Nicht selten geht *daz* dem *daz* des nebensatzes unmittelbar voraus, wie Iw. 5235 *ich rât iu daz, daz —;* Wa. 99, 10 *dâ von sol man wizzen daz, daz —.*

Des hängt von einem substantiv ab, z. b. Berth. I, 100, 20 *dar umbe haben wir des reht, daz —*, oder von einem adjectiv, wie Iw. 2167 *si sint des vil vrô, daz —*, oder von einem zeitwort, wie Iw. 996 *daz in des dûhte, daz —;* 3850 *doch vorht er des, daz —*. Doch stehen *dunken* und *fürhten* häufiger ohne *des;* in andern fügungen fehlt es nicht leicht, doch vgl. Iw. 3844 *daz er den lewen des betwanc, daz er — schrê*, und 5586 *in betwunge diu nôt daz —*. *Es* ist seltener als *des:* Iw. 6910 *ob es niht rât wære, ir einer wurde erslagen;* 2344 *es wundert mîne sinne, wer iu geriete disen wân;* Berth. I, 454, 22 *ich wil es geswîgen, daz —.*

Deme habe ich nur in verbindung mit *gelîch* gefunden: Iw. 6620 *sone bin ich niender deme gelîch, daz ich ir möhte zemen;* Berth. I, 542, 38 *ez tuont manege liute deme gelîch, daz —;* vgl. Wh. 73, 2. 192, 7, Wa. 120, 30.

Die jetzige sprache verbindet mit dem den nebensatz vorbereitenden *das* stärkere demonstrative kraft als das mhd.: *das sage ich dir, dass —*. *Des (dessen)* kommt noch vor: *ich freue, getröste mich dessen, dass —*. *Es* (genitiv) erscheint noch in spuren, wird aber kaum als genitiv gefühlt: *ich bin mirs bewusst, dass —; dank dirs der teufel, dass —; ich erinnere michs, dass —*. Dagegen hat *es*, nominativ und accusativ, sich weiter ausgedehnt und wird weniger leicht entbehrt: *doch ist es jedem eingeboren, dass sein gefühl hinauf und vorwärts dringt; es scheint, dass ihr uns nicht kennt; ich hab es öfters rühmen hören, ein komödiant könn' einen pfarrer lehren; ich fühl es wohl, dass mich der herr nur schont.*

Dem mhd. fremd ist eine heutzutage sehr verbreitete fügung: einem infinitiv mit *zu*, der das logische subject bildet, pflegt, wenn er den satz schliesst, *es* voranzugehen, z. b. *es ist gar hübsch von einem grossen herrn, so menschlich mit dem teufel selbst zu sprechen; ist es erlaubt, uns auch zu euch zu setzen.* Geht der infinitiv voran, so steht kein *es: mit euch, herr doctor, zu spazieren ist ehrenvoll und ist gewinn.* Beiläufig sei bemerkt, dass der infinitiv (gerundium) mit *ze* im mhd. als subject des satzes zwar nicht unerhört, aber selten ist: Wh. 35, 28 *dem ze vliegen töhte*, vgl. MZ. III, 54 b; Iw. 330 *dô uns ze scheidenne geschach;* Nib. 2107 *im zæme niht ze dagene;* 1558 *sô liep dir sî ze lebene.*

---

1. Unpersönliche verba und ausdrücke mit *ez*.

Die bisherige erörterung war notwendig, um den umfang desjenigen *ez* zu bestimmen und zu begrenzen, das, von jenen vier verschieden, einer anzahl unpersönlicher verba und ausdrücke anhaftet, unabhängig von der wortstellung und gleichviel, ob irgend welche zusätze, wie casus obliquus, vorhanden sind. Sie bezeichnen naturerscheinungen, stand und verlauf der zeit, begebenheiten und zustände, vielfach unter dem bilde einer bewegung oder einer ruhe *(stân)*, immer ein geschehen oder sein, das an den menschen von aussen herantritt, oder ihn umgibt; ihr subject *ez* deutet eine macht an, von der dies ausgeht, und die nicht benannt werden kann oder doch nicht benannt ist. Nicht selten tritt in gleicher fügung das wort *dinc* (schicksal, lage) an die stelle des *ez*.

Naturerscheinungen bezeichnet entweder ein einfaches verbum oder ein zusammengesetzter ausdruck, immer mit *ez* verbunden. In den von mir durchgesehenen schriften finden sich folgende verba: *tagen, ertagen, kuolen, regenen;* Pz. 588, 8 *dô begundez liuhten vome tage;* Berth. I, 244, 35 *ez witer übel oder guot.* Von zusammengesetzten ausdrücken führe ich an Nib. 1849 *ez ist vil schiere tac;* Pz. 704, 30 *dô was ez hôhe ûf den tac;* 679, 29 *ez was wol mitter morgen;* 702, 28 *dô was ez naht und slâfes zît;* Nib. 1622 *ê ez werde tac;* Iw. 273 *dô ez an den âbent gienc;* Pz. 702, 11 *dô begundez nâhen der naht.* Von der jahreszeit: Berth. I, 271, 26 *ez sî winter oder sumer;* vom wetter: ebenda *ez sî guot weter oder bœsez;* 244, 36 *ez sî hagel oder niht;* 244, 35 *ez sî bîsezze* (miswachs) *oder niht;* Pz. 120, 5 *ez wære æber oder snê;* 161, 11 *ez wære kalt oder heiz;* 249, 13 *ez was dannoch von touwe naz.* Auch der schall kann als naturerscheinung gelten: Iw. 301 *dâ sluoc er an, daz ez erhal und daz ez in die burc erschal;* vgl. im Faust *höre, wie's durch die wälder kracht.*

Mit dem *ez* bei verben der naturerscheinung ist nahe verwandt das *ez* bei ausdrücken vom stand und verlauf der zeit, wohin man ja manches eben angeführte beispiel, wie *ez was wol mitter morgen*, rechnen kann. Ich beschränke mich auf wenige belege: Pz. 57, 29 *nû was ez über des jâres zil;* Wa. 16, 18 *sô ez ist an dem lesten tage;* Iw. 3057 *unz ez ein ander jâr gevienc und vaste in den ouwest gienc;* Nib. 631 *jâ was ez noch unnâhen, daz si wurde sîn wîp;* Pz. 660, 3 *ez ist lanc, daz mir freude enpfiel;* 763, 26 *unlange'z dar nâch gestêt, unz —;* 555, 17 *dennoch was ez harte fruo;* Berth. I, 271, 26 *ez sî heilic* (festtag) *oder niht;* Pz. 448, 7. 470, 1 *ez ist hiute der karfrîtac.* An einigen dieser stellen kann man auch an *ez* 4 denken.

Nicht ganz selten fehlt bei diesen ausdrücken der zeit das *ez*, so nach *unde* Iw. 5812 *dô man ir ze gemache tete swaz man guotes mohte — und nâch ezzenne wart;* Wa. 60, 3 *dû wilt sêre gâhen, und ist vil unnâhen daz —;* ferner wenn *des* dabei steht: Wa. 23, 11 *des ist manec jâr;* Pz. 584, 6 *ob iuch des dûhte niht ze fruo,* 743, 24; 733, 22 *von der ich schiet, des ist ze lanc.* Doch auch sonst zuweilen: Iw. 303 *dar nâch wart vil unlanc unz —;* Pz. 708, 17 *mirst morgen alze fruo, sol ich —.*

Das substantiv *zît* in verbindung mit *wesen, werden, dunken* wird meist so construiert, dass *zît*, mit einem genitiv verbunden, subject ist, z. b. Pz. 509, 26 *iwers rîtens wære von mir zît.* Doch kann *zît* auch prädicat, *ez* subject sein: Pz. 281, 14 *ez enwas niht snêwes zît;* 702, 28 *nû was ez naht und slâfes zît;* 784, 23 *nû was ez ouch zît, daz —;* 821, 14 *nû was ez ouch urloubes zît* (nur cod. D hat *ez*); Berth. I, 569, 21 *swenne ez in nû zît dunket.*

Verba der bewegung, die bildlich ein geschehen ausdrücken, pflegen schon im ahd. des *iz* nicht zu entbehren, s. Erdmann, Syntax Otfrids II s. 65.

Gân: Nib. 1606 *dô gie ez an ein strîten;* Nib. 904 *sô ez an die herte gât;* Pz. 79, 20 *dô gienc ez ûz der kinde spil;* 263, 8 *ez gê ze schaden oder ze frumen.* Mit dem dativ der betroffenen person verbindet es sich in wendungen wie Nib. 423 *ez gât iu allen an den lîp.* Neben *an den lîp* findet sich *an sîn leben, an mîn herze, an sîn êre, an die triuwe.* Berthold setzt gern *dinc* an die stelle des *ez:* I, 68, 29 *unde gêt im sîn dinc als rehte unde als wol;* ebenso 230, 18. 24. 385, 29. 544, 39. 559, 3. Nur scheinbar steht ohne *ez* 355, 12 *nû gê als ez müge*, da das *ez* im nebensatz auch für *gê* gilt.

Wie *gân* hat *umbe gân* das *ez* bei sich: Nib. 1930 *ir sehet wol wie ez wil umbe gân* 'welche wendung die sache nimmt'; ebenso 2140.

Ergân verbindet sich oft mit einem bestimmten subject, wie Nib. 1535 *wie iu disiu hovereise ergât.* Subject ist *dinc* Pz. 12, 2 *swie halt mir mîn dinc ergât,* ebenso Wh. 39, 28. An die stelle eines erwähnten begriffs kann *ez* 1 oder *daz* treten: Nib. 1592 *nû grîfet balde zuo, ob Gelpfrât und Else hiute hie bestê unser ingesinde, daz ez* (dieser kampf) *in schedelîch ergê;* Pz. 390, 18 *daz* (Meljanz' gefangennahme) *was im liebe ergangen.* Einen nebensatz bereitet *ez* 4 vor: Nib. 1527 *ez ergie den Nibelungen ze grôzen sorgen, wie si kœmen übere.* Daneben steht die häufige unpersönliche anwendung mit dem dativ und *ez*. Nib. 1481 *ez mac ir leide ergân;* Pz. 407, 30 *genædeclîchez lîhte ergêt;* 521, 23 *wie ergiengez dir.* Beginnt der satz mit *unde,* so kann *ez* fehlen, wie

Iw. 6814 *und wære iu wol ergangen, daz ich iu sô willec bin.* Im Iwein findet sich zweimal *ergân* mit *umbe:* 3145 *ez wære umb iuch ergangen* 'es wäre um euch geschehen gewesen'; 3297 nach und ohne *ez.*

Bei *missegân* schwankt auffallenderweise der gebrauch. Berthold hat das wort mit *ez:* I, 6, 29 *sô künde ez iu niemer missegân an lîbe noch an sêle,* ebenso 164, 23. Im Iw. 4126 liest Lachmann *daz ez ir sô missegangen ist,* doch fehlt *ez* in den meisten handschriften. Lexer führt im Mhd. wörterbuche noch mehrere andere stellen mit *ez* an. Gewöhnlich aber steht es ohne *ez:* Nib. 17 *sone kan mir niemer missegân;* Iw. 1130. 4056. 4059. 5071; Wa, 55, 25 *mir missegie, do ichs eine bat.* Ward vielleicht das substantiv *misse* (Pz. 465, 24) als subject empfunden, oder bewirkte die analogie von *misselingen* das fehlen des *ez?*

Wie *gân, ergân* steht auch *varn* mit *ez,* doch, soviel ich sehe, nicht mit dativ: Iw. 919 *ez sol anders varn,* vgl. 6556 *ez vert allez wol noch;* Wa. 49, 7 *swiez umb alle frowen var.*

Im sinne von 'evenire', 'accidere' hat auch *komen* meistens *ez* bei sich: Pz. 798, 28 *nu ist ez anders umb iuch komen;* Wa. 122, 7 *wie kumet ez umbe dich;* Pz. 390, 15 *er vrâgte wiez dâ wære komen;* 355, 25 *ez wær niht komen an disiu zil.* Auch kann ein dativ dabei stehn: Nib. 2222 *ez ist uns übele komen;* Pz. 504, 1 *wiez Gâwâne komen sî;* 194, 28 *ez ist mir komen ûf disiu zil.* Neben der unpersönlichen anwendung findet sich die mit bestimmtem subject, wie Pz. 326, 5 *Artûss her was komen freude unde klage.* Ein nebensatz ist logisches subject: Pz. 584, 1 *wie kom daz sich dâ verbarc sô grôz wîp in sô kleine stat;* Wa. 120, 34 *wie kumt daz —.* Einem solchen nebensatze kann *ez* 4 oder *daz* vorangehen: Nib. 1120 *nu ist ez Sîvride leider übele komen, daz —;* Berth. I, 400, 2 *daz kumt etewenne, daz —.*

Unpersönliches *næhen* hat Wolfram nicht selten; er braucht es von bevorstehenden teilen seiner erzählung, wie Pz. 503, 1 *ez næht nu wilden mæren,* aber auch von künftigen ereignissen: Pz. 788, 4 *sô næht ez iwerm valle.* Einige anderweitige belege gibt Lexer[1].

Sich zogen scheint nur bei Wolfram unpersönlich gebraucht zu werden: Pz. 362, 11 *sît ez sich hât an mich gezogt, ich bin vor flust nu iuwer vogt;* ebenso 529, 9. 734, 29. *Dinc* steht als subject Wh. 177, 26 *sich hât mîn dinc an iuch gezoget.*

1) Hier mag auch eine bildung Wolframs erwähnt werden: Pz. 249, 4 *alrêrst nu ârentiurt ez sich;* einige belege aus späteren bei Lexer.

Das unpersönliche *geziehen* hat zwei bedeutungen: *mir geziuhet ez sô*, heisst „die sache nimmt für mich solche richtung, gestaltet sich so“: Iw. 5446 *vrou Lûnete was vil vrô, wand ez gezôch ir alsô;* ebenso 4450. Pz. 415, 1. Mit reflexivem accusativ steht es Pz. 645, 14 *sô kumberlîch ez sich gezôch nie umb all sîn êre.* Die zweite bedeutung 'es ist passend, geziemt sich' findet sich z. b. Pz. 7, 25 *râtt als ez geziehe nuo;* ebenso das einfache *ziehen* 776, 14.

Hier schliessen sich zwei verba an, in denen der begriff der bewegung zurücktritt, oder doch eine besondere gestalt annimmt, *sich (ge)füegen* und *gedîhen.*

Sich (ge)füegen: Nib. 1883 *nune kundez sich gefüegen zwâre niemer mêre baz;* Pz. 655, 4 *eins morgens fuogt ez sich alsô.* Mit dativ, aber ohne *sich:* Iw. 7650 *ich iuch bescheide, daz iuch des wol genüeget und ez ouch mir wol vüeget.* Auch vor folgendem nebensatze pflegt *ez* (4?) nicht zu fehlen, z. b. Iw. 7354 *sît ez sich wol gevuocte, daz —.* Es kann aber auch ein bestimmter begriff subject sein, wie Pz. 450, 17 *sich füegt mîn scheiden von in baz,* und ebenso ein nebensatz ohne *ez:* 525, 6 *sich füeget baz ob weint ein kint danne ein bartohter man.*

Gedîhen: Pz. 345, 7 *eins tages gedêch ez an die stat, daz si der junge künec bat nâch sîme dienste minne;* ähnlich 667, 16. Das einfache *dîhen* wird im älteren mhd. ebenso gebraucht, s. MZ. I, 329.

Wie die soeben besprochenen verba der bewegung bildlich ein geschehen, so bezeichnet *stân* und sinnverwandte verba einen zustand. *Stân* ist dann mit *ez* verbunden, oft auch mit dativ der person. Anstatt des *ez* steht nicht selten *dinc,* wie bei *gân, ergân, sich zogen:* Nib. 746 *der dinc vil hôchlîche stât,* ebenso 1446; Pz. 797, 20 *Anfortases dinc stuont alsô;* Berth. I, 330, 10 *der dinc stêt lîhte fürwert anders;* Pz. 446, 3 *wie im sîn dinc gestuont*[1]. *Stân* mit *ez* und adverb: Pz. 556, 30 *ich freische wiez dâ stêt;* Berth. I, 137, 32 *ez stêt übel;* 230, 29 *alsô stêt ez noch hiute* usw. Sehr häufig steht, wie noch jetzt, *umbe* mit acc. dabei, z. b. Nib. 64 *wiez umbe Kriemhilde stât;* Pz. 471, 29 *wie stêt ez umben grâl.* Den dativ verbinden wir heutzutage nicht mehr damit, wie im mhd. üblich ist: Nib. 1546 *vil müelîche ez iu stât, welt ir durch sîne marke;* Pz. 442, 4 *wie stêt ez dir;* 440, 30 *wie stêtz iu umben grâl.* Unpersönlich ist *stân* wol auch in der bei Berthold gebräuchlichen, aber auch sonst belegten wendung

1) *Gestân* mit inchoativem *ge* bedeutet 'sich gestalten', vgl. noch Nib. 1469 *wer weiz wiez dâ gestât;* Pz. 225, 1.

ez stêt an einem (= stat per aliquem) 'es liegt in jemandes hand': I, 296, 37 *nû stêt ez niuwan an iu selben, ob —;* 344, 11 *ez stêt an im;* doch kann an erster stelle *ez* 4, an der letzten *ez* 1 vorliegen. Iw. 6032 *sô wil sî sî scheiden von ir erbeteile, ezn stê dan an ir heile, daz sî den kempfen bringe dar* 'wenn ihr heil (glück) nicht so viel vermag'; auch hier ist schwer zu sagen, ob nicht *ez* 4 anzunehmen ist.

Wie *stân* kann *ligen* allgemein einen zustand bezeichnen; doch ist diese im nhd. häufige bedeutung selten: Berth. I, 573, 18 *als* (= *alsô*) *lît ez umbe die vorhte der buoze;* vgl. Lexer unter *ligen* sp. 1916. Häufiger ist *ez ist gewant,* z. b. Iw. 3854 *wan alsô ist ez gewant, als ez ouch andern liuten stât.* Ein dativ kann dazu treten: Iw. 4730 *ez ist mir sô umb in gewant;* vgl. 1548 *ez ist der wunde alsô gewant.* Einmal fehlt *ez* nach *unde:* 6602 *und ist iedoch alsô gewant.*

Auch *wesen* und *werden* mit *ez* können wie *stân, gestân* allgemein einen obwaltenden oder eintretenden zustand bezeichnen, z. b. Nib. 2114 *ez enmac an disen zîten nu niht bezzer gesîn;* Pz. 638, 24 *ez was den freuden dâ gelîch; ez* = 'der zustand, die stimmung der gesellschaft', vgl. im Faust *hier ist's so lustig wie im Prater;* mit *werden* Wa. 23, 11 *ez troumte dem künege, ez wurde bœser in dem rîche.* Ganz wie *stân* verbindet sich auch *wesen* mit *umbe:* Wa. 99, 20 *wiez dar umbe sî;* Berth. I, 15, 28 *alsô ist ez ouch umbe dîn amt;* 205, 24 *ze glîcher wîse ist ez umbe die sünde;* ebenso 127, 23. 568, 4.

---

2. Subjectlose verba und ausdrücke.

Im gegensatze zu den bisher besprochenen verben und ausdrücken, die des *ez* nicht oder doch nur in ausnahmefällen entbehren, stehen die nun folgenden, die dieses *ez* nicht haben und kurz als subjectlose bezeichnet werden können. Steht ein *ez* dabei, so ist es *ez* 3 oder *ez* 4, ein formales hilfsmittel des satzbaus und syntaktisch von dem *ez* der ersten art verschieden. Nicht das unpersönliche verbum erfordert *ez,* sondern die stellung des zeitworts am anfange des satzes, oder es bereitet einen folgenden nebensatz vor. Wendungen z. b. wie *mir ist wol* haben kein *ez;* wenn Berth. I, 383, 26 steht *ez ist aber eime tûsentstunt baz danne dem andern,* so liegt unzweifelhaft *ez* 3 vor, ebenso zweifellos *ez* 4, wenn, neben dem gewöhnlichen conditionalen *ist daz,* bei Berthold *ist ez, daz — (ist daz, daz —)* erscheint, oder wenn es Berth. I, 199, 22 heisst *dîner güete gezæme ouch gar wol daz —,* aber Pz. 133, 27 *fürstinne ez übel zæme, daz si dâ minne næme.*



Die subjectlosen verba und ausdrücke haben mit ausnahme des ›ersönlichen passivs, von dem unten die rede sein wird, einen dativ r accusativ der person bei sich und bezeichnen eine leibliche oder lische empfindung oder subjective erfahrung. Wir sahen oben, dass h den ansichten der grammatiker *ex* und casus obliquus sich in der el ausschliessen sollen, dass dies aber bei *gân, ergân, komen, ge-hen, sich füegen, stân, ex ist gewant* keineswegs der fall ist; bei subjectlosen verben und ausdrücken trifft die regel zu[1].

Ich beginne mit den subjectlosen ausdrücken, die mit *wesen* und *den* gebildet sind; von diesen handelt Grimm, Gr. IV, 241 fgg. Für syntaktische beurteilung liegt hier eine besondere schwierigkeit vor, em nicht immer zu entscheiden ist, ob das mit *wesen* und *werden* bundene wort als substantiv oder adjectiv, als adjectiv oder adverb gelten hat. Im Iwein 702 steht *ime was an mich zorn;* ist *zorn* stantiv, so ist es subject; ist es adjectiv, so ist der satz subjectlos. che worte zweifelhafter geltung sind *zorn, ger, nôt, ernst, leit*[2]. Ich l auf diese frage hier nicht eingehen; nur so viel sei bemerkt, dass dasein von comparativformen, wie *zorner, næter, ernster* nicht not-ıdig auf einen adjectivischen positiv hinweist, vgl. griechische bildungen *κερδίων, ἀλγίων, κύντερος, κύδιστος, ῥίγιον*, und Grimm IV, 244. *st* führen die wörterbücher nur als substantiv auf; wie ist es aber Berth. I, 184, 13 *sô gar ernst was in got,* und II, 66, 4 *der* (dat. .) *was vil ernster zuo dem dienste?* Bei *leit* ist ja das adjectiv weifelhaft; in fällen wie Nib. 620 *umbe dîne swester ist mir leit* n *leit* ebensowol substantiv wie adjectiv sein; doch scheint mir für tere auffassung der häufige zusatz von adverbien, wie *harte, herzen-e, ze* zu sprechen, ganz abgesehen von dem comparativ *leider,* z. b. ›. 1958.

Unzweifelhaft ist adjectivische geltung und subjectlose fügung ›. 1031 *iu ist niht rehte kunt;* 1729 *sage mir wie dir sî gewizzen be der küneginne muot;* Berth. I, 570, 1 *im ist danne zwirnt als*

1) Zuweilen stehen sich unpersönliche verba mit *ex* und subjectlose mit *ex* ler bedeutung nahe, vgl. was unten über *ergân* und *geschehen* gesagt ist. Hier ähne ich *regenen* und *triefen:* ersteres hat, wenn nicht ein bestimmtes subject , *wolken)* vorhanden ist, *ex* bei sich; bei *triefen* steht Pz. 201, 4 (*den burgærn lie kolen trouf,* vgl. 184, 18) der dativ der betroffenen person ohne *ex*.

2) Auch *sünde* und *schade* führt Lexer als substantiv und adjectiv auf; Berthold II, 129, 10 den comparativ *sünder;* von *schade* kommt der comparativ *scheder,* superlativ *schedist* vor, und Berth. II, 268, 31 sagt *daz schœne brôt ist schade sûgenden kinde.* Diese zwei worte kommen indes hier nicht in betracht, da sie t mit dem dativ verbunden werden.

swære dar zuo; 127, 1 *wie den sî den tûsentstunt wirser ist;* ebenso mit *wirser* 203, 24. 354, 2. Nicht anders bei leiblicher empfindung: Pz. 581, 2 *im was warm;* Berth. I, 376, 7 *sô im ze kalt ist oder ze heiz;* Trist. 12818 *sô heiz ir von der sunnen wart.*

Folgt ein nebensatz, so ist dieser als subject, das adjectiv als prädicat anzusehen, z. b. Pz. 29, 21 *mir ist leit daz —;* Nib. 1001 *mir wære vil unmære unt wirt ez ir bekant.* Zusatz von *ez* 4 (oder 3?) ist selten: Nib. 577 *ez möhte ir wesen leit, der ir varwe niht lûhte gegen der wât;* Pz. 422, 4 *ez ist mir von iu beiden swære, daz —;* 653, 7 *ez wære mîne hêrren leit, bræch ich mînen eit.* Iw. 7033 *ez ist minne unde hazze zenge in einem vazze* liegt *ez* 3 vor.

Ungemein häufig ist im mhd. die verbindung von *wesen* und *werden* mit einem adverb, die noch heute gebräuchlich ist, wie in *mir ist wol.* Ich gebe einige beispiele: Nib. 1042 *wær ir dar umbe leide;* Pz. 203, 11 *ir was wol und niht ze wê;* Nib. 1453 *sô wær ir in der werlde mit deheinen freuden baz;* Berth. I, 439, 39 *den ist wê nâch guote;* Wa. 48, 5 *ist mir anders danne alsô.* Mit *werden:* Pz. 282, 19 *an ir hôhem fluge wart ir wê;* 366, 10 *sô suoze in mînen ougen wart nie von angesihte,* wo man *in* tilgen möchte. Bemerkenswert ist die wendung *mir wirt (ist) eines dinges über,* wie Iw. 6878 *daz in der tage zuo ir vart enweder gebrast noch über wart;* vgl. Berth. I, 3, 11. 418, 15. 492, 34. Beiläufig bemerke ich, dass Mensing im 2. teile der Erdmannschen Grundzüge § 264 irrtümlich behauptet, die wendung 'mir ist zu mute' sei modern, also der alten sprache fremd; vgl. Nib. 1428 *mir wære wol ze muote;* Pz. 61, 1. 149, 10; mit *werden;* Wa. 109, 1 *ganzer fröiden wart mir nie sô wol ze muote;* Berth. I, 175, 12. Daneben findet sich *mir wirt eines dinges ze muote:* Iw. 6060 *wes in nû sî ze muote;* Berth. I, 275, 10 *als iu einer sünde ze muote wirt:* 343, 8[1]. Eine eigentümliche anwendung des accusativs finde ich bei MZ. III, 732 b und Lexer erwähnt, aber nicht in den grammatiken: neben Berth. I, 23, 11 *wol dir wart daz dich dîn muoter ie getruoc* steht 67, 13 derselbe satz mit *dich;* ebenso 58, 22. 391, 9. 428, 2. 431, 13. Auch im Wh. 135, 21 *wol mich wart daz —,* vgl. auch das elliptische *wol mich daz* Wa. 41, 19. 100, 7; 110, 13 *wol mich der stunde,* und Nib. 2153 *ô wê mich gotes armen,* wo Bartsch *mir* liest.

Adjectiv und adverb stehen in diesen ausdrücken ohne merkbaren unterschied, vgl. Nib. 620 *umbe dîne swester ist mir leit,* und 1042 *wær ir dar umbe leide;* Berth. I, 354, 2 *dâ dir wirser wære gewesen,*

1) Vgl. Berth. I, 7, 20 *swenne dir guoter dinge ze willen wirt.*

und 125, 39 *den ist wê, den andern, den ist wirs, den dritten aller wirste.* So kann man zweifeln, ob in dem überaus häufigen *mir ist gâch* adjectiv oder adverb vorliegt. Neben *gæhe* erscheint doch auch *gâch* als adjectiv, z. b. Pz. 67, 7 *ern kêrt sich niht an gâhez schehen* und *des gâhen tôdes* bei Lexer. Adjectiv scheint *gâch* Iw. 4186 zu sein: *mir was ze sînen hulden alze liep und alze gâch,* adverb aber 4873 *ein gâch geteiltez spil.*

Sehr selten schiebt sich solchen mit *wesen, werden* und adverb gebildeten ausdrücken ein satzeinleitendes *ez* 3 vor, wie Berth. I, 383, 26 *ez ist aber eime tûsentstunt baz denne dem andern.*

Die bisher besprochenen, mit *wesen,* einem dativ und adverb gebildeten ausdrücke bezeichnen eine subjective leibliche oder seelische empfindung, oder doch *(kunt, gewizzen)* einen geistigen zustand; aber diese wendungen, wie schon das erwähnte '*mir ist eines dinges über*' erstrecken sich über das gebiet der empfindung hinaus und können objectiv lage und zustand ausdrücken; *mir ist sô* kann bedeuten 'mir ist so zu mute', aber auch 'so steht es mit mir'; der dativ wird dann verwendet ganz wie *umbe* in der früher besprochenen anwendung: *alsô ist ez umbe dîn amt* und dgl. Als adverbia stehen *sô, alsô, alsus, wie, swie.* Wie nahe sich beide bedeutungen liegen, zeigt z. b. Wa. 122, 16 *nû ist sümelîchen sô, daz si mir wol gelouben swaz ich sage,* wo man ebenso gut auslegen kann 'es ist manchen so zu mute', wie 'es steht so mit manchen'. Besonders liebt Berthold diese wendungen; der dativ kann eine person bezeichnen, wie I, 518, 33 *alsô ist dem ketzer* 'so steht es mit dem ketzer', oder eine sache, wie 552, 23 *alsô ist der erzenîe;* 265, 12 *wie dem unde dem* (neutrum) *sî;* 552, 16 *wie wære im danne in der werlt* 'wie stünde es in der welt'. Aber auch den dichtern ist solche fügung nicht fremd: Nib. 2230 *der rede enist niht sô;* Pz. 577, 3 *ob iwern wunden sî alsus;* Iw. 3420 *ist der suht alsus, daz si von dem hirne gât.* Noch heute sagen wir 'dem ist nicht so', 'dem sei wie ihm wolle'. Vgl. Grimm, Gr. IV, 705 und Wörterbuch unter *der* sp. 966.

Von verben l e i b l i c h e r e m p f i n d u n g kommen in den von mir angezogenen quellen *hungern, dursten, vriesen* oft vor. Wir sagen jetzt *mich hungert, es hungert mich,* auch wol *mich hungert es*[1]*;* im mhd. gilt, soviel ich sehe, nur *mich hungert.* Aus Berth. II, 215, 36 verzeichne ich *wullen: dâ wullet dem allmehtigen gote gar griulich abe,* und *swindeln:* II, 262, 9 *dâ von swindelt etelîchen* (dat. plur.).

1) Im Faust fehlt nicht leicht *es: es fasst mich kalt beim schopfe, mich überläuft's, es liegt mir bleischwer in den füssen, mir ekelt's;* doch ohne *es: mir ekelt lang vor allem wissen.*

Die nun folgenden verba seelischer empfindung haben bisweilen einen nebensatz mit *daz*, dem oft *des*, *es* vorangeht, oder eine indirecte frage bei sich. Der satz mit *daz* ist jedoch hier nicht als subject anzusehen, sondern *daz* hat mehr causale bedeutung, wie sie auch sonst dieser vieldeutigen conjunction inne wohnt, z. b. Willehalm 207, 1 *von dem maneger slahte wuofe — und daz ich heidnisch wol verstuont, dâ von wart mir kuont wer si wâren;* 118, 18 *niht wan vrâgens er genas, und daz der unverzagete sich nante;* vgl. auch 136, 23. Wenn also Pz. 104, 17 steht *mich jâmert immer daz ich vant an der werlde freude alsölh gewant,* so ist zu erklären 'ich empfinde immer schmerz darüber, dass' oder 'weil'. Ich gebe im folgenden immer nur wenige beispiele.

Jâmern Pz. 102, 22 *swie mich jâmer sîner vart;* Iw. 3216 *nâch eime dinge jâmert in.*

Wundern Nib. 1922 *jâ wundert mich der mære;* Iw. 5816 *den wirt wundert umb ir vart.* Selten ist *ich wundere, ich wundere mich,* s. MZ. III, 8166.

Verdriezen Pz. 27, 21 *des lebens in verdrôz;* Iw. 5990 *daz in mîn niht verdrieze.*

Griulen Wa. 30, 12 *mir griulet, sô mich lachent an die lechelære:* Pfeiffer liest *grûset.*

(Ge)lusten Pz. 154, 3 *ir deheinen strîtes luste;* 20, 24 *diu Gahmureten kuste, des in doch wênc geluste.*

Belangen Berth. I, 496, 1 *den* (dat. plur.) *mohte wol belangen;* Wa. 28, 12 *daz uns muoz nâch iu belangen.* Über andere fügungen des stets subjectlosen verbs s. MZ. I, 933. *Erlangen* Pz. 218, 30 *in* (acc. sing.) *mac hie stêns erlangen;* 821, 26 *in dorft dâ niht erlangen.* In anderem sinne ist *erlangen* persönliches verbum, s. MZ. I, 933. *Verlangen* Berth. I, 495, 39 *sie* (acc. plur.) *verlangete sîner künfte wol sêre.*

Zogen Nib. 738 *in* (dat. plur.) *zogete wol der verte* 'sie hatten es eilig mit der fahrt'; 767 *den boten zogete sêre ze lande.* Über *sich zogen* s. oben.

Betrâgen Pz. 171, 18 *ouch sol iuch niht betrâgen bedâhter gegenrede;* Wa. 103, 8 *swen des wil betrâgen;* Berth. I, 102, 7 *sô betrâget sumelîchen zer kirchen ze gênne.*

Beviln Pz. 214, 24 *sîns hers mich bevilte;* 567, 29 *des galmes het in sô bevilt.* Selten mit persönlichem subject, wie Pz. 415, 28 *ir hetet iuch gâhs gein mir bevilt* 'mir zu viel getan'; im passiv 174, 16 *deis von in allen wart bevilt* 'dass es allen viel däuchte'.

Benüegen Berth. I, 5, 3 *dar an benüeget den tiuvel niht;* doch 255, 31 *die mügent lihte gebeten, daz ez got benüeget,* wo *ez* bestimmten inhalt hat (*ez* 1). Häufiger *genüegen:* Pz. 201, 22 *des nu niht wil genüegen manegiu wîp;* Berth. I, 414, 22 *iuch genüeget der höchverte niht.* Berthold hat öfter *an* oder *mit* als den genitiv, z. b. I, 245, 2 *daz den tiuvel an sînen sünden niht genüeget;* I, 360, 23 *in genuocte mit einem zûne niht.* Auch findet sich der dativ statt des accusativs I, 381, 14 *den riuwen dâ gote mit genüeget.*

Nur bei Berthold habe ich *betriegen, wegen, erbarmen* in subjectloser fügung gefunden: I, 251, 27 *und ist ez daz iuch dar an betriuget* 'dass ihr euch darin irrt'; I, 508, 20 *swie in* (acc.) *doch umbe den lîp niht hohe wiget;* II, 158, 26 *daz iuch als wênec erbarmet über arme liute.* Gewöhnlich heisst es *dû erbarmest mich,* oder *ich erbarme mich über dich.* Einige belege der subjectlosen fügung gibt Wackernagel im wörterbuch zum lesebuch.

Troumen wird selten subjectlos construiert, wie Iw. 3530 *wan daz ich ir doch pflac, sô mir nû troumte, unmanegen tac,* vgl. auch MZ. III, 118. Meist ist ein bestimmtes subject vorhanden, wie Wa. 124, 2 *ist mir mîn leben getroumet;* Iw. 3517 *mir hât getroumet michel tugent;* Wa. 94, 21 *dâ getroumte mir ein troum,* oder ein nebensatz ist subject: *mir troumte daz —, mir troumte wie —.* Wa. 23, 11 *ez troumte dem künege, ez wurde bœser in dem riche* und Nib. 13 (nach Lachmann) *ez troumte Kriemhilde wie —* liegt *ez* 3 (oder 4?) vor.

Dunken (bedunken) gehört insofern hierher, als es mit einem nebensatz und vorausgehendem *des,* also subjectlos construiert werden kann, wie Iw. 996 *daz in des dûhte, daz —.* Ebenso 3808. 7244; Pz. 400, 13. 430, 7. 584, 6. 657, 22; Berth. I, 469, 24. Ist kein *des* vorhanden, wie Pz. 148, 12 *mich dunket, er welle striten,* so ist der nebensatz subject. Über die construction mit bestimmtem subject und prädicat, wie Nib. 753 *dô dûhten disiu mære die schœnen Kriemhilde guot,* bemerke ich nur, dass in relativsätzen das subject (*ez* 1) bisweilen fehlt: Nib. 1862 *ich solz in gerne büezen, swie si dunket guot;* Iw. 1715 *daz er vüere, swar in dûhte guot.*

(Ge)zemen bedeutet erstens 'angemessen, geziemend sein, gefallen' und hat dann ein bestimmtes subject und den dativ bei sich, wie Nib. 1202 *der rât enzæme niemen wan eime degne.* In nebensätzen mit *als* fehlt nicht selten *ez* 1, das das subject vertreten würde: Nib. 348 *dô was ir gesinde gezieret als im gezam,* ebenso 705. 1186. Pz. 736, 30. 744, 18: dagegen Pz. 571, 16 *er tet als ez der wer gezam* (das tun); 807, 29. Nib. 1833. Einem nebensatze mit *daz* geht in der

regel *ez* 4 voraus, wie Pz. 133, 27 *fürstinne ez übel zæme, daz si dâ minne næme;* Nib. 2020 *ez zæme vil wol volkes trôst, daz die hèrren væhten ze aller vorderôst;* oder liegt *ez* 3 hier vor? Über den dativ *trôst* vgl. Weinhold, Mhd. gramm. § 448. Zweitens bedeutet *(ge)zemen* 'angemessen finden, gefallen finden an etwas'; dann drückt es eine seelische empfindung aus, verbindet sich mit dem acc. der person und gen. der sache und ist immer subjectlos, z. b. Pz. 710, 16 *swen ir kumbers nu gezem.* Ein folgender nebensatz hat meist *des* vor sich, wie Pz. 545, 10 *sone darf iuch niemer des gezemen, daz* —[1].

In gleicher weise, wie die soeben aufgeführten verba werden *gebresten, gebrechen, zerinnen* gebraucht, bei denen der begriff der empfindung zurücktritt; vgl. oben das entgegengesetzte *mir wirt eines dinges über.* Alle drei verba können auch ein bestimmtes subject haben.

Gebresten Iw. 3564 *daz im des sinnes gebrast;* Wa. 88, 3 *im gebreste muotes.* Mit *an* Pz. 57, 13 *swenne ir an trûtschefte gebrast.* Ebenso wird das seltenere *gebrechen* construiert: Pz. 412, 10 *ob im ellens niht gebræche;* 806, 19; Wa. 83, 22 *swâ den gebrichet an der kunst.*

Zerinnen Nib. 1600. 2087 *in was des tages zerunnen;* 165 *mirn zerinne mîner friwende;* Berth. I, 316, 10 *was dir aller frouwen sô gar zerunnen;* vom teufel 56, 31 und sonst oft *ime zerinne danne alles des fiures.*

Geschehen und *gelingen* haben wie *gân, ergân, komen, sich zogen, geziehen* den grundbegriff der bewegung und bezeichnen, so scheint es zunächst, etwas von aussen an den menschen herantretendes; aber im fehlen des *ez* schliessen sie sich an die soeben besprochenen verba an.

Geschehen verbindet sich mit einem bestimmten subject, wie Nib. 2086 *der grôze mort geschach,* das, wenn erwähnt, durch *ez* 1 oder *daz* ersetzt werden kann. Das subject kann ein nebensatz sein, wie Pz. 354, 28 *ôwê daz Bêârosche ie geschach daz ir porten suln vermûret sîn;* Wa. 75, 1 *mirst von ir geschehen daz* —. Dem nebensatze kann *ez* 4 oder *daz* vorausgehen, z. b. Berth. I, 213, 17 *und alsô ge-*

[1]) Eine eigentümliche fügung findet sich Pz. 744, 14: *Got des niht lenger ruochte, daz Parzivâl* (acc.) *daz rê nemn in sîner hende solde zemn* 'Gott wollte nicht länger, dass P. gefallen daran fände, die dem toten (Ither) abgenommene beute, das schwert, in die hand zu nehmen'. Der infinitiv *daz rê nemn* vertritt also den genitiv; einige gleichartige stellen sind bei MZ. III, 889a zeile 33 angeführt.

schiht ez, daz —; Pz. 227, 26 *harte schiere daz geschach, daz —;* Iw. 259 *ez geschach mir, daz ich reit* (oder *ez* 3?).

Beiläufig sei die eigentümliche verbindung von *geschehen* mit einem bestimmten subject und dem gerundium erwähnt: Pz. 496, 23 *dînen vater, der mir ze sehen aldâ geschach;* 557, 26 *dem ze lîden geschiht disiu âventiure.* Ebenso 562, 29. 529, 30. 540, 14. 561, 28, und im Iwein 3366 *bî der lantstrâze, diu in ze rîtenne geschach;* 4872. 7855. Einmal habe ich *ergân* in gleicher fügung gefunden: Pz. 176, 6 *daz* (relat.) *iu zenpfâhen sît ergienc;* auch Nib. 1838 lässt sich vergleichen: *uns zimet disiu sorge ensament ze tragenne,* und Berth. II, 10, 33 *die sünden betrâgent dich ze bîhten.*

Überaus häufig steht *geschehen* subjectlos mit dativ und adverb, wie Iw. 2783 *sît iu nû wol geschehen si.* Solche adverbien sind *wol, baz, wê, übele, leide, rehte, unrehte, samfte, liebe, wie, swie, sô* usw. Gewöhnlich beginnt der satz mit dem dativ oder einer conjunction; steht das verbum an der spitze, so hat es *ez* 3 vor sich: Nib. 1568 *ez ist ouch niemen leide von mînen schulden hie geschehn;* 2322 *ez geschach nie manne leider mêr;* Iw. 1312 *ezn dorfte nie wîbe leider geschehn.*

Geschehen steht in seiner bedeutung dem oben besprochenen *ergân* sehr nahe. Man vergleiche folgende sätze: *ich vürht ez mir niht wol ergê* — Iw. 2678 *daz* (conjunction) *ir wol was geschehn; ez mac ir leide ergân* — Pz. 31, 4 *irn geschæhe nie sô leide; sô wære ez iu niht als übel ergangen* — Berth. I, 213, 35 *daz im übel geschiht an lîbe oder an sêle; wie sol ez mir ergân* — Berth. I, 4, 23 *wie geschiht nû dem; swie ez mir ergê* — Nib. 1471 *swie halt iu geschiht.* Warum hat *ergân* immer *ez* bei sich und *geschehen* nicht? Warum heisst es *ez ergât mir wol,* aber *mir wirt wol, mir geschiht wol?* Ein den menschen betreffendes ereignis kann entweder objectiv als etwas von aussen herantretendes oder subjectiv als empfunden und erfahren bezeichnet werden, im mhd. durch ein unpersönliches verbum mit *ez*, oder durch ein subjectloses. Wenn bei *geschehen* kein *ez* steht, so liegt es nahe zu vermuten, dass dies wort nicht den einfachen begriff von 'fieri', 'γίγνεσθαι' enthalten habe, sondern daneben den einer einwirkung auf die empfindung des betroffenen. Nach Grimms wörterbuch unter *geschehen* sp. 3839 hatte *geschehen* ursprünglich die bedeutung 'sich plötzlich wenden', vgl. das einfache *schehen;* daher in übertragenem sinne 'plötzlich, überraschend über einen kommen'; daraus mag sich die abgeschwächte des einfachen 'fieri' entwickelt haben. Dass der sprachgebrauch nach willkürlicher laune zwei sinnverwandten zeitwörtern wie

ergân und *geschehen* verschiedene construction zugewiesen habe, mag ich nicht glauben.

Im nhd. ist die verbindung von *geschehen* mit dativ und adverb, 'mir geschieht wol', selten geworden; vgl. Grimm, Gr. IV, 932 und Wörterbuch sp. 3842.

Wie mit *geschehen* mag es sich mit *gelingen* verhalten; es schliesst die empfindung des glücklichen erfolgs ein: Nib. 648 *wie ist iu hînt gelungen;* Iw. 6619 *jâ gelinget eime dicke an zwein;* Pz. 198, 12 *sô ist dir wol gelungen* usw. Die in Grimms wörterbuch sp. 3031 ausgesprochene vermutung, das fehlen des *ez* erkläre sich daraus, dass das weggelassene subject (der sper, wurf, schuss trifft sein ziel) dabei gedacht blieb, will mir nicht einleuchten. Wie *gelingen* wird *misselingen* gebraucht: Iw. 2154 *dem misselinget spâte;* Berth. I, 7, 6 *sô enkan dir niemer misselingen;* Wa. 11, 3 *an pfründen und an kirchen müge in misselingen.* Das seltene einfache *lingen* braucht Gotfrid im Trist. 5076 wie *gelingen: alles des er began, dâ lang im aller dikkest an.* Der ursprüngliche begriff der bewegung zeigt sich Berth. I, 555, 12 *swie lützel im* (der schnecke) *linget* 'wie wenig es auch mit ihr vorwärts geht'. Bei MZ. I, 1001a und Lexer finden sich einige beispiele von *lingen* mit bestimmtem subject: *er liez die lêre im lingen; rât der zuo guote linget.*

Anhangsweise zähle ich noch einige verba auf, die gewöhnlich ein bestimmtes subject haben (worüber ich auf die wörterbücher verweise), bisweilen aber scheinbar subjectlos stehen, indem ein folgender nebensatz das logische subject bildet. Dem nebensatz kann *ez* 4 oder *daz* vorangehen.

Riuwen Nib. 2005 *mich riuwet daz —;* Iw. 413 *und rou mich daz —.*

Versmâhen Nib. 1625 *iu wæn versmâhet' ob ich bî iu wære.* Mit *ez:* Wa. 35, 31 *wilz iu niht versmâhen, sô wil ichz iuch lêren.*

Fröiwen Wa. 110, 5 *mich fröit iemer daz —.*

Ahten Nib. 1965 *Hagenen ahte ringe, gevidelt' er immer mêr.*

Werren Pz. 291, 28 *frou Minne, iu solte werren daz —;* 647, 1[?] *waz wirret ob du dich dringest*[1].

Müejen Iw. 2831 *mich müet daz —;* Wa. 14, 13 *mich m[...]i sol mîn trôst zergân.* *Daz* geht dem nebensatz voraus: Pz. 703, *den künec daz müete, daz —; ez* 4: 29, 11 *ez müete si, deiz [...] beleip.*

1) Wa. 52, 7, in einem gedicht, dessen echtheit bezweifelt wird, ist *ez* gesetzt: *daz mich an fröiden irret, daz ist iuwer lîp. an iu einer ez mir wir[...]*

Tugen Nib. 868 *waz touc ob —*. Mit *ez* 4: Iw. 2087 *wan ez*)*hte deheime zagen, dêr mînen herren hât erslagen.* Im relativsatze *als* fehlt das subject Iw. 7296 *dô tete si als ir tohte;* vgl. dieselbe lassung bei *dunken*, *gezemen*.

Helfen Nib. 2367 *waz möhte si gehelfen daz si schrê;* 1297 *niht* f *daz si gebâten.*

Vrumen Iw. 561 *waz vrumt ob ich dir mêre sage.* Mit *ez* 4 :9 *daz ez im lange vrumt, ob —*.

Zu den subjectlosen ausdrücken gehört endlich noch das unpersön- ıe passivum, das Wolfram besonders gern gebraucht[1]. Es ist auch jetzigen sprache geläufig: *dem manne kann geholfen werden.* Soll verbum den satz beginnen, so muss *es* vorgesetzt werden: *es wird ämpft.* Gerade so im mhd., nur ist hier die voranstellung mit *ez* ır selten; gewöhnlich fängt der satz mit einem anderen worte an: *wirt noch gelachet innecliche, dâ wart vil gestochen, dô wart niht gesezzen, des tôten ist vergezzen, wie uns mit süezen dingen ist geben, mir was gelückes dâ verzigen.* Nur im Nibelungenliede habe einige stellen gefunden, wo das mit der negation *en* verbundene bum den satz beginnt und *ez* 3 vor sich hat. So 689 *ez enwart geste mêre baz gepflegen;* 318. 964. 997. 1460. 2183[2]. Ein neben- : kann logisches subject des passivs sein, wie Nib. 744 *Sîvride und :emhilde wart beiden dô geseit daz —;* Pz. 750, 28 *mir ist ze wizzen in daz —*. Selten tritt dann *ez* 4 oder *daz* hinzu: Pz. 575, 25 *ver- ne ez wart beschouwet, daz mit bluote was betouwet der estrîch;*), 16 *ez ist si gar verdagt, daz si mit herren æze;* Berth. I, 530, 22 *ist ouch verboten von gehorsam, daz —;* Nib. 877 *daz wart kunt în, im wære widerseit.*

Zum schlusse mögen die ergebnisse dieser untersuchung kurz zu- ımengefasst werden. Von dem gewissen unpersönlichen verben und drücken anhaftenden *ez* sind vier andere anwendungen dieses für- :ts zu sondern. Zwei arten unpersönlicher verba und ausdrücke sind unterscheiden: die erste, die mit *ez* verbunden zu sein pflegt, be- :hnet ereignisse, die von aussen an den menschen herantreten, zu- ıde, die ihn umgeben; mehrere davon haben neben dem *ez* einen ıs obliquus bei sich. Die zweite art umfasst die subjectlosen verba l ausdrücke, die zum grossen teil leibliche oder seelische empfin-

1) Der ausdruck *ez ist gewant* hat immer *ez*, s. oben.

2) Von diesem *ez* 3 ist das oben besprochene *ez* 2 syntaktisch zu scheiden; eres ist daran kenntlich, dass *ez* im accusativ den entsprechenden activen aus- :k begleitet.

dungen bezeichnen. Ein etwa dabei stehendes *ez* (3 oder 4) ist von dem *ez* der ersten art syntaktisch verschieden. Schwanken des sprachgebrauchs ist nicht häufig. Der im ganzen klare und feste unterschied zwischen den unpersönlichen verben und ausdrücken mit *ez* und den subjectlosen ist im nhd. durch überhandnehmen des zugesetzten *es* verwischt.

ERFURT. E. BERNHARDT.

AUS DEUTSCHEN HANDSCHRIFTEN DER KÖNIGLICHEN BIBLIOTHEK ZU BRÜSSEL.

Im herbst des jahres 1893 gewährte mir ein längerer aufenthalt in Brüssel gelegenheit auf der kgl. bibliothek zu arbeiten. Dabei richtete sich mein augenmerk vorzüglich auf deutsche hss., über deren zahl und inhalt ich mir einen überblick zunächst an der hand des catalogs und dann durch autopsie zu verschaffen suchte. Hochgespannte erwartungen befriedigte das resultat freilich nicht; immerhin lief manches unter, das einer veröffentlichung nicht unwert schien. Damals blieben aber meine notizen über anderer beschäftigung unverarbeitet liegen. Meines wissens hat seitdem nur C. Borchling auf s. 265—74 seiner schrift 'Mittelniederdeutsche hss.', teil I, einige — fast ausschliesslich nd. — hss. dieser bibliothek kurz angezogen, wie das dem zweck seiner publication entspricht. Was ich an ausführlicheren notizen über die interessanteren unter diesen sowie über andere, hochdeutsche codices in meinem pulte vorfinde, wird darum vielleicht nicht unwillkommen sein, wenigstens dem nicht, der sich mit mhd. litteratur der nachklassischen zeit beschäftigt: scheint es doch als ob auf diesem feld allein noch ein paar vergessene ähren zu finden und zu schroten seien. Schon längst bekanntes und verwertetes führe ich nicht wider an; daher fallen fort die nr. 3809—12, 14689 und 18394 (Schwabenspiegel = Rockinger nr. 50—52), 8860—7 (Hirsch und hinde = MSD³ nr. VI), 10615 bis 10729 (Sprichwörter = MSD³ nr. XXVII), 11083—84 (Bertholds Predigten = Strobl II, 277), 14697 (Tristan R) und schliesslich die sechs, ahd. glossen enthaltenden codices, worüber Steinmeyer, Ahd. glossen IV, 396—98 zu vergleichen ist.

Aus der zweiteilung des Hss.-catalogs[1] (série I: nr. 1—15000 Burgundische sammlung und alle vor 1836 angekauften codices,

1) Von dem neuen, wissenschaftlichen catalog van den Gheyns liegen erst zwei bände vor. Soweit darin die unten beschriebenen hss. aufgeführt sind, ist dies durch beifügung der neuen nummern in [ ] kenntlich gemacht.



nr. 15 001—18 000 Hulthemsche sammlung 1836 angekauft, nr. 18 001 bis 22487 alle nach 1836 und vor 1870 erworbenen hss.; série II: erwerbungen seit 1870, darunter besonders die Serruresche sammlung und die codices Phillipicae) ergibt sich das anordnungsprincip des im folgenden gebotenen leicht. Einzelne der s. z. genommenen abschriften habe ich vor kurzem, während eines vorübergehenden aufenthaltes in Brüssel, nachkollationieren können: zu einer völlig erschöpfenden vergleichung gebrach es jedoch an zeit.

I.

1. Nr. 4300, dickes papier, XIV. jh. (1380), unpaginiert, in quarto. Rote initialen, rotdurchstrichene grosse buchstaben, roter titel und colophon. Durchaus von éiner hand geschrieben. Neun lagen zu zwölf und eine zu zehn blättern (von denen aber nur die zwei ersten beschrieben sind) bezeichnet durch Prim', S_9, 3 Sext'nus, 4 S' *etc. am schluss. Wasserzeichen: Kreis mit quirl. — Schweinslederband.*

Des Rudolf Wintnawer deutsche übersetzung der Legenda maior von der hl. Hedwig. Der name des übersetzers, sowie das datum der arbeit und deren veranlassung erhellt aus dem colophon: Anno Dnī M°CCC^{mo}LXXX^{mo} translatum est hoc opus cū vita et miraclis btē Had[wig] ad honorē om̄ptis vir̄gisq3 gloriose ac btē Had[wig] ad instam̄ serenissimi pn'cipis ac dom̄i Alb̄rti *[d. i. Albrecht III. 1349—95]* ducis Austriae Stiriae Karinthiae p Rudolphum doñ Wintnawer anno ut s̄ in vigī Penthecostae deo gratias ad finem vsq3 completum.

Titel: Hie hebt sich an sand Hadwigen lebn vnd von iren zaichen vnd gnaden di hat der almachtig gerucht v'leihen. *Darauf vorrede (worin es heisst, dass Wintnawer auch das berücksichtigt habe, was bruder Engelbrecht, S. Bernharts orden, von der hl. Hedwig in seiner sammlung der* 'gůttaten der heyliginn' *mitgeteilt hätte) und inhaltsangabe. Beginn der Legende auf bl. 2ª:* Sand hâdwig nů sâlig vnd heylig in den himeln | auf erd geborn von geslachtlichen chunne | Si was edl | nach dem vrsprůnch der leiblichen gebůrd | in edelhait der sitten si chlaret vnd leuchtet | doch was si vêrr edler an dem můt | in zier der erberchait vnd in d' sêl. — *Schluss:* Bitt auch vmb vns dich bittend o salige sand Had[wig] daz got vns' hr' der dich derhebt hat ze der ewigen er vnd glori vns nach der durfftichait des gegn̄burtign̄ lebn̄s vns fůr ze der gesellschaft der eng'l Der lebt vnd reicht von weld ze weld. daz ist ewichlich.

(rot.) Sctā had[wig] ora p me tibi tuisq3 laudib3 hūc libꝝ completū.

M. w. die älteste deutsche übersetzung der Hedwigslegende, denn die Schleusinger übersetzung, abgedruckt von B. Obermann, Daz lebin sent Hedewigis; *Schleusinger programm 1880, stammt aus dem jahre 1424, eine zweite ebenda s. 3 erwähnte, aus dem jahre 1451, auf veranlassung des Breslauer patriciers Anton Hornig durch Peter Freytag aus Brieg verfertigt, und dazu kommt noch der seltene Breslauer druck des Conrad Baumgarten vom jahre 1504 [exemplar auf dem British museum]. Keine der jüngeren übersetzungen, die selbst wider von einander gänzlich unabhängig sind, zeigt sich von der unseren beeinflusst.*

2. Nr. 8879—80, pap., XV. jh. (1451, mit nachträgen von 1453), 246 bll. und vordercustode mit dem eintrag: Dono R. Dnī Groenen 1778, *kl. quarto, [14,1 × 9,8]. Rote initialen, rote titel und colophon, rotdurchstrichene grosse buchstaben. Durchaus von éiner hand geschrieben. Lagen zu 8 bll., bezeichnet durch a I, a II .... a V, b I, b II .... b V .... — z I, z II ..... z V und aa I .... a V — hh I ... hh V.*

Geschrieben wurde der codex laut einträgen auf bll. 11^a und 85^b von Liebhart Egkenuelder, notar der stadt Pressburg, der, wie wir sehen werden, in colophonen und nachträgen (23^b—24^b) einzelnes über sich selbst, mehr noch über die politischen verhältnisse Ungarns in den jahren 1451—53 notiert. Den hauptinhalt seiner arbeit aber bilden folgende stücke:

I. Bl. 1^a—11^a. Rote überschrift: Hie hernach volget ein schone historien von den vier swestern die Barmherczichait der frid die warhait vnd die Gerechtichait vnd von erst die vorred vnd die historie haldet inn wie got mensch ist wordenn vnd ein guete gleichnuß mit ainē peyspil das vns got chund hat getan vns' sel selichait. nu rueff wir got treulich an.

Diese historie ist nichts anderes als eine, ihren ursprung durch stehen gebliebene reime leicht verratende prosaauflösung des Thüringischen gedichtes 'Sich hûb vor gotes trône', *das Bartsch p. IX—XX der einleitung zur 'Erlösung' abgedruckt hat. Eine abschrift dieses in der zweiten hälfte des XIII. jh. entstandenen gedichtes oder bereits seine prosaauflösung wird, so dürfen wir auf grund der regen beziehungen zwischen beiden ländern in jener zeit schliessen, entweder für sich oder als bestandteil eines sammelcodex*[1] *aus Thüringen nach*

1) Ist es mehr als zufall, dass das gedicht auch im Koloczaer codex (nr. 120) steht? Freilich könnte derselbe, falls er für diese nummer Egkenuelder als vorlage gedient hätte, dann zwar aus der bibliothek des königs Matthias Hunyadi stammen, aber nicht in dessen auftrage hergestellt worden sein.



Ungarn, vielleicht nach Pressburg gewandert sein, wo unser notar sie fand und für seinen zweck nutzte. Ich teile nun vorrede, anfang und schluss der prosabearbeitung zum vergleich mit:

Vorrede (= Bartsch a. a. o. v. 1—18). Sich hueb vor gotes trone ain gesprech. von dem menschen der verlorn was lange zeit. vnd do vns' herre got sach. die gross Jamerchait die der mensch leid in der werlt. do er was geuallen in den ewigen tod. darūb das er gotes gepot nicht behaltn̄ hat. vnd wie in got den menschen herwid' pracht. Ist die red ettbas wunderlich ze horn. Darumb hört wie gotes sun das an cham. das er an sich nam die menschait. vnd vns her wider pracht vnser sel selichait. Darumb horet ein peyspil. vnd sollet das eben merkenn. das ir die historie vernembt dest' pas. wie vns got der herr erledigt hat. von dem ewigen tod | vnd ist also.

Anfang (= Bartsch v. 19—72). Ez was ein chunig lobleich | dem macht nyemant gleich wesen | der het vier tochter | Auch het der chunig einē ainigen sun. Nu hort vnd merke welich nam der tochter was. die erst hies parmhertzichait. die ander hies die warhait | die dritt hies gerechtichait die vierd hies der frid | vnd des chuniges sun hies die wishait. Auch het der selb chunig ainē chnecht den het er beschaffen nach sein pildnuss. Nu merkt wo ich die red hin cher | der chnecht der was Adam | der gotes gepat vber trat | das er den Aphel nam | dadurch wir vieln in den ewigen tod | darumb wir noch all die angeporn sund muessen tragen an vnser wat[1] | darumb er dann vmb sein vngehorsam v'stossen ward aus dem paradeis | darnach vber manigk tausent iar Sach die parmherzichait den menschn̄ leiden hie in dem ellend grossen jamer. qual vnd laid. des wannt si ir henndt vnd liess sich des ser erparmen | Si stuend auf vnv'drossennleichn̄ vnd gieng fur gotes trone und hueb ain red an vnd sprach | himelischer vat' mein | Ich pins dein erste tochter | vnd haiss die parmhertzichait | der namē ist mir gegeben durch dein guet | das ich mues sein parmhertzig | Ich pitt dich her' got vnd vatter mein | das du dich erparmen wellest vber dein arme creatur den menschn̄. her' vat' meins namens muest ich mich ser schamen So ich nit parmhertzig wer | vnd uerluer auch meinē namen. darumb wil ich enpern nicht. du musst mich her' got himelischer vater gewern.

1) *Demnach sind die v. 44—46 zu lesen:*
dar umme wir noch alle
die angeborne missetât
mûzen tragen an unser wât.



Bl. 10ª Schluss (= Bartsch v. 452—85). Secht do chom ein chlar gewolken vnd nam in von irn augñ also das sy sein nicht mer sahen. Doch so warn si des in zweiuel | wañ si noch nicht warn erfult mit den genaden des heyligen geistes[1] sy stundē all vnd sahen in das himelreich | wan all ir begier lag an irm schepher. Die weil si sahen in die hâh | do werdenn si gewar | das bey in stuenden zwen man mit weissen claiden | Die sprachñ zu in Ir mannen von Galilea | wes stet ir vnd schaut hoch in das himelreich wisset furbar Ihūc der euch benomen ist | der ist zu hiṁl gefarn | vnd ist sitzen zu der rechten hanndt seines vaters | vnd wirt euch her wider chōmen. Recht solicher getaner weis als er dann auf gefarn ist | des helf vns der Junkfraun Maria sun das wir sein angesicht an dem Jungisten tag muessen sicherleichen sehñ wir sollen lob iehen | dem vater das er vns gab zu trost seinē aingeporn sun der vns erlost hat mit seinem rasenuarben pluet wir sollen yṁ dem sun er geben | das er sein pluet durch vnsñ willen v'gossen hat. da *(11^a)* mit er vns macht los von des teufels pannden. Auch sey der heylig geist vnser trost. vnd vns' gnad zu aller zeitt amen amen.

(Rot.) Geendet ist die historien von den vier erñreichen swestern des heils vnser sel durch liebhartñ egkenuelder geschriben vnd verpracht an sand Jacobs abñt in anno doṁ ꝛc L p'mo des selbñ jars was ein erbirdig' geistlicher prueder chomen gein wien des ordens sand franciscen de obseruantia vnd ein mitbrued' des heylign vater sand Bernhardin vnd was mit namen gehaissen Johannes[2] gar eins geistlichen lebens vnd hat zu wien vil nemlicher predig getan die vor nit vil erhort sein Auch vil vnd vil wunderzaichen sein von im geschehen in dem namen Jhesus vnd durch das verdieñ des lieben sand Bernhardin vnd mit seinem heyligtum damit er dy leut berurt hat vnd sein gesundt worden ꝛc.

II. Bll. 11^b—23^a. Rote überschrift: Darnach volget ein schone historie wie got den menschen beschaffen hat wie lang Adam gelebt hat mit seinē sun vnd tochtern Auch wie noe gelebt hat vnd wie er sein arch hat gemacht vnd also furbas von den geschlechtē huius auf die gepurt cristi.

Anfang: Es ist ze merken lieben prueder wie got am anefang..... hiṁl vnd erd beschaffen hat. — *Schluss 23^a:* Aber die päsen werdent

1) *Der satz von* Doch so — geistes *erscheint gegenüber dem abdrucke Bartsch's als erklärender zusatz Egkenuelders, ebenso w. u.* der ist zu hiṁl — vaters.

2) *D. i. Johannes Capistran; vgl. Palacky, Geschichte von Böhmen IV, s. 281 fgg.: v. Krones, Handbuch der geschichte Österreichs II, 370 fgg.*

chomen mit den teufeln in die hell | vnd darinn beleiben ewichlich | Da vns vor geruch zu erledigen | der da lebt ymer vnd ewichleich amen.

Finis huiꝰ tractatuli de cursu mundi[1] vitaqꝫ patrū..... et extremo iudicio feria Sabbati affre m̄tis anno Lpō. *(rot)* desselben Iars raist ich mit hern Bartobne Scharrach jn der stat gescheft vnd notturft gein Tumespurg vnd mit vns Vlrich kursn̄ vnd warn aus vier wochn̄ vnd ain tag vnd raistn̄ aus am freytag vor Geory vnd chomē am pfintztag vor vrbain dy ʒeit chriegt d' Gub'nator Johannes von hwnyad mit dē Tispot[2] vnd sein sun lag vor vilegeswår ꝛc.

III. Bll. 25ᵃ—46ᵃ: Hie hebt sich an die chunst vnd die eer von dem hailsamen sterben wie sich der mensch in chrankait beraitten sol *etc. reicht bis 46ᵃ* der da mit dem vater.... lebt vnd herscht ain warer got. ewichleichen amen.

Dann rot: Finis huiꝰ Sabbō an̄ festū michael anno 1451 eodem anno dn̄s iohs̄ de hwnyad Gubernator regni hungarie in exercitu campestri uersus Johannē Giskra in suis gētibꝫ corā fortalicio quodam Nonstrakirel (?)[3] est ꝓstratus 7 magnis thesauris p'uatꝰ et spoliatus ꝑ sevissimas et tyrrannosas (!) infideles Boemos quos dn̄s Johannes Giskra introduxit ꝛc.

IV. Bll. 46ᵇ—85ᵇ: Hernach ist aber ze merken ettbas gar guets von dem hailsamen sterbn̄ *endet 85ᵇ* da wir denn von allem ubel frey vnd ledig werden sein ewichlichen amen das geschech.

Darunter rot: Finis huius totius opusculi feria qinta festi vndecim milia uirginū anno dnī ꝛc Lp'mo. Eodem anno maleficus vir Wannko de Rathmanow residens ꝓtūc in fortalicio Corompa[4] compulit dn̄os meos in posomo ad dandum sibi quadraginta duo vasa vini ut decias et vindemiā mitte't in pace. Eod̄ anno dnī mei arendauer't decimas vini a dnō Johē de Goʒthan ꝓ V° flor' auri ꝛc acta sūt hec p manꝰ liebhardi Egkenueld' ꝓtūc notarey Ciuitatis posomens̄ ꝛc 1451°.

V. Bll. 89ᵃ—245ᵇ. Hie hebt sich an ein guet puchlein Maist' Heinrichs von Hessen[5] vnd ist genant das puchlein von der bechannt-

1) *Über eine nd., viel umfangreichere übersetzung des* Mundi cursus *vgl. Priebsch, Deutsche hss. in England I, s. 109.*

2) *Georg von Serbien; vgl. C. L. Chassin, La Hongrie . . . (1856), s. 357 fg.*

3) *Gemeint kann wol nur sein die niederlage vor Loschonz (7. sept. 1451), Palacky l. c. IV, 511. Chassin p. 372; M. Beheims gedicht (Q. u. F. z. vaterländ. Geschichte 1849, s. 46 fgg.).*

4) *Also Korompa bei Tyrnau?*

5) *S. O. Hartwig, Henricus de Langenstein dictus de Hassia 1857, worin diese schrift s. 45 als die einzige aufgeführt wird, die H. ursprünglich deutsch*

nuss der sunden darinn man vind vil gut' lere. *Schluss 245*[b]: Gat sey gedannkt in ewichait der verbringunge diser puchlein. amen 1451 *(rot)* finis huius in anno L pō.

Wir wenden uns nun zu den die bll. 23^b—24^b *füllenden historischen notizen Egkenuelders über die jahre 1452—53.*

23[b]. In anno domī Millmō quad[mo] quīquagesimo 2° Machtē dy osterreich' ein grosse sambnung wid' chaiser fridreichen als er cham von Rom von wegñ kunig lasla den zehabñ als ein lanntsfurstñ vnd waren haubtleut der von Cili Graf vlreich vnd vlreich Eyzing'[1] vnd legtñ sich mit macht fur ōrt. vnd gewannen des an dem pernhart Mitterndorfer der des kunig purgraf was. vnd prantñ das gancz aus Es ist dauor mitsambt in gelegñ der von Rosñberg | darnach als am Montag nach vns' frawntag assūptionis Marie huebñ si sich mit starkem her fur den chayser. fur dy neunstat. vñ habñ darein tan drey schüss aus puxeñ. da ergab sich d' chaiser in tayding. vnd antburt den kunig lasla aus der Neunstat In das her | den si prachtñ an Mitichñ vor natiuitatis marie gein wienn mit gross' zierhait. ꝓcessñ enkegñ gen mit heyligtumb. Studentñ Junkfrawn fraun chindern. Jungñ und altñ. das ainem furstñ soliche zirheit in langñ Jarn nie ist erstanden. als kunig lasla vnd *(24*[b]*)* da zu wienn in grossñ Gloria gehaltñ. Es habñ auch mein herrñ von prespurg seinē genadñ geschannkt vir v'dachkte pfert in d' wochñ exaltacionis s. cruc. anno dnī ꝛc ut s̄ *(= supra)*.

24. Eodem anno ist der herr Gubernator. vnd der Giskra mit einander geaint wordñ auf der.......(?) nach ainer bewertñ verschreibūg[2] und die zeit was ich mit meinē herrñ in deren gescheft zu ofñ.

Eodem anno LII[do] im Aduent ward ein grosse sābnung aller lantherrñ vō vngern her gein prespurg kunig lasla ze bringñ in sein reich vnd zugen zu im gein wieñ darnach in anno LIII° | hat kunig lasla d' Gub'nator geadelt vnd aus im gemacht ein freyn Grafñ vnd ir begabt mit neuē wappen | ein rotñ lebñ in ain' plabñ veldūg vnd ir der lenkñ tatzñ ein guldenne chron[3] vnd sunst mit gross' herschaft vnd sund' hat er im gebñ Tumespurg sein lebtag.

In anno dnī Millemo quad[mo] L tertio. am freytag vor Conūsioni pauli zum abñt chom chunig lasla in die Stat prespurg mit vil her-

abgefasst zu haben scheint und zwar für herzog Albrechts sohn, den nachmaligen könig Albrecht II.

1) *Vgl. zu dieser darstellung Palacky l. c. IV. 302 fgg.*

2) *Chassin p. 374.*

3) *Vgl. dazu J. G. Schwandtneri Scriptores rerum Hungaricarum tom. 1 p 266 etc. [in Joh. de Thwrocz Chronica Hungarorum].*

schaft vnd fuer aufm wass' herab vō wi[enn] man ging gegñ mit der pcessiē vnd allem heiligtums vñ er ging vndm̄ himel huiꝯ in die chirchñ am Montag nach (*darüber* vor) pu'ificacōnis vnd am erchtag hielt er ain hof mit stechñ Ritt' vnd chnecht ꝛc am Suntag nach pu'ificacōnis vordert er das heyligtūb vñ br' vō mein h'ren das ward im geantburt | am Mitichñ nach dorothee eod' anno zoch er wid' gein wienn vnd fuert vō dann alle chlainat ꝛc.

Den schluss dieser einträge bildet auf bl. 24ᵇ ein

Carmen ꝑ ingressu Regis Ladi. wiennę compositū.

Lob[1] sey dem herrn Jhū crist
Zu all' frist, seind das nu ist
mit frid so mȳnichleichñ
Kunig lasla her zu vns gesannt
In seine lanndt. frid sey bechannt
dem armē vñ dē reichñ.

Das in vor vbel got behuet
vnd sein gemuet behalt in guet,
dadurch er genad erwerbe,
das er christñleichen glauben mer
nach weiser ler, valschait vercher,
das nit sein landt verderbe:

Erwerb Maria, Junkfraw Rain,
vns allen gemain, Gross vñ chlain,
durch deinen werden namen.
Chunig lasla hie also Regier,
das er vñ wir nym' von dir
geschaiden werdñ. amen[2].

1) *Nur die strophen erscheinen in der hs. abgesetzt.*

2) *Vgl. Schlager, Wiener skizzen II, 351 fg. — Bei dieser gelegenheit möchte ich eine auf die geburt und taufe des Ladislaus bezügliche notiz anführen, die sich auf bl. 78ᵇ der Additionalhs. 24071 des British museums findet, eingetragen von derselben hand, die im jahre 1438 den ganzen codex schrieb, nämlich von Georius Prunner de Inferiori Ruspach Presbiter Patauiensis Dyöc. Er schreibt:* Anno dnī 1440 in dnīca qua canit' in eccīa dei Remīsce' quasi ho'a t'tia noctis peperit serenissima domīa Elyzabeth filiū quē misit batis'e et inposuerūt sibi nomē Ladislaus pcreatū a serenissimo rege Alberto Bohemie et Hungarie rege duce austrie ꝛc et Marchione Moraule 21 die mensis februarij in hac silba (= *sillaba*) tunc 9. kł Marcii. Comprēs fu'nt Comes Bartholomeus de Segnio dñs doctor Mgr. Franciscus | ꝯpatrix Margaretha magistra curie ipīus dōe regine. Et fuit baptisatus ꝑ Rev'endissimū dnm archiepm Dyonisiū Strigonieñ in komaren ī magna stuba fer'a seda in kathedra Sancti Petri añ festū Sancti Mathie apłi ꝛc (= *montag den 22. februar*).

3. Nr. 10758 [877], pap., XVI. jh. (1530), kl. quarto (13,5× 9,5), 138 blätter. (Hsl. alte blattzählung von I—C und 1—29, dann ungezählt). Farbige initialen und illustrationen, rot durchstrichene grosse buchstaben, rote überschriften. Laut eintrag auf bl. I gehörte die hs. in das Collegium Societatis Jesu Luxemburgi und ward geschrieben von Frater Ernestus Dkeekerchen (bl. 95), Gebetbuch der Irmina Letzhem; vgl. dazu C. Borchling I, 267 fg., wo einzelnes daraus abgedruckt ist. Ich habe nur ein strophisches Mariengebet hinzuzufügen, das auf bl. 5ᵇ sich findet:

1. O maria, maget fyn, der sonnenglantz, des mandes schyn
Vnnd aller sunder eyne troesteryn,
Du bloende roiß van Jesse,
Geberett hais du sonder we
Das kynt dē hemel vnd erde ist vnderdayn,
O maria, eyn liehter sterne clair.

2. Du erluchtes manches sunders hertz,
Entfeng vns der genaden kertz,
wāt en were der sunder neit,
So en were dir neit das heyl geschiet
Das got geboren wart vā dyr:
Des bistu schuldich zu helffen mir.

3. Sulche genade vß dir floiß,
Die quam vß des hilligē geistes schoiß.
Du droichs den schatz in dir verborgen,
Der vns erloist van der helleschen sorgen:
Neit silber noch golt noch erdesche goedt,
Dan das reyne kusche Junferliche bloit
Daz vß christus syten floiß,
Doe er den doit dorch vnß erkoiß.

4. Vol ruwen weres du zu der stont
Als dyn kynt am crucz wart durchwont
Des bistu nu jn freuden ergatzt'
Vnnd zu der rechter hant gesatzt.
In dem obersten hemelschen throen
Sytz du moder vnd maget schoen.

5. Darvmb wyr billich pryßen dych.
Des laiß du doch geneyssē mich.
Wanne ich van hynnen sall scheyden
Wils mich zu dynem kynde geleiden
Das ich hyn in ewicheit moege loben ane ende.
Got vns van allen sunden wende.
Amen.

(Fortsetzung folgt.)

LONDON. R. PRIEBSCH.

EINE MHD. ÜBERSETZUNG DES LEBENS DER VÄTER.

Von den drei teilen, welche die handschrift XI, 284 der stiftsbibliothek zu St. Florian[1] enthält, steht an erster stelle eine mhd. übersetzung des in lateinischer sprache geschriebenen Lebens der väter. Auf das lateinische original, welches in vielen handschriften und fast allen älteren ausgaben *'Vitas patrum'* betitelt wird, weist Hermann Palm am schlusse seiner ausgabe *'Der veter buoch'* Stuttgart 1863 (Litterarischer verein 72) hin und nennt als die bedeutendste und sorgfältigste ausgabe desselben die des jesuiten Heribert Rossweyde, die zuerst zu Antwerpen im jahre 1615 erschien. Unser text hat nicht denselben umfang wie der Palms: während dieser aus 203 paragraphen oder abschnitten besteht, enthält jener nur 108. Von diesen finden aber nur 45 eine parallele bei Palm, und 63 werden also hier zum ersten male mitgeteilt. Der anfang ist verloren gegangen, und die übersetzung beginnt mitten in einem satze. Jeder abschnitt bildet ein ganzes für sich und ist schon äusserlich dadurch gekennzeichnet, dass sein anfangsbuchstabe rot geschrieben ist. Der text ist der handschriftlichen überlieferung gemäss abgedruckt, es sind also auch offenbare fehler des abschreibers nicht geändert worden. Hinter denjenigen abschnitten, die eine entsprechung bei Palm haben, habe ich auf die seiten- und paragraphenzahl Palms, hinter denjenigen, die neu sind, auf den zu grunde liegenden text der lateinischen ausgabe von Rossweyde hingewiesen. Allerdings ist es mir in einigen wenigen fällen nicht gelungen, den entsprechenden lateinischen text ausfindig zu machen.

Der dialekt des überlieferten textes ist alemannisch; das ergibt sich aus folgenden beispielen:

1. Erhaltung der alten ahd. vocale in den endungen: *witwun* 5ᵃ, *kilchun* 27ᵃ, *gehorsami* 9ᵃ, *menigi* 20ᵃ, *sechzigosten* 28ᵃ, *Dannan* 5ᵃ. 26ᵇ, *hinnan* 15ᵃ, *dero* 16ᵇ. 20ᵃ, *gebi* 4ᵃ. 15ᵃ, *enphiengi* 5ᵃ, *wurdist* 10ᵃ, *wunderote* 32ᵃ, *erzitterote* 22ᵇ usw.

2. *ie* für *ë* im d. pl. *dien* 2ᵃ. 4ᵃ. 7ᵃ. 13ᵃ. 16ᵇ. 20ᵃ. 22ᵇ. 23ᵃ. 25ᵇ usw.

3. *â* > *e (œ)* in *ze verstenne* 36ᵇ.

4. Umlaut *ou* > *ôi, ô* in *zôigte* 3ᵃ. 27ᵇ, *zôigent* 22ᵃ, *frôde* 3ᵇ. 7ᵃ. 10ᵇ. 12ᵇ, *frôwet* 30ᵇ.

5. Ausl. *n* für *m* in *hein* 5ᵃ. 5ᵇ. 10ᵇ. 12ᵇ. 14ᵃ. 15ᵇ usw., *naktûn* 6ᵃ, *bôn* 23ᵇ, *heinlich* 32ᵃ.

6. *r* > *l* in *kilche* 9ᵇ, *kilchen* 15ᵃ. 34ᵇ, *kilchun* 27ᵃ.

1) Vgl. Zeitschr. 34, 14.



7. Die formen *Ich machen* 5[a]. 20[a], *Ich loben* 13[b], *kriegen ich* 19[a], *betten ich* 20[a], *ich getrúwen* 27[a] mit bewahrung des alten *n*.

8. Die formen *ir sont* 21[b], *son* (3. pl. ind. praes.) 6[a], *went ir* 5[a] mit assimilation des inlautenden *l*.

9. *Wir sien* (ind. praes. = *sîgen*) 29[b]. 34[b].

Die formen *dien* und *ze verstenne* machen es wahrscheinlich, dass unser text dem südalemannischen angehört (vgl. Zeitschr. 33, 468. 472 und 34, 14).

Auch das original der übersetzung scheint in Alemannien oder wenigstens in Oberdeutschland entstanden zu sein. Darauf weisen die wörter *fúret* 4[b], *fúrer* 5[a], *stungen* 12[a], *pfistri* 23[a], *pfister* 26[a], *ze uerschatze* 26[b] hin. Den angaben der wörterbücher füge ich einen sicheren beleg für die zugehörigkeit von *ze uerschatze* zum alemannischen sprachgut hinzu. Er findet sich in einer urkunde des grafen Hermann von Homberg, welche am 10. november 1295 zu Basel ausgefertigt wurde: .... *und daz weder der herscheft husgesinde von Homberg noch die burger von Liestal, die drinne gesessen sint, niemer dekeinen verschatz gebin* (Heinrich Boos, Urkundenbuch der landschaft Basel I, 133, nr. 183).

Dem schreiber des Palmschen textes, Nikolaus Herbord von Öls, waren als Schlesier diese oberdeutschen ausdrücke unverständlich, und er hat deshalb dafür solche wörter geschrieben, die entweder überhaupt sonst nicht vorkommen, oder keinen sinn geben.

Den beispielen, die Palm s. 88. 89 anführt: *fuier* für *furer* 55, 17, *priester* für *pfister* 17, 20, füge ich noch folgende hinzu: für *stungen* 12[a] setzt der schlesische schreiber das keinen sinn gebende *steigen* 47, 5, welches Palm in *stechen* verbessert hat — *ze uerschatze* 26[b] (= fährgeld, schiffslohn) ändert der Schlesier in *zv vertschefte* 80, 35, welches in den wörterbüchern nicht belegt ist. Palm hat hieran keinen anstoss genommen.

Über das verhältnis unseres textes zu dem Palms soll hier nur so viel gesagt werden, dass beide nicht auf dieselbe vorlage zurückgehen können, weil nicht nur die anzahl der abschnitte, sondern auch ihre reihenfolge in beiden durchaus verschieden ist.

Da die ganze St. Florianer handschrift von einer hand in einem dialekte geschrieben ist, so gilt für die entstehung unseres handschriftlichen textes dieselbe zeit, die für die predigten des Nikolaus von Strassburg (Zeitschr. 34, 14 fg.) und für eine alemannische fronleichnamspredigt (Zeitschr. 34, 55) festgesetzt ist, nämlich die jahre 1325—1350.

Wann das original der übersetzung entstanden ist und wer sein rfasser war, ist unbekannt.

(1ª) *iar alleine ob einem bache dc si nie dur enkein kurzwil in das wasser sah* (Palm 44, 18 = § 131). — *Ypericius spch. von uastenne ein túrre lip d' hebt sele uf vs d' vinsternisse vn̄ derret bôs gelûste* (Palm 46, 11 = § 137). — *Siluanus abt vn̄ zacharias sin iung' kamē sament ī ein klost'. vn̄ do sú dānē wolten eidē do batē sú die brûd' essen e das sú vō inen schiedin. Des uolgeten sú en vn̄ giengē do iren weg. vn̄ uf d' strasse do uant zacharias wasser vn̄ wolte s trinken. Do spch d' alte. sun ùnser uaste ist hútte. Der iung' spch. vatt' wir bē doch gessen. Do spch der alte. Das essen was der mīne. sun wir sulē haltē ser uasten* (Palm 46, 13 = § 138). — *Theophilus d' erzbischof in alexandria latte s males etwie mangen abt in sinen hof vn̄ wolte mit inen bettē dc dú bilde d' gôtten zerbrechin. Disc altuett' azen mit dem bischofe kelbrin fleisch vn̄ sprachē t. Do nam der bischof einen braten vō siner schússel vn̄ gap in eime abte d' ime sas vn̄ spch. sih dis ist gût fleisch isse es. Do sprachē die múnche. wir ndē vnz nu wir ezin krúter ist es ab' fleisch so essen wir sin nit mer. also ssen sú do das fleisch von in tragē dc sú uor vnbedahtklich hattē gessen* (1ᵇ) *vn̄ rnach az ir kein' me* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 4, 63 = 572ª). — *Ein brûd' ıgte einen altē vn̄ sprach. was sol ich tûn. min gedenke sint alle zit an vn- schheit geneiget vn̄ ich mag ein stunde nit gerûwē dar umb truret min sele. Der ' spch. Seiet d' túuel in din h'ze vnkúsch gedenke so rede* in *mit dinem gemûte r vō nit wā es ist des tieuels werk d' versûchet also die lúte. Doch mag er eman betwingen. es ist an dir ob du es wellest enphahē od' nit. Madianite ssen einer schlaht lúte die ziertē ir toht'en vn̄ sasten sú an die strasse da die ahelschen hine ritten. die frôwen twungē nieman dc er bi inen lêgi doch uielen e etliche mit inen in súnde vnbenôtet vn̄ wurden erschlagen. Die and'n v'smaheten ab' vn̄ rachē die súnde. also ist es ôch vb die vnkúschen gedenke. D' brûd' ch. Ich bin blôde vn̄ úb'windet mich min bekorunge. Do spch d' alte. So dir me in din h'ze dez tieuels anuechtunge so antwúrte irem rate nit. ile an din bet vn̄ spche. H're ih'u xpc gottes sun erbarme dich úb' mich. Der worte kraft ribet den túuel vō dir* (Palm 47. 20 = § 141). — *Ein brûd' was heiliges lebens n mûite d' tieuel gar sere mit anuechtūge d' vnkúschkeit darumb gieng er zû ne altē vn̄ seit im sine gedenke. D' alt spch. Swer sogtan* (2ª) *gedenke enphahet r ist vnwirdig múnchlichs ordens vn wirt uerlorn. Dauo wart d' brûd' v'zwiflende gottes erbermde vn̄ schied uo sin' celle vn̄ wolt wid' gangē sin in die welt. Nu gte ùnser h're dc im vf d' uerte begegēte ein abt d' hies Apollo der sah in trurek- hen gan vn̄ fragete in warumbe er betrûbt w'e. Do schamte sich d' brûd'. vn̄ ch lang' frage seit er im wie er vō vnkúschen gedenken zû dem altē was komen d wie er uō dez worten zwiuelhaft was worden vn̄ wie er wid' wôlt gan in die lt. Do dis Apollo erhorte sun spch er fúrhte dir nit. hab enkeinē zwiuel. Ich rd in disem altur uō vnkúschen gedenkē gar vil vn̄ dik angeuohtē. trure nit in nen arbeitē die anc got nieman úberwinden mag. vn̄ gāg hút durch min bette d' in din celle. Das tet er. Do fur d' abt uō im zû des alten celle d' in da iuelhaft hatte gemachet. vn usser halb d' celle bat er ùnsern h'ren weinende also. 're got du tûst allú gûtú dīg verk'e des iungen brûd's anuehtūge an disen altē er an sinem alter l'ne dien iungē glôben die so grox mart' uō bekorūge lident. nach deme gebette sah er einen morē stan uor des alten celle vn̄ durch in*

schiessē manig (2[b]) *schoz. Dauō wart der alte reht als ein' d' trunkē ist hin vñ her lŏfende vñ fůr umbe als ein tŏbiger man. vñ do er nit me liden mohte do gieng er vs d' celle. vñ wolt den selbē weg in die welt sin gegangē den ŏch d' iunge brůd' was gegangen. Nu uerstůnt Appollo d' abt wol wie es umb den alten geuarn was vñ begegente im ŏch vf deme weg vñ spͧch. war wilt du. was ist dir dauō du so trurig bist. Do wiste d' alte ŏch wol dc Appollo d' abt sin sache wol erkande vñ sweig uor schame. Do spͧch d' abt. Gang wider in dīn celle vñ erkēne fúrbas din krankheit. vnd habe dich selbē da fúr daz dich túuel nit erkennet od' dich v'smahet darumbe dc du nit wirdig bist sin' anuehtunge als ander heilig lúte. was sa uon anuehtūge du mohtest doch einen tag nit wider striten. Dis ist dir dauō wid'uarn dc du verzwiflunge machetest an dem iungē brůd' den du soltest han getrŏstet. vñ uergesse des gebottes ύnsers h'ren gottes dc er sprichz. Lŏse die lúte die mā fůret zů dem tŏde. Niemā mag des túuels lage vnd der wallenden natur hitze erliden wan d' den gottes erb'mde wil behalten. Nu súlē wir beide samēt got bittē dc er dir abe neme die geislen die* (3[a]) *er uf dich hat gesendet. wā er git we vñ wol er slahet vñ heilet. er nid't vñ hŏhet. er tŏtet vñ machet lebend. vñ nah d' lere sprachē sú ir gebet. vñ do wart d' alt erlŏset vō sin' arbeit. Do sprach der abt Appollo zů deme alten. Bitte got dc er dir gebe wisheit ze sprechēnne sinú wort so es zit ist* (Palm 51, 30 = § 149). — *Ein brůd' hatte leid vō dem geiste d' vnkúschkeit. D' gieng zů einem gar heiligē abte vñ sprach. vil seliger uatt' bitte úber mich wā mich vichtet der túuel swarlichen an mit vnkúschkeit. Do bat d' alte tag vñ naht gar flizeklich got úb' in. vñ er kam aber zů dem altē vn bat in alles dc er got fúr in bête. Do begonde d' alte truren dc got sin gebet úb' den brůd' nút wolte erhŏren. vñ in d' selbē nacht zŏigte im ύns' h're in dem geiste den selbē brůd' wie er sas vñ d' tieuel uor im spilete in dem bilde maniger hand wiplich' forme vñ wie d' múnch mit glústen des war nam. Er sah ŏch einen engel da stan mit trurig' geberde wid' den brůd' dc er sin gedenke so lieplich hielt vñ sú mit gebette vñ mit venienne nit v'treib. Do erkande d' heilig man dc er uon des múnches schulden ύb' in niht erhŏret wart vñ sprach. Brůd' du bist schuldig. du wilt in bŏsen gedenken din wollúst habē.* (3[b]) *es ist nit muglich daz ieman disen túuel uō dir v'tribe mit sime gebette vñ mit andrē arbeitē du wellest dēn ŏch mit ime arbeit habē bettende vnd uastende vñ wachende vñ weinende gottes hilf sůchen dc du dinē gedenkē mugest wid'stan. Swelc sieche nit essen vn miden wil dc in sin arzad heisset d' mag uō des arzades wis' kunst nit genesen. also ist es ŏch umb d' sele siechtům. D' heiligē gebet hilfet nieman d' im selbē nit helfē wil. vñ also uō dez heiligē abtes lere wart d' brůd' erwecket ze gûte dingē vñ kestiget sinen lip mit uastēne vñ mit wachēne vñ mit bettēne vnz das ύns's h'ren erb'mde ime alle sin arbeit ab nam. vñ wart ein heilig' man vñ uerdinete die ewige frŏde* (Palm 54, 11 = § 151). — *Theodorus d' abt hatte drú bůch d' giēg fúr machariū den abt vñ spͧch. ich han drú bůch da lise ich an dur besserūge vñ lise od' lihe sú ŏch den brůdern die besserent sich ŏch dar ab. Sih we sol ich da mitte tůn. Do spͧch machari9. es sint gar gûtú werk. doch w'e besser zemal nút habē. Daz horte Theodor9 vñ v'kŏfte dú bůch vnd gap die pfenninge dúrftigen* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 6, 6 = 582[a]). — *Pambo hiez ein abt d' versmahete gold vñ silb' nach gottes gebotte wā er was an allē* (4[a]) *tugendē uolkomen. zů deme kam ein edelú maget uō Rome dú hiez Melalia vñ brahte im drú hundert pfunt silb's vñ bat in dc er etwas ir gûtes nêmi. Nu machet er in siner celle kŏrbe vn grůzte si vñ bat ir got lonen mit kurzen wortē. Do hiez er sinē iung' dc silb'*

'les glich teilẽ vnd' die brůd' die da waren in Lybia vñ vf den inselen wā dú ôst' waren arm. vñ uerbot im dc er dien brůd'n ĩ Egypto icht gebi wan dax :nt hatte uil spise. Nu stůnt dú frŏw vñ wartet sins segens od' sins lobes umb ie gabe. Do sweig er. vñ si sp̃ch. h're weist du dex silbers sint drú hund't pfũt. o spᵘch er. Tocht' dem du dis silb' hast gegebẽ d' bedarf nit dc du im kúndest ie uil sin ist. er hat alle berge gewegẽ. so mag er bas wissen dins silb's gewêge. 'ettist du mir es gebẽ so môchtist du wol sagẽ wie uil sin ist. Nu gebe du es otte d' v'smahet enkein gůt. dar umb swige vñ rŭwe (fehlt bei Palm, Rossweyde 16ᵇ). — *Sincletica dú heilig frŏw sprach. es ist gar gůt der niht hat. Des libes rbeit ist d' sel rŭwe. so man swarzes gewant vnd' den fůssẽ trittet vñ keret es wirt ix vñ schôn. also geschihet ŏch d' sel uō des libes arbeiten* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 6, 13 = 583ᵃ). — *Sinclecius hies einre d' widerseit d' welte vñ gap sin ů armen lútẽ vntz an ein teil den behielt er im selb'. zů dem spᵘch Basilius.* :ᵇ) *Du hast uerloren od' v'laxẽ die senatorie vñ bist doch nút ein múnch* (fehlt i Palm, Rossweyde V, 6, 10 = 583ᵃ). — *Ein brůd' fragte einen alten wa mit er halten môcht w'den. Do zoh d' alte sin gewant ab vñ leite einen gúrtel umb ch vnd strachte sine hende uō im vñ spᵘch. also nackent sol ein múnch sin vō eltlicher mat'ie. vñ sol sich selbẽ krúzigen dc er weltlicher bekorunge múg ange-gen* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 6, 16 = 583ᵇ). — *Ein heilig' abt was ĩ egypto r gieng vss' sin' celle. do kam im ein gedank dax er die stat durch got lieze. ır umb enkam er nút wider in die celle. D' selb alte hate all' d' welt gůtes nút e dẽne ein nadlun da mit er blett' spielt vñ flacht alle tag an ieklichem drú il da mit kŏfte er sin spise* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Ein brůd' hatte 'les gůtes nút me dẽn ein bůch dar an stůnde dú ewangelia. dax v'kŏfte er vnd ıp die pfenninge armẽ lútẽ vñ spᵘch do. Ich han dc wort v'kŏffet vñ armẽ lúten gebẽ dc mir alle zit seite. v'kŏfe allú die ding die du hast vñ gib sú den armen* ehlt bei Palm, Rossweyde V, 6, 5 = 582ᵃ). — *Ein man bat einen altẽ dc er sins ıtes nemi. Do enwolte er sin nit wan er spᵘch er w'e sin nit notdúrftig. vñ spᵘch. as w'k min' handen fůret mich. Nu bat er in dc er es dur arm' lútẽ not wôlti emẽ. Do sprach d' alte. hie uō gewũne ich zwen schadẽ. einen das ich nemi s ich nút bedôrfte.* (5ᵃ) *den and'n dc ich vppig ere enphiengi uō d' gabe frômdes lmůsens* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 6, 17 = 583ᵇ). — *Von kriechen kamen ein' it lúte vñ brachten ir almůsen in ein stat vñ baten die priest'e dax sú inen igtin an wem es wol w'e bekert. die priest' fůrtẽ sú zů einem vzsetzigẽ. dem uttẽ sú das almůsen. der wolt sin nit nemẽ vñ spᵘch. Ich machen es palmen atten da mit gewinne ich brot ze essen. Dannan fůren sú ze einre witwun celle ıd stiezen an die túr. da kam d' witwen toht' nackent gegangẽ. d' buttẽ sú ein wwant vñ pfennĩge. des wolte si nit vñ spᵘch. min můt' seit mir. ich hab got sendet ein werk da mit wir (ns' notdurf gewinnẽ. in der rede kam dú můt' die ıtẽ sú ŏch dc si ir almůsen nemi. do spᵘch si. vnser herre got ist min besorger ent ir mir den hút nemen. vñ enwolte ir almůsens nit. dauō wurdẽ sú gebessert ıd lobten got* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 6, 18 = 583ᵇ). — *Ein alt' einsidel as vzsetzig dem bot ein gůter man sin gůt vñ spᵘch. habe die pfennĩge zů diner runge. du bist alt vñ siech. Do spᵘch d' alte. kumest du nach sechzig iaren dc s mir minen fůrer benemest. die langẽ zit bin ich siech gewesen vñ gap mir got in spise dc mir nie gebrast. also trůg d' man sin gůt wider hein* (Palm 55, 14 = 153). — *Ein brůd' konde garten* (5ᵇ) *buwen. d' arbeite gar vil vñ gap armẽ ıten swas er úb' sin notdurft gewā. Dem riet d' túuel dc er also gedahte in im*

gan. vñ wid'stůnt dem gedanke sibenstunt wā in d' alte nút hatte geheizē slafē gan. Nach mitternacht erwachet d' alte vñ fragte den brůd' warumb er ŏch nút hetti geschlafen. Do spᵘch er. vatt' du hieze mich es nit als din gewōheit was. Do sungen sú metti sament. Nach der metti wart d' alte v'zuket vñ sah in dem geiste ein herlich stat vñ einen minneklichen stůl vñ vf dem stůle siben kronen. Do fraget d' alte wes das w'e. Do seit im ein engel vñ spᵘch. Got hat die stat mit deme stůle dinem iung'e vmb sin gůt lebē gegebē. Die sibē kronen hat er ī dirre naht v'dienet. Der alte kam wid' zů im selbē. vñ fragte den iung' [. .] in der naht hette getan. vnd er seit im nach lang' frage (9ᵃ) *dc er durch gehorsami sinen gedenkē sibenstunt wider stůnt vñ sich deme schlafe erwerte. Do v'stůnt d' alte dc im vō iecklichem male ein krone was bereitet. vñ lopte got dc er vmb so kleinen dienest so grozen lon wil geben* (Palm 65, 3 = § 174). — *Ein priest' uertreib einē brůd' vs einem kloster vmb súnde die er hatte getan. Do gieng Besario d' abt mit im vs vñ spᵘch. Ich bin ŏch ein súnd'* (Palm 67, 10 = § 178). — *Ysaac hiez ein heiliger abt d' kam in ein samnunge da uant er einen brůd' in súnden vñ urtailte úb' in. Dar nach kam er wid' in die wůsti vñ vant uor siner celle einē engel stande d' spᵘch. Got sante mich her dc ich dich frage. war heissest du mich den brůd' sendē den du hast uerteilet. D' alte viel nid' vñ spᵘch. Ich habe gesúndet. zehant do er daz gesprach do sprach d' engel. Got v'gibt dir dis vñ urteil niemā me e dāne dc in got hab v'teilet* (Palm 67, 13 = § 179). — *Ein alt' sprach. Sihest du ieman in súndē so schuldige in nit d' die súnde tůt. schuldige den d' in anuechte vñ spᵘche. we mir dirre ist úb' sinē willē úb'wundē. also mŏcht ŏch mir beschehen. Das weine vñ sůche gottes helfe vñ sinen trost. wā wir mugē alle betrogen w'den* (Palm 67, 20 = § 180). — *Ein edeler romer was* (9ᵇ) *gar gewaltig vn riche. d' fůr vō rome in Schytiā in ein stat da dez landes kilche was vñ wart ein múnch. Nu sah d' priester dc er siech was. vñ erkande ŏch dc er wirtscheften gewonet hatte. vñ sante im etwas dc er vō d' kilchē habē mohte. Also was er da mit eime knehte der gieng im vor fúnf vnd zwenzig iar. vñ wart gar heiliges lebens also dc er in dem geiste sach dc and'en lútē v'borgē was. zů dem selbē kam ein múnch vō Egypto wā er sich v'sah dc er herte lebē von ime sŏlle lernen. Den ēphiēg er gůtlich. vñ nach ir gebette sazen sú samēt. Nu sah d' frŏmde brůder von Egypten dc dirre von Rome gůtú kleider hatte vn ein bette dc was geflochten uō kleinen widelin vñ sin kúrsenne dar ob vñ ein klein kússi vnder sinem hŏpte. Do sah er ŏch dc sine fůsse reine waren vn dc er schůhe dar an hatte. Dis alles misseuiel im sere vñ wart gebŏs'et dar vō. wā dú gewonheit was do dc man da gar h'tes lebē hatte. Nu wiste d' Rom' des múnches gedenke wol vñ sprach zů dem knehte. Bereit vns einen gůten imbis dur disen altē vō Egypto. Do machete er krut als er do hatte vñ azen do des zit was. Do hatte der wirt ein kleinen wines* (10ᵃ) *durch sin krankheit den trunken sú ŏch. an dem abende sprachē sú zwelf psalmen vñ schliefen do. vñ in d' nacht sprachē sú ab' zwelf psalmē. vn des morgens spᵘch d' Egypto zů dem Rom'. Bitte fúr mich. vñ gieng vs uō im vngebessert. Nu wolte in d' Rom' heilen vn sante nach im vf den weg. Do kam er wid' in sin celle. vñ wart wol enphāgen. Do fragte in d' Rom' also. vō welem lande bist du. D' alt spᵘch. Ich bin vo egypto er fragte ab'. vō weler stat. D' brůd' sprach. Ich was in enkein' stat gesessen. D' rom' fragte aber. was was din antwerk e du ein múnch wurdist. Do spᵘch er. Ich was ein banwart ich hůte ăck'e. D' Rom' fragte wie sin spise sin trank sin bette vñ sin bad w'e do er des ueldes hůte. Do seite er im also. Min spise was dúrres brot vn salz. ob ich in*



rent so was *min trank ein bach dar īne ich ŏch badete so ich wolt. min bette was* **dú bloz erde** *dar vffe rûwete ich. Do sp̃ch d' Romer dc was groz arbeit. vñ seit* **ime ŏch durch** *besserunge wie er hatte gelebt vñ sp̃ch. Ich armer man wc in d'* **grozen stat** *ze Rome. vñ hatte in d' pfallenze die hôhsten stat bi deme keiser. die* **stat liez ich vñ** *kam in dis wûsti. Ich hate* (10ᵇ) *grozú húser vñ vil gûtes dc liez* **ich vñ kam** *in dise armē celle. Ich hat bette vō golde vñ mit gar edelē gewâte da* **fúr hat** *mir got dis bettelin gegeben. Minú kleid' warē grozes gûtes wert da fúr* **trage ich** *dis gewant. ze mime essenne wart vil goldes v'zeret dar umb git mir* **got dis** *krut vñ dis kleine winli. Fúr gar vil lúten die mir dienten hat got disem* **knehte** *gebotten dc er mir vor gat. fúr edelú bad hab ich wasser an min fûsse vnd* **trage** *schûhe vō min' krankheit. fúr seiten spil vñ groz frôde lise ich abendes* **zwelfe** *psalmen vñ nahtes ŏch zwelue. vñ bitte dich vatt' dc du dich nit bôsrest vō* **min'** *krankheit. Do sprach d' múnch. Ach ich armer man bin vō d' welte grozē* **arbeiten** *komē in geistlich leben ze gût' rûwe vñ hā maniges des ich e nit hatte.* **so bist** *du vō grozer rûwe in arbeit willeklich komē vñ nō wirtschefte in armût.* **Also** *wart der brûd' vil gebessert vñ fúr wider hein* (Palm 69, 4 = § 184). — *Ein* **abt** *sah ob einem tische vil brûd' samēt essen. vñ er sah geistlich dc etlich vnd'* **inen** *honig azen. die andern brot. die dritten mist. Des nam in wund' vñ bat* **ínsern** *h'ren dc er im es beschiedi. Do sp̃ch ein stimme. Die das honig essent* **daz sint** (11ᵃ) *die die mit uorhten essent ir notdurft mit dem mûde vñ mit dem* **h'zen** *íns'n h'ren lobent vñ ime dank sagent siner gnaden vnd sin' gaben. Die* **das** *brot essent dc sint die die da einualteklich essent durch got dc man inen git* **vñ es** *fúr gût nement. Die den mist essent dc sint die die da murmelent vñ sich* **alle** *zit neigent nach besser spise. vñ dc sú so vndanknem sint. vñ dar vf nit* **achtent** *dc d' hoh lerer Paulꝰ sp̃chet. So ir essent od' trinkent od' swas ir tûnt* **dc** *sol alles nach gottes eren geschehē so w'dent ir selig* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Theodosius hiez ein keiser bi des ziten was ein múnch gesessen ze* **Constantinopoli** *bi d' stat. vñ eins tages gieng d' kúnig dur kurzwile vs d' stat* **gegē** *des brûders celle vñ liez sin lúte oder sin gesinde hind' im vñ gieng allein* **in** *die celle. D' brûd' enphieng in gûtliche vñ bat in sitzen. Nu hatte d' keiser* **sin** *krone hine geleit dc er sin nút erkande. Nach ir gebette sp̃ch d' keiser. vatt'* **gibe** *íns ze essen. Do leite er fúr her brot vñ salz vnd wasser in eime kopfe vñ* **azen** *mit einander. Do sp̃ch d' keis'. was tûnt die heiligē uätt' ī egypto. D'* **brûd'** *sp̃ch. sú bittent alle tag got vmbe ínser heil. weist du sp̃ch d' keiser wer* **ich** *bin. D'* (11ᵇ) *brûd' sp̃ch. nein. Do sprach d' kúng. Ich bin Theodosiꝰ d'* **keiser.** *Do uiel d' brûder fúr in nid' vf die erden. Do sp̃ch d' keiser Ir brûd'* **sint** *selig dc ir weltlicher sorgen nit hant vñ nuwā arbeitent vñ sorgent wie ir zû* **dem** *himelriche koment. Ich bin vō dem riche geborn vñ bin nu des riche*) h're* **vñ** *genam min spise nie ane sorge. Nu gedahte d' einsidel dc die senatores die* **h'rē** *uō d' stat vnd ŏch and' lúte bild nemin bi dē keis' vñ in wurdin sûchēde vñ* **erende** *fúr einen heiligē man. vñ uorhte dc er sich in sime herzen wurde úber-***hebende.** *vñ d' selbē nacht floh er dānē in Egyptū da diente er íns'm h'rē vnz an* **sin ende** (fehlt bei Palm, Rossweyde III, 19 = 498ᵃ, V, 15, 66 = 627ᵇ). — *Ein alte* **was** *v're in der wûsti. zû dem kam ein brûd' d' wúsch im sin antlúte vñ machete* **im ze** *ezzēne des er dar hatte braht. Dax sah d' alte vñ sp̃ch. Brûder ich hate* **gew'lich** *v'gessen dax man vō spisen trost mag han. Nu gab im ŏch d' brûd' win.* **Do** *weinde d' alte vñ sp̃ch. Ich v'sah mich vñ hate gedacht dc ich uor minem* **tôde** *nit wines sôlti trinkē* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Ein einsidel sas ī*

Egypto d' was gar heiliges lebens. Nu fûgte der túuel dc ein bôses wip irē minnern lopte si wôlt dē gûten man in súnde veruellen. Also gieng si eins nachtes fúr sin celle vnd rûfte im als ob si v'ierret (12ᵃ) *w're. Do nam er si in den hof vñ beschloz er sich ī die celle. in d' nacht rûfte si vñ spᵘch si uorhti dc si wolf od' andrú tier da woltin essen. Do liez er si zû im in die celle. wan er uorhte es w'e gottes rache vñ spᵘch. H're got swie din zorn vf mich kumet. Nu begonde d' tieuel des alten h'ze stungē vf ir minne. Des wart er gewar vñ spᵘch. Des túuels wege sint vinst'nússe ab' gottes kinden schinet daz liecht. vñ er enzunte ein liecht. Also wart er ab' me enzúndet uō d' vnkúschē begirde vñ er spᵘch zû im selb'. Sw' die súnde tût d' mûz hie nach varn in die wixine. v'sûch ob du das ewig fúr mugest erliden. vñ brāde sine ving'e mit deme fúre vnz an den tag dc er sin wenig od' nút enphant vō stark' hitze d' vnkúschkeit. Dax sah das arme wip vñ starp uō ir súnde. Des morgens kamē die iunglinge zû dem múnch vñ sprachē. kam ein wip nácht abendes her. D' alte spᵘch. ja. si schlafet. Do sú funden dc si tot was do sprachē sú. vatt' si ist tôt. Do bot er sin hende vf vñ spᵘch. Also hat si min' hendē ving'e v'lorn. vñ seit inē wie es geuarn was vñ spᵘch. Also heisset od' gebútet dú schrift. Nút gibe úbel vmb úbel. vñ er bat ńns'n h'rē dc si lebende wid' vfstûnt. Dú bekerte sich vñ bleib kúsch vnz an ir tôt* (Palm 46, 25 = § 140). — (12ᵇ) *Ein altuatt' was ī ein' wústi dem dienet ein weltlich man d' was gar heilig. Do d' nach sin' gewonheit nach brote solte gan in ein stat do sah er da einen richen man tôten tragē mit groxē eren vñ wirdikeit. mit kerzen vñ mit and're schonheit gar vil. Da was d' bischof vñ vil lúte. Dannē gieng d' kneht wid' hein zû d' celle vñ vant sinen abt den hatten tier gessen vñ zerzert. Do weinet d' kneht vnd gehûb sich gar úbel vnd viel nid' vf die erden vñ spᵘch. H'r got ich wil iem' me hie ligē bis dc du mir kunt tûst warumbe d' úbel man so wol tôt si vñ mit so grozen erē bestatnen. vñ dirre gût brûder so úbel hat verendet. Do spᵘch ein stīme zû ime. Dirre riche úbel man hatte etwas gûtes getan des ist im hie mitte gelonet d' gewinnet niemer frôde me. Do hatte dirre gûte man etwas úbels getan darumb ist er hie mitte geschlagē dc er niemer leid me sol gewinnē wā mit disem bitt'en tôde ist im ab genomē allú die pine die er solt han in d' kúnftigen welte. Dc duchte den knecht gar gût vñ lobte got siner gnaden* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Ein altuatt' sas ī ein' wústi dú was ī egyp vō dem sas nút v're ein priest' d' was uō vnglôbigem uolke die hixē manichei.* (13ᵃ) *Dir selb priest' wolte uarn zu einem d' was sin genoz in d' selbē gesellschaft vn benachtet in dem walde bi des altē celle. Nu gedachte er. Dirre einsidel ist ein heilig man vñ erkennet dc ich sins glôbē nit enhab darumb enphahet er mich vil liht nit in sin celle. In dem zwiuel wart er angsthaft vn klopfete doch an die celle. D' alte enphieng in vn gap im essen vñ trinkē gútlich vn leit in schlafen als ob er sin brûd' w'e. In der naht gedaht d' manicheus also. werlich dirre alter ist gottes kneht. wā er gesah mich nie úbellich an vñ hat mirs wol gebottē. Dar umbe viel er im des morgens ze fussen vn spᵘch. vatter ich wirde hút kristen vn kum uō dir nit. Also enphieng er in vn bleip bi ime vnz an sinen tôt* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 13, 11 = 615ᵇ). — *Zwen brud' warē ī ein' celle die waren gar gedultig vñ demûtig. zu dien kam ein brud' das er ir lebē erfûre. vn do sú ir gebet sament hattē gesprochen. do gieng d' gast in ir garten da stunt krut īne das schlûg er inen alles nid' mit einem stabe. Dar umbe wurde die brud' nie vngedultig irú antlúte wurdē ôch nie deste vnfrôlich' gestalt. vñ do sú uesper gesprachē do uielen die zwen brûd' fúr den alten vn sprachē. H'r ist es din wille dc wir des krutes sieden dc da lit in*



lem garten. (13ᵇ) *wā es ist essennes zit. Do neigte sich d' alte fúr sú nid' vñ spͧch. Ich loben ínsern h'ren ih'm xp̄m dc ich sihe den heiligē geist bi ích rûuren. Ich bitte ích lieben brůd' behaltent die tugent úw'r demûtigen gedult dú hóhet ích uor got in sinem riche* (fehlt bei Palm, Rossweyde III, 23 = 500ᵃ). — *Appollonius hiez ein abt zû des celle wart ein mēsch braht d' was beheftet. vñ batē in die lúte dc er den túuel von im tribe. Do spͧch er. Ich han nút v'dienet vmb got dc ich den tieueln gebieten muge. vn nach lang' bette do sprach er zû dem túuel. var vs vnrein' geist vō d' geschephde íns's h'rē ih'u xp̄i ich gebúte dir es ī sinem name. Der túuel spͧch. Dur kristus gebot uar ich vs. Nu sag mir. spͧch d' túuel was meinet dú geschrift so si spͧchẓ. Got stellet dú schaf zû d' zeswun vñ dú kitzú zû d' linggen od' zû d' vinstrin. Do spͧch der abt. Bi den geissen sint bezeichent die súnd'e der ich leid' ein' bin. w' ab' dú schaf sien dc weiz got. Do rûfte d' túuel vñ spͧch. Din grozú demût vertribet mich* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 15, 65 = 627ᵇ; III, 25 = 501ᵃ). — *Paulus d' abt hatte einē iung' d' was gar demûtig vñ gehorsam also dc er nút wid' rette swas in sin abt hiez. vñ eines males bedorfte sin abt rinder mistes zû einem buwe. vñ sante den iung'en brůd' in die nehsten stat daz er* (14ᵃ) *den mist brehti. Do spͧch der iung'. vatt' man seit das vnd' wegē ein lôwin si. Do spͧch d' abt. wil si vf dich so hab si vñ bringe si her mit dir. Dc spͧch d' abt ī spotlich' od' schimphend' wise. Joh'es gieng vn braht mist. vñ do er wid' hein wolte gan do kam dú lôwin gegen ime. vñ do si in ansah do erschrak si vñ gestûnt. D' brûder gieng gegē ir. Do begonde si fliehē vñ ersprang. Der brûd' spͧch. Du solt blibē. mī abt gebot mir dc ich dich heī brechti. Do vieng er die lôwinen vn fúrte si gegen der celle. vñ do in d' alte sah do erschrak er sere vñ gedahte an daz vnrehte gebot vn uorhte óch dc sich d' brůd' der gnade úberhûbe. Dar vmb spͧch er. Du bist ane sinne dar umb uolget dir dis vnsinnig tier. enbind es vñ laze es varn an sin stat. Das tet d' brûd' vñ lopte got* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 14, 4 = 617ᵇ). — *Ein altuatter was in d' wûsti zû dem kam ein iungling vn fragete in vn spͧch. vatter ich wil bi brûd'n wonē wie sol ich bi inen wonen daz ich behaltē w'de. Do sprach d' alte. Lieb' sun vrteil niemā dc du nit geurteilt w'dest. v'smahe niemā dc du nút uersmahet w'dest uor den ógē gottes. Setze hûte dinem munde d' du vō niemans gebresten redest wā da du in gebess'en mugest. Lieb' sun du solt allú ding gûten vñ zem besten keren. hab friden mit allē* (14ᵇ) *menschē. kere din h'ze vō allen dingē. vñ tû als ob niemā lebe denne du vñ got alleine* (fehlt bei Palm, Rossweyde ?). — *Ein einsidel was bekleit mit eime sacke d' gieng in ein wûsti da suchte er drie tage ob er iemānen da in gottes dienste funde. Nu gieng er vf einen stein dar vnd' kam ein nackend' gegangē vñ az grûn krut dc da stûnt. D' einsidel schleich heimlichen dar vñ vieng in. Do wart dem alten angst vō dem einsidelen vnd wand sich uō sinen henden wā er mochte des smackes uō sinem gewāde nút erlidē. vñ floh vō im. D' einsidel lúf im nach. vn spͧch. vatter beit min ich iage dich durch got. Nu warf er sin gewant ab ime vñ lúf nach ime nackent. Do stûnt er stille vñ spͧch. Du hast d' welte materie vō dir geworfen dar umb beite ich din. Do bat in d' einsidel dc er ime gottes wort sprechi. Do spͧch d' alte. flúhe die lúte vñ swige also macht du behalten w'den* (fehlt bei Palm, Rossweyde VI, 3, 10 = 653ᵇ). — *Agathon d' abt machet lange zit mit sinen iungern ein celle. Do dú wart bereitet vñ sú dar inne warē. in d' ersten wochen sah d' abt ein ding da daz was inen vnnútze vnd misseviel im. vn spͧch zu sinen iung'n. wir súlent hinnen uarn. Daz betrúbte die brûd' vñ sprachē. wilt* (15ᵃ) *du hinnan uarn. warūbe hast du denne*

so lange zit so groz arbeit an dis celle geleit. Die lúte w'dent da uō gebôsert. vñ sprechent wir enkunnin an enkein' stat bliben. Do spͧch d' alte. Sú w'dent dauō gebessert vñ sprechent. Die seligen brůd' uarent uō ir gůte durch got. Swer welle d' kome ich wil uarn. Do uielen sú fúr in nid' vñ batē in dc er sú mit im liez uarn (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 6, 4 = 582^{a}). — *Ein h're kam ī Scythi uō andren landen v're d' brachte vil goldes dar. vñ bat des landes priester dc er es vnd' die brůd' teilti. Do spͧch d' priest'. vns' brůd' bedurfen sin nit. Nu bat er den priest' vil do wolt er im nit uolgen. Do leit er selb daz gold ī einen korb vñ sazte es fúr d' kilchen tor vñ bat die brůd' do sú in giengen dc sú dc gold uō im nemin. Do sahē sú es kume an vñ namē sin nit. Do spͧch ein alter zů dem h'ren. Got hat din opher enphangē gang vñ gib es armen lúten. Dauō wart er gebessert vñ tet als er was geleret uon deme alten* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 6, 19 = 584^{a}). — *Johannes Persa hiez ein einualtiger abt d' was bi Egypten lande ī arabia. d' heilig man entlehente einen schilling pfennīge uō einem brůd' vñ kôfte flachs dc er dar vs wolte etwas wúrken. Do kam ein brůd' vñ bat in dc er im flahs gebi ze einem* (15^{b}) *gewande. dem gap er sins gekôften flahses frôliche das halb teil. Nu bat in ein and'e brůd' ôch vmbe flahs ze eime teklachen. dem wart das ander teil. Do kam d' brůd' der im die pfenninge hate v'lihen vñ hiesch den schilling. Do spͧch d' abt. Ich gibe dir in gerne. Nu hatte er der phenninge nit vñ wolte gan bittē einen abt der hiez jacob vñ was d' brůd' schafner dc er im lihe ein schilling pfenninge. vñ do er vf dem wege gieng do uant er an d' strasse ligende ein schilling pfenninge den berůrte er nie wā er spͧch sin gebet. vnd gieng wid' in sine celle. Do kam ab' d' brůder vñ zurnde vmb sin pfēninge. Do spͧch d' alte. ich gilte dir. Do gieng er ab' den erren weg vñ vant ab' den schilling. dar ob spͧch er aber sin gebet vñ gieng aber wid' hein. D' brůd' kam ab' dar nach sime schillinge. Do spͧch d' alte. Beite mir noch einest. ich gibe dir dinen schilling. Nu gieng er ab' hine vñ vant aber den schilling den nam er do vf nach dem gebette vnd brachte in jacob dem abte zů dem spͧch er. Do ich zů dir wolte gan do vant ich disen schilling an dem wege darō begang die mīne vñ frage drie tage an der bredie ob in ieman habe uerlorn. Daz tet d' abt vñ enuant niemān des er* (16^{a}) *w'e. Do spͧch johānes zů dē abt jacob. Sit in nieman hat v'lorn so gibe ich in dem brůd' ich sol im einē schilling darumbe kam ich her dc du mir in ze geltēne hettist uerlihen vñ uant disen schilling. Do wund't den abt dc er den schilling so lang hatte gespart uor dem brůd' durch gottes uorhte vnd lopte vnsern h'ren. So den selbē johānes etwēne die brůd' baten dc er inen lihe des er in siner celle hatte so spͧch er. Nement da selb als vil ir bedurfēt. wolt im ôch iemā gelten so spͧch er. Leg es wid' da du es nemest. Galt man im nit so sweig er vnd hiesch nút* (Palm 55, 20 = § 154). — *Phylarigius hiez ein heilig' man vō jerusalem vñ gewā mit arbeitenne sin brot. d' wolt an ein' straze u'kôfen daz er gewúrket hatte. da warē eime tuseng schillinge pfenningen in eime sake enphallen. Die pfennīge vant d' brůd' vñ spͧch. Sw' dis hat v'lorn d' kumt wid' an dise stat. in d' zůuersiht stůnt er da stille. Do kam ein' weinende d' hat sú uerlorn. dem gap der brůd' sin pfenninge wid' vñ wolt durch sin bette nie nút darō genemen. Do růfte d' die pfenninge hatte v'lorn in d' stat vnd seit allen lúten was ime d' gůt man hatte getan. vñ d' brůd' lúf vs d' stat* (16^{b}) *dc man im dar umbe ze vil eren niht butti* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 6, 15 = 583^{b}). — *Daniel d' abt seite vō dem heiligen Arsenio d' machet kórbe vs palmen blett' vñ leite dú blett' in einen zuber vnd liez sú weichen. dc wasser wart smeckende. do hiez er and's dar vf giessen. Nu baten*

in die brůd'e dc er es vs liezi schütten vñ wol smeckendes wasser nemi. Do spͧch d' alte. Ich wil disen smak liden für muschgat vñ and' maniy' hand wurze d'o süzē gesmak ich dicke in d' welt nach minem willē han genomē dar umbe daz mich got vō d' bitt'en helle smak erlöse. vñ dc ich mit dem richen man der alle tage also schon lepte in wirtscheften niht werde uerdampnet (Palm 58, 23 = § 162). — *Milion hiez ein abt d' was mit zwein sinen iung'n in eime wilden walde da dienten sú ǘnserm h'ren. Nu fůrē eins keisers súne nach ire gewonheit vs iagē vñ vmb zugen des selben waldes vierzig mile mit ir netzē vmb daz dc sú erschlúgin swas vnd' dien nezzē wurdi fundē. Also fůren sú in den wald. vñ fundē den alten vñ sine iungern inrenthalb den netzē d' was aller gehare vñ hate ein egsper antlúte. Do fragtē in des keisers súne ob er ein mēsch w'e oder ein geist. Do spͧch er. Ich* (17ᵃ) *bin ein mēsch. vñ bin her komē min súnde ze weinende. ich glȯbe ȯch an got vñ bette in an. sú spͧchen ab' zů im. Es ist ēkein and' got wā dú sunne vñ wasser vñ fúr die bette an vñ oph' inen. Do spͧch er. Diz sint gottes kreaturē. ir v'irten bekerent ǘch vnd bekennent got d' mit disen dingē ellú ding geschůf. Do begondē sú spotten vñ sprachē. Du seist dc ein verdampnet' vñ ein gekrúzigeter got si. Do spͧch er. ia er hat die súnde gekrúzget vn den tȯd ertȯtet. den heissen wir einen warē got. er geschůf himel vñ erde vñ mer. vñ allú dú ding die in inē sint. vmb die rede namen die heiden den alten vñ sine iung'n vñ tatē inen groz mart' an vmb dc sú nit iren abgȯtten wolten oph'en. vñ nach lang' marter schlůgen sú den zwein irú hȯpter abe. vñ zů dem alten schussen sú als ze einem zil ein' gegē dem h'zen der and' gegē dem ruggen. Do spͧch d' alte. Ir gehellēt samēt dc ir heilig blůt v'giessent. darumb morne an dirre selben stunde ist úw' můt' ane súne. ir werdent úw' eigē blůt giezende mit úw'en schossē. D' rede spotteten sú. vñ des morgens fůren sú vs iagen. Do brach sich ein hirze vō ir netzen deme iagten sú nach mit dē rossen. vñ schussē nah* (17ᵇ) *im vnz ietwed' den and'n dur sin h'ze schoz. vñ sturben als inen der alte vor hatte geseit* (Palm 60, 9 = § 166). — *Perichius d' abt sprach zů einem brůd'. Geistlich lob si alle zit ī dinem munde. vñ stete gedenke nach gotte súlent dine bekorunge vfhebē. Tů alse d' wegman des gesang machet dc er d' burdi vñ des weges v'gisset also dc er vf die arbeite nihtez nit achtet* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Ein priest' gieng gewonlich zů einem einsidelen vñ segnet im ǘnsers h'ren lichamē dc er sich bewarete. Nu wart dem einsidelen geseit dc d' priest' mit vnkúschkeit vmb giengi darumb wolt er sin messe nit me hȯren. Do kam ein stīme zů dem einsidel vñ spͧch. Die lúte hant mī gerihte genomē. Do wart d' alte gezucket ī dem geiste. vñ sah einen sod der was guldin vñ einē guldin eimer dar obe an einem guldin seile. D' sȯd hatte gar gůt wasser. vñ sah dc ein vssetziger daz wasser schůf. Nu heti d' alt g'ne getrunkē wā dc im das wasser vō dem uzsetzigen wid'stůnt. Do spͧch dú stimme. warūbe trinkest du des gůten wassers nit. nu schepfet es nuwā d' uzsetzig vñ gússet es in ein schȯnes vas mag es dauon vnrein w'den. Do kam der* (18ᵃ) *einsidel wid' zů im selbē vñ betrachtet die beútunge od' meinūge siner gesihte. vñ sante nach deme priest'. d' sang im vnd bewaret in ab' alse er ȯch vntz dar hatte getan* (Palm 68, 21 = § 183). — *Man liset vō eime altē d' az in vierzig iarē nit brotes vñ trank lútzel wassers darumb dc er bekorunge an im selbē wolte tȯten vñ spͧch offenlichen. ich han erlȯschen an mir fleischlichen gelust vnkúschkeit gitikeit vñ vppige ere od' hȯfart. Dc vernam Abraham ein abt d' kam zů im vn spͧch. Hast du also gesprochē. ja spͧch der alte.*

Abraham fragte in. kumst du in din celle vn̄ vindest ein wip vf din' mattun macht du dēne nit gedenken dis ist ein wip. Der alt spͧch. Ich úb'wind min gedenke dc ich si niht angrife. Do spͧch d' abt. also hast du vnkúschikeit nit ertôtet ir bekorunge ist ab' gebunden. vn̄ fragte in ab'me vn̄ spͧch. Gast du vf einem wege vn̄ sihest steine vn̄ scherben vn̄ gold sament ligē maht du in dinem gedanke vf dc gold vn̄ vf die steine glich ahte habē. D' alt spͧch. Nein. ab' ich wid'stan minen gedēken dc ich sin niht nime. Do spͧch abraham. Gitikeit bekorūge lebet noch ī dir ab' si ist gebundē. vn̄ fragte in ab' also. Hôrest du von zwein brůd'n dc dir eine hold ist vn̄ wol von dir (18[b]) *redet. d' and' hasset dich vn̄ redet úbel vō dir. koment ab' die sament zů dir enphahest dú sú gůtlich. Er spͧch. Nein ab' ich betwinge min gemůte dc ich inen beidē můz wol tůn. Do spͧch abrahā. also lebent iemer an vns bekorunge ab' sú werdent gebundē vō heiligē lútē* (fehlt bei Palm, Rossweyde III, 117 = 517[a]; V, 10, 15 = 597[b]). — *Pastorem den abt fragte ein brůd' vn̄ sprach. Ich habe ein súnde getan die wil ich drú iar bůzē. Do spͧch pastor. Dc ist gar vil. D' brůd' fragte ab' vn̄ spͧch. heissest du ein iar. D' alt spͧch. es ist gar vil. Do sprachē die and'n brůd'. heissest du in vierzig tag bůzen. D' alt spͧch. Es ist gar vil. Ich glŏbe daz. vn̄ rúwent einen menschen sine súnde vō allem h'zen vn hat uesten vn̄ ganzen willē nit me ze súndēne got enphahe uō ime drie tage busse* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 10, 40 = 600[b]). — *Ein einsidel was heiliges lebēnes zů deme gieng ein ander helige múnch vn̄ horte vor siner celle dc er zurnde. nu wande er dc d' einsidel mit eime and'n brůd' hetti gezúrnet vn̄ wolt es han versůnet. also kam er in die celle vn̄ fragte in mit wem er hetti gezúrnet wā er niemā bi ime sah. Do spͧch d' alte. Ich zúrne mit minen gedenken. ich han vierzehē bůch vznan gelernet. vn̄ horte ein bôses wort vsserent d' celle nu kam ich* (19[a]) *her wid' in vn̄ wolte gottes dienst tůn. do vergaz ich d' vierzehē bůchē gar vn̄ gedahte an dis wort in minem ampte. darumbe kriegē ich mit mir selbē* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Ein brůd' sas mit gůtem leben vn̄ mit růwe in sin' celle den wolten tieuel uerleitē in engels glichnúst. sú brahten ime dike lieht vn̄ wachten in vf dc er gienge zů d' brůd' collecte od' samnūge. Das seit er eins tages einem altē d' spͧch. Sun es sint túuele. wecken sú dich me so sprich. ich stan wol vf so ich wil dur vch kum ich nút vf. D' brůd' gieng wid' hein. vn antwúrte den tieueln als er geleret was. Do spͧchē sú. D' úbel alte ist ein válsch' er hat dich v'keret. ein brůder bat in daz er im pfēnīg lihe dem lŏg er vn̄ seite im dc er nit hetti. da bi erkenne dc er ein válscher vn̄ ein lugn' ist. Der brůd' seite des morgens frů dem altē wie die túuel vō im hattē geseit. Do spͧch er. Ich hate pfennīge vnd lŏygente im des wā hete ich im gelihen dc w're sin' sel schade gewesen. Dar umb gedahte ich ein gebot brechen w'e besser dēne zehen gebot. dú w'en gebrochē ob ich im pfenninge hetti v'lihen. Nu hůte din es sint tieuele vn̄ woltē dich v'k'en. also wart d' brůd' geuestnet an sinem můte vn gieng wid' hein ī sin celle* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 10, 93 = 606[a]). — (19[b]) *Zenon hiez ein abt in Scythi d' gieng eins males nahtes vs siner celle vn̄ gie drie tage vn̄ drie naht ierre. nu viel er nid' uor můdi vn̄ lag fúr tôt. Do brahte im ein kint wasser vn̄ spͧch. Stant vf vn̄ isse. D' alt uorhte es were ein bôser geist vn begonde bettē. Dc kint spͧch. Du tůst gar wol dc du bettest nu isse ŏch. D' alte bettet ab' vn̄ bat got sin' gnaden. Dar zů spͧch dc kint. Amē. Do stunt er vf vnd az. Do spͧch es ab'. Du bist gar v're uō din' celle komen. volge mir nach. vn̄ brachte in zehant fúr sin celle. Do spͧch d' alte. Herre gang mit mir vnd tu din gebet in miner celle. vn als er uor im gieng do verswand es hind' ime* (fehlt

bei Palm, Rossweyde III, 210 = 531[a]; V, 187 = 637[a]). — *Anthonius spch. Arbeit demût vñ gebet ane vnderlaz die drú ding gewīnent got. mit disen drin dingē sint alle heiligē behalten vō angenge d' welte vntz an daz ende. Da wid' rûwe vñ eigē wille vñ eigē reht uertikeit ierrent die selē. mit disen drin dingē sint die v'lornen selē geuallen* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Ein abt hiez Lucius zû dem kamen múnche die hiezen Enchite dc sprichz in tútschen bett'e. Die fragte d' alt was ir werk w'e. Do sprachen sú. wir tûn enkein and' werk wā als sant Paulus spchz wir bettē ane vnderlax. D' alt spch. Essent ir nút?* (20[a]) *Do sprachē sú. wir essen ŏch. er spch ab'. w' bettet fúr ých so ir ezzent. vñ fragte ab'. schlafen ir iht. Sú sprachē wir schlafen ŏch. Do sprach er. wer bettet fúr ých so ir slafent. Da wid' enkondē sú nút gereden. Do spch er. Lieben brûd' ir tûnt niht als ir sagent. ich zeige od' bewise ých dc ich wúrkede mit minen handē ane vnd'laz betten. Ich sitze von dem morgē vnz ze uesper zit vñ machē vō palmē einen korb vñ spche. Mis'ere mei deus z c'.*[1] *Got erbarme dich úb' mich nach diner grozē erb'mde. vñ nach d' menigi din' erbarmungen v'dilge min bozheit. ist das ein gebet. sú sprachē. ia. Do spch er. also betten ich allē tag mit h'zen od' mit munde vñ gewīne mit minen handē sehs pfenning d'o ley ich zwene zû d' túre vñ isse ich vō dien and'en. vñ sw' die zwene von dien anderen nimet der bettet fúr mich so ich isse od' schlafe. also uō gottes gnaden erfúlle ich die geschrift die da sprichet. wir súlen ane vnderlaz betten* (fehlt bei Palm, Rossweyde III, 212 = 531[b]; V, 11. 9 = 613[b]). — *Ein brûd' fragte einē altē also. min swest' ist arm gib ich ir min almûsen ist es nit als gût als vmb and' arm lúte. Do spch er. Nein wā din blût zúhet me an din swester dēne gegē andrē lúten* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 10, 101 = 607[a]). — *Ein múnch hatte einē armen brûd' deme gab er vō sime gûte dax* (20[b]) *er mit arbeitē hatte gewunnē. vñ so er ie dicke vñ ie mc gap so er ie armer was. Das klegte der múnch einem alten. Der spch. Gib dinem brûder nit me. spch. Brûder. arbeite selb vñ gib ŏch mir ich gab dir do ich hatte. vñ nim uō im swas er dir gebe vñ gib es armē lúten dc sú úb' in bittē. Der múnch rette mit sinem brûd' do er zû im kam als er was geheissen. vñ liez in trurigē vō im scheiden. Doch begonde er arbeiten vñ brachte sinem brûd' dem múnche an dem ersten krut vs sime gartē. daz nam er vñ gab es armen brûd'n dc sú fúr in betin. darnach braht er im krut vñ drú brot. dc gap er als dauor armē lútē vñ gap im sinen segen. Do gieng er wider hein vñ brahte ab' do vil spise vñ win vnd vische. da mit spiste er ab' arm lúte. vñ do fragte in der múnch ob er iht brotes bedŏrfte. Do spch er. H're nein. swas dins gûtes in min hus kam do verswand min gût als ein fúr. sit ab' du mir nút me gebe so wûhs min gût. vñ hab nu von gottes gnadē gar vil. Das seit d' múnch dem alten. Do spch er. Múnchē gût ist als fúr swar es kumet so v'swendet es swas bi im ist. vñ sw' armen lútē von sinen arbeiten* (21[a]) *hilfet dem hilfet got uon armûte* (Palm 71, 23 = § 189). — *Pastori dem abte seite ein brûd' also. Gibe ich ein almûsen dc entreinet d' túuel da mit es ist dem glich dc es durch d' lútē glimph etwie vil geschehe. Do spch d' alte. zwen buman sazē in ein' stat. d' ein sate ein wenig daz selb wûhs vñ wart gar vnsuber doch sneid er es vñ gehielt es in sinem kasten. D' and' sate nút. Do kamē hung' iar. wedre vnd' disen zwein moht bas genesen uor hung'e. D' brûd' sprach. D' da sate vñ gehielt der genas bas. Do sprach d' alte. also súlē wir doch geben ýnserm brûd' sin notdurft. ist es nit gar lut' wir vindē es doch so wir*

1) Rot unterstrichen.

nit me seien mugē (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 13, 6 = 615ᵃ). — ***Zwene heilige altuått' giengē samēt in ein wůsti bi Scythi. da horten sú ein stīme vs der erde murmelen. vñ giengen d' stimme nach ī ein hol da funden sú ein alt maget siech ligende. zů d' sprachē sú. wēne keme du her. od' wer dienet dir hie. Do spch si. Ich bī in disem hole allein gelegen achtzehen iar. vñ ax nút wan krút' vnd wurzelen in ṽnsers h'rē namē ih'u xp̄i. sit gesah ich ŏch nie mēschē. wā got hat ich her gesant dc ir minen lichamen*** (21ᵇ) ***súlent begrabē. Also spch si vñ v'schied. Do begrůbē die altē ir heiligen lichamen vñ giengē wider hein lobende ṽnsern h'rē siner gnaden*** (Palm 82, 18 = § 201). — ***Ein alt' einsidel wolte in ein' stat v'kŏfen dc er hate gemachet. vnd dax hatte er da ueile vor eins richē mannes hus d' lag siech. Do sah d' alte vil ritt'e[1] vf swarzen rossen komē die warē ŏch selb swarx vñ grúwlich an ze sehēne. vñ lúffen balde in dax hus. D' siech sah sú komē vn begonde sere schrien also. H' hilfe mir. Do sprachen sú. Nu gedenkest du an got so dir die sunne erlŏschen ist. warumb sůchtest dv in nit e vnx an disen tag do dir d' tag dēnoch luhte. du solt dich an diser stunde enkeins trostes uersehen*** (fehlt bei Palm, Rossweyde VI, 3, 14 = § 656ᵃ). — ***Johannes hiex ein abt den baten brůd' an sime tŏde dc er inen etwas kurzklich seiti dur besserunge dc wŏltin sú von im erben. Do spch er. Ich getet nie minen willen. ich lerte ŏch niemān dex ich selb nit enkonde noch selb nút getan hatte*** (fehlt bei Palm, Rossweyde IV, 1, 10 = § 562ᵇ). — ***Chamo hiex ein abt der spch an sime tŏde zů sinen iung'n. Ir sont nit wonen bi ketzern. hant ŏch d' richt'e od' d' richen nit kúndi. ṽw' son nút offen sin etswas ze samnēne ir sōt sú strekē ze gebēne*** (fehlt bei Palm, Rossweyde IV, 1, 18 = 563ᵃ). — (22ᵃ) ***Ein alte lag an sinem tŏde uor dem stůndē brůd'e vñ weinden. Do lachet d' sieche ze drin malen. Die brůd' fragten in warumb er heti gelachet do sú weinden. Do spch er. ir fúrhtent den tŏt des lachet ich. ir sint gegē dem tŏde vnbereit des lachete ich ab'. Do lachete ich zem dritten male dc ich von disen arbeitē in růwe sol uarn vñ frŏde ane end hā*** (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 11, 52 = § 612ᵇ). — ***Agathon d' abt lag drie tage uor sime ende mit gesehenden ŏgē ane reden. Darnach sprachē die brůd' zů im. vatt' wa bist du.*** ~ ***Do antwúrt er vñ spch. Ich stan uor gottes gerihte. sú fragten ab'. fúrhtest du dir ŏch uatt'. Er spch. Ich behielt ṽnsers herrē gebot nach miner kraft als vil ich mohte. nu bin ich ein mēsch vñ enweix nút ob minú w'k gotte geuielen. sú spchen ab'. Glŏbest du nit dax dinú werk nach gottes willen sien geschehē. Do spch d' alte. Ich weix sin nit e dēn dc ich fúr gottes gerihte kume. Gottes geriht vñ d' menschē gerihte sint nit glich. vñ spch ab' do. Liebē brůd'e zŏigent die mīne vñ redent nit me mit mir. ich bin vnmůssig. Dar nach v'schied er mit frŏden*** (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 11, 2 = 608ᵇ). — ***Besarion d' abt spch. Múnche lebē sol sin nah den engeln brinnende vñ swendende die súnde*** (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 11, 36 = 611ᵇ). — (22ᵇ) ***Macharium baten die alten dc er in etwas wŏlti sagē dauō die brůd' gebessert wurdin. Do spch er. Ich bin noch nit ein múnch[2]. Ich sas ī min' celle in Scythi vñ gedachte ich sŏlte gan in die wůsti besehen ob ich da iht fundi[3] vnd gedachte do ze blibēne. wā ich uorhte es w'e des tieuels rat. In den gedenkē bleib ich fúnf iar. vñ gie do in ein wůsti.***

1) Am rand daneben steht: *od'* (rot) *rit'e*.

2) Hinter *múnch* steht ein roter senkrechter strich, der wol auf den rand weisen soll; daselbst steht *ich habe wol múnche gesehē*.

3) Hinter *fundi* steht ein roter senkrechter strich und am rande *dauō ich gebessert wurde*.

da vant ich ein groz wasser ī dem lag ein insele. zů deme wasser giengē maniger hand tier trinken. vnd' dien tieren sah ich zwen man die waren nackent. davō erbibente od' erzitt'ote alle min lib. Dc sahen sú an mir vñ spͧchē. fúrchte dir nit. wir sin ŏch mēschen. Do fragte ich. wānē sú w'en dar komen. Sú seitē. wir kamē her von eime klost' vñ sin vierzig iar hie gewesen. vñ ist eine uō Egypto geborn d' and' uō eime lande dc heisset Lybia. Do fragten sú mich ŏch also. Wie stat es vmb die gegnine. ~ hant die lender noch ir genuht. ~ gant dú wass' nach ir zit. Ich sprach. ia. vñ fragte sú wie ich ein múnch mŏht w'den. Do sprachē sú. Swer nit v'lŏggent alles des dc dú welt hat d' ist niht ein múnch. Darzů spͧch ich. Ich bin krank vñ enmag nút lebē als ir. Do spͧchē (23a) *sú. so sitze in din' celle vñ klage dine súnde. vñ seitē mir ab' nach frage. dc inē got des winters frost vñ dez sumers hitze hatte abgenomē durch sin erb'mde. Dar umb hā ich gesprochē. Ich bin noch nit ein múnch ich habe wol múnche gesehen* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Ein weltliche man hatte drie súne die liez er vñ fůr ze einem kloster da wart er enphangen. vñ nach drin iaren begonde in iam'en nach dien kinden vnd wart trurig. Das sah d' abt vñ fragte in was im were. Do spͧch er. Ich liez drie sún ī ein' stat die sehi ich g'ne. Do hiez in d' abt dc er sú brehti. Also fůr er nach den kinden. vñ uant dc zwei tŏt warē. Daz dritte fůrte er in das klost' vñ fragte nach dem abte. d' wart im gezeiget in der pfistri. do nam er den sun vñ gieng zů im. Do grůzte in d' abt vñ vmbeuieng daz kint mit kússēne vñ sprach zů dem uatt'. ist dir dis kint liep. Do spͧch er. ja. Do seit ab' d' abt. Ist es dir gar liep. Do spͧch er. ia. Do spͧch d' abt. so nim es vñ wirfe es in den brinnēden ouen. Do nam es d' brůder vñ warf es in den glůien-den ouen. Do wart d' ouen zehant kůle als ein tŏw. vñ vmbūieng sin kīt wol gesunt wid'. vñ únser h're troste in als Abrahamen den patriarchen dem er* (23b) *glich was an gehorsami* (Palm 73, 3 = § 192). — *Agathon d' abt wart gefraget wed' besser w'e arbeit des libes oder hůte des inren menschē. Do spͧch er. D' mēsch ist gelich einem bŏme. so ist dú liplich arbeit sam dú blett'. ab' dú hůte des inren menschen ist sam dú fruht. Da uō als geschribē. ein ieklich bŏn d' nit fruht hat den sol man nid' hŏwen vñ uerbrennen. Da vō můzē wir sorge habē vmb úns' fruht dc ist des můtes hůte. wir habē doch daz werk vñ die fruht vñ die gezierde der bett'e dc sint die liplichē arbeite* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Der selbe abt Agathon was wise ze merkēne vñ nit trēge ze arbeitēne vñ karg an essenne vñ an trinkēne vñ an gewande* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 10, 11 = 597a). — *Ein brůd' fragte den ab Pastorem vnd spͧch. wie můz d' múnch in d' celle sin. Do spͧch d' alte. [Do spͧch d' alt.] Dc ist offēbar dc er in d' celle wúrke mit den henden vñ ze einem male an dem tage esse vñ swige vñ heimlich betrahte wā d' gewīnet nutz in d' celle. d' sich strafet ūb sin eigē súnde. vñ sin zit nit uersumet. vñ sin heimlichi behůtet. vñ so er von dem werke gat dc er zů dem gebette ilet vñ das v'endet ane trurikeit. ab' daz beste ist dc du gůt gesellesch aft habest bi dir vñ die bŏsen fliehest* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 10, 64 = 602b). — *Brud' kamen ze einen* (24a) *ziten zů dem abte Pambone den fragte ein' vnder inen vñ spͧch. vatter sage mir warumb mir die geiste werren dc ich minem náhsten iht gůt tůie. Do spͧch d' alte. Rede also nút. wā so sprechest du dc got vnwarhaft w'e. Du solt sprechē Ich wil nit erbarmherzikeit tůn od' wúrken. wā got hat gesprochen. Ich hab úch gewalt gegeben dc ir vf die schlangen vnd vf die schorpen trettent vñ vf alle die kraft des tieuels. warumb druckest du dēne nit den vnreinen geist* (fehlt bei Palm, Rossweyde?). — *Der abt Pallad9 sprach. Dú glŏbig sele můz eintwed' lernen daz si nút kan od'*

leren offenlich daz si kan od' beidú ob si mag. wil si des nit so hat si der vnsin begriffen. wā swen v'drússet ze lernēne dc ist ein anvang uō gotte ze scheidēne. wan dú sele die got liep hat dú begert sin alle zit (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 10, 67 = 603[a]). — *Ein abt hiez ypericius d' spᵘch. Der ist werlich wise d' mit w'ken od' mit lebēne and' lúte leret nit mit den worten* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 10, 75 = 603[b]). — *Der abt Amon kam zů dem abte Pastor vñ spᵘch. Ist dc ich zů einem gan oder er zů mir so schamen wir ýns ze redenne dc ýns icht vnnútzes in die rede kome. Do spᵘch d' alte. Du tůst wol wā den iūgen ist hůte not. Do spᵘch d' alte. Du tůst wol wā den iūgen ist hůte not. Do spᵘch d' abt Amon. was taten die alten. D' alt spᵘch. Sú wurden gebessert vñ geuestent daz* (24[b]) *sú nút frȯmdes hettin da uō sú rettin. Do spᵘch Amō. ist mir not mit eime ze redēne sol ich mit im redē uō d' geschrift od' uon d' altē rede. Do spᵘch Pastor. Macht du swigē das ist gůt. ab' du solt e redē vō den wortē d' altē dēne von d' geschrift wā es ist nút ein klein verlust dar an* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 11, 20 = 610[a]). — *Der abt Petrus spᵘch zů dem abte Loth. Swenne ich in d' celle bin so ist min sele in friden. swenne aber ein brud' zů mir kumet vñ seit mir d' wort dú vss'-halb sint so wirt min sel betrůbt. Do spᵘch Loth. Din schlússel entschlúzet min schloz. Do spᵘch d' abt Petrꝰ. was ist das. Do antwúrt im d' abt Loth vñ sprach. Kumet ein' zů dir vñ fragest du in. wie maht du. uō wannē kumest du. wc tůst du dines brůd's túr vf vñ hȯrest denne dc du nit g'n wilt hȯrē. Do spᵘch d' abt Petrus. Es ist also. was sol ab' ein' tůn so ein brůd' zů im kumet. Do spᵘch Loth. weinūge ist ein gůtú lere. swa nit weinūge ist da ist vnmúglich dc d' múl behůt w'de. Do spᵘch Petrus. Swenne ich in d' celle bin so ist weinūge bi mir. swēne ab' iemā zů mir kumet od' ich vs d' celle gan so uinde ich nit weinūge. Do spᵘch Loth. Si ist da nit vnd'tenig. wan ist dc d' mēsch vmb ein dīg arbeitet nah sin' kraft ze wel' zit ers sůchet so vīdet ers ze nuzze* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 11, 26 = 610[b]). — (25[a]) *Ein brůd' spᵘch zů einem alten also. Min gedenke sagent mir dc ich wol lebe. Do spᵘch d' alte. Swer sine súnde nit ansihet d' wenet dc er reht lebe. D' ab' sin súnde ansihet d' mag sin herze nit getrȯsten dc er gerehte si. Es ist gar notdúrftig dc d' mēsch sich selben erkenne. wā dú v'sumunge ýns'r gewisseni vnd verlazenheit dú blendent ýnsers herzen ȯgen* (Palm 18, 11 = § 56). — *Serapion hiez ein brůd' uō dem seiten die heiligen altuȧtter dc er sinen iung' hiez daz er in v'kȯfti eime heidē vmb zwenzig schillinge. Die selben pfennīge gehielt er bi im. Also wart er v'kȯffet in ein' stat. vñ dienete da als lange vnz das er sinen kȯfh'ren bekerte also dc er vñ sin wip vnd ir gesinde uō ir abgȯtten sich schiedē vñ sich kerten zů ýnserm h'rē ih'u xp̄o. vñ d' selig Serapion az nuwā wasser vñ brot vñ las steteklich die heiligē geschrift. vñ do sin kȯfh're vñ sin wip vñ alles ir gesinde getȯfet wurden vñ reines kúsches lebē an sich genomē hatten do warē sú dem gottes dien' als hold dc beidú d' h're vñ ȯch dú frȯwe zů im sprachē also. Brůd' wir gebē dich frilich vf du solt fri sin. wan du hast ýns erlȯset vō des tieuels eigenschaft. Do spᵘch S'apion. Ir bedurfēt* (25[b]) *min nit me. got hat sin w'k an ých erfúllet. Ich sag ých nu min heīlich sache die ich da her barg. Ich kam her vmb úw're sele heil die ich sah ī grozem irretům v'wierret. Ich was ein múnch fries geschlehtes uō Egypto. vñ uerkȯfte mich selbe dc ich úch uō súnden mȯhte fri gemachē. Nu hat got uolleklich sin gnade an ých getan. des bin ich fro. Dis golt gabent ir vmb mich dc nement wid'. wā ich wil ander lúte sůchen dien ich ab' gehelfen múge vō súndē. Sú batē in dc er bi inen blibe sú wȯltin in behalten als iren h'ren vñ irē lieben uatt'. Des enwolte er nút*

tûn. sú hiezen in ŏch dc gold durch got gebē wā sú ir sele heil da mitte hatten gekŏfet. Daz beualh er in selbē ze tûnne vnd fûr dannen. vn̄ eins tages kam er in ein stat vn̄ hung'te in gar sere wan er hatte vier tage geuastet gar ane alle spise. Nu was enmitten in der stat ein búhel. dar phlagen die bestē in d' stat dik ze komēne dur kurzwile. vf den búhel stûnt d' heilig man vn̄ rûfte vmb sich nach helfe. Dar kamē alte vn̄ iunge vn̄ fragtē was im geschehen were. Do spͧch er. Ich bin ein múnch uō Egypto vn̄ bin vō kindes iugent vf eigenlich gewesen ī drier h'rē (26ª) bandē. uō d' drier zwein hab ich mich erlŏset. der dritte haltet mich noch vn̄ hat nu vier tage sin gelt an mich zornlich geuord'et. des hab ich im nit ze gebēne darumb wil er mich v'derbē. Die burg' fragten wa die dri h'rē w'in od' wie sú hiessin. Do nante er sú also. Ire heisset ein' gitikeit. Der and' vnkúschkeit. d' dritte frazheit. vō d' gitikeit vn̄ uō d' vnkúschkeit hā ich mich er-lŏset mit strēgem lebē dc sú ir gelt nit me an mich uord'ent. Ab' d' frazheit hab ich ir gelt vier tage uorgehebt mit vastēne vn̄ wil hung's sterbē. Nu wandē etlich bûchmeist' dc er die rede dur list hetti ze såmne geleit vn̄ gabē im einen schilling pfennīge damit woltē sú in versûchē. den gap er eime pfist' vn̄ nam uō im nit me dēnne ein brot da mitte er den hung' v'treip vn̄ fûr vō d' stat. vn̄ da bi er-kandē sú dc er ein heilig mā was. Nu kam er in ein stat da was ein gar hohe burg' d' was in ein' schlaht kezz' lebē die hiessen Manichei. dem selbē gap er sich ze kŏfenne vn̄ bekerte den in zwein iarē dc er vn̄ ŏch alles sin gesinde glŏbig wurden an únsern h'rē ih'm xp̄m. Dien gap er ŏch ir gût wid' da mit sú in gekŏfet hatten vn̄ schied lieplich vō inen. (26ᵇ) Dannan gieng er in ein schif mit vil andrē lútē vn̄ wolt uarn gegē Rome. in dem schiffe wc er fúnf tage ane spise dc er nút az. Nu wandē die schifh'ren er hete liht etweme spise vn̄ gold beuolhen. vn̄ fragten in warumb er mit andren lútē sin spise nit êzi. Do spͧch er. Ich enhab nit spise. sú fragten in was er inen wŏlti gebē ze uerschatze. Do spͧch er. ich habe úch nit ze gebēne. Do schultē sú in sere. Daz leid er gar gedulteklich. vn̄ kā mit irem gemeinē almûsē ze rome. Da fragte er wa d' aller bewârtest múnch in Rome were gesessen. vn̄ also vant er Domicionem einen gar heiligē man. bi des bette wurdē siechen gesunt nach sime tŏde. den sah er vn̄ wart von ime gebess'et an uolkomnē leben. wā d'selbe heilig man hatte groz vn̄ hohe kunst uō d' geschrift. D' zeigte im nach frage ein maget dú hatte sich beschlossen in ein celle manigen tag dc si nie menschē gesah. zû d' kam er vn̄ bat d' megde dien'in dc si d' klus-n'inen vō ime seiti er wŏlti si gern gesehen. vn̄ si spͧch. Si gesah in manigē iarē nie mensche. Do spͧch er. Gāg hine vn̄ sprich got habe mich zû ir gesant. Also saz er drie tag uor d' celle (27ª) vn̄ wart kume enphangen. dc si mit im wŏlte reden. Do hûb er die rede gegē ir an vn̄ spͧch also. wes sitzest du hie. Si ātwúrt im vn̄ spͧch. Ich gan. Er spͧch war. Si sprach. zû gotte. Er spͧch. Lebest du
in
od' bist du tŏt. Si spͧch. Ich getrúwē got dc ich d' welte tŏt si. wan swer mit dem fleische lebet d' mag zû gotte nit gā. Do spͧch er. wilt du mir bewerē dc du tŏt sist so tû dc ich tûn. gang her vs alse ich. Si sprach. Ich kam in fúnf vn̄ uierzig iarē nie fúr die celle. vn̄ heizest du mich nu hin vs gan. Er spͧch. ia. Du spreche du w'est dirre welte tŏt. du lebest d' welte noch vn̄ dú welt lebet ŏch dir. Bist aber du tŏt nah din' sage sit dēn ein tŏte nútes beuindet so ist dir her vs gan als da inne blibē ein vn̄ ein. dar ūb gang her vs. Si gieng vs uon der celle in ein kilchun. dar gieng er ir nah vn̄ spͧch. wilt du mir wol beweren dc du tŏt siest vn̄ nit lebist so tû als ich tûn da bi erkenne ich dc du d' welt tŏt bist. zúhe din gewant ab dir vn̄ lege es vf din achsele vnd gang mir nach durch die

stat nackent. Si spͧch. Da mit betrûbe ich alle die die mich also bozlich sehent gan vñ sprechẽt ich si vnsinnig od' mit (27[b]) *dem túuel besessen. Do spͧch er. was schadet dir was man uõ dir seit du bist doch d' welte tŏt. ein tŏte achtet nit ob man sin spottet ald' nit. schelten vñ lobẽ ist im glich wã er enphindet nichteznit. Do spͧch dú magt. Gebúte mir and's swas du wellest. ich bin noch so uolkomẽ nit dc ich so gar ane schame si. Do antwúrt er ir vñ spͧch. Swest' dar umbe hûte dich dc du dich selbẽ in dinem h'zen niht ze hohe achtest od' wegest als ob du heilig' sist denne alle lúte vñ als du ze grunde tŏt siest. Ich bin etwas me d' welte tŏt dẽn du. ich zŏge mit dẽ w'ken dc ich mit dem mûde sag. ich gan vnd' die lúte vñ betrûbent mich ire wort noch irú w'k nit an keinen sachẽ. ich bin ir scheltens vñ ir lobes ane frŏde vñ ane leid reht als ein tŏte. also bist du noch nit. vñ mit disẽ worten brahte d' heilig man die maget ab geistlicher hŏffart in ein uorhte dc si demûtig wart vnd sich selb' erkande dc si an geistlichem lebẽne minre was dẽn si wande sin. also vil hatte er si gebessert vñ schied võ ir. Anderswa tet er ŏch vil grozer vñ loblich' wũneklich' dinge da mitte er gewerlichen zŏigte dc er d' welte tŏt was. von dirre welte* (28[a]) *schied er in dem sechzigostẽ iare vñ für zû ỽnserm h'ren. võ dem er nu gekrŏnet ist vñ mit deme er frŏde hat ane ende* (Palm 79, 15 = § 200). — *Eulogius hiez ein bûchmeister der liez sin gût vñ sin eigen uŏllekliche umb den ewigen lon. Nu konde er sich sin' arbeitẽ niht began vñ hatte bresten an sime libe da võ er in samnũge noch an d' einŏdi nit mohte sin. vñ darumb behielt er im selb etlich teil sines gûtes dauõ er sin notdurft möchte habẽ in sime huse. Der uant einen uzsetzigen an d' straze ligẽde d' hiez Elephanciosus vñ d' hatte weder nasen noch hende noch fûsse dú hatte im die uzsetzikeit abgefúlet. er hatte an sinem libe nútez gewalt wan d' zungẽ da mitte bat er das almûsen. Disen dúrftigen bat Eulogius dc er bi im wŏlt sin vñ not-durft wŏlte uõ im nemẽ. Des wart d' siech fro. Dannẽ fûrte er in in sin hus vñ phlag sin mit spise vñ mit bed'n. er hûb vñ leit in mit flize gedulteklich fúnf-zehẽ iar vñ alse gûtlich dc er den siechen nie betrûbte noch võ im nie besweret wart. Darnach wart d' siech als vngedultig vñ begonde uõ im wid' strebẽ. darzû schalt er in vnd spͧch. Du abtrúnniger du hast din hus fressen* (28[b]) *vñ hast uerstoln frŏmdes gût daz mort wiltu mit mir decken. Eulogiꝰ spͧch. Lieb' h're min rede also nút. han ich dir icht leides getan dc sag ich besser dir es. D' siech sprach zornlich. Ich bedarf dins glichsens nit noch din' gûtete. wirfe mich wid' an die straze. Eulogius spͧch. Lieb' uatt' zúrne also nit wie hab ich dich be-sweret. Do sprach er grĩmeklich. Ich mag dines vngetrúwen spottes nit erliden. din kargú dûrrú spise ist mir nit ein schimph. ich wil fleisches sat w'den. D' gedultig Eulogiꝰ gap im fleisches genûg. Do rûfte er lute vñ sprach. du enkanst mir niem' getûn dc ich múg für gût von dir genemẽ. ich mag bi dir nit blibẽ. ich wil die lúte sehẽ vñ bi in sin. Eulogiꝰ spͧch. Ich bringe dir uil brûder her. Do sprach er. ich sihe doch dich alleine vngern wilt du mir dẽne din' glichen me bringen ir sint nuwan brot esser. vn begond sich selb schlahen vñ spͧch. Wirfe mich vs. ich blibe nit bi dir. wã d' túuel hatte in also uerk'et dc er sich selbẽ wolt han erhenket ob er hende vñ fûsse hetti gehebt. Nu sah d' gût Eulogius dc d' dúrftig nit erwinden wolte. darũb gieng er zû dien gûten einsidelen die nahen bi* (29[a]) *im sazen vñ sûchte rat úb' sin arbeit. Die rieten im dc er den siechẽ fúrti für den grozẽ Anthoniũ vñ nach sime rate dem siechen têti. Do gieng er wid' hein vñ úb'wand den siechẽ mit gûter rede dc er g'ne mit im wolt. Eulogiꝰ nam sinen siechẽ vñ trug in ĩ ein schif vñ kã für Anthoniũ da sine iûgern in ein'*

celle warent. vñ an dem and'n tage ze uesper do kam d' grox Anthonius des gewant was uō hüten gemachet. vnd nach siner gewonheit fraget er Machariū ob brůd' dar werin komē. Der seit im dc brůd' uō ierusalem da w'in vñ ŏch uō egypto. Bi dien uō ierusalē warē im betútet dc geistlich brůder w'in komē. Bi dien vō Egypto warē im bezeichēt and' verlaxē vñ vngeistliche brůd'e die sin' lere nút wirdig waren. Die nacht sax Anthoni9 vñ hiex einen brůd' nach dem and'n fúr sich komē. Niemā konde gesagē wer vnd' inē Eulogius hiexi. vñ Anthoni9 růfte selb dristunt mit namē vn spch. Eulogi. Doch sweig d' schůlmeister vñ gedahte dc etwer and'e Eulogius hiexi. Do sprach Anthoni9. Ich růfe dir Eulogi uō Alexandria. Eulogi9 spch. vatt' was ist din gebot. Anthoni9 fragte in warumb er dar w'e komē. Do spch er. Swer dir minē namē seit d' hat dir ŏch (29[b]) *min sache geseit. Do spch Anthoni9. Din dīg weix ich wol. sag es disen brůdern. Nach sime gebotte seit Eulogi9 dien brůd'n vñ spch also. Ich vant disen Elephanciosum an dem weg ligende uerworfen ane helfe den fůrte ich hein vñ lobte got vñ ime dc ich sin wŏlte pflegen vnx an sinen oder minen tŏt. dc wir samēt dax himelrich mŏchtin erwerbē. Nu sien wir sament gewesen mit friden lieplich fúnfzehē iar. Nach disen iaren allen ist er mir gehax ane schulde vñ schiltet mich vñ wil bi mir nit blibē. vñ ist also sw'e wordē dc ich in wolte wid' vs legē. Heilig' uatt' dar úb' gibe dinen rat. vñ bitte got dc er mir helfe. Do wart Anthoni9 zornig vñ spch grīmeklich. Eulogi wirfest du in uō dir got uerwirfet sin nit d' in geschůf. wirfest du in vs er vindet einen bexx'n dēn du. got erwellet im einen d' den uerweiseten enphahet. vō der h'ten rede erstummete Eulogi9 vñ erschrak. Do kerte sich Anthonius gegen dem dúrftigen vnd spch zornlich zů im. Elephanciose du bist uō horwe vñ uō vnsuberkeite egschlich. du bist vnwirdig himels vñ d' erde. vñ wilt du nút erwinden an úbeler rede wider got. weist du nút der dir* (30[a]) *dienet dc ist xpc. wie getarst du wid' xpm also gereden. Dirre hat sich ī dinen dienest ergebē dur xpm. Der siech erschrak ŏch vō sinē wortē vñ sweig. Anthoni9 kerte sich zů dien brůd'n vñ antwurte ieklichem sin' frage als sú dar komē warē. Darnah kerte er wid' an Eulogiū vñ an den vxsetzigē vñ spch milteklich zů inen beiden. Lieben kint kerent von einand' nit. gan mit friden in úw' celle da ir gote lange gedienet hant. Legent uō ích alle trurikeit. got sendet schier nah ích. Disú bekorunge ist ích beschehē wan ir sint beide komē zů dem ende úwers lebens. ir w'dent gekrŏnet tůnt nit and's dc úch d' engel nit vinde an d' stat da ir w'dent berŏbet úw' kronen. Also fůrē sú beide mit ganzer liebi wid' in ir celle. vñ inrent uierzehen tagē nam íns*[1] *h're Eulogiū uō dien arbeiten dirre welte. vnd nach drin tagē starb ŏch Elephanciosus. Eronius sah vñ horte dis vñ schreib es* (Palm 21, 3 = § 68). — *Serapion der abt seit uō im selbē dc er ax mit sime abte in sin' iugent vñ uon des tieuels rate nam er d' spise ein teil in sinen bůsen dc es sin abt nit sah. Dax brahte er in ein gewonheit dc er sin darnach nit moht erb'n. Nu strafte in sin h'ze* (30[b]) *..le*[2] *zit vmb die súnde. doch ..hamete*[3] *er sich ir also ser... .c*[4] *er si dem abte nie getorste gebihten. Nu fůgte d' erbarmh'zig got dc and' brůd' kamē fúr Theonā sinen abt dur ir sel heil vñ fragten in rates vmb ir gedenke. Do spch er. Enkein ding ist einem múnche als gar schade so dax er sins h'zen gedenke*

1) Rand auf 30[a] beschnitten.

2) Wegen des abgeschnittenen randes nur so viel zu lesen, es muss natürlich *alle* stehen.

3) Wol *schamete* zu lesen.

4) Zu lesen *dc*.

uerswiget uor sinem bicht'e. wā des frŏwet sich d' túuel so sere. vñ bredigte inen uō kúschikeit. Do gedaht Serapion dc in die lere anhorti vñ warf vs sinem bûsen dc er hatte uerstoln vñ viel nid' fúr Theonā sinen abt vñ bat in gnaden vmb die súnde die er hate getan vñ gebettes úb' die kúnftigē súnde. Do spch d' alte. Sun din bihte hat dich erlŏset vō dirre geuanknúst. Du hast mit dirre bihte den túuel erschlagen d' din gewaltig was die wile du die súnde v'swige. er kumt zû dir niem' me wā er ist offēlich vs dinem h'zē ueriagt. vñ nah disen worten fûr d' túuel us Serapions bûsem als ein fúrin flamme vñ erfulte dax hus mit grozem smacke als ob vil swebels da brunne. Do spch d' abt. Sih lieb' sun ínser h're seit dir mit disem zeichen dax du nach minen wortē bist erlŏset (Palm 43, 16 = § 128). — *Ein brûd' hatte hax zû einem and'n. dax vernam* (31[a]) *er vñ liex in nit in sin' celle. Nu seit d' brûder einem altē ir sache. d' spch. Du solt dinen brûd' nit schuldig gebē vñ dich rehtuertig machen in dime h'zen. wā dar umb liex er dich nit in d' celle. ergibe dich ime*[1] *schuldig vñ gib in fúr vnschuldig so git im got gnade dc er dir vf tût vñ din frúnt wirt*[2]. *Got wil dc d' mensche sich selbē schuldig geb vñ nút and' lúte. vō disen wortē erkande sich d' brûd' vñ sûchte gnade an sinen brûd' dem er hax trûg vñ wart uō im lieplich ēphāgen vñ blibē ī gāzem fridē* (Palm 45, 3 = § 135). — *Sincletica dú selige iungfrŏwe spch. Eiter giftig wúrme werdent v'tribē uō dem mēschē m..*[3] *scharph' arzenie. Also mı...*[4] *d' mēsch sine vnreinen gedenke uō im v'triben mit uastenne vñ mit gebette* (Palm 46, 7 = § 136). — *Ein alt' was gar siech dem dienten brûd'e gar flizeklich. vñ do d' alte sah d' brûd' arbeit do sprach er. Ich wil uarn in egyptū dc ich dise brûd'e nit beswēre. Do spch Moyses d' abt. var da hin nit ald' du uallest ī vnkúschikeit. Des wart er trurig vñ spch. Min lip ist tŏt vñ redest du also mit mir. Also gieng er in egyptum. Dax v'namē die lúte vñ brahtē im swes er bedorfte. Dar kam ŏch ein magt vñ diente im dur got. Nu begonde er genesen sines siechtagen vñ gelag bi d'* (31[b]) *..ngfrŏwē*[5] *dú wart bi...ı*[5] *swanger eins kindes vñ seit es allen ir nachgeburen. die glŏbten ir nút. vñ fragten den alten der veriah. vñ bat sú alle dax kint behûten so es geborn wurde. Dú frŏw gebar. vñ do dax kint entwēnet wart do trûg es d' d' alte vf im ze ein' hochgezit fúr alle sine brûd'e in Scythi vñ spch. Sehent dis kint dc ist miner vngehorsami kint. Dis weinden die brûd' alle sament. Do spch d' alte. Lieben brûd' hûtent ŭch. dis hab ich an minem alter getan. darumb bittent úb' mich. Also gieng er in sin celle* (Palm 48, 25 = § 143). — *Ein múnch was in d' wûsti lange. zû dē kam ein magt vñ seit im dc er ir mag w'e vō gebúrte vñ bleib bi ime. Darnah wart er ir so heimlich dc er bi ir gelag. Nu was ī dem selbē walde ein ander einsidel d' wolt eins tages essen do viel im sin koph mit wasser umbe. er hûb in vf do viel er ab' vmbe. swie dik er in vf hûb so uiel er als dike wid' nider. Des erschrak d' brûd' vnd gieng vs dc er es dem altē wolte sagē. Des nachtes kam er vf d' straxe in ein wûstes tēpel ī ein bethus vñ wolte schlafen. Do kamen vil tieuele da zesāmē die horte er sprechen wie sú d'selbē naht den alten in vnkúschkeit hettin ge* (32[a]) *worfen. Do er dis erhorte des wund'ote in. Do aber d' tag vf gieng do gieng er hin zû dem alten den vant er in grox' trurkeit. Do spch d' frŏmde brûd'. was sol ich tûn. mī koph uallet mir alle*

1) Rot durchgestrichen.
2) Am rand steht *eīm'e*.
3) Wegen abgeschnittenen randes, wol *mit* zu lesen.
4) Wegen abgeschnittenen randes, wol *mûz*.
5) Rand verschnitten.

zit vmbe. Do sp̃ch d' alte. was sol ich tůn. ich lag in dirre naht bi einem wibe. Do seite im d' brůd' wie ime dar die tieuel hettin geseit vf dem wege. Dauon erschrak d' alt vñ sp̃ch. Ich wil wid' vs uarn in die welt. Do sp̃ch d' gast. Brůder bis gedultig vñ blibe an dirre stat vñ v'tribe das wip wid' hein. d' tieuel geschůf die súnde. Nu kestige din h'ze vñ dinen lip. vñ sůch gotes erb'mde unz an dinen tőt so erbarmet sich got úb' dich (Palm 49, 10 = § 144). — *Ein altuatt' seit alsus. Es was eins males eins heidenschen priest's sun. des uatt' gieng dicke ĩ ein bethus oph'en sinen abgőtten. Nu schleich im einer zit das kint nach gar heinlich durch sine kintheit. Do sah es einen alten túuel sitzen in dem bethuse mit einer grozen schare sin' genozen. Nu kam sin' túuel ein' vñ stůnt fúr in. zů dem sprach er. wannan kumest du. Er sp̃ch. Ich kum uō dem lãde da han ich geschaffet vrlúge vñ manschlaht gar vil. vñ kum dc ich dir es sage. Do fragte in d' túuel vñ sp̃ch. In wie langer zit* (32[b]) *ist dis geschehen. Do sp̃ch er. in drizig tagẽ. Den hiez d' túuel schlahen daz er in so uil tagẽ nút me hatte geschaffet. Do kam aber ein and' túuel vñ sp̃ch er hetti in zwanzig tagẽ vf dem mer vil schiffen mit lútẽ ertrenket. den hiez d' alte tieuel őch schlahen dc er in so mengem tage nút me hatte geschaffet. Do kam der dritte túuel. vñ seite dc er ĩ zehẽ tagẽ in einer stat bi eime brutlőfe manschlaht hetti geschaffet dc da d' brútgome vñ dú brut vñ vil and'r lútẽ w'e erschlagẽ. des duchte ab' den alten túuel ze lútzel. vō so lãg' zit vñ hiez in őch schlahẽ. Der uierde kam fúr in vñ sp̃ch. Ich han in d' wůsti einen múnch angeuochten uierzig iar der lag hinacht bi einem wibe. Do stůnt d' alte túuel gegen im vf vñ sazte ime sin krone vf sin hőpt vñ sp̃ch. Du hast ein groz ding in hurzen ziten geschaffet. Dis rede horte das kint. vñ gedahte dc niemã achtber ist in himel noch in helle noch vf d' erde wan der d' gotte lebt vñ d' welt nút. vnd dauō fůr er vō sinem vat' in die kristenheit vnd wart ein múnch* (Palm 49, 30 = § 145). — *Pafnucius der abt trank selten win. Der kam eins tages in d' wůsti in ein gesellschaft od' samnũge da waren* (33[a]) *mord'e die trunken win. Nu erkande ir hőptman Pafnuciũ vñ wiste dc er selten win trank. D' fulte im einen hoph mit wine den bot er im mit d' einẽ hand wã er sah das er můde was vñ hůb in d' andren hand ein blozes swert vñ sp̃ch. Trinkest du nit ich schlahe dich. D' alte trank. wã er sah dc d' mord' gottes gebot hatte erfúllet mit sinem wine vñ wolt in gotte wid' gewinnen mit dem trunke. Do sp̃ch d' mord'. vatt' uergibe mir daz ich dich hab trurig gemachet. D' alte sprach. Ich glőbe dc got vmb disẽ win sich erbarme úb' dich in dirre welte vnd in d' kúnftigẽ welt. Do sp̃ch d' diebe meist'. Ich glőbe dc niem' menschen leid uō mir me beschihet. An d'stat bekerte in der alte vñ sine gesellẽ zů únserm h'rẽ. Dauon sol man etwẽne úbelẽ lútẽ irs willẽ uolgẽ dur got ob es ze gůt komẽ mag* (Palm 76, 8 = § 196). — *Pymenius d' abt sp̃ch. wasser ist uō natur weich vñ steine sint herte. lit ab' ein stein da wasser allú zit vf in flúzet od' trophet er machet in hol. Also ist gottes wort weich vñ únser h'ze ist herte vñ doch swer gerne hőret daz wort gottes vñ dicke dar an gedenket d' machet gottes worte ĩ sinem h'zẽ ein stat* (Palm 28, 6 = § 87). — *Ein alt' sp̃ch. Seit dir ieman uon d' geschrift od' uō andren sachẽ so krieg mit im nit. sprichet er warheit so gehille ime. seit er vnreht so sprich. du solt wissẽ wie du redest* (Palm 28, 21 = § 90). — *Sanctum Anthoniũ fraget ein bůchmeister vñ sp̃ch wie er ane bůche trost mőhte sin. Do sprach Anthoniꝰ. Die wisheit miner bůche ist dú nature d' dingẽ dú got geschaffen hat dú ist bi mir so ich gottes wort lesẽ wil* (fehlt bei Palm, Rossweyde VI 4, 16 = 659[b]). — *Ein brůd' kam eins males zů Sancto Machario vñ sůchte wasser ze trinkẽne. wan*

er von hitze turstig was. Do spch d' abt. Laze dich begnûgen mit dem schattē des bedôrfte manig' wol vf dem wasser vñ hat sin nit (fehlt bei Palm, Rossweyde VI 4, 17 = 659ᵇ). — *Ein riht'e viēg eins males einen diep vor dem locke da Pastor d' abt inne gesessen was. darumb batē die lúte den abt dc er in wôlte vō dem riht' gewinnen. Do spch d' alte. Gebent mir drie tag frist so kum ich dēne. Die drie tage bat d' abt vns'n h'rē dc er im die gnade niht liezi geschehen. wan er uorhte dc in die lúte an d' stat niem' me liessin gerûwen. Darnah kam er vñ bat er den rihter. vñ d' riht' spch. vatter bittest du vmb einen diep. Do frôwte sich der abt dc in d' riht' nit wolt gew'en vñ gie wid' ī sine celle* (fehlt bei Palm, Rossweyde VI 4, 32 = 661ᵃ). — (34ᵃ) *Man uindet in dem bûche geschribē uō eime abte d' hiex Paulus vñ was in Egypten bi einer stat dú hiex Thebe dc er eit'giftig schlangen vñ aller schlaht úbel' wúrme die in dem selbē lande warē mit sinen handen angreif vñ sú zerzarte dc im niht geschah. vnd d' wart gefraget uō sinē brûd'n wa mit er die genade uō*[1] *got hetti v'dienet. Do spch er. Liebē brûder. swer luter ist deme mûssen allú ding vndertenig sin als adame in dem paradys e das er gottes gebot úb'gienge* (Palm 7, 16 = § 25). — *Ein keiser uō Rome hiex Julianus der was abtrúnnig worden uō d' kristenheit wider in die heidenschaft. Nu hate er einen zôb'er vnder im d' sante einen túuel in das land da dú sunne vnd' gat dc er im mère dannen brêchte. vñ d' bleip zehen tage vñ naht an ein' stat da was ein einsidel uor dex gebette moht er nie fúro komē. vñ er fûr wid' fúr den keiser vñ klagte im dc in d' múnch hetti geirret mit sinem gebette zehē tag vñ naht ane vnd' lax dc er nie stunde mohte fúr in komen. vñ dis was deme keiser zorn. vñ er swûr des so er wid' hein kemi dc er in wôlti mart'en. do wart er an d'selben* (34ᵇ) *uerte uō eime heidē erslagen* (Palm 7, 24 = § 26). — *Ein brûder was ein einsidel bi dem Jordan. d' gieng dur schatten ab d' hitze in ein hol. da uand er inne einen lôwen d' begonde grisgrāmen vñ vngeberdig sin. Dax sah d' alte vnd spch. wie ist dir so angst. wir sien wol beide hie īne. od' gang du hin vs. Do mohte in d' lôwe nit erliden vñ giēg uō im vs* (Palm 8,3 = § 27). — *Ein weltlicher man was beheft vnd kam in ein klost'. vñ die brûd' tatē alle ir gebet úb' in vñ mohten den bôsen geist uō im nit v'triben. Nu sprachē sú zû ein and'. Niemā mag in vertribē wā d' abt Besarion. seit man im ab' dc er hie ist so kumet er nit in dax múnst'. darumb heissen wir den túuelsúchtigē sitzen od'ligē in die kilchen so dēne d' abt kumet so bittē wir in dc er in heisse vf stan. Dis geschah. vnd do in d' abt in d' kilchen uant do spchē die brûd'e zû im. vatt' wecke den vf er schlafet. Do spch d' alte. Stand vf vñ gang vs. vō dem gebotte fûr d' tieuel vs dem menschen vñ liex in gesunt* (fehlt bei Palm, Rossweyde VI, 2, 4 = 649ᵇ; VII 14, 2 = 671ᵃ; III 121 = 518ᵃ). — *Moysen den abt fragte ein brûd' vñ spch. Ein man schlehet sinen kneht vmb sin missetat. was sol d' kneht sprechen. D' alte spch. Ist er ein gût' kneht so sprichx er Ich hab* (35ᵃ) *gesúndet erbarme dich úb' mich. D' brûd' fragete ab' vñ spch. Sol er ĭt me sprechē. Do spch d' alt. Nein. So er sich schuldig git dc er gesúndet hab zehant so erbarmet sich sin h're úb'in. Darnach gat dax niemā sins ebēmenschē getat berihten sol. Do vnsers h'ren hand alle die ersten geburt schlûg ī dem lande Egypto do was enkein hux da nút tôten inne w'e. Do spch d' brûder. was betútet das wort.*~*D' alt spch. Sehē wir an úns' súnde so achtetin wir vf únsers ebēmenschē súnde nit. Es ist nit ein witze ob iemā sinen tôten in sinem huse lat ligē vñ us uō im gat dc er helfe klagē*

1) Am Rand steht *vmb*.

andren lúten ir tŏten. Stirb allen lútē. dc ist als uil gesprochen. Trag allein dine súnde. gedenk vf niemā wie úbel er si. oder wie gůt dirre si. Tů niemān úbel. v'smahe niemāne umb dc er úbel tůt. Gelimphe niemā d' úbel tůt. Hind'red nie-mān. sprich. got erkēnet ieklichen wol. hilf d' hind'red nit tůn vñ hŏre es nit gerne. wā got sprichet. Bihtent nit so w'dent ir nit gerihtet. hab wid' niemān uientschaft in dime h'zen. v'smahe niemān ob er vientschaft hat so gewīnest du friden. Trŏste dich selben also dc du gedenkest dc (35b) *dú liplich od' zitlich ar-beit vnlang wert vñ darnah gat ewikliche růwe vñ frŏde* (fehlt bei Palm, Rossweyde VI, 4, 7 — 658a). — *Der abt Agathon spch. Bist du bi dinē brůd'n so bis als ein steinī sul. dú zúrnet nit ob mā si schehet. vñ d' si eret des úb'hebt si sich nit* (fehlt bei Palm, Rossweyde VII 42, 2 = 683a). — *Pastor d' abt sprach. Swer zwen rŏcke habe d' v'kŏffe einen vnd kŏffe ein swert. Bi dien rŏcken ist bezeichēt. der růw hat d' sol si geben vmb arbeit. da mitte ist bezeichent dax swert da mit man můx dem túuel angesigen* (fehlt bei Palm, Rossweyde VI, 4, 14 = 659b). — *Johan-nem den abt fragte ein brůd' also. Warumbe schamet sich dú sel nút dc si uō ir ebenmenschē úbel redet vñ si selb wund ist. Do spch d' alte. Ein armer man hatte ein wip zů d' nam er ein and' dur ir schŏni. Nu waren sú beide nackent uō ir armůt. vñ eins males wart ein grox markt in dem lande. vnd dú wib baten den armen man dc er sú dar fúrti. Do nam er einen zub' vnd saxte sú beide dar in vñ fúrte sú vf den markt. vnd umb den mittē tag begonden die lúte růwē von d' hitze. Do gieng d' frŏwen einú vs dem zub' dú vant nahe bi ir ein alt ver-worfen tůch da mit bedakte si ir schame vñ gieng do frŏlich' dēn uor. Dar zů spch dú in dem zuber. Nu sehent dú schande ist nackent* (36a) *vñ schamet sich nit. Dauō erschrak d' man vñ spch mit sere. O wunder. dú hat ir schame etwe uil bedecket so bist du zemale gar blox. vñ schamest dich nit dc du si beschiltest dú etwas an ir hat. Also ist ein ieklich' hinder reder d' sihet an sin súnde nit vñ berihtet frŏmde súnde* (fehlt bei Palm, Rossweyde VI, 4, 10 = 658b). — *Drie brůd' giengē sament vñ dingeten eins richen mānes korn vf sime ack' ab ze snidēne vmb lon. d'o wart ein' siech vñ gieng wid' hein in sin celle. Do sprachē die zwene. wir súlē dis w'k uolbrīgē ṽnsers brůd's gebet hilfet ṽns an sin' stat. vñ griffen die arbeit an. vñ ṽns' h're sah an ir andaht vñ half inē dc sú dax korn hatten ab gesnitten uor dem tage als sú es hatten drin brů-dern vf geleit. vñ do sú dē lon enphiengen do santen sú nach dem dritten brůd' vñ buttē im sinen teil. dex enwolte er nit. vñ sprach er hetti sin nit v'dienet. vñ wurdē darumb kriegēde. vñ nach lang' rede kamen sú fúr einen heiligē abt vñ leitē ime irē krieg fúr. Do gebot d' abt dem siechen brůd' dc er sinen teil des lones můste nemē* (Palm 12, 26 = § 42). — *Ein brůd' sas in der wůsti mit dem waren túuel stetekliche vñ er wande vñ gedachte dc sú engel w'in. zů deme gieng sin uatter dc er in gesehi vñ trůg ein biel* (36b) *dc er holx mit im wid' hein wolte bringē. Do lúf ein túuel zů im vñ spch. Sihe d' túuel kumt in dins uat' glichnúst vñ treit ein biel da mit er dich mordē wil. du solt in e nid' schlahen. D' brůd' glŏbte das vnd schlůg sinen uatter mit sinem biel ze tŏde. Do giēg d' túuel dar vñ erwurgte ŏch den brůder* (Palm 12, 18 = § 41). — *Ein altuatt' sprach zů einem and'n also. Ich bin tŏd dirre welte. Do spch d' alte. Getrúw dir selber nit die wile du lebest. Du wenest tŏt sin so lebet ab' d' túuel noch d' hat list ane zal* (Palm 6, 17 = § 22). — *Ein alt' sprach. Als vnmuglich das ist dc iemā sin antlút in trůbem wasser mug gesehen. also mag dú sele nit andechtklich bettē e dc si sich reiniget uō gedenken* (fehlt bei Palm, Rossweyde V, 12, 13 = 614a). —

Ein alt' sp̊ch. v'smahe dinen brûd' nit. du ēweist ob d' heilig geist bi dir ist oder bi ime (fehlt bei Palm, Rossweyde, Sententiae 83 = 1005[b]). — *Ein brûd' fragte den abt Pymenionem vñ sp̊ch. was sol ich tûn. ich habe anuehtūge vō vnkúschikeit vñ wird ŏch dik zornig. Do sp̊ch d' alt. Dauid d' wissag seit dc er einen lŏwē erschlûge vñ einē bern erwurgte. Daz ist also ze v'stenne. Er sneit den zorn uō sinem herzē. vñ v'drukte die vnkúschkeit mit arbeitenne* (Palm 51, 24 = § 148). — *Sysoi9 sp̊ch. Ein mēsch hût sins mûdes vñ mache sin sel lebende* (Palm 42, 10 = § 120).

NAUMBURG (SAALE). REINHOLD NEBERT.

MISCELLE.

Hartmanns kreuzlieder und MF 206, 10—19.

Der tod seines herrn hat Hartmann bis auf den grund der seele erschüttert. Der beste teil seiner lebensfreude war mit ihm verknüpft und ist mit ihm zu grabe getragen. Der gedanke an den eigenen tod hat sich seiner bemächtigt und drängt ihn, für sein seelenheil zu sorgen. Hartmann hat erkannt, dass die freuden der welt trügerisch sind; er betrachtet es als die torheit seines lebens, dass er ihnen nachgegangen ist. Wie freundlich ihn aber auch die welt locken mag, er trägt nach ihr kein verlangen mehr. Nach dem tode seines herrn lässt sie ihn kalt. Gott möge ihm bei dieser abkehr von der welt helfen, dass er nicht wider in die gewalt des teufels gerate.

Eine zweite gedankenreihe, die mit der ersten verschlungen ist, schliesst sich an die kreuznahme des dichters: das kreuzeszeichen ist ihm ein schutzmittel gegen die immer widerkehrenden lockungen der welt. Es soll ihm helfen, das ewige leben zu erwerben, das ziel zu erreichen, das er sich nach dem tode des herrn gesetzt hat. Aber auch seinem geliebten herrn soll die kreuzfahrt zugute kommen. Damit er mit ihm im himmel wider vereint werde, widmet er ihm die hälfte von ihr. Schon sieht er voll entzücken das ziel vor sich. Die kreuzeszeichen

kündent eine sumerzît
diu alsô gar in süezer ougenweide lît.

Alle irdische sorge ist aus seinem herzen verscheucht, ein neues leben voll inneren glücks hat für ihn begonnen. Sein herz ist daher von dankbarkeit gegen gott erfüllt, der ihn in den stand versetzt hat, an dieser seligmachenden fahrt teilzunehmen.

Diese gedanken betreffen Hartmann persönlich. Von ihnen erfüllt, fordert er die deutsche ritterschaft auf, das kreuz zu nehmen. An die hochgesinnten wendet er sich besonders. Das, worauf sie ihren sinn gerichtet haben, den ruhm der welt, können sie auch auf der kreuzfahrt erwerben, dazu aber noch ein weit herrlicheres gut, die ewige seligkeit. Wem aber dies zu teil werden soll, der muss ein keusches herz und einen reinen sinn zur fahrt mitbringen. Für den zügellosen, der sich nicht beherrschen und von sünde frei halten kann, ist das kreuz nur eine fessel und bringt ihm keinen gewinn. Aber nicht allein den männern, die in den heiligen kampf ziehen, bringt die kreuzfahrt gewinn, sondern ihr segen wird auch der frau zu teil, welche ihren mann im rechten geiste auf die fahrt sendet. Auch sie muss, wie der mann, herz und sinn rein halten. Sie bete für sich und ihren gatten. So frommt die kreuzfahrt des mannes auch ihr.

Acht von den neun kreuzliedern Hartmanns sind es, welche wir im vorhenden analysiert haben. Sie umfassen nur 79 verse, aber welcher reichtum von lanken ist in ihnen enthalten! Sie strömen aus der tiefe eines leiderfüllten herzens, ; mit den freuden der welt gebrochen, aber gerade dadurch in sich ruhe gefunden . Sie steigen auf zu dem höchsten und reinsten ideal eines kreuzritters, der der he gottes mit leier und schwert dient. Nicht in vollen strophen tönt sein lied; es vegt sich in den knappsten worten und formen, alles lyrische beiwerk verschmähend, r den kern bietend.[1] Aus dem engen rahmen aber tritt uns eine scharf ausgeprägte, t in sich geschlossene persönlichkeit entgegen, die nur ein erhabenes ziel vor augen : und diesem mit aller inbrunst zustrebt. Bei ihr wollen sich nicht *herze und lîp* ıeiden, wie bei Friedrich von Husen (MF 47, 9); in ihr toben auch nicht die geıken, dass sie wider *an die alten mære* und wider *fröide pflegen* wollen, wie in inmar (MF 181, 13—32).

Dasselbe bild bietet uns nun das neunte lied: *Ich var mit iuwern hulden, ren unde mage,* trotzdem es auf einen ganz andern ton gestimmt ist. Dort mahnt : dichter mit worten, die gerade durch ihre ruhe wirken, zur kreuzfahrt; hier ılägt er in leidenschaftlichem feuer dem falschen ideal seiner zeit mit der faust ins ıicht. Er, der doch selbst dereinst die süssigkeit des liebeswahns besungen hatte F 208, 20 fgg.), ruft nun den minnesängern zu:

Ir minnesinger, iu muoz ofte misselingen:
daz iu den schaden tuot, daz ist der wân
d
ir ringent umbe liep daz iuwer niht enwil.

r hohn dieser verse wird nicht durch das bedauern gemildert, in das der dichter n lied ausklingen lässt:

wan müget ir armen minnen solhe minne als ich?

ıd doch ist es nicht zelotischer hass, der ihm diese worte eingibt; sie sind ein rberuf an die minnesänger, seiner heiligen sache beizutreten, wie er oben um die ɪer und frauen geworben hat:

doch sæhe ich gerne daz si ir eteslîchen bæte,
daz er ir diente als ich ir dienen sol.

Wir sehen: diese neun gedichte stehen im engsten seelischen und geistigen ɪammenhange. Einer stimmung, einem geiste entsprungen, bilden sie ein ganzes. inhalt und form gleich hochstehend, sind sie das beste und eigenartigste, was ırtmann geschaffen hat, und sie sollten nicht hinter seine weltliche dichtung gestellt rden. Eines von ihnen unecht erklären[2] heisst einen edelstein aus Hartmanns renkranz brechen.

Dieser selbe mann soll nun zur selben zeit das gedicht MF 206, 10—19[3] verst haben:

1) Schreyer, Untersuchungen über das leben und die dichtungen Hartmanns n Aue. Progr. Pforta 1874, s. 18: „Wir finden grossen reichtum, dabei schnellen tschritt der gedanken, eine kräftige, selbstbewusste knappe sprache, dazu die volldetste reim- und verskunst."

2) Das letzte gedicht ist von Greve, Lüngen, Schreyer, der spruch: *Swelch uwe* von Kauffmann für unecht erklärt worden. Vgl. Piper in Kürschners D. nat.-, Hart. v. A., s. 27.

3) Gegen Burdachs versuch, die strophe mit den vorhergehenden zu vereinen, richt sich Saran, Hartmann von Aue als lyriker s. 4 fgg. aus.

1 *Ich hân des reht daz mîn lîp trûric sî,*
wan mich twinget ein vil sendiu nôt.
swaz fröiden mir von kinde wonte bî,
die sint verzinset als es got gebôt.
5 *mich hât beswæret mînes herren tôt;*
dar zuo sô trüebet mich ein varende leit:
mir hât ein wîp genâde widerseit,
der ich gedienet hân mit stætekeit
9 *sît der stunde daz ich ûf mîme stabe reit.*

Kann man sich denn einen schärferen gegensatz in inhalt und form denken als den zwischen den obigen, von herber weltverachtung, erhabenem idealismus und männlicher begeisterung erfüllten gedichten und diesem jammerliede? Aber nicht nur der allgemeine eindruck, sondern auch einzelne erwägungen sprechen für seine unechtheit.

Schon Wilmanns hat auf den auffälligen umstand hingewiesen, dass Hartmann in den kreuzliedern eine geliebte nicht erwähnt. „Von der geliebten ist in keiner dieser strophen die rede, und doch wäre ihre erwähnung nicht nur natürlich, sondern beinahe notwendig bei einem schritte, der eine jahrelange trennung, vielleicht eine trennung auf immer zur folge hatte. Friedr. v. Hausen (MF 47, 11. 48, 3), Reinmar der Alte (181, 13), Albrecht von Johansdorf (86, 25. 87, 14, 33. 89, 21) stellen den abschied von der geliebten gerade als das hin, was ihnen die kreuzfahrt schwer macht, und der letztgenannte dichter will seiner dame den halben lohn abtreten: nur Hartmann sollte die seine ganz vergessen? Er sollte sogar so weit gehen zu sagen, die kreuzfahrt werde ihm leicht, weil die welt ihn so gewöhnt habe, dass er nicht eben sehr an ihr hange (211, 18)?“ Wilmanns schliesst mit recht daraus, dass Hartmann zur zeit seiner kreuznahme nicht in einem liebesverhältnis stand.

An Friedrich von Husen sehen wir, dass ihm der minnedienst nach der kreuznahme gewissensbedenken erregte. Leib und herz befinden sich miteinander in streit (MF 47, 9 fgg. und MF 46, 19 fgg.). So unsanft dieser streit auch für ihn ist (MF 46, 9 fgg.), er kann sich von dem *aller besten wîp* nicht losmachen; er muss ihr dienen und ihrer gedenken, wohin er auch fährt. Gott möge es ihm vergeben:

daz ruoch ouch er vergeben mir:
wan ob ich des sünde süle hân,
zwiu schuof er si sô rehte wol getân?

Bei dieser frage hätte sich Hartmann wol kaum beruhigt; jedesfalls aber wäre auch in ihm der kampf zwischen *sêle und lîp* entbrannt und hätte seinen ausdruck in den kreuzliedern gefunden.[2]

Aus diesen geht nun aber gerade mit gewissheit hervor, dass der kampf schon entschieden, dass der *lîp* überwunden war und die *sêle* den sieg davongetragen hatte. Es ist ganz undenkbar, dass Hartmann nach der kreuznahme noch den minnedienst und die minnedichtung gepflegt habe. Sie sind völlig unvereinbar mit der weltverachtung, die sich in den kreuzliedern spiegelt. Dann hätte Hartmann auch nimmermehr sein trutzlied gegen die minnesänger schleudern können. Man hätte ihn höhnend auf seinen eigenen liebesjammer verwiesen. Sein eigenes schwert hätte ihn nicht nur geschlagen (MF 206, 9), sondern erschlagen. Aber auch in die zeit, die zwischen

1) Wilmanns, Zu H. v. A. liedern und büchlein, Zschr. f. d. a. 14, s. 147 fg.
2) Auch auf Reinmar MF 181, 12 fgg. ist hier zu verweisen.

tode des herrn und der kreuznahme vielleicht angenommen werden könnte, kann re strophe nicht verlegt werden, denn es ist ja gerade das erstere ereignis, durch Hartmann, um einen ausdruck Reinmars zu gebrauchen, der *gernde muot zer te* ganz genommen wird. Nach diesem unglück hört er auf zu werben

umb allez daz ein man
ze werltlîchen fröiden iemer haben sol.
(Reinmar; MF 159, 1 fg.)

Auch in sich betrachtet, erweckt die strophe die grössten bedenken gegen ihre heit. Von ihr kann ebenfalls kurz und bündig gesagt werden, dass sie nichts von manns art hat. Als grund für seine traurigkeit gibt der dichter in erster reihe skummer an, v. 2, aber erst fünf zeilen weiter sagt er uns, welcher art dieser skummer ist und knüpft ihn nun als ein sekundäres moment (*dar zuo*) an den des herrn. Dieses unglück, das Hartmann zu so ergreifenden worten bewegt, hier mit den trivialen wendungen: *Ich hân des reht daz mîn lîp trûric sî* und *hât beswæret mînes herren tôt* abgetan, während auf der anderen seite das e, nur neun zeilen umfassende gedicht an einer übertreibung des ausdrucks t, wie sie den werken Hartmanns und ganz besonders den kreuzliedern durchaus d ist.[1]

swaz fröiden mir von kinde wonte bî,
die sint verzinset als es got gebot.

stelle demgegenüber die einfachen und doch so innigen worte

der fröide mîn den besten teil
hât er dahin.

er strophe MF 209, 15—24 klagt Hartmann, dass ihn die *swære,* die er von der bten erdulde, mehr bedrücke, als es die reichsacht tun würde; ihr könnte er eichen, aber

diz leit wont mir alles bî
und nimt von mînen fröiden zins als ich sîn eigen sî.

h in diesen worten nichts von der überspanntheit der obigen. Noch krasser klingt, er die frau

sît der stunde daz ich ûf mîme stabe reit[2]

bt habe. In dem schönen liede, in dem Hartmann über sein wirkliches oder nur egebenes liebesglück jubelt, sagt er nur (MF 215, 29):

sî was von kinde und muoz mê sîn mîn krône,

diesen einfachen ausdruck *von kinde* hatte der verfasser unserer strophe schon er dritten zeile gebraucht, und so verstieg er sich, augenscheinlich durch reim-

1) Ein anderes urteil über die sprache dieser strophe fällt Naumann, Zs. f. d. a. 47.

2) Vgl. Nîthart (48, 8 fgg.):

Nieman sol an vrouwen sich vergâhen.
des wart ich wol inne: mirst diu mîne gram.
der getrat ich leider alsô nâhen
daz ich iêz ir hende ein glesîn grüffel nam.
daz was ir gekoufet, in der krâme stuont ez veile,
daz wart mir verwizzen sît nâch grôzem unheile,
dô sî reit mit kinden ûf dem seile.

not veranlasst, zu dem vorliegenden. Die übertreibung tritt noch stärker hervor, wenn man daran denkt, dass „der begriff, den man mit *kint* verband, eine viel längere lebenszeit umfasste als der, den wir jetzt damit verbinden". Vgl. Mhd. W. I, 817ᵃ. Wir tun gut „von kinde" nicht mit „von kindheit auf", sondern mit „von jugend auf" zu übersetzen. Dass Hartmann das wort und die wendung in diesem sinne gebraucht, dafür sei nur auf ein besonders bezeichnendes beispiel hingewiesen. Iw. 6330 erzählt eine der jungfrauen:

> *des selben landes herre*
> *gewan den muot daz er reit*
> *niuwan durch sîne kintheit*
> *suochen aventiure.*

Selbst Iwein wird v. 5260 von dem truchsess ein *kint* genannt, gerade so als wenn heute jemand höhnisch als „junger mann" bezeichnet wird. Die wendung *von kinde* ist häufig genug; Heinzel[1] hat die beispiele aus MF zusammengestellt. Nur Heinrich von Morungen geht einmal über den gewöhnlichen ausdruck hinaus, indem er sich rühmt, dass er von kindheit auf einen stäten sinn gehabt habe (MF 136, 9 fgg.).

Unter den neun zeilen der strophe wird der inhalt der zweiten von der achten, das *von kinde* der dritten von der letzten widerholt. Widerholungen sind ja bei Hartmann nicht selten. So finden wir den vers eines kreuzliedes: *got hât vil wol ze mir getân,* MF 211, 11, fast wörtlich in dem klagelied der frau über den verlust des geliebten mannes: *got hat vil wol zuo zir getân,* MF 217, 34. Ebenso ist es an sich ohne belang, dass das *trûren* des dichters als von einer *vil sendiu nôt* herrührend bezeichnet wird. In unserer kurzen strophe ist aber nicht bloss eine oder die andere wendung den minneliedern Hartmanns entnommen, sondern eine bei der kürze des gedichts auffällige anzahl. Man vergleiche:

v. 2 *ein vil sendiu nôt:* MF 217, 31 *in müeze lîden sende nôt*
214, 16 *des herze ist vrî von sender nôt.*
v. 3 *von kinde:* 215, 19, s. o.
wonte bî: 209, 24 *diz leit wont mir allez bî*
v. 7 *mir hât ein wîp genâde widerseit:* 208, 4 fgg. *die swæren tage sint alze lanc*
die ich sî gnâden bite
und si mir doch verseit.

v. 4 *die (fröiden) sint verzinset* lehnt sich sprachlich an das kreuzlied: *Nû zinsent, ritter, iuwer leben und ouch den muot* an und inhaltlich an die ebenfalls schon angeführte stelle: *diz leit wont mir alles bî und nimt von mînem fröiden zins als ich sîn eigen sî.* Der kompilatorische charakter der strophe ist also wol unverkennbar.

Was bedeutet nun zuletzt der ausdruck: *ein varende leit?* Haupt hat es in der anmerkung zu MF als „ein zu gange gebrachtes" gedeutet, Naumann als „ein nicht nachlassendes, den dichter immer begleitendes", Bech[3] II, s. 30 als „ein leid, das im gange ist, nicht weichen, nicht ruhen will". Wären diese deutungen richtig, so müssten sie auch auf den ausdruck *varende fröide* zutreffen. Dass dies aber nicht der fall ist, ergibt sich aus den klaren und unzweideutigen worten Reimars MF 174, 3 fg.:

> *Ich hân varender vröuden vil*
> *und der rehten eine niht diu lange wer.*

1) Heinzel, Über die lieder Hart. v. A., Zs. f. d. a. 15, 140.

fröuden sind also in übereinstimmung mit dem eigentlichen sinne des wortes gliche, vorübergehende freuden". In demselben sinne ist das wort Walther Wilmanns s. 130) gebraucht:

> *Aller arebeite heten wir vergezzen,*
> *dô uns der kurze sumer sîn gesinde wesen bat.*
> *Der brâhte uns varnde bluomen unde blat:*
> *dô trouc uns der kurze vogelsanc.*
> *wol im der ie nâch stæten fröiden ranc!*

hen die *stæten fröiden* im gegensatz zu den *varnden fröiden* des sommers. ie von *unstæte* ist das wort bei Walther von Metze gebraucht, eine stelle, Wilmanns verwiesen hat. Die ganze strophe lautet MSH 309[b] (VII, 1):

> *Ich habe ein herze, daz mir sol*
> *noch grôzen schaden oder vrumen machen;*
> *ein varnden lôn erwürbe ich wol,*
> *dâ von ich einen sumer möhte lachen:*
> *Als ich denne den erwürbe,*
> *der wær unstæte, sam der klê,*
> *mit den bluomen er verdürbe,*
> *so müest' ich werben aber, als ê.*
> *nach heile mueze ez mir ergân:* [wân.
> *i'nger eines varnden lônes niht, mich vröut noch baz ein lieber*

sen stellen[1] geht hervor, dass auch *varndez leit* nichts anders bedeuten kann rübergehendes, vergängliches leid". Den gegensatz bildet *stætez leit, wern-* .[2]

Nun hat Haupt für unsere stelle eine stelle aus Rubin herangezogen, aber elbst bemerkt, dass die handschriften auseinandergehen. BC haben *varndez werndez leit.*[3] Die richtigkeit des letzteren ergibt sich aus dem zusammen-

1) Es sei noch verwiesen auf Reinmar von Zweter, MSH II, 186[a] (50), Bartsch[4] Deutsche liederdichter, s. 221:

> *Ein lîp, zwô sêle, ein munt, ein muot,*
> *ein triuwe vor missewende und ouch vor varnder scham behuot,* usw.

2) Für diesen ausdruck sei verwiesen auf Walther 89, 26 (Wilm. s. 329):

> *friunt, dêst ouch mîn klage*
> *und mir ein wernde nôt.*

530:

> *„seht, hêrre", sprach si, „deist diu nôt,*
> *daz ist diu wernde herzeklage,*
> *in der ich alle mîne tage*
> *mit lebendem lîbe sterben muoz.*

1678:

> *ez was diu wernde swære,*
> *diu endelôse herzenôt,*
> *von der si beide lâgen tôt.*

von Singenberg:

> *nu sende, erbarmherzer got, mir des sô stæte riuwe*
> *daz ich der welte widersage*
> *und ich mit dîner süezen muoter volleist noch den*
> *iemer wernden lôn bejage.*

Pfaff, Der minnesang I, s. 126 (Kürschners D. nat. lit.).

hang, und es ist daher mit recht von von der Hagen eingesetzt worden. MSH I, 316[b] (XVII):

Der vogele süezez schallen
hât mich hügende brâht,
daz mîn werndez leit ein teil geringet ist;
daz muoz mir wol gevallen,
daz si's habent gedâht:
so wol dir, lieber sumer, daz dû komen bist!

Die vorliegende stelle erweist also die möglichkeit, dass in dem *varnde leit* unserer, nur von C überlieferten strophe ein fehler der handschrift vorliegt. Diese möglichkeit erhöht sich zur wahrscheinlichkeit, da einem minnesänger doch kaum zuzutrauen ist, dass er eine *vil sendiu nôt* als ein *varndez*, ein vorübergehendes leid bezeichnet. Wenn wir aber auch diese textänderung mit v. d. Hagen vornehmen, die oben dargelegten bedenken gegen die echtheit der strophe werden dadurch nicht vermindert.

RATIBOR. P. MACHULE.

LITTERATUR.

Axel Olrik, Om Ragnarok. København 1902. 135 s. (Særtryk of Aarb. for nord. oldkynd. og hist. 1902).

Wie es TU 1, 137 fgg. mit dem Baldermythus versucht wurde, unternimmt es Olrik, aus dem Fenrirmythus gewisse wandermotive erzählender dichtung quellenmässig zu belegen. Bei der fesselung des Fenrir heisst es bekanntlich: man habe bei seinem *gómsparri* dem wolf ein schwert zwischen ober- und unterkiefer eingesetzt (SnE p. 34 fg.); mit offenem maul kommt er zum götterkampf, sein unterkiefer schleift am erdboden, der oberkiefer steht am himmel — *gapa mundi hann meira ef rúm væri til* — Viþarr stapft mit dem einen fuss, an dem er den zauberschuh trägt, in den unterkiefer, mit der faust fasst er dem untier in den oberkiefer und reisst ihm so den rachen entzwei (SnE p. 63 fg.). Dass wir es hier mit märchenmotiven, die namentlich in Osteuropa verbreitet sind, zu tun haben, hat Olrik (s. 90 fgg.) in überzeugender darlegung erwiesen (vgl. die parallelen im Archiv f. slav. phil. 5, 12. Radloff, Proben der volkslit. der türk. stämme 1, 38 fgg. 70 fgg. 351 fgg., namentlich 301. Kallas, Märchen der Ljutziner Esten nr. 5): „således kan dette motiv — uhyret med gab lige til himlen ... — følges over hele den tyrkisk-finsk-slaviske folkeverden; og fra dens nordøstlige til dens sydvestlige udkant kan vi følge det særlige træk, der svarer til vor Fenresulv, at kæberne nagles eller spærres fra hinanden ..." (s. 95).

Nun kehren diese märchenmotive aber auch in bildlicher darstellung auf dem Gosforth-kreuz wider (Aarb. 1884, 12 fgg. u. a.) und Olrik handelt s. 5 fgg. über diese darstellungen. Ich hätte zu bemerken, dass auf diesen bildern das schwert fehlt und der held dem untier mit einer lanze in der hand entgegentritt (ungefähr wie in der s. 94 besprochenen variante!), dass wir nach Olriks eigenen nachweisen mit einer märchenscene rechnen müssen[1] und daher kaum befugt sind, mehr aus diesen bildlichen darstellungen zu entnehmen, als dass sie die verbreitung des märchens in Nordwesteuropa belegen (s. 10 fg.). Mit den worten: „billedet må i begge tilfælde

1) Vgl. Leskien-Brugmann, Litauische volkslieder und märchen s. 407. 559.

fremstille Vidar" (s. 7) geht Olrik zu weit; vgl. die bemerkung s. 8fg. und die den sachverhalt deckende erklärung: det er som vidnesbyrd om de enkelte fortællingers tilværelse, disse mindesmærker skal benyttes (s. 10). Mit andern worten: es kann auch Bugge recht haben, der die von anderen als Vidar gedeutete figur als Christus anspricht (Home of the eddic poems s. LXV), denn mit sicherheit ist eben nur das märchenmotiv constatiert, über den namen des (märchen)helden vermögen wir nichts auszumachen. Es wäre wol richtiger gewesen, die litterarischen und die monumentalen zeugnisse für die Fenrirscene im zusammenhang zu behandeln und die steine nicht höher einzuschätzen als die sagen und märchen. Denn das ergebnis der untersuchung ist an sich lehrreich genug und wertvoll.

Nun geht aber Olrik noch weiter und führt die ganze figur des gefesselten Fenrir auf osteuropäische quellen zurück: auf nordischem boden sei die vorstellung des gefesselten raubtiers mit dem *gómsparri*-motiv zusammengewachsen (s. 95). Er handelt unter dem titel „Det bundne uhyre" ausführlich über diesen punkt (s. 78fgg.) und betont, die rolle des Fenrir gehe in ragnarok auf, sei aber hierbei eine der allerwichtigsten (alle myter drejer sig om han skal være bunden eller løs .. han er alene til for verdens-ødelæggelsens skyld s. 80). Die vorstellung eines raubtiers, das von heldenhafter hand gefesselt aber beim weltuntergang loskommen wird, belegt Olrik in der Apokalypse, im Avesta, in der heldensage der Tartaren, im märchen der Esten und schliesst: den samme myte om verdens undergang må altså have eksisteret hos vidt adskilte grene af den finsk-tyrkiske folkeæt i Asien og Østeuropa (s. 86). Wie nun „der gefesselte Loki" sein vorbild habe in dem gefesselten Satan des christlichen mittelalters und daher keine altnordische vorstellung sein könne, vielmehr in einzelzügen fremden einfluss sicher erkennen lasse und durchgehends sich als mit dem christlichen Lucifer identisch erweise (s. 87), so entspreche der Fenriswolf in den grundzügen dem finnisch-tartarischen mythus: ligesom den ragnaroksbundne menneskeskikkelse tilhører et vist område (det kristne Europa samt Norden med dens Lokeskikkelse), slutter vort bundne rovdyr sig i begreb og i område til de forestillinger, som vi kan følge gennem Østeuropa og ind pan Asiens stepper (s. 90), vgl. s. 97: medens den bundne Loke bygger på kristne forestillinger, hører Fenresulven sammen med en gruppe af østlige lands forestillinger.

Von solchen wandermotiven und mythologischen wanderfiguren (Loki, Fenrir) unterscheidet Olrik die im norden heimischen weltuntergangsvorstellungen. Von den Färöern, von Island, namentlich aber von Jütland bringt er aus dem folklore belege dafür bei, dass eine grosse schlange einmal kommen und die welt zerstören werde (s. 97 fgg. 102); bemerkenswert ist das beispiel von Brande kirke (s. 98): to tyrekalve kæmper med lindormen og fælder den, men er selv så ilde medhandlede, at de kun går syv og ni skridt för de synker livløse til jorden — en mærkelig lighed med Voluspå, hvor Thor også går ni skridt fra den dræbte orm, för han segner (s. 53). Olrik weist die schlange auch in Tirol und Salzburg nach, erinnert an die persischen und indischen parallelen (s. 103 fg.), lehnt jedoch, wegen der örtlichen gebundenheit nordischer sagen, die annahme eines wandermotivs ab, betont vielmehr die stetigkeit epischer gedanken, die noch unter dem neuen dichterischen bild der midgardschlange durchbrechen (s. 104 fg.).

Nach ähnlichem verfahren bemüht sich Olrik die vorstellung vom fimbulvetr (s. 11 fgg.), vom versinken der erde ins meer (s. 19fgg.), vom verschwinden der sonne (s. 33fgg.) — ursache des fimbulvetr (s. 39)? — als im norden altheimisch sicherzustellen. Örtliche gebundenheit bedeute nicht so viel als örtlichen ursprung (s. 15),

aber für die vorstellung vom versinken der erde ins meer, die allerorten an den keltischen und nordischen küsten des Atlantischen oceans begegnet, will es ihm evident erscheinen „at når sådan en natur er et stadigt vilkår for denne tros bevarelse, må den i endnu langt höjere grad være en betingelse for dens fødsel (s. 23). Trotzdem entscheidet er sich in diesem fall zu gunsten der keltischen küstenstriche: det er lidet tænkeligt, at disse nabofolk med nær sammenhængende kultur uafhængig af hinanden er komne til denne opfattelse; det ene må have lånt fra det andet... det er i höjeste grad sandsynligt, at læren om en verdens undergang er nåt fra Kelterne til Norden, ikke omvendt (s. 30 fg.).

Als beweismaterial dafür, dass die ragnaroklehre, die weltuntergangsidee keltischen ursprungs nach dem germanischen norden verpflanzt worden sei, dienen nicht die meteorologischen anzeichen, die im folklore bis in die gegenwart herein sich erhalten haben, sondern die mythischen geschehnisse der götterkämpfe, die s. 47 fgg. behandelt werden. Scharfsinnig hat Olrik erkannt, dass der weltbrand für die ragnarok nicht entfernt die bedeutung besitzt, die man ihm beizumessen gewohnt ist: *Surtar logi* sucht die wohnungen der götter heim, den gængse tro kender ingen brand af jorden, men vel en Surts lue i gudeverden ... derimod optræder verdensbranden hos en mængde andre af jordklodens folkeslag (Kelter, Hinduer, Perser, Jøderne etc.) s. 40. Auch in der Vǫluspá ist von einem weltbrand so wenig die rede als in den Vafþrúþnesmǫ́l, die lieder berichten nur von einem brand Asgards; die erde sinkt ins meer[1]: ødelæggelsen ved ild er på nordisk grund bleven indskrænket til gudesagnene (s. 42), die geschehnisse fassen sich denn auch in dem begriff *ragnarǫk* zusammen und was dieses wort bedeutet, erfahren wir aus der synonymen formel: *þás regin deyja;* „dette er det store ragnaroks-problem: en verdensafslutning der först og fremmest er gudernes undergang; en stejl modsætning til den kristne lære..som besang dommedagen som guds store sejr over djævel og trolde". Grade eins ist sicher: dass wer da versuchte, die nordischen ragnarǫk auf christliche vorstellungen zurückzuführen, die unterscheidenden grundformen unterschätzte (s. 47). Das central-problem der ragnarǫk ist das „sterben der götter" (s. 134 vgl. TU 1, 297 u. ö.). Darin bin ich mit Olrik durchaus einverstanden. Das ist aber seiner art nach nicht so sehr ein mythologisches, als ein religiöses problem und leider ist Olrik auf die religiöse seite der frage gar nicht eingegangen. Er behandelt die einzelnen motive als folklorist (cfr. folkemindeforskeren s. 128), nicht als religionshistoriker. Das ist insofern verwunderlich als er mit mir die ansicht vertritt, es handle sich um probleme religiöser art (til dels af stor religiøs rækkevidde s. 129); wenn ich jedoch seine schlussbemerkungen richtig deute, beabsichtigt er auf die religionsgeschichtlichen fragen in einer spätern arbeit zurückzukommen (s. 134 fg.). Vorerst deutet Olrik nur an (s. 106 fgg.), dass er sich der auffassung G. Storms anschliesse und den glauben an seelenwanderung voraussetze, während ich auf dem standpunkt stehe, dass es damit nicht getan ist, dass das sterben der götter seinen eigenen religiösen gehalt hat und dass auch hier für das mythologische sterben sein

1) Mir ist nicht gegenwärtig, worauf sich die behauptung Olriks stützt: for den fuldstændige verdensbrand må da Voluspå bære ansvaret... denne opfattelse hviler alene på Voluspås autoritet (s. 40), denn str. 57 enthält kein wort davon, dass die ins meer versunkene erde vom feuer überflutet worden sei, den hergang wird man sich nach Vafþrúþnesm. 50 vorzustellen haben. Von den durch das ahd. Muspilli suggerierten vorstellungen müssen wir loskommen; für die annahme eines erdbrandes leistet nicht einmal das wort *muspilli* („feuer") etwas.

iöser wert, das opfer, eingesetzt werden muss. Aber wie gesagt, um die religiösen ıauungen und ceremonien hat sich Olrik vorerst noch nicht bemüht. Er wollte nythen aufarbeiten. Für die um das sterben der götter und um die neuen götterungen spielenden mythen bringt er dieselbe forschungsmethode in anwendung, m vorstehenden bereits erwähnt wurde. Er construiert nicht etwa eine uridg. ıologie und leitet aus einem uridg. mythus die nordischen mythen ab, sondern einzelne mythen, die verschiedenen völkern gemeinsam sind, von volk zu volk lern: ligheden mellem Nordboernes myter .. på den ene side og de persiske og ske på den anden side lader sig dog ikke forklare ud af den fælles baggrund .. ıå være vandrede eller efterlignede fra land til land (s. 109 vgl. s. 117). So auch götterkampf in der Óþinn-Víþarr-Fenrirscene, in der Þórr-Miþgarzormscene und ır Freyr(?)-Surtrscene (s. 48 fgg.). Von diesen glaubt Olrik nachweisen zu können, sie aus der keltischen mythologie entlehnt sind — die eine und andere comion ist uns bereits aus den schriften von Sophus Bugge geläufig, ich glaube aber ı, dass Olriks ausführungen überzeugender wirken werden (s. 63 fgg.), zumal der selbst schwerwiegende bedenken äussert (s. 65). *múspell* ist er geneigt für tlich auszugeben: imod en rent hedensk oprindelse taler den begrebsmæssige ıed hvormed det fremtræder i oldtysk. Det er da en slagskygge af de kristne nedags-forestillinger, der vandrer sammen med og forud for kristendommens förste ængen. Det synes rimeligt, at ordet er vandret fra det ene folk til andet i digt). *Naglfar* dagegen hat seine voraussetzung im heimischen volksglauben, sofern abergläubische gebräuche mit abgeschnittenen nägeln[1] einschlagen (s. 69 fgg.). r wird aus der verbindung mit *Muspellzsynir* gelöst, als „verdensdybets jætte“ ntet (s. 71 fgg.) und mit einem altkeltischen unterweltsgott identificiert (s. 77). zu ebnet sich Olrik die bahn, indem er mit den hss. gegen alle neueren textkritiker[2] 51 liest:

Kjóll ferr austan koma muno Muspellz
um lǫg lýþir enn Loki stýrir.

zweiter halbvers *Koma muno muspellz* ist sonst in Vǫluspá unerhört und Snorri edenfalls unsere strophe mit dem emendierten wortlaut gekannt (Loka fylgja allir rsinnar SnE p. 63) und um seine fassung zu beseitigen, reichen die gegenırkungen Olriks (s. 66 anm.) nicht aus. Wo er über ahd. *muspilli*, and. *mudspelli* elt, wäre eine auseinandersetzung mit Zeitschr. 33, 5 zu erwarten gewesen, dann n wol die ungenauigkeiten und unklarheiten vermieden worden, auf die wir jetzt fgg. stossen. Schon seine stilkenntnis musste ihn davor bewahren, die worte *spelles megin obar man ferid* (Hel. 2591) aus dem zusammenhang mit *endi ıro weroldes* zu reissen und so eine rein äusserliche ähnlichkeit mit einer für s. 42 mit Grundtvig erschlossenen lesart *Muspellz megir ríða myrkvið yfir*[3] zu len. Ich fürchte sein versuch *muspell* aus dem altheimischen sprachgut des ıns zu streichen (s. 73), wird nicht bloss an der übereinstimmung scheitern, die eographischen zwischen Vǫl. 51, Lokas. 42 und SnE besteht.

Auf lebhaften widerspruch werden auch die im schlusskapitel über die ragnarokderung und die quellen der Vǫluspá (s. 111 fgg.) vorgetragenen ansichten stossen.

1) Ein interessanter beleg hierzu findet sich bei Fr. Kreutzwald, Ehstnische hen s. 143 fg. 360.

2) Heinzel-Detter bilden nur eine scheinbare ausnahme, denn ihre edition ist textkritische.

3) Ich halte diesen vers metrisch für bedenklich, vgl. Zeitschr. 34, 177.

Er unterscheidet in diesem gedicht drei stoffliche kategorien: entweder werden seine angaben durch andere quellen bestätigt oder bleiben von ihnen unberührt oder stehen mit ihnen im widerspruch. Er betont die malerischen und ästhetischen qualitäten der Vǫluspá um sie als kunstschöpfung erscheinen zu lassen — ich vermisse bei der charakteristik des werkes nur, dass Olrik nicht auch veranlassung genommen hat, die prophetische tendenz hervorzuheben; im übrigen habe ich fast mit denselben worten die compositionsform des werkes geschildert (mit s. 114 vgl. TU 1, 304). In der beurteilung der einzelnen stellen, die nach meiner ansicht echt und zuverlässig sind, weiche ich allerdings wesentlich von Olrik ab. Er bemüht sich mythologische zeugnisse aufzuspüren, die den angaben anderer quellen widersprechen und daraus dem Vǫluspá-dichter einen strick zu drehen. Aber er hat nur einen einzigen fall[1] beigebracht, um ihn selbst wider fallen zu lassen: v. 40 stehe im widerspruch mit Grimnesm. 39 (s. 115). Es handelt sich um die sog. sonnenwölfe, von denen einer der sonne voraus, der andere der sonne nach rennt[2]. Weshalb von diesen untieren nicht gesagt worden sein solle, sie seien im Ísarnviþr gross gezogen, ist nicht einzusehen. Olrik gibt denn auch selbst zu, es sei möglich, den widerspruch zu beseitigen. Dass wir an zahlreichen andern stellen des gedichts angaben vorfinden, die sonst nirgends widerkehren, begrüssen wir dankbar; ihnen nur subjektiven wert beizumessen, ist ein litterarhistorisch nur sehr schwer zu verteidigendes verfahren („alt det er digterudmaling“ s. 117), dabei sich auf anleihen aus dem ausland zu beziehen — Heimdallr wird z. b. auf den die posaune blasenden erzengel Michael zurückgeführt (s. 118fgg.) — ist ein ausweg, den wir doch erst zu beschreiten raten, wenn nicht einzelheiten, sondern ganze zusammenhängende reihen von figuren und motiven sich versorgen lassen. Aber der Vǫluspá-dichter, nach Olrik beheimatet „på en ö eller strand indenfor golfströmmens milde klima“ (s. 23), soll sich sprungweise bald in heidnischen bald in christlichen motiven bewegen, soll von nordischen mythen auch nicht viel mehr als wir gewusst haben (s. 127fg. 129), soll aber trotzdem in beträchtlichem umfang religiös wirken (s. 129), soll die widerkunft Christi aufgenommen haben (s. 126fg.), obwol was wir bei ihm davon hören völlig von den christlichen quellen abweicht (s. 132). Wir werden daher gewarnt, dieses im ganzen heidnische gedicht — die vollendetste darstellung der heidnischen gedankenwelt (s. 130) — nach seinen christlichen elementen zu überschätzen. Es steht also im grunde nicht anders als bei den thesen Bugges, wenn Olrik sagt: „de optrin i ragnarok, som kun kendes i Vǫluspå, svarer alle til kristne motiver i verdens undergang og de er indkomne i nordisk ved lån fra kristendommen. Mellemledet ved denne overførelse synes i enkelte tilfælde at have været den folkelig-irske digtning af gude- og helteæventyr“ (s. 133).

In tabellenform hat O. schliesslich die ragnarokmotive in drei gruppen geteilt (s. 133fg.): 1) hedensk (solen sluges af solulv; fimbulvinter; jorden synker i hav; Fenresulven; ormen i dybet; gudekampen; Surts lue; den nye gudeslægt; den overvintrede menneskeslægt). 2) af kristen oprindelse, men almindelig kendte i vikingetiden (Loke kommer løs; Muspels folk [?]; Balders komme [??]). 3) af kristen oprindelse, særlige for Voluspå (menneskehedens fordærvelse [?];

1) Worauf die worte „store antal af dybtgående modsigelser“ beruhen, ist mir nicht bekannt.

2) Warum ist zu s. 34fg. nicht auf Hervararsaga (ed. Bugge) s. 246 verwiesen worden?

allarhornet indvarsler ragnarok; solen sortner og stjærner styrter[1]; verdensbranden; lighedsboligen; den mægtiges komme).

1) Hier weicht Olrik von seiner sonst geübten praxis ab, was durch den heutigen ›lksglauben als volkstümlich belegt ist, für heimisches gut auszugeben.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

---

otthelf, Friedrich: Das deutsche altertum in den anschauungen des sechzehnten und siebzehnten jahrhunderts. Berlin 1900. VIII, 68 (= Forschungen zur neueren litteraturgeschichte hrg. von Fr. Muncker XIII). 1,50 m.

In einem flüchtigen überblick, ausgehend von den „historischen" romanen des 7. jahrhunderts, erzählt der verfasser von dem dialog Huttens an, was Aventin, ›b. Franck (s. 16), die ersten humanistischen geschichtsschreiber — es fehlen Irenicus, eatus Rhenanus u. a. — und deutsche autoren des 16. jahrh. (Burkard Waldis s. 23; ıkob Schopper s. 29; Michael Beuther s. 34; Rollenhagen s. 36; Th. Höck s. 37 fg.) rem publikum an urgeschichtlichen notizen zu bieten hatten. Der bericht über das 7. jh. setzt mit Clüver (s. 39) ein und gipfelt in den leistungen eines Moscherosch . 44), Buchholz (s. 48), Grimmelshausen (s. 54), Anton Ulrich von Braunschweig . 55), Lohenstein (s. 60). Die selbst im bibliographischen versagende kleine schrift 'gl. z. b. s. 2 anm. s. 53 anm. s. 60 anm.) genügt nicht einmal den bescheidensten an›rüchen, die man etwa an eine doctordissertation stellen könnte.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

'einrich May, Die behandlungen der sage von Eginhard und Emma. Berlin, Alexander Dunker 1900. (Forschungen zur neueren litteraturgeschichte, hsg. von Fr. Munker XVI.) 3,30 m.

Ob es gerade ein sehr glücklicher gedanke war, die bekannten zusammenellungen von Varnhagen über neuere behandlungen der sage von Einhard und Emma einer besonderen schrift breit auszuführen, mag dahingestellt bleiben. Jedesfalls ›er musste, wer die arbeit einmal aufnahm, sie doch wol sorgfältiger und gründ:her durchführen, als in dem vorliegenden buche geschehen ist.

Der verfasser behandelt im ersten abschnitte die entstehung der sage und ihre ›rschiedenen fassungen mit bequemer oberflächlichkeit, die nirgends über die voringer hinauskommt, ja diese nicht einmal, wie sich's gebührte, benutzt hat. Was cht Varnhagen schon angezogen hat, ist May meistens unbekannt geblieben. Er :heint gar nicht zu wissen, dass der held seiner darstellung die historiker gerade den letzten jahren lebhafter beschäftigt hat; er hat sich auch sichtlich nicht die ühe genommen, die quellen selbst einzusehen, um ein eigenes urteil in seiner sache ı gewinnen. Es sei uns darum erlaubt, zur entstehung der sage hier ein wort ı sagen.

Man weiss, dass dieselbe plötzlich im 12. jahrhundert auftaucht, in dem bald ıch 1167 geschriebenen Chronicon Laureshamense (oder wie May s. 2 sagt: „in den rkunden, die ein mönch des klosters Lorsch anlässlich einer von Eginhard gemachten :henkung in das chronicum Laureshamense schrieb"!!). Es erhebt sich also sofort ıe frage, die unserem verfasser freilich keinerlei kopfschmerzen gemacht hat, woher enn der autor der chronik, der sicher mönch in Lorsch war, seine erzählung geommen habe.

Ihre grundzüge sind bekannt. Einhard, erzkaplan und geheimschreiber des kaisers Karl, war, sagt die chronik, der tochter seines herrn, Emma, so leidenschaftlich zugetan wie sie ihm. Eines abends kommt er in ihr gemach und geniesst ihre liebe. Wie er am morgen sich fortschleichen will, ist starker schnee gefallen. Ihr beisammensein nicht durch seine fusstapfen zu verraten, trägt ihn die geliebte auf dem rücken über den hof. Unglücklicherweise belauscht Karl den vorgang, schweigt aber zunächst. Einhard, vom bösen gewissen geplagt, bittet darauf den kaiser um seine entlassung, da seine dienste nicht nach gebühr belohnt würden. Karl verschiebt seine antwort. Er versammelt seine paladine, erzählt ihnen, was er gesehen und verlangt ihr urteil über den verbrecher. Die meinungen sind geteilt. Der kaiser selbst erklärt, die betrübende tat lieber durch milde verdecken als durch strenge noch schimpflicher machen zu wollen, vermählt die liebenden und stattet den schwiegersohn mit land und kleinodien reichlich aus.

Die anknüpfungspunkte dieser erzählung in der wirklichen geschichte Karls des grossen liegen klar vor unseren augen. Alle voraussetzungen, auf denen die sage sich aufbaut, finden dort sich vor. Von dem anstössigen leben der töchter Karls erzählt Einhards Vita Caroli M. in dem viel citierten cap. XIX ebenso wie von der neigung Karls, diese verhältnisse ohne strafe zu dulden. Dass Karl den nächtlichen schlaf durch aufstehen zu unterbrechen pflegte, meldet ebenso Einhard cap. XXIV, aber auch der Monachus Sangallensis II. 3; bei diesem findet sich I. 30 zudem die nachricht, Karl habe den palast in Aachen so anlegen lassen, *ut ipse per cancellos solarii sui cuncta posset videre, quaecumque ab intrantibus vel exeuntibus quasi latenter fierent.* Dass ferner Einhard zu den nächsten vertrauten Karls gehörte, ist bekannt, auch hiess seine gattin wirklich Imma, und wie zärtlich er sie geliebt hat, sehen wir noch aus dem rührenden briefe an Lupus, späteren abt von Ferrières, in dem er ihren tod beklagt. Dass Imma zwar vornehmer abkunft, aber keine tochter Karls war, ist vollkommen sicher. Man hat hier immer schon auf Angilbert hingewiesen und sein verhältnis zu Bertha, um die verschiebung in der sage zu erklären. In der tat war nichts leichter, als Angilbert und Einhard zu verwechseln. Waren doch beide aus vornehmem fränkischem geschlecht, beide am hofe Karls erzogen, später vertraute des königs und in höchsten ehrenstellen ihm zur seite, beide schüler Alkuins, beide dichter, beide äbte, die ihre klöster mit reliquien und glänzenden bauten auszustatten bedacht waren[1]. Kam zu diesen drei elementen: verhältnisse an Karls hof, Einhard und Emma, Angilbert und Bertha, als viertes das schneemotiv, so war unsere sage fertig. Es ist bekannt, dass dies letztere motiv in selbständiger existenz vor der Lorscher chronik in den Gesta regum Anglorum des Wilhelm von Malmesbury begegnet, dort von einer schwester Heinrichs III. und einem kleriker erzählt. Die frage ist nur: wann kam die vereinigung dieser elemente zu stande und wie, durch lebendige volkssage oder etwa auf litterarischem wege, durch gelehrte combination und erfindung?

Wattenbach neigte wol ersterer ansicht zu, da er (Geschichtsquellen[6] 2, 403) die vermutung ausspricht, der verfasser der Lorscher chronik möchte seine erzählung mündlicher tradition entnommen haben. Ob diese auffassung aber richtig ist?

Mit der versicherung des autors (MG. SS XXI. 357) er erzähle, *prout a maioribus nostris memoriae traditum est,* ist so und so wenig anzufangen; es ist das

1) Die nachweisungen im einzelnen geben die biographien der beiden männer von Althof und Kurze.

die übliche phrase, durch die sich im mittelalter auch erfindungen den rücken zu decken pflegen. Man darf aber doch darauf hinweisen, dass die geschichte Angilberts, nach der unsere sage sicher sich gebildet hat oder vielleicht gebildet wurde, gerade in der ersten hälfte des 12. jahrhunderts im gedächtnis der nachwelt, und zwar speciell geistlicher kreise, neu aufgefrischt ward. Damals betrieb man von S. Riquier aus die kanonisation Angilberts. Seit 1110 geschahen dort an seinem grabe unerhörte wunder, die abt Anscher in drei büchern beschrieb, um sie dem erzbischof von Rheims zu unterbreiten. Ja er verfasste auch eine eingehende Vita Angilberts, die einer mit *maiestas* angeredeten person zugeeignet wird, unter der man wol den papst zu verstehen hat. Hier ist auch ausführlicher von Angilberts verhältnis zu Bertha die rede. Zu bequemer vergleichung mag die stelle nach Mabillon, Acta Sanctorum ord. Bened. IV. 1. 118 hier eingerückt sein.

Rex memoratus, heisst es von Karl d. gr., *de regina Hildigarda tres dudum filias genuerat, quarum sunt nomina Ruodthrudis, Berta atque Gisla: ex his una, videlicet Berta, avidissimo amore in clarissimum virum Angilbertum oculos injecit: et quem in paterno amore super omnes mortales convaluisse noverat eumdem sibi in sponsi titulum et amoris remedium totis affectibus provenire praeoptabat. Sed quia genitoris sensibus haec per se intimare puellaris animus trepidabat, egit tandem opportune importune, ut haec suae mentis passio patri Carolo veniret in notitiam: qui quidem moleste tulit huius modi votum in chara prole exortum: sed veritus ne res in pejus procederet, considerans etiam domni Angilberti ingenuam a proavis nobilitatem, detulit filiae suam voluntatem et inito consilio cum primoribus die statuto filiam accurate ac regaliter exornatam domno Angilberto conjugem sociavit cunctis farentibus qui adesse poterant. Sic domnus Angilbertus a sacerdotii sanctimonio desciscens, regis gener effectus est et ex toto sociatus copulae nuptiali duos filios Nithardum et Hartnidum procreavit. Data est etiam illi maritimae Franciae magna pars in ducatum, ut scilicet regis gener honoris fastigio non careret.*

Diese Vita konnte ja wol in der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts, jener zeit intensivsten geistigen austausches mit Frankreich, in einem kloster des westlichen Deutschland bekannt sein, und es ist doch auffällig, wie sehr genau die erzählung des Lorscher chronisten am schlusse mit ihr zusammentrifft in der überlegung Karls, wie er die unbequeme sache behandeln solle, in der beratung mit den *primores*, in der anerkennung des verhältnisses durch verheiratung der liebenden, endlich der reichen ausstattung des schwiegersohns. Nur der eingang weicht in der Lorscher sage ab, weil dort das schneemotiv eingeschoben ist und zwar genau in der gestalt, wie wir es bei Wilhelm von Malmesbury finden, so dass, wer die erzählungen Wilhelms und Anschers vereinigt und die namen Einhard und Emma für das liebespaar einsetzt, ohne weiteres genau die erzählung der Lorscher chronik bekommt. Allerdings hat Steindorf, Heinrich III., bd. 1, s. 517 fg. sich dagegen ausgesprochen, dass man Wilhelm von Malmesbury für die quelle der Lorscher sage halte. Es sprächen dagegen „namentlich die abweichungen in bezug auf die personen: die verliebte prinzessin, in dem einen falle die schwester, in dem andern die tochter eines kaisers; ferner die verschiedenartigkeit des ausgangs: in dem einen falle dauernde trennung der liebenden, in dem andern eine förmliche hochzeit“. Diese einwände erledigen sich sehr einfach dadurch, dass in der Lorscher chronik eben mit der erzählung Wilhelms die geschichte Angilberts verbunden ist, wie Anscher sie erzählt. Plausibler möchte vielleicht ein weiterer einwand Steindorfs scheinen, wenn er fortfährt: „Auch ist doch

Ihre grundzüge sind bekannt. Einhard, erzkaplan und geheimschreiber des kaisers Karl, war, sagt die chronik, der tochter seines herrn, Emma, so leidenschaftlich zugetan wie sie ihm. Eines abends kommt er in ihr gemach und geniesst ihre liebe. Wie er am morgen sich fortschleichen will, ist starker schnee gefallen. Ihr beisammensein nicht durch seine fusstapfen zu verraten, trägt ihn die geliebte auf dem rücken über den hof. Unglücklicherweise belauscht Karl den vorgang, schweigt aber zunächst. Einhard, vom bösen gewissen geplagt, bittet darauf den kaiser um seine entlassung, da seine dienste nicht nach gebühr belohnt würden. Karl verschiebt seine antwort. Er versammelt seine paladine, erzählt ihnen, was er gesehen und verlangt ihr urteil über den verbrecher. Die meinungen sind geteilt. Der kaiser selbst erklärt, die betrübende tat lieber durch milde verdecken als durch strenge noch schimpflicher machen zu wollen, vermählt die liebenden und stattet den schwiegersohn mit land und kleinodien reichlich aus.

Die anknüpfungspunkte dieser erzählung in der wirklichen geschichte Karls des grossen liegen klar vor unseren augen. Alle voraussetzungen, auf denen die sage sich aufbaut, finden dort sich vor. Von dem anstössigen leben der töchter Karls erzählt Einhards Vita Caroli M. in dem viel citierten cap. XIX ebenso wie von der neigung Karls, diese verhältnisse ohne strafe zu dulden. Dass Karl den nächtlichen schlaf durch aufstehen zu unterbrechen pflegte, meldet ebenso Einhard cap. XXIV, aber auch der Monachus Sangallensis II. 3; bei diesem findet sich I. 30 zudem die nachricht, Karl habe den palast in Aachen so anlegen lassen, *ut ipse per cancellos solarii sui cuncta posset videre, quaecumque ab intrantibus vel exeuntibus quasi latenter fierent.* Dass ferner Einhard zu den nächsten vertrauten Karls gehörte, ist bekannt, auch hiess seine gattin wirklich Imma, und wie zärtlich er sie geliebt hat, sehen wir noch aus dem rührenden briefe an Lupus, späteren abt von Ferrières, in dem er ihren tod beklagt. Dass Imma zwar vornehmer abkunft, aber keine tochter Karls war, ist vollkommen sicher. Man hat hier immer schon auf Angilbert hingewiesen und sein verhältnis zu Bertha, um die verschiebung in der sage zu erklären. In der tat war nichts leichter, als Angilbert und Einhard zu verwechseln. Waren doch beide aus vornehmem fränkischem geschlecht, beide am hofe Karls erzogen, später vertraute des königs und in höchsten ehrenstellen ihm zur seite, beide schüler Alkuins, beide dichter, beide äbte, die ihre klöster mit reliquien und glänzenden bauten auszustatten bedacht waren[1]. Kam zu diesen drei elementen: verhältnisse an Karls hof, Einhard und Emma, Angilbert und Bertha, als viertes das schneemotiv, so war unsere sage fertig. Es ist bekannt, dass dies letztere motiv in selbständiger existenz vor der Lorscher chronik in den Gesta regum Anglorum des Wilhelm von Malmesbury begegnet, dort von einer schwester Heinrichs III. und einem kleriker erzählt. Die frage ist nur: wann kam die vereinigung dieser elemente zu stande und wie, durch lebendige volkssage oder etwa auf litterarischem wege, durch gelehrte combination und erfindung?

Wattenbach neigte wol ersterer ansicht zu, da er (Geschichtsquellen[6] 2, 403) die vermutung ausspricht, der verfasser der Lorscher chronik möchte seine erzählung mündlicher tradition entnommen haben. Ob diese auffassung aber richtig ist?

Mit der versicherung des autors (MG. SS XXI. 357) er erzähle, *prout a maioribus nostris memoriae traditum est,* ist so und so wenig anzufangen; es ist das

1) Die nachweisungen im einzelnen geben die biographien der beiden männer von Althof und Kurze.

e übliche phrase, durch die sich im mittelalter auch erfindungen den rücken zu ecken pflegen. Man darf aber doch darauf hinweisen, dass die geschichte Angilberts, ach der unsere sage sicher sich gebildet hat oder vielleicht gebildet wurde, gerade der ersten hälfte des 12. jahrhunderts im gedächtnis der nachwelt, und zwar spe-ell geistlicher kreise, neu aufgefrischt ward. Damals betrieb man von S. Riquier is die kanonisation Angilberts. Seit 1110 geschahen dort an seinem grabe uner-örte wunder, die abt Anscher in drei büchern beschrieb, um sie dem erzbischof von heims zu unterbreiten. Ja er verfasste auch eine eingehende Vita Angilberts, die ner mit *maiestas* angeredeten person zugeeignet wird, unter der man wol den papst i verstehen hat. Hier ist auch ausführlicher von Angilberts verhältnis zu Bertha ie rede. Zu bequemer vergleichung mag die stelle nach Mabillon, Acta Sanctorum rd. Bened. IV. 1. 118 hier eingerückt sein.

Rex memoratus, heisst es von Karl d. gr., *de regina Hildigarda tres dudum lias genuerat, quarum sunt nomina Ruodthrudis, Berta atque Gisla: ex his una, idelicet Berta, avidissimo amore in clarissimum virum Angilbertum oculos in-cit: et quem in paterno amore super omnes mortales convaluisse noverat eumdem ibi in sponsi titulum et amoris remedium totis affectibus provenire praeoptabat. 'ed quia genitoris sensibus haec per se intimare puellaris animus trepidabat, egit ndem opportune importune, ut haec suae mentis passio patri Carolo veniret in otitiam: qui quidem moleste tulit huius modi votum in chara prole exortum: d veritus ne res in pejus procederet, considerans etiam domni Angilberti inge-uam a proavis nobilitatem, detulit filiae suam voluntatem et inito consilio cum rimoribus die statuto filiam accurate ac regaliter exornatam domno Angilberto mjugem sociavit cunctis faventibus qui adesse poterant. Sic domnus Angilbertus sacerdotii sanctimonio desciscens, regis gener effectus est et ex toto sociatus pulae nuptiali duos filios Nithardum et Hartnidum procreavit. Data est etiam 'li maritimae Franciae magna pars in ducatum, ut scilicet regis gener honoris istigio non careret.*

Diese Vita konnte ja wol in der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts, jener zeit itensivsten geistigen austausches mit Frankreich, in einem kloster des westlichen eutschland bekannt sein, und es ist doch auffällig, wie sehr genau die erzählung es Lorscher chronisten am schlusse mit ihr zusammentrifft in der überlegung Karls, ie er die unbequeme sache behandeln solle, in der beratung mit den *primores*, in er anerkennung des verhältnisses durch verheiratung der liebenden, endlich der ichen ausstattung des schwiegersohns. Nur der eingang weicht in der Lorscher ige ab, weil dort das schneemotiv eingeschoben ist und zwar genau in der gestalt, ie wir es bei Wilhelm von Malmesbury finden, so dass, wer die erzählungen Wil-elms und Anschers vereinigt und die namen Einhard und Emma für das liebespaar insetzt, ohne weiteres genau die erzählung der Lorscher chronik bekommt. Aller-ings hat Steindorf, Heinrich III., bd. 1, s. 517 fg. sich dagegen ausgesprochen, dass ian Wilhelm von Malmesbury für die quelle der Lorscher sage halte. Es sprächen agegen „namentlich die abweichungen in bezug auf die personen: die verliebte prin-essin, in dem einen falle die schwester, in dem andern die tochter eines kaisers; ferner ie verschiedenartigkeit des ausgangs: in dem einen falle dauernde trennung der ebenden, in dem andern eine förmliche hochzeit". Diese einwände erledigen sich ehr einfach dadurch, dass in der Lorscher chronik eben mit der erzählung Wilhelms ie geschichte Angilberts verbunden ist, wie Anscher sie erzählt. Plausibler möchte ielleicht ein weiterer einwand Steindorfs scheinen, wenn er fortfährt: „Auch ist doch

nicht zu unterschätzen, dass die Lorscher erzählung der beglaubigten geschichte ziemlich nahe steht, während Wilhelms entsprechende, aber auf Heinrich III. bezogene erzählung einer solchen grundlage entbehrt". Diese bemerkung beruht aber doch, wenn sie schon auf den ersten blick bestechen mag, auf einer kleinen logischen verwirrung. Was die Lorscher erzählung mit Wilhelm von Malmesbury wirklich gemein hat, das ist der beglaubigten geschichte Karls genau so fremd wie der geschichte Heinrichs III.; denn identisch ist in beiden berichten eben nur das schneemotiv. Was dagegen in der Lorscher sage der authentischen geschichte Karls und seines hofes entspricht, das fehlt bei Wilhelm. Es kommt positiv dazu, dass der wortlaut im Chron. Lauresham. mit Wilhelm doch an einigen stellen recht auffallend zusammentrifft. Es wird ja wol durch den identischen stoff gegeben sein, dass der Lorscher autor (MG. SS XXI. 358) sagt: *ne per vestigia pedum virilium agnitus proderetur, foras exire timuit* wie Wilhelm (MG. SS X. 467) *tum clericus, qui se deprehendendum per vestigia in nive timeret;* merkwürdiger schon, dass hier wie dort für die üble lage des liebhabers der ausdruck *angustiae* verwandt wird. Sehr genau stimmt zusammen, wie die überlegungen des kaisers nach der entdeckung beiderseits geschildert werden, da Wilhelm sagt: *Et forte tum imperator minctum surrexerat et per fenestram coenaculi despiciens vidit clericum equitantem; primo quidem risu hebetatus, sed re diligentius explorata pudore et indignatione obmutuit* und recht ähnlich, nur mit ausführlichkeit und ernst, die Lorscher chronik: *Eam noctem imperator divino ut creditur nutu insomnem duxit diluculoque consurgens eminusque de aula prospiciens intuitus est filiam suam sub prefato onere nutanti gressu vix incedere. Quibus multo intuitu perspectis imperator partim admiratione, partim dolore permotus non tamen absque divina dispositione id fieri reputans, sese continuit et visa interim silentio subpressit.* Und für nicht mehr zufällig kann ich es halten, wenn bei schilderung der vereinigung der liebenden, wo gewiss eine fülle verschiedener ausdrücke zu gebote standen, eine so auffallende übereinstimmung begegnet wie *cum . . . cupitis fruerentur amplexibus* bei Wilhelm und *datis amplexibus cupito satisfecit amori* in unserer chronik. Ich neige daher zu der auffassung, dass die sage von Einhard und Emma, wie die Lorscher chronik sie erzählt, litterarische erfindung ist, entstanden durch ineinanderschieben der erzählung Anschers von Angilbert und Bertha und Wilhelms von Malmesbury von der schwester Heinrichs III. und übertragung der so entstandenen erzählung auf die woltäter von Lorsch, Einhard und Emma. Es bestärkt mich hierin noch folgende überlegung. Dass der mann das weib, der liebende die geliebte trägt, ist natürlich und poetisch, vom künstler in wort und bildwerk auch oft genug dargestellt, und sehr wol kann eine dichtung sich geradezu auf diesem motive aufbauen wie etwa der herrliche Lai des deux amants der Marie de France. Der vorstellung aber, dass das weib den mann trägt, bleibt etwas untilgbar komisches anhaften selbst dort, wo die handlung auf einem sittlichen grunde ruht wie etwa in der Weinsberger weibertreu oder in unserer sage. Soll dies motiv einer ernsthaften poetischen behandlung zugänglich werden, so muss es mit sehr zartem finger angefasst und die sittliche idee so wie in de Vignys gedichte La neige, wol der schönsten behandlung der sage von Einhard und Emma, derart in den vordergrund gerückt werden, dass wir darüber das lächerliche der körperlichen situation, also die sinnliche anschauung gänzlich vergessen[1]. Wo dies

1) Daher es an sich unmöglich ist, unsere sage dramatisch ernsthaft zu behandeln. Vgl. die scenischen anweisungen E. T. A. Hoffmanns zu Fouqués drama (May s. 104): „Das tragen Eginhards macht eine unangenehme schwierigkeit, da der



motiv in einer erfundenen erzählung angewandt wird, da kann von hause aus nur eine komische wirkung beabsichtigt sein. In der anekdote bei Wilhelm von Malmesbury ist dieser possenhafte charakter durchaus festgehalten[1] und sie erweist sich eben dadurch ursprünglicher als die Lorscher sage, wo das motiv ins ernsthafte deplaciert ist.

Was aber wol den Lorscher mönch bestimmt haben kann, gerade dies geschichtchen von Heinrichs III. schwester aufzunehmen? Vielleicht tat er es, weil ihn, was Wilhelm eingangs von dem verhältnis der geschwister erzählt *(sororem sanctimonialem unice diligebat, ut suo eam lateri deesse non pateretur, sed semper triclinium eius suo coniungeret)* an das erinnerte, was Einhard von Karls verhältnis zu seinen töchtern berichtet, Vita Caroli c. XIX: *filiorum ac filiarum tantam in educando curam habuit, ut numquam domi positus sine ipsis caenaret, numquam iter sine illis faceret.* Denn aus Einhard stammt doch auch wol die angabe des chronisten, Emma sei *regi Graecorum desponsata* gewesen, was Einhard von Hruodthrud erzählt. Die übertragung stimmt recht wol zu dem leichtsinn und der willkür, womit unser autor auch sonst die urkunden und geschichtswerke entstellt hat, die er benutzte; vgl. darüber die einleitung von Pertz zu seiner ausgabe a. a. o. s. 337 fgg.[2]

May betrachtet in einem zweiten capitel die „bearbeitungen der vereinfachten sagengestalt“. Er lehnt mit recht die meinung derer ab, die in der sage von Amikus und Amelius und der erzählung von Nureddin Ali und Maria der gürtelmacherin Einhard und Emma widerfinden wollten. Aber ebenso sicher haben die von May ausführlich besprochenen „Nachtigalldichtungen“ mit dem stoffe nicht das mindeste zu tun und das gleiche wird schliesslich wol auch von den spanischen und portugiesischen Gerineldoromanzen gelten. May behandelt es zwar als eine ausgemachte sache, dass diese romanzen auf der Lorscher gestalt der sage fussten und das schneemotiv, das keine von ihnen kennt, nur aufgegeben hätten. In der tat aber ist dafür nie ein beweis versucht worden oder wenigstens ist der, soviel ich sehe, einzige anlauf dazu kaum geglückt. G. Paris, Hist. poét. de Charlem. 215, anm. 7 will in den worten der prinzessin in einer dieser romanzen (Primavera nr. 161 a): *No te asustes, Gerineldo, que siempre estaré contigo: márchate por los jardines que luego al punto te sigo* „un confus souvenir de la conduite matinale faite à Eginhard par la princesse“ erkennen; aber mit unrecht. Denn das gehen durch die gärten wird dem geliebten

lose vornehme pöbel leicht über so was das maul verzieht. Die prinzessin mag den liebling huckepack getragen haben, auf dem theater geht es nicht wol. Am besten ist es wol, sie umschlingt ihn mit einem arme und hebt ihn vorwärts, so dass sich die gruppe ungefähr macht wie die bekannte antike: Amor und Psyche“ usw.

1) Der kaiser ist *minctum* aufgestanden, sieht *clericum equitantem,* ermahnt ihn später heimlich, als er ihn zum bischof macht, *ne ulterius inequites mulierem* und die schwester, die er als äbtissin einsetzt: *nec ultro patiaris clericum equitantem,* wobei etwa auch an Aristoteles gedacht sein mag, wie er von Phyllis geritten wird.

2) Dass die erzählung schon von einem vorgänger des verfassers der Lorscher chronik erfunden und von diesem übernommen sei, wäre an sich möglich, wird aber jeden, der das oben vorgetragene plausibel findet, aus mehreren gründen unwahrscheinlich dünken. Kaum glaubhafter erscheint mir, dass, wie sich auch denken liesse, volkstümliche auffassung etwa länger schon Einhards gattin zur tochter Karls gemacht hätte. Einhard überhaupt keine figur, die die volkssage beschäftigen konnte, bevor die erfindungen des Lorscher chronisten ihr eine so anziehende anekdote angedichtet hatten.

hier doch deutlich nur deshalb anbefohlen, damit er nachher dem könig, als er dem lauernden begegnet, auf die frage, woher er komme, mit einem anmutigen bilde wahrheitsgemäss antworten könne: *Pasaba estos jardines para ver si han florecido, y vi que una fresca rosa el calor ha deslucido.* Im übrigen enthalten diese romanzen ausser dem verbreiteten grundmotiv — liebe des pagen und der königstochter vom vater entdeckt — nichts von den charakteristischen eigentümlichkeiten der Lorscher version; Otto, La tradition d'Eginhard et Emma dans la poésie romancesca de la péninsule hispanique s. 18 fgg. hat bei seiner confrontierung der beiden überlieferungen eigentlich nur feststellen können, dass sie im einzelnen punkt für punkt abweichen. Auch die namen stimmen nicht. Der könig bleibt in den romanzen stets unbenannt, von einer erinnerung an Karl keine spur; die königstochter heisst, wo sie überhaupt benannt wird, Enilda, der liebhaber in einer einzigen portugiesischen variante *Eginaldo*, einmal *Reginaldo* und sonst stets *Gerineldo* o. ä.; ob diese form aber so zuversichtlich[1] auf *Eginaldo* als das ursprüngliche zurückgeführt werden kann, weiss ich nicht.

In den folgenden abschnitten, dem hauptteile seines buches, behandelt May die neueren litterarischen bearbeitungen des stoffes. Seine ausführungen sind hier sorgfältiger und gründlicher; freilich vermisst man auch hier noch manches. Unter der grossen zahl von Einharddichtungen, die er aus woltätiger vergessenheit unbarmherzig ans licht zieht, befinden sich äusserst wenige, die einen ästhetischen wert behaupten. Soll einer derartigen sammlung litterarischer abfälle einige belehrung abgewonnen werden, so kann dies wol nicht durch blosse inhaltsangaben und einige bemerkungen über die jeweilige charakterisierung der personen geschehen, worauf May sich eingeschränkt hat. Da von einer künstlerischen individualität der bearbeiter meist keine rede ist, müsste gezeigt werden, wie der stoff sich von jahrhundert zu jahrhundert nach den jeweils herrschenden zeitströmungen von selbst in form und tendenz umgestaltet. Dass in Mays zusammenstellungen auch die tugend der vollständigkeit nicht ganz erreicht ist, ist schon von anderen recensenten angemerkt. Zu ihren nachträgen sei noch verwiesen auf G. G. Bredow, der seinem buch über Karl den grossen, Altona 1814 auch eine „dramatische dichtung zur feier des 28. januars 1814" eingefügt hat. Sie besteht im wesentlichen darin, dass die personen an Karls sterbelager wechselweise versificierte capitel aus Einhard und dem Mönch von St. Gallen aufsagen, doch ist auch die sage von Einhard und Emma hinein verflochten.

1) Otto a. a. o. s. 21 a. 60 'D'Eginardo on fit Reginardo, d'où par métathèse Gerinardo'.

FREIBURG I. BR. FRIEDRICH PANZER.

G. F. Benecke, Wörterbuch zu Hartmanns Iwein. Dritte ausgabe besorgt von C. Borchling. Leipzig, Dieterichsche verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. 1901. IX, 313 s. 10 m.

Das schöne mass, die ruhige klarheit seines stils haben Hartmann von Aue zum klassiker der schule gemacht.. Insonderheit hat sein Iwein nun schon generationen von germanisten als turnapparat für die ersten übungen im mittelhochdeutschen gedient. Nicht zum wenigsten haben hiezu die trefflichen hilfsmittel beigetragen, die gerade für sein studium zur verfügung stehen, die Lachmann-Beneckesche ausgabe mit ihren an belehrung unerschöpflichen anmerkungen und Beneckes Wörterbuch.

Dies erscheint hier in einer dritten ausgabe, die dank den bemühungen ihres herausgebers eine wesentlich verbesserte zu nennen ist.

Gründlicher als in der zweiten von Wilken besorgten auflage geschehen war, sind hier die verweise auf die zweite recension von Lachmanns text eingestellt, die von der ersten, an die das wörterbuch ursprünglich anknüpfte, nicht unwesentlich sich unterscheidet. Vor allem aber hat Borchling den benützern des buches dadurch den grössten dienst erwiesen, dass er die entsetzlich unbequeme citiermethode nach seitenzahlen beseitigt und für jeden beleg die versziffer gegeben hat. Auch die in letzter zeit wider so lebhaft in fluss gekommene Hartmannforschung ist sorgfältig ausgenützt und an den entsprechenden stellen überall auf die einschlägigen arbeiten von Kraus, Vos, Zwierzina usw. verwiesen worden. Vielleicht hätte hier noch etwas mehr geschehen können. Der anfänger, für den das buch doch auch bestimmt ist, hat nicht zeit und oft nicht gelegenheit, die citierten abhandlungen einzusehen; ihm wäre mehr gedient, wenn statt des blossen verweises mit zwei worten gesagt würde, was denn an dem betreffenden orte festgestellt ist.

Wichtiger noch wäre freilich ein anderes gewesen. Beneckes allgemeinere bemerkungen sind in vielen punkten überholt, die gegebene bedeutungsentwicklung lässt bei zahlreichen artikeln zu wünschen übrig. Für den altmeister ist das kein vorwurf; es wäre ein trauriges zeugnis für unsere wissenschaft, wenn sie an einem solchen buche nach siebzig jahren nichts zu berichtigen fände. Hier hätte die tätigkeit des herausgebers wol etwas kräftiger einsetzen dürfen. Die halbe seite z. b., auf der über die partikel *ge-* gehandelt wird, ist für den wissenden unbrauchbar, für den anfänger aber direct schädlich, weil sie ihm vorenthält, dass neuere forschung die bedeutung der partikel längst genauer und richtiger erkannt hat und so an vielen orten. Auch manches überholte in der terminologie, „*hie* abgestumpftes *hiar*“ u. dgl. dinge hätten verschwinden dürfen, ebenso wie die unpraktische zerteilung der wörter mit anlautendem *k-* unter *c* und *k* besser beseitigt wäre.

Vielleicht bietet eine künftige auflage gelegenheit, hier eine durchgreifende revision eintreten zu lassen. Für die vorliegende aber wollen wir dem herausgeber für seine sehr mühevolle arbeit aufrichtig dankbar sein.

FREIBURG I. BR. FRIEDRICH PANZER.

Luthers sprichwörtersammlung. Nach seiner handschrift zum ersten male herausgegeben und mit anmerkungen versehen von **Ernst Thiele,** prediger in Magdeburg. Weimar, Herm. Böhlaus nachf. 1900. XXII, 448 s. 10 m.

Als die frucht eines neunjährigen fleisses liegt hier ein buch vor, das fortan in der Lutherlitteratur einen bevorzugten platz einnehmen und die sprach- wie die kulturgeschichtliche erforschung des 16. jahrhunderts vielfältig befruchten dürfte. Die kenntnis der wertvollen sprichwörterhandschrift Luthers, ehemals als kostbares erbstück in der familie Lingke behütet, dann 1862 in den handel übergegangen und verschollen, verdanken wir dem verblichenen altmeister der Lutherforschung Julius Köstlin, dessen unermüdlichen bemühungen es 1889 endlich gelungen war, ihren verbleib zu ermitteln. Sie war in den besitz der Bodleiana übergegangen, die eine photographie der hs. der kgl. bibliothek zu Berlin überliess. Da diese sich ebenso unzulänglich erwies wie eine ältere, dem chemiker Jacobson gehörige abschrift, so war eine genaue vergleichung des originals geboten, die 1891 in Oxford von Eduard Sievers vorgenommen wurde. Auf grund der Sieversschen abschrift konnte nunmehr der text

authentisch hergestellt werden, und Köstlin betraute mit der bearbeitung des wichtigen ineditums einen jüngeren fachgenossen, der nicht nur durch seine ausgabe der Lutherschen fabelhandschrift und durch seine mitwirkung an der Weimarer Lutherausgabe, sondern auch als landsmann Luthers und ehemaliger zögling der Wittenberger volksschule für solche leistung ausgezeichnet vorbereitet war. Diesen günstigen arbeitsbedingungen haben wir nun ein buch von vorbildlichem wert zu danken, aus dem germanisten, historiker und theologen reiche belehrung schöpfen werden.

Der sorgfältige abdruck der hs. gibt die urschrift treu wider bis auf drei punkte: das lange *ſ* hat Thiele durch *s* widergegeben, zwischen den beiden *r*-typen hat er nicht geschieden, und die durchzählung der sprichwörter hat er selbständig beigefügt. Nach einsicht der Sieversschen abschrift und der gleichfalls in Berlin befindlichen photographischen nachbildung (Cod. simul. 3) habe ich nur geringfügiges zu erinnern gefunden, was ich hier anmerken will. S. 6, z. 9 lies *Grosse;* zu 9, 14 ist in den lesarten nachzutragen: nach *redlin* angefangenes *th* durchgestrichen; 9, 24 fehlt der *u*-haken über *maul,* dergleichen 15, 18. 30 über *bauch* und *zurñet;* s. 18 gehört die randschrift *patiatur* nicht zu z. 5, sondern zu z. 6; 18, 18 lies *geht* st. *gehet;* s. 19 gehört die randschrift nicht zu z. 18/19, sondern zu 16/17; 21, 21 lies *rechter* st. *rechten;* 22, 1 lies *wil* st. *will;* 22, 18 lies *Gedult* st. *Geduld;* 23, 1 fehlt über dem *u* in *muhe* das diakritische zeichen; 23, 25 lies *ſpin web* st. *spinnweb;* 24, 14 lies *noch* st. *nach;* 24, 22 lies *De9* (Deus) st. *de9.* — In dem citat s. 12, z. 3 v. u. ist statt 11, 1 zu lesen 13, 1; zu 14, 17 in den lesarten ist die falsche auflösung *darf* zu streichen; ebenda z. 3 v. u. ist statt *Seite 18 und 19* zu lesen *Seite 17 und 18.* An druckfehlern, die auch s. 423fgg. nicht berichtigt sind, sind mir noch folgende begegnet: S. XIII, z. 1 lies *Melanthons* st. *Melanchthons;* s. XX, z. 6 *Schleusner* st. *Schleusener,* z. 7 *Ketzscher* st. *Ketscher* (ebenso s. 74); s. 78, z. 5 v. u. lies *zwey* st. *ywey;* s. 123, z. 8 v. u. lies *Scherer* st. *Schreber;* s. 227, z. 1 v. u. lies *Hauspost.* st. *Huspost.;* s. 250, z. 8 lies *15* st. *14;* s. 256, z. 7 v. u. lies *gehen* st. *geben;* s. 257, z. 5 lies *Hildebrand* st. *Hildebrandt;* s. 308, z. 6 v. u. lies *gerne* st. *gerue.*

Luthers sammlung ist, wie die verschiedenheit der schriftzüge lehrt, nicht nur in getrennten zeiträumen entstanden, sondern von ihm auch mehrfach überlesen und mit nachträgen, einschüben und randglossen versehen. Der erste absatz umfasst s. 1—4 mitte (nach Thieles zählung nr. 1—39), darin sind später nachgetragen: nr. 5, die randschrift zu nr. 6—8, nr. 7, 8[b], die randschrift zu nr. 19 und das *ſc9* (= scilicet) zu nr. 31. Der zweite absatz besteht aus dem rest von s. 4 (Thiele nr. 40—45), darin ist später ergänzt die lateinische glosse zu nr. 43, das wort *korn* in nr. 45 und die randschriften zu nr. 41—44. Der dritte absatz reicht von s. 5—8 mitte (Thiele nr. 46—92), darin sind später zugefügt die randschriften zu nr. 73—75 und die lateinische glosse zu nr. 92. Der vierte absatz beginnt s. 8 mitte und erstreckt sich bis s. 10 (Thiele nr. 93—128); darin sind nachträglich eingeschoben nr. 111. 120 und die randschrift zu nr. 125. Der fünfte absatz umfasst s. 11—13 (Thiele nr. 129—169), hier ist später eingefügt nr. 134 und die correctur zu nr. 156. Der sechste absatz reicht von s. 14—16 (Thiele nr. 170—211), darin sind spätere zusätze nr. 177[a] und nr. 180. Der siebente absatz umfasst s. 17. 18 (Thiele nr. 212—240), der achte s. 19—23 mitte (Thiele nr. 241—312), darin ist später nachgetragen der schluss von s. 20 (Thiele nr. 267—274). Der neunte absatz reicht von s. 23 mitte bis s. 26 (Thiele nr. 313—380), der zehnte umfasst s. 27—29 (Thiele nr. 381—431), der elfte s. 30—34 (Thiele nr. 432—489). Dass mancherlei sprichwörtliche redensarten von Luther doppelt verzeichnet sind, beweist gleichfalls eine über grössere zeiträume sich erstreckende

fortführung der sammlung: nr. 33 = nr. 243; nr. 86. 87 = nr. 469. 470; nr. 276 = nr. 477; nr. 391 = nr. 475. An drei stellen hat Luther solche widerholungen selbst bemerkt und berichtigt: nr. 26 und 29 sind nach nr. 203 nochmals gebucht und dann wider getilgt; nr. 80 ebenso nach nr. 396; nr. 432 war schon als nr. 428 ähnlich da und wurde dort wider gestrichen.

Über die entstehungszeit der hs. hat Thiele in der einleitung s. XIV fgg. sehr überzeugende erwägungen angestellt, die Edw. Schroeder (A. f. d. a. 27, 102 fg.) durch wichtige hinweise auf das verhältnis der Lutherschen sammlung zu der seines landsmannes Agricola ergänzen konnte. Demnach ist es wol zweifellos, dass Luthers sammlung nicht vor 1530 begonnen wurde und mindestens 1535 ihn noch beschäftigte, was aus dem (von Thiele wol mit unrecht bei seite geschobenen) brief an Wenzel Linck vom 20. märz d. j. geschlossen werden darf. Wie von Thiele die vorrede Luthers zu seinen fabeln mit der entstehung der sprichwörtersammlung in beziehung gebracht wird, das darf gewiss auf allgemeine zustimmung rechnen. Seine weitere annahme aber, Luther habe diese sammlung lediglich angelegt, um sie bei der fortsetzung seiner fabelbearbeitungen zu verwerten, ist zu schwach begründet, um sich halten zu lassen. Vielmehr hat Luther allem anschein nach den versuch gemacht, die sammlung Agricolas zunächst für seine person aus eigener kenntnis des sprichwörterschatzes zu mehren. Dass er sich trotzdem mehrfach mit jener berührte, erklärt sich leicht aus undeutlicher erinnerung an das dort gelesene. Im gegensatz zu Agricolaschen deutungen befindet er sich unverkennbar bei nr. 41, wahrscheinlich auch bei nr. 74; aber auch sonst ist er bemüht, landläufigen deutungen eine edlere wendung zu geben, so bei nr. 42—44. 73. 75. 80. 125, wie er anderseits auch sein besonderes wolgefallen an dem weisheitsgehalt einzelner sprüche zu erkennen gibt, z. b. bei nr. 215. 311. 325. Daneben war sein augenmerk besonders auf solche redewendungen gerichtet, die ihm teils durch ihre neuheit, teils durch ihre dunkelheit oder mehrdeutigkeit vor andern beachtenswert oder erklärungsbedürftig schienen, denn nur aus diesem gesichtspunkt wird sich die zunächst befremdende tatsache verstehen lassen, dass eine fülle sprichwörtlicher ausdrucksweisen, mit denen Luther in seinen schriften zu arbeiten liebte, in diese sammlung nicht aufgenommen sind. Luthers hs. war also von anfang an nicht auf eine inventarisierung seines sprichwörtervorrats angelegt, sondern auf eine auswahl nach bestimmten zwecken, in der allzu geläufiges wol nur dann eingang fand, wenn es zur abrundung einer gruppe dienen sollte, d. h. als ein erhellender beleg unter verschiedenen weniger klaren ausdrucksformen eines und desselben gedankens. Denn dieses bestreben ist für Luthers sammlung namentlich — wenn auch nicht ihrer ganzen ausdehnung nach gleichmässig — kennzeichnend: erklärung seltener oder dunkler sprichwörter durch zusammenstellung mit bekannten und durchsichtigen. Auf diese weise ist seine sammlung zugleich ein kommentar geworden ohne die äusseren merkmale eines solchen: in der gruppierung nach der sinnesverwandtschaft ist der kommentar bereits enthalten, und die ergibigkeit der volkssprache in der ausprägung synonymer wendungen konnte so gleichzeitig lehrreich zu tage treten. Auch aus diesem buche lässt sich also wider lernen, dass Luthers philologische begabung nicht gering geachtet werden darf. Wiefern diese hier im einzelnen sichtbar wird, wäre wol einer eingehenderen darstellung wert, wie denn überhaupt zu erhoffen ist, dass durch Thieles schöne gabe mancherlei untersuchungen fördernden anstoss empfangen werden.

Zu solchen hat der verfasser selbst, vielfach gestützt auf den rat eines der bewährtesten Lutherkenner, des leiters der Weimarer ausgabe Paul Pietsch, den

trefflichsten grund gelegt. Auf rund 400 seiten hat er das füllhorn seiner belesenheit ausgeschüttet und vor allem aus den schriften Luthers, bisweilen auch aus sonstiger litteratur des 16. jahrhunderts, parallelen und analogieen zusammengetragen, um den ursprünglichen sinn der einzelnen sprichwörter, den anschauungskreis, in den sie hinein gehören, und die varianten, in denen sie nachweisbar sind, deutlich zu machen. Allerdings wird man den wunsch nicht unterdrücken können, die gesamte sprichwörterlitteratur der zeit möchte systematisch ausgenutzt und für jede nummer verglichen und auch die zeitgenössischen schriftsteller möchten in weit grösserem umfange ausgebeutet worden sein; aber das wird jetzt auch von andern besorgt werden können, und wer durch eigene studien in der lage ist, abzuschätzen, was es kostet, schon in der masse der Lutherschen schriften so zu hause zu sein wie Thiele, der wird gegenüber der gewaltigen summe des hier geleisteten zu viel hochachtung empfinden, um an den verfasser noch darüber hinaus ansprüche zu stellen, die für die kraft eines einzelnen kaum ganz erfüllbar sind. Denn dass selbst innerhalb der von Thiele gezogenen grenzen für nachlesen noch reichlich raum bleibt, das lehren die berichtigungen und ergänzungen von Bossert (Theol. litteraturzeitung 1901, nr. 8), Strauch (Deutsche litteraturztg. 1901, nr. 19), Kolde (Gött. gel. anz. 1901, 864 fgg.), Reuschel (Euphorion 8, 161 fgg.), Köhler (Theol. stud. und kritiken 1902, s. 158 fgg.). Einiges, das mir gerade zur hand liegt, will auch ich nicht zurückhalten.

Zu s. 30 (nr. 3) vgl. Albert Richter, Deutsche redensarten[2] (1893), s. 9 fgg. und Murners Badenfahrt. — Zu s. 33 (nr. 7) vgl. Hildebrand im Deutschen wb. unter 'gelehrt' und Beiträge zum deutschen unterricht (1897), s. 320. — Zu s. 56: nr. 29 steht auch Weim. ausg. 19, 653, 10. — Zu s. 78 (nr. 52) findet sich in Seb. Francks sammlung die variante *Hans ist auch boese.* — Zu s. 91 (nr. 71) vgl. eine stelle in Walchs Lutherausg. IX, 2635 'sie haben nicht den schnupfen, sie wissen wol, wo es koth will regnen'. — Zu s. 105 fg. (nr. 86. 87): der sinn beider redewendungen ist nicht der gleiche; 'kein blatt furs maul nehmen' bedeutet: ohne scheu seine meinung sagen, 'kein spinnweb fur dem maul wachsen lassen' bedeutet: unaufhörlich schwatzen. Ich verweise weiterhin auf Erl. 12, 170: 'kein blatt vor das maul nehmen und keine decke davor ziehen lassen'. — Zu s. 99 (nr. 79): von der schwärze des teufels redet auch Weim. ausg. 19, 355, 18. — Zu s. 113 (nr. 95) vgl. Erl. 14, 136: 'denn sie stinket nach Adams fass'. — Zu s. 130 fg. (nr. 117, vgl. nr. 128. 364) hätte sich eine zusammenstellung geben lassen von den mannigfachen umschreibungen für überflüssige oder unmögliche dinge, die bei Luther begegnen, z. b. Erl. 4, 318: 'das heisst die hühner lehren eier legen und die kühe lehren kalben und unsern herrn gott lehren predigen und reden' oder Erl. 13, 188 (vgl. 20, 66): 'Was ist es anders gesagt denn wenn ich stroh und feuer zusammen lege und verbiete, es soll nicht brennen?'; ferner Erl. 7, 108: 'als wenn ich das wasser bereden wollte, es sollte brennen'; Opp. varii arg. VII, 118: 'simili enim opera littus araris et arenae semina mandaris aut dolium pertusum aqua repleveris' (dazu Erl. 31, 383: 'Als wenn ich wollt ins wasser pflügen und korn säen oder in der luft fische fahen oder wenn ein weib von einem stein und ein mann von einem baum wollt kinder zeugen'); Weim. ausg. II, 648: 'ignem extinguere ubi nullus ardet'; Opp. varii arg. 7, 311: 'aridis stipulis adversus flammas pugnare'; Erl. 29, 285: 'das hiesse wahrlich lieben und nicht geniessen, das hiesse vom geruch satt werden und vom sehen ins glas trunken werden'; Erl. 30, 258: 'uber tische von eisern vogeln sagen, so uber den see fliegen, oder von schwarzem schnee, der im sommer fällt'; eine ganze reihe solcher wendungen wird gehäuft Erl. 7, 336: 'auf sand bauen, einen rock aus spinnewebe machen, sand für mehl nehmen zum brodbacken, wind säen



wirbel sammeln, luft mit löffeln ausmessen, licht mit molden in den keller tragen, ımen auf einer wagen wiegen'; Luthers wendung 'ad calendas Graecas' (Opp. varii 7, 195) gibt Justus Jonas wider: 'wenn auf dem eise rosen wachsen' (Walch 2189). — Zu s. 134 (nr. 123) vgl. Weim. ausg. 19, 416, 13. 580, 24. — Zu s. 154 fg. 139) vgl. Weim. ausg. 6, 316, 10. — Zu s. 146 (nr. 131) vgl. Ch. Schweitzer in den ıs Sachs-forschungen (Nürnberg 1894) s. 372, der aber den sinn wol zu eng fasst: eheliche treue brechen. — Zu s. 167 (nr. 157) vgl. Weim. ausg. 25, 30, 11. — Zu 69 (nr. 158. 159) vgl. Weim. ausg. 6, 583: 'dasz du in der heyligen schrifft eben riel kanst als der esel auff der lyren' und Opp. exeg. lat. 20, 86: 'Altius incipis nen asinorum more, ergo male desinis'. — Zu s. 185: 'Hie ist niemand daheime' .. 30, 159) vgl. Weim. ausg. 25, 63, 34 fg.: 'nemo domi est'. — S. 188 (nr. 185) handelt ich in dem wort *ramen* nicht um langes, sondern um kurzes *a*; über die bedeutung hrt Mhd. wb. II, 551; Lexer II, 335 fg. — S. 202 (nr. 201) ist das fragezeichen er *brieffe* zu tilgen, es soll heissen: das ist wolverbrieft. — Zu s. 210 (nr. 206) Erl. 16, 114: 'aber das ist eine taufe, da der teufel den hintern dran wischet'. — s. 223 (nr. 220) vgl. Weim. ausg. 15, 296, 21: 'Thu wie ander leute, so narrestu ıt'. — Zu s. 255 (nr. 223. 224) vgl. Erl. 5, 168: 'vor freuden auf dem kopf gehen'; 10, 273: 'das hiesse eben auf den ohren gangen, die füsse schleiern und den f stiefeln und alle dinge verkehren'. — Zu s. 232 (nr. 236) vgl. Weim. ausg. 616, 8. — Zu s. 239 (nr. 250) vgl. Weim. ausg. 15, 418, 29. — Zu s. 246 am schluss nr. 259 ist anzufügen: Weim. ausg. 19, 546, 20. — Zu s. 265 (nr. 283) vgl. Erl. 346: 'Das wird aber dem papst sauer in die nase gehen'. — Zu s. 287 fg. (nr. 313): ler redensart 'ein pflocklin dafur stecken' sind verschiedene anschauungen zu-mengeflossen: der pflock an der armbrust, der riegel an der tür, der pflock im m und der grenz- oder zielpflock, wie aus folgenden stellen hervorgeht. Erl. 406: 'dadurch wir unsern sünden ein gebiss ins maul legen' (hierdurch wird die ensart 'ein pflocklin fur die zunge stecken' de Wette V, 54; Erl. 14, 29 deutlich die von Thiele angeführten stellen Erl. 25, 92. 32, 29); ferner Erl. 13, 290: 'aber st hier ein pflöcklein vorgesteckt und der weg verlegt', Erl. 8, 501: 'es ist hier-allen denen ..... ein ziel gestellet und das pflöcklein gestekket, wie fern sie in selben gehen sollen, dass sie das maass nicht überschreiten', Weim. ausg. 278, 29: 'Aber ich stackt im ein plock darfur'. — Zu s. 297 (nr. 324) vgl. Weim. g. 15, 736, 33. — Zu s. 303 oben vgl. Weim. ausg. 25, 59, 21. — Zu s. 321 (nr. 352) Erl. 12, 274: 'So setzen sie die hörner auf, bieten ihnen trotz dazu und werden er denn ein ambos und diamant. — Zu s. 328 (nr. 357) vgl. Weim. ausg. 25, 34, 28. — s. 351 (nr. 386) vgl. Nikolaus Paulus, Joh. Tetzel (Mainz 1899), s. 16. 166. — Zu 59 'ein ströhern bart flechten' vgl. Weim. ausg. 16, 635, 9.

Das buch, dessen wissenschaftliche ausnutzung durch ein 19 seiten starkes, erlässig gearbeitetes wörterverzeichnis sehr erleichtert ist, ist mit einer so vor-men gewandung und solcher gediegenheit des geschmackes ausgestattet, wie wir bei wissenschaftlichen veröffentlichungen bisher nicht gewohnt waren. Es wäre hst erfreulich, wenn die herren verleger durch ihr verdienstliches beispiel bei en ihrer kollegen einen ähnlichen ehrgeiz zu erwecken vermöchten. In diesem geschieht freilich mit der pracht des druckes dem willkürlich zurechtgemachten herdeutsch der braven Erlanger ausgabe zu viel ehre, aber wenn der verf. auch en ihr den authentischen text der Weimarer ausgabe öfter hätte zu wort kommen en sollen, ganz wäre dieser mangel heute doch noch nicht zu vermeiden gewesen, n die grössere hälfte der Weimarer ausgabe steht noch aus. Bis sie vollendet

vorliegt, ist es hoffentlich dem verf. vergönnt, uns das umfassendere werk zu schenken, zu dem er der berufenste ist: eine erschöpfende kritische bearbeitung des gesamten sprichwörterschatzes, der in Luthers schriften, briefen, predigten und tischreden noch verborgen liegt.

HALLE A. S. A. E. BERGER.

Denkmäler der älteren deutschen litteratur für den litteraturgeschichtlichen unterricht an höheren lehranstalten herausgeg. von G. Bötticher und K. Kinzel. III, 3. Martin Luther 2. Vermischte schriften weltlichen inhalts usw., ausgewählt, bearbeitet und erläutert von **Richard Neubauer.** Zweite vielfach verbesserte auflage. Halle a. S., buchhandlung des waisenhauses 1900. XIV, 283 s. 2,15 m.

Der erste teil dieser vortrefflichen auswahl aus Luthers schriften war schon 1897 in 2. auflage erschienen (vgl. Zschr. 25, 137 fgg.). Der jetzt vorliegende zweite teil hat die bewährte anordnung des stoffes beibehalten, ist aber in den anmerkungen und erläuterungen durchweg einer sorgfältigen nachprüfung unterzogen worden. Die neuen bände der Weimarer gesamtausgabe und besprechungen der ersten auflage sind gewissenhaft benutzt, eine beharrlich fortgesetzte liebevolle beschäftigung mit dem schwierigen stoff ist namentlich den sachlichen und sprachlichen erklärungen sehr zu gute gekommen, so dass diese zweite bearbeitung noch erheblich wertvoller als die erste genannt werden darf. Hinsichtlich der textbehandlung, über die s. 281 fg. rechenschaft gegeben ist, wird man mit dem verf. nicht allenthalben einer meinung sein können, er selbst hat sein verfahren als ein 'eklektisches' bezeichnet. Warum z. b. 9, 4. 6. 25, 2 u. ö. gegen den originaldruck *für* gesetzt wurde, während 8, 1. 10, 9. 10. 14, 25. 15, 2. 3. 13 u. ö. *fur* beibehalten ist, warum 10, 10 *furcht* ohne umlautsbezeichnung belassen ist, während 25, 6 etwa *grundlich* in *gründlich* geändert wurde, solche und ähnliche kleine inconsequenzen wären bei einer neuen auflage wol besser zu beseitigen. Dass auslassungen und kürzungen als solche gekennzeichnet werden könnten (etwa durch punkte), ist ein wunsch, der guten kennern des Luthertextes allerdings nahe liegt, wenn ihn auch andere vielleicht nicht teilen werden. Sehr schwierig ist die interpunktionsfrage zu entscheiden. Natürlich musste der verf. hier dem gegenwartsbedürfnis zu genügen suchen, aber ich fürchte, er hat darin des guten zuviel getan: der grosszügige, oft ungefüge und schwer durchsichtige satzbau Luthers, der immer mit den freiheiten der gesprochenen rede rechnet, kommt bei der interpunktionsweise des verf.s nicht ganz zu seinem rechte, er wird vielfach in zu kleine teile zerlegt, bekommt so gleichsam einen zu kurzen atem und wird auch in seiner syntaktischen gliederung nicht immer zutreffend dargestellt. Aber die rücksicht auf germanistisch wenig geschulte leser musste wol auch hierin den ausschlag geben. Im ganzen ist es hoch zu rühmen, wie der verf. die pädagogischen zwecke mit den wissenschaftlichen im engeren sinne zu vereinigen gewusst hat. Es gibt keine auswahl von Luthers schriften, die diesen beiden aufgaben zugleich besser dienen könnte, keine vor allem, die in der meisterlichen beherrschung des gewaltigen stoffs mit der vorliegenden den vergleich aushielte. Es wäre zu wünschen, dass diese ausgezeichnete arbeit Neubauers über den schulbereich hinaus, namentlich bei den theologen und den studierenden der deutschen philologie, die verdiente würdigung fände. Für angehende germanisten und lehrer des deutschen gibt es jedesfalls keine bequemere und zuverlässigere einführung in das studium der Luthersprache, wobei sich der beigegebene ebenso knappe wie gehaltvolle 'Grammatische anhang' besonders nützlich erweisen wird.

HALLE A. S. A. E. BERGER.

Mittelhochdeutsche dichtungen. Nebst einleitung und erläuterungen bearbeitet von dr. **M. Gorges.** Schöninghs ausgaben deutscher klassiker mit ausführlichen erläuterungen. 27. band. Paderborn, Ferd. Schöningh 1901. (VI), 224 s. geb. 2 m.

Aufgabe und einrichtung dieses büchleins sind dem verfasser durch die verlagsbuchhandlung vorgeschrieben gewesen; auch sind diese von schulpraktischen rücksichten auf die amtlichen vorschriften bestimmt. Wir haben uns hier nur zu fragen: ist diese bearbeitung geeignet, interesse und verständnis für die deutsche litteratur des mittelalters zu wecken, und ist das, was hier gegeben ist, zuverlässig? Die auswahl ist mit geschmack getroffen. Es sind nur poetisch wertvolle stücke, die gegeben werden. Das gilt besonders für die auswahl aus Walthers gedichten. Das ist aber das einzige, was anzuerkennen ist. Als hilfsmittel für das verständnis der mhd. dichtung ist es entweder nichts wert oder ganz unselbständig. Schon die maasse der auswahl geben ein falsches bild. Das Nibelungenlied nimmt 122 seiten text, 25 s. Walther, 38 bleiben für proben aus der Gudrun, den höfischen epen, und der lyrik vor Walther: dem Nibelungenliede, das doch in ungezählten haus- und schulausgaben zu haben ist, hätte sehr gut etwas abgenommen werden können, um andere charakteristische proben zu geben. Denn dass diese sammlung nicht bloss als erfreuliche blütenlese genuss bieten will, sondern auch belehrung, zeigt die einleitung. Dafür hätten die erläuterungen ganz wegfallen können. Diese sind, wie der verfasser auch andeutet, ein zusammengepresster auszug aus den fuss- und kopfnoten der Pfeiffer-Bartsch'schen ausgaben. Da diese das verständnis vermitteln sollen, sind sie hier überflüssig, weil zu den mhd. texten immer die übersetzung gegeben wird; zu einer genauen erklärung des sprachlichen ausdrucks reichen diese abgerissenen notizen nicht aus. Offenbar ist dem herausgeber der platz sehr eng zugemessen worden. Dann hätten aber die allgemeinen bemerkungen über Walthers lieder wegfallen können. So macht es sich einfach komisch, wenn es zu „*Under der linden*“ einfach heisst: „ein reizendes, durch wunderbaren wolklang ausgezeichnetes lied, das der sänger seiner geliebten in den mund legt (vgl. Pfeiffers ausg. s. 23)“. Das schlimmste ist aber die einleitung. Diese fängt mit dem arischen sprachstamm an, gibt eine geschichte der deutschen sprache, einen überblick über die deutsche heldensage und bemerkungen über die mhd. litteratur auf weniger als 28 seiten. Das ist ja, als ob Bopp und Grimm ihre entdeckungen gestern gemacht hätten! Alles das gehört nicht hier her, weder die Arier noch das gotische vaterunser, noch die Merseburger zaubersprüche, noch die ausführliche inhaltsangabe der Wölsungensage. Auch diese nicht, denn unser Nibelungenlied ist für sich allein verständlich, und es schadet ihm nur, dass man es als sagenquelle und nicht als dichtung seiner eigenen zeit liest. Dafür hätte über die litteratur, von der das buch proben bringt, mehr und deutlicher gehandelt werden können, und vielleicht auch über die sprache, wenngleich das in aller kürze nicht leicht ist. Was aber gegeben wird, ist fast in jeder zeile anfechtbar, weil alles, was in den letzten dreissig jahren darin geforscht ist, vom verfasser nicht beachtet wird, oder es ist unklar, weil es eine fremde meinung verkürzt bietet oder mehrere vereinigen will.

Gleich der zweite satz lautet: „Verbreitet über die ganze welt (!) umfasst dieser (der arische sprachstamm) in Asien zwei hauptzweige, den indischen und iranischen, in Europa f ü n f, d e n gräco-italo-keltischen und d e n letto-slavo-germanischen.“ Und sofort geht es weiter: „Vor jahrtausenden verliess das im mittelasiatischen hochlande (wo liegt das?) wohnende volk der Arier, von denen die Germanen abstammen, aus unbekannten gründen seine heimat“; dies märchen darf man heutzu-

tage doch nicht mehr so unschuldig erzählen. Wenn es auch wahr wäre, was geht das jemand an, der Walther von der Vogelweide lesen will. Man sollte überhaupt die frage der urheimat noch mehr als etwas gleichgiltiges behandeln: wichtig ist es aber, dass die Germanen jahrtausende in Nordeuropa gesessen haben, denn das hat ihren volkscharakter gebildet. Ähnlich altmodisch und zugleich irreführend sind die sprachgeschichtlichen bemerkungen, besonders über die lautverschiebung und das mitteldeutsche („vielfach mit niederdeutschen elementen durchsetzt"!). Es kommt nicht auf die einzelnen tatsachen an, wenn man sich an ein laienpublikum wendet, nicht resultate hat man mitzuteilen, sondern das allerwertvollste, was die wissenschaft sich in mühsamer arbeit erwirbt, das ist die erweiterung und vor allem die verfeinerung der beobachtung. Sogenannte resultate lassen sich weiter schwätzen, sie veralten nur leider mehr oder weniger schnell, wie auch dies büchlein zeigt, aber den aussenstehenden an beispielen zeigen, wie man die augen anders einstellen kann, das fördert und bewahrt auch der wissenschaft den legitimen respect vor ihrer ernsten arbeit. Darum trifft auch den verfasser der vorwurf, dass er in dieser oder jener einzelheit rückständig ist, nicht so sehr als der, dass er diesen condensierten, transportablen extract überhaupt hat liefern wollen. Auch dem litterargeschichtlichen teile ist vorzuhalten, dass er den vorliegenden zweck zu wenig fördert. Die unterscheidung von volksepos und kunstepos kommt auf eine wortdefinition hinaus. Es fehlt dagegen eine berücksichtigung der geschichtlichen und gesellschaftlichen verhältnisse, welche die voraussetzung bilden. Die höfische welt wird kaum erwähnt, und doch ist es das entscheidende, dass der grösste teil der mhd. litteratur für sie gemacht ist: die einteilungen ergeben sich aus der geringeren oder grösseren abhängigkeit von ihr, von ihr muss die darstellung ausgehen, sie ist die voraussetzung auch des Nibelungenliedes, das, so wie es nun mal da ist, genau genommen kein volksepos ist. Es ist ebenso wenig und ebenso sehr „entsprungen aus der einbildungskraft des deutschen volkes" wie Goethes Faust.

Weiter fehlt eine genaue charakteristik des spruches, besonders im gegensatz zum eigentlichen minnegesang, und doch ist Walther der bevorzugte dichter der sammlung. An einzelheiten nur folgendes: Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich gehören nicht zum „langobardischen sagenkreise" (s. 16, anm. 2), Siegfried und Brunhild sind nach der auffassung des deutschen dichters nicht mit einander bekannt: er kennt sie, aber sie ihn nicht (s. 213, vgl. NN. 393. 394). Den vergleich des liedes mit der Ilias könnte man in der hier angeführten weise von untersecundanern ausführen lassen, aber vorsicht: lieber den unterschied! (s. 19, anm. 1).

Neben Raupach musste Wilbrands Kriemhild genannt werden; aber warum nicht die wichtigsten erneuerungen allein, Hebbel, Wagner und meinetwegen auch Geibel und Jordan (s. 20, anm. 1). „Die spanische" sage vom hl. gral: das kommt mir doch etwas spanisch vor. Vom Iwein und Erek ist es wesentlich zu sagen, dass sie übersetzungen sind: „der Artussage angehörig" sagt nichts (s. 24). Ebenso ist Wolfram nicht ein „gründlicher kenner einheimischer und fremder sagen", sondern litteratur (s. 24). Über den minnedienst als sitte wird nichts gesagt, aber sanskr. *man*, griech. *μεμνῆσθαι*, lat. *meminisse* notiert (s. 25). Provenzalen und Franzosen sind im ma. etwas sehr verschieden (vgl. s. 25). Wenn man Minnesangs frühling als die der eigentlichen blüte voraufgehende zeit definiert (s. 26), darf man Reinmar nicht dazu rechnen, wenn auch seine gedichte in dem so bezeichneten buche stehn (s. 27). Dass Walther prinzenerzieher gewesen sei, daran zu zweifeln hat man selbst schon anlass, wenn man den betreffenden spruch nur in Pfeiffers ausgabe liest (s. 28).

Für den dilettantischen charakter der arbeit sind die vielen etymologien von .men bezeichnend, die bald richtig, bald falsch notiert sind. Sie sind überflüssig, enn man nicht daran die altgermanische namengebung schildern will, oder etwa auf e bedeutsame tatsache hinweisen, dass der Hunnenherrscher in der weltgeschichte it dem beinamen lebt, den ihm seine gotischen untertanen gegeben haben.

Diese bearbeitung ist also weder geeignet in der hand des schülers noch in er des lehrers die lectüre mhd. dichtungen zu fördern. Weil dies urteil negativ ist, aubte der referent so ausführlich sein zu müssen. Vielleicht hat die sache auch n allgemeineres interesse. Grade im letzten jahrzehnt ist besonders viel geleistet, n weiteren kreisen die durch die germanistischen forschungen gewonnenen kennt- isse nahe zu bringen, und zwar durchaus nicht allein im interesse der schule. Es t ein offenbares bedürfnis, das von beiden seiten gefühlt wird. Aber man muss cht vergessen, dass diese wissenschaft eine historische ist, und wenn auch die istige vorgeschichte unseres eigenen volkes ihr gegenstand ist, so hat doch nun nmal unser volk die tiefe unterbrechung in seiner entwicklung durchgemacht, an r wir nichts ändern können. Nicht alles, was einmal wichtig gewesen ist, ist noch ute wirksam, oder wirkungsfähig. Um dies wirksame oder wirkungsfähige zu den, muss man die gegenwart unbefangen fühlen und über das wesentliche in sern erkenntnissen und beobachtungen (dies besonders!) der vergangenheit sich klar in. Das ist aber nicht leicht: als allererste grundlage erfordert es ein ganz be- nders tüchtiges wissen von dem, was die wissenschaft treibt.

HAMBURG. G. ROSENHAGEN.

örterbuch der elsässischen mundarten, bearbeitet von **E. Martin** und **H. Lienhart,** im auftrage der landesverwaltung von Elsass-Lothringen. Erster band: A. E. I. O. U. F. V. G. H. J. K. L. M. N. Strassburg, Trübner 1899. (VI), 799 s. 20 m.

Sauber ausgearbeitet und reichlich ausgestattet liegt seit längerem der erste nd des Martin-Lienhartschen idiotikons vor. Gar mancher forscher wird seit dem scheinen der einzelnen lieferungen den reichen inhalt dieser 798 ökonomisch ge- uckten seiten nachschlagend und vergleichend verwertet haben, zur belehrung in ilologischen und besonders wol in folkloristischen fragen. Da jetzt vornehmlich folge anderer aufgaben, die professor Martin obliegen, in der ausgabe der lieferungen eine use eingetreten ist (das werk hat sich erst unter den händen der bearbeiter zu nem zweibändigen ausgewachsen), ist es wol auch für diese zeitschrift (im anschluss XXX, 412) die rechte zeit, das geleistete zu überblicken und zu werten.

Bei der besonderen neigung Martins, allem volkstümlichen mit wolwollendem teresse nachzugehen, und der trefflichen vorarbeit, die in dieser hinsicht seit dem iege von zahlreichen freunden des elsässischen deutschtums geleistet ist (nieder- legt vor allem in den jetzt 18 jahrgängen des Vogesen-jahrbuchs), ist es leicht zu rstehen, dass in dem vorliegenden bande gerade diese seite der lexikographischen rschung aufs reichlichste vertreten ist. In die fund- und goldgrube des heutigen alekts ist man wahrlich tief hineingestiegen. Kinderspiele und abzählreime, scherz- rüche und spottnamen, sprichwörter und derbe abfertigungen die fülle! Kein ein- ges gedrucktes deutsches idiotikon, auch das vielgerühmte Schmellersche nicht, wird dieser hinsicht inhaltlich an das elsässische heranreichen. Ein paar stichproben ögen das illustrieren.

Allgemein bekannt und in allen deutschen gauen üblich ist die sitte, aus ruf- men appellativa zu machen, nach art von *Lügenhans*, *Hemdenmatz*, *dumme*

Trine. Für die entstehung solcher drastischen ausdrücke ist das wort *Schinderhannes* belehrend. Der berüchtigte räuber hiess wirklich Johannes, nämlich Johann Bückler. Infolge seiner brutalen mordtaten erhielt er den bösen übernamen. Solange man sagte „der Schinderhannes", meinte man das individuum, welches im jahre 1803 hingerichtet wurde. Wenn aber die volkssprache fortschreitet zu der wendung: (das ist) ein richtiger sch., so ist das appellativum (= gewalttätiger räuber) fertig. Der nächste schritt ist dann, aus dem substantiv ein verbum zu bilden wie *hänseln*. Nun sehe man, wie zahlreiche personennamen in der elsässischen volkssprache derartig verwendet werden. Männlich: Ignatius, abgekürzt Naz, Nazi; daher *Krappenazi* spottname für einen zerlumpten menschen (von *krapp* eigentlich kolkrabe, dann gespenst), *Käsnazel* junge, der käse isst und sich dabei beschmiert, *Brillenazi* brillenträger; oder allgemein *du Naxi, du dummer, du bisch e tauwer Naxi*. — Philippus, abgekürzt Lips, Lippel; daher *Deisemlips* (von *deisem* sauerteig) ungeschickter bäckerlehrling, *Schmierlips* unreinlicher mensch. — Laurentius, abgekürzt Lorenz, Lenz; daher *Bäbbelenz* ein unbeholfener, *Trapplenz* ein schwerfälliger; das verbum *lenzen* lungern, *uflenzen*, *erumlenzen* aufhalten, hinhalten; die entstehung des schriftdeutschen faulenzer zeigt die stelle aus Geiler von Kaysersberg: *o du fauler lentz, gehe zu der omeisz und lehre von ir*. — Jakob: die verkleinerungsform Jockel bezeichnet einen gutmütigen, unbeholfenen, hinkenden; *e dummer sempler dalwatschiger Jockle*, — Leodegar, abgekürzt Ludi, Ludel, erhält (wol unter einwirkung von *lueder*) die bedeutung eines trägen, unverschämten, moralisch anrüchigen, also *Lappeludel, Fressludi, Saüludi; loss dini Tope us m esse, du Ludi!* — Hilarius, abgekürzt Lari: *Lärle* bedeutet einen tölpel. — Martin ist elsässisch Marti oder Marte; daher *Stiermarte* dummer, *Langmarti* schlanker, *Brillemarti* bebrillter, *Grässmärtel* finsterer, mürrischer. Im schriftdeutschen dürfte Matz entsprechen: *hemdenmatz, hosenmatz*, das gewöhnlich von Matthias abgeleitet wird. — Ulrich, abgekürzt Utz, Uz oder Üöli; daher *Gebirgutzel* Gebirgsbewohner, *Dorfüäli* Dörfler; das zeitwort *uzen* aufziehn, sich über jemand lustig machen, ist allbekannt (der Weigandschen ableitung aus dem hebräischen kann man entraten); *em Uali rüefe* vomere wie im Simplicissimus. — *Urban* ist ein grobian, *Hansdännel* (Johannes Daniel) ein eigensinniger, hochmütiger, *Zittermoritz* ein geizhals, der um sein geld besorgt ist. Man sagt im Elsass *von Kunz zu Benz schicken* (Konrad und Benno), wie sonst von Pontius zu Pilatus, und *s isch Hans wie Heiri* (Heinrich) einer wie der andere. — Weiblich: Apollonia, abgekürzt Appel oder Ploni; daher *Schelappel* schielende person, *Pritschappel* waschweib (pritschen sind die in der Ill und anderen gewässern schwimmenden flösse, die den wäscherinnen als werkräume dienen); *du plaudersch alles us wie alle alte Abble*. — Ursula, abgekürzt Ursi; daher *Kuttelursi* unreinliches mädchen. — Mechtild, abgekürzt Metz; so ist schon bei Geiler eine *Hadermetz* wie *Hederliss* ein zänkisches weib; der gebrauch des wortes für ein verächtliches frauenzimmer, im Elsässischen allgemein, ist ins schriftdeutsche übergegangen. — Odilia, französisch Odile, deutsch abgekürzt Udel, ist im Elsass ein häufiger vorname, wegen des altberühmten klosters auf dem Odilienberge bei Oberehnheim (woher auch die Ottilie in Goethes Wahlverwandtschaften ihren namen erhalten hat); aber nun verächtlich *Dreckuedel*, oder *des isch e rechti Udel* unordentliches mädchen. — Maria: die koseform Meile, Meyel wird mitunter für ein ungeschicktes, unordentliches ding gebraucht; zusammensetzungen *Bampelmei, Buremeiel, Türkemeiel*. — Christina: das deminutiv Krischengele bedeutet (wol mit anlehnung an *krischen)* ein wunderliches, zaghaftes weib. — Agnes, abgekürzt Nesi, Neks, Nes dient zur bezeichnung von beständig

s
··
·n
·er
er-
ge-
·ztes
den
zirks-
:; die
über-

·lement
n prof.
undart,
rterbuch
periode
·schäftigt,
·sen kost-
·n 100 000
·unft über-
·en sprach-
lückenhaft.
·olkssprache
· sein urbild,
·rte theologe,
·rl Schmidt),
von denen er

scöner redens-

eine kostbare privatsammlung besass, alle auffallenden ausdrücke, alle ihm wichtig erscheinenden belegstellen. Gottfrid hat er wol auch berücksichtigt; aber das war nicht sein gebiet: er kehrte immer wider zu den gottesmännern des mittelalters und der reformationszeit zurück. In seinem nachlass fand man 1. ein glossarium Geilerianum, 2. ein glossarium Brantianum et Murnerianum, 3. ein glossarium alsaticum medii aevi, 4. ein glossarium alsaticum zur zeitperiode 1500—1525. Die sammlung aus Geiler ist schon 1869 begonnen und scheint am reichhaltigsten zu sein. Auf Geilers unerschöpften reichtum hatte ja der altmeister Jacob Grimm schon 1854 mit bestimmtheit hingewiesen (DWb. I, XXXV). Dass Charles Schmidt fast auf jeder seite den gründlich veralteten Scherz anführt, dagegen die deutschen philologen des 19. jh., einschliesslich Grimm, meist nur mit polemischen bemerkungen abtut, erklärt sich aus seiner (lokalpatriotischen) abneigung gegen seine altdeutschen kollegen, die sich bei dem alternden gelehrten zu bedauerlichem eigensinn verhärtete. Seine erben wollten den vorgefundenen schatz nicht unverwertet lassen. Ein sohn und ein enkel, beide in Paris wohnend, haben die vier glossare nach alphabetischer reihenfolge (nicht nach dem Schmellerschen system) zusammengearbeitet. So ist das *Historische wörterbuch* entstanden; die unfertigkeit des werkes, das der verf. in dieser gestalt nicht veröffentlicht haben würde, haben sie selbst bereitwillig zugestanden.

Auch das Els. wb. ignoriert die älteren perioden keineswegs, aber die anführungen sind, nach den selbstgezogenen grenzen der herausgeber, gelegentlich, und es ist mehr dem zufall überlassen, ob wir für eine wichtige vokabel schon die nötigen historischen belege abgedruckt finden. Wie inhaltreich würde der artikel *almend* ager publicus werden, wenn man nur die gedruckten teile des Strassburger urkundenbuchs daraufhin ausbeuten wollte! Lexer citiert als ältesten beleg eine urkunde von 1125. Im manifest des bischofs Walther an die bürger Strassburgs (1261) heisst es (Urk. B. I, 356): *wir clagent och, sit die almeinden gemeine suln sin arm unde richen. so hant doch die gewaltiser von Strazburc der almeinden vil under sich gezogen unde geteilet beide in der stat unde davor* ... Die form *almend* schon 1310 in könig Heinrichs VII landfrieden (Urk. B. II, 233). — Oder wie instruktiv wäre es, wenn der leser zu dem artikel *olmann* (Els. wb. p. 685) über die alten zünfte aufgeklärt würde; steht doch schon 1263 in der vertragsurkunde zwischen bischof und stadt (Urk. B. I, 395) eine aufzählung der „antwerk“: *rintsuter unde kurdewener, zimberlute, kueffer, oleylute, swertfeger, mulner, smide, schilter unde satteler.*

Was ich direkt vermisse, ist die angabe der mhd. form der einzelnen stammwörter, unter welcher man dieselbe bei Lexer findet. Mitunter ist sie beigedruckt, aber lange nicht oft genug; z. b. bei:

ägerste elster (p. 21) siehe mhd. agelster.
aggrest art saurer brühe (p. 24) s. mhd. agraz.
ulwer plump (p. 35) s. mhd. al-waere.
amet nachheu (p. 35) s. mhd. âmât.
anken Butter (p. 55) s. mhd. anke, swm.
huseren hausflur (p. 61) s. mhd. ern.
ürten zeche (p. 70) s. mhd. ürte, irte.
eisen blutgeschwür (p. 75) s. mhd. eiz, stm.
etter feldgrenze (p. 82) s. mhd. öter.
fifalter, fliegfalter schmetterling (p. 115) s. mhd. vivalter, zweifalter.
hammen, hammlen abästen (p. 335) s. mhd. hemelen.
heischen begehren (p. 386) s. mhd. eischen.

mutzen schmücken (p. 745) s. mhd. mutzen.

hinecht, hint heute nacht (p. 757) s. mhd. hînaht — usw.

Heisst dies rückwärts blicken, so würde eine weitere aufgabe des lexikographen ırin liegen, die wirkung der elsässischen volkssprache in hochdeutschen schriftwerken ıuerer und neuester zeit nachzuweisen. Der Kolmarer Pfeffel wäre daraufhin durchısehen, wol auch der Rappoltsweiler Spener. Einen niederschlag bei Goethe ird man von vornherein vermuten: weilte er doch zwei jahre seiner empfänglichsten ıriode im Elsass. Nun vergleiche man folgende stellen: Gesch. Gottfr. v. B. act III: *ıterst zu oberst stürzt ihn mein herr vom pferde, dass der federbusch im kot ack*. Zunderst zöwerst im sinne von *alles durcheinander, verkehrt, drunter und ˈüber* ist eine der gewöhnlichsten elsässischen wendungen, s. Els. wb. p. 8; ein ıiel dieses namens Jahrb. des Vogesenklubs VIII, 79. — Jeder kennt im ersten teile ɔs Faust die stelle, wo Mephistopheles dem liebespaare nachruft: *Mutwill'ge sommerigel* (v. 2847). Das bedeutet schmetterlinge, so im Elsass allgemein. — (v. 3075) *Iisshör mich nicht, du holdes angesicht!* Das verbum dürfte manchem aufgefallen ıin; *misshören* für falsch verstehn Els. wb. p. 369. — (v. 2799) *Das sprichwort ıgt: ein eigner herd Ein braves weib sind gold und perlen wert.* In der form *ı eijener herd isch goldes wert* Els. wb. p. 371. — (v. 3165) Mephistopheles ist so nhöflich, nach Gretchens abgang zu rufen: *Der grasaff! ist er weg?* — ein wort, ıs Goethe ungalanter weise widerholt, wie er seine frühere braut in Strassburg als ınge mutter widersieht. Die spöttischen zusammensetzungen mit *aff* sind im Elsass ıhr volkstümlich. Wir finden (Els. Wb. p. 16) *brüllaff, galaff, geigaff, jaaff, schlurff, teigaff* u. a. *Grasaff* sollte hier nicht fehlen; ich kann es als noch heute geräuchlich bezeugen.

Ich schliesse die besprechung des trefflichen werkes mit einigen kleinen nachrägen.

Zu s. 44 *eim eins bache.* Man sagt in Strassburg auch: *dem haw i eini schteckt mit ermel und handmanscheete.*

s. 44 in dem kindervers *wie soll s heissen? alti mudelgeissen* ist das letzte ˈort nicht erklärt. Es sollte s. 653 stehen: *mudel,* f. eine art ziege ohne hörner.

s. 45 *ohneins:* bei zahlenangaben (wie lat. undeviginti) schon im mittelalter: *mbe ân eine zwenzig mark luters unde lötiges silbers Straxpurger gewêges.* Urk. :. III, 87.

s. 46 *überenzig:* hier sollte die stelle aus dem Pfingstmontag nicht fehlen: *was iss e daigaff isch, so iwwerenzi dumm!*

s. 50 *under enander: dass uf dem bekannte plätzel wirklich e so en unterands isch.* Str. ztg. 28. XI. 1900.

s. 55 *ungkät biete* ist doch wol frz. enquête.

s. 66 *arg:* das alte substantiv dazu heisst *erge* (diese substantivbildung, nach *icke, fülle,* echt alemannisch; vgl. *elte, vile, heitere, füchte, vinstere*). *erge* beeutet kargheit, geiz: *erge des silbers* im sinne von *geringer gehalt der münze.* Irk. B. II, 259.

s. 79 *üsseren: sich cussern* steht im sinne von „die stadt verlassen, verreisen" ı den Leges gymnasii, abgedruckt Festschr. des prot. gymn. I, 142.

s. 89 *fabrizieren: bym e wirth, der schöni fässer fabrixirt.* Hirtz, Ged. s. 161; uch = anrichten: *du hesch ebs nets fawriziert.*

s. 128 *ver-:* dazu *verrewlen* perire (von rebstöcken) L. Schneegans, Orthogr. narchie p. 52.

s. 132 *fihrblose* waren ausgebohrte meterlange holunderstäbe zum feueranblasen. Teutsch, Strassb. bilder p. 51. Siehe jetzt Charles Schmidt unter *feuerblase.*

s. 136 *fuehr* spass, scherz: *e schöni fuehr gäb diss emol.* Hirtz, Ged. s. 168. Das davon abgeleitete adj. *fuerig*, *fuericht* sollte wegen seiner häufigkeit mehr belegt sein. Man sagt in Strassburg *s isch e füerichti gschicht, e füerichter kerl;* im adverb: *der het füeri gebabbelt. fuerichti situation* Stosskopf, Herr Maire II, 13. *e fuerichter mode* ebenda III, 7.

s. 166 *flug: vlugengel* ist der erzengel Michael (1261) Urk. B. I, 360.

s. 204 *guguck:* dazu das deminutiv *güksel.* Man sagt: *züm güksel, ei der güksel.* So *zuem gucksel, meinscht, i bin so dumm?* Hirtz, Ged. s. 168.

s. 214 *gige* druckfehler für *gilge.* Das wort ist nicht so veraltet; ein Neudorfer apotheker konnte noch neuerdings seine apotheke *zur Gilgen* nennen; es wird aber (nach dem zeugnis von Ch. Schmidt) stets *Jilje* gesprochen.

s. 223 *gäng:* der ausdruck *gäng und gäb* wird schon im ma. flectiert gebraucht: *vier und zwenzig phunt genger und geber Straxburgere* Urk. B. II, 222. *umbe 40 mark silbers genges und gebes* (1290) Urk. B. III, 79, s. einleitung s. XXXVIII.

s. 240 *geist: der heilig geist* für poetische begeisterung: *wo saue, dass sie dichter sinn, dass sie der heili geischt thut triwe.* Schneegans, Orth. an. s. 45.

s. 277 *grind* kopf, schon 1332: *und slug Wilhelm von Stille in grint mit einem messer* (Urk. B. V, 15).

s. 278 *grindig* ist krätzig, was im dialect nicht gebraucht wird. *E grindichi katz. — Sinn sie nit grüendi, d krotte?* Hirtz, Ged. s. 168.

s. 288 fehlt *gspass. dis isch e dummer g. — e gspass in ehre soll nieme wehre.* Hirtz, Ged. s. 161. — Adj.: *gspässi(g). Doch d' gspässi nas die g'fallt mir nit.* Hirtz, Ged. s. 165.

s. 297 *hebel: hebelendivien* ist ein scherzausdruck für prügel. *Der het e portion hewelandifi grieit.* Str.

s. 362 *kugelhopf* hat seinen namen doch wol daher, weil das backwerk aus der *gugel*, d. h. aus der haubenartigen kuchenform herausspringt.

s. 371 *hard*, in ortsnamen häufig, sollte klarer abgeleitet sein. Im Els. wb. steht als erste bedeutung *wald, meist mit hartem holz, buchen, eichen (gegensatz grüner wald, Rheinwald).* Von der härte des waldholzes hommt der ausdruck sicher nicht. Nach dem mhd. (s. Lexer) ist *hart* zunächst „fester sandboden“ im gegensatz zu der gepflügten ackererde. So Tristan 17342: *über velse und über herte.* Dann weidetrift, endlich wald. Überall ist der gegensatz zu dem urbar gemachten felde ersichtlich.

s. 406 *Jäck branntwein*, das abgekürzte cognac.

s. 432 *kalb Mosis: do müesst äner schun e geduldigs kalb Moses* (so!) *sin.* Stosskopf, Herr Maire. Es ist aber jedesfalls genetiv.

s. 512 fehlt *kräbele* altersschwacher greis. *En aldes kräwwele kummt jetz.* Hitz, Ged. s. 166.

s. 680 *memm. mimmele* heisst in Ursprung bei Reichenweier auch ein kleines kalb.

s. 692 *mund* (os) ist nicht elsässisch, dafür *mul.* Nun wäre es interessant, die andere bedeutung tutela aus dem ma. nachzuweisen. Im Urk. B. II, 247 steht: *von herrn Reinboltes Süszen unsers burgers und sinre kinde und ir muntbar wegen* (1312). *Muntbar* ist der vormund.

s. 694 *munkendrüssel:* hier fehlt der beleg aus dem Pfingstmontag I, 1: *i will e schmizzel zerst von unserm munggedrissel.*

s. 702 *mohre* (scrofa): Hierzu die drastische redensart ***s isch scheen ankumme, cie e moor im e juddehüs.*** Stosskopf, Herr Maire I, 8. — Ebenso: ***grad wie e söu ins juddehuus.*** Hirtz, Ged. s. 165.

s. 772 *genams.* Die herleitung von *nemmen* = nennen ist nicht plausibel. Vielmehr von *genamen* = genehm erklären. So Urk. B. I, 364 in dem briefe bischof Walthers: ***unde wissent, daz wir den tac nut wolten genamen...***

STRASSBURG I. E. M. ERDMANN.

NACHTRÄGE UND BERICHTIGUNGEN.

Zeitschr. 35, 6 anm. z. 4 lies *und* st. *oder;* ebenda z. 7 lies: *der vogel der;* s. 13 z. 27 lies: *wintra gebidenra* st. *gebidenra dǽl;* ebenda anm. 1 z. 4 fg. lies: durch die gewaltsame verbindung ... wird nicht nur 75 unverständlich, sondern auch 73. 74 bleiben unklar wie zuvor.

Zu dem aufsatze H. Schachners über das Dorotheaspiel (Ztschr. 35, 157 fgg.) war, wie uns J. Bolte freundlichst mitteilt, auf die in seinem Danziger theater (1895) s. 78—81 verzeichneten dramen und aufführungen des 16.—18. jhs. hinzuweisen. Ferner verweist er auf Wolter, Zeitschr. des Berg. geschichtsvereins 31, 98. 100 (aufführungen in Köln 1628 und 1648), Martin, Strassburger stud. 1, 97 (aufführung in Strassburg 1698); F. A. A. Meyer, Olla Potrida (1791) 1, 87; endlich (zu Massingers englischem schauspiel) auf Koeppel, Quellenstudien zu den dramen Chapmans (1897) s. 82.

In meiner abhandlung über den ljóðaháttr im 34. bande der Zeitschrift hat, was ich leider erst jetzt bemerke, der setzer in dem versregister (s. 490 fgg.) die verweisungen auf den Grógaldr übersprungen. Es ist also s. 492 hinter **Gautr** einzuschieben:

Gg 1^1: 57, 4. 115 a. 2. 1^2: 130. 1^3: 58 a. 1. 91 a. 1. 1^4: 149. 2^1: 55 a. 2. 82^c. 2^2: 130. 2^3: 16 a. 1. 82^f. 2^4: 150. 3^1: 43. 114, 4. 3^2: 158 a. 3^3: 48. 78. 3^4: 155. 4^1: 55. 102 a. 7. 4^2: 131. 4^3: 58. 82^a. 4^4: 142^b. 5^1: 57 a. 3. 78 a. 1. 2. 5^2: 130. 5^3: 59. 82^d. 5^4: 157 a. 1. 6^1: 64, 5. 102 a. 5. 6^2: 158. 6^3: 36. 92 a. 3. 6^4: 126 a. 2. 7^1: 64, 5. 81. 7^2: 130. 7^3: 57, 2. 82^d. 7^4: 135. 8^1: 64 a. 4. 93. 8^2: 156. 8^3: 55. 82 a. 9. 8^4: 135. 9^1: 64 a. 4. 93. 9^2: 156. 9^3: 2. 78. 9^4: 141. 10^1: 64 a. 4. 110 a. 2. 10^2: 156. 10^3: 55. 84 a. 1. 10^4: 139. 10^5: 130. 181.
11^1: 64 a. 4. 109. 11^2: 156. 11^3: 55. 98. 11^4: 176 a. 3. 12^1: 64 a. 4. 81. 12^2: 126. 12^3: 2. 84^c. 12^4: 141. 13^1: 64 a. 4. 81. 13^2: 155. 13^3: 37. 91. 13^4: 155. 14^1: 64 a. 4. 92 a. 1. 14^2: 130. 14^3: 8. 75, 3. 14^4: 182. 15^1: 3. 88^b. 15^2: 142^b. 15^3: 64, 4. 114, 5. 15^4: 145 a. 16^1: 55. 93. 16^2: 141. 16^3: 47. 94. 16^4: 145 a.

Ausserdem sind folgende falsche citate zu berichtigen: **Fj** 6^4: 121. 8^1: 10. 82^e. 18^3: 2. 75 a. 6. **Grm** 33^1: 66 a. 2. 51^3: 3. 75, 3. **Hgsv** 139^1: 61. 82 a. 4. **HHv** 18^2: 143. **Hǫ́v** 6^5: 65, 3. 81, 1. 55^3: 15 a. 4. 78. 69^1: 37 a. 1. 81 a. 1. 136^5: 64, 4. 75, 1. **Ls** 12^2: 142^b. **Skm** 41^2: 162 a. **Vm** 1^4: 151 a. 2.

Im texte der abhandlung ist noch folgendes zu ändern:

§ 3 (s. 168 fg.) ist unter *α* das citat *Hǫ́v* 110^1 zu streichen und unter *δ* einzureihen (mál's at þylja).

§ 3 anm., z. 2 lies: § 75 st. § 74.



§ 5 anm. 1, z. 3 lies: *Skm* 41¹.
§ 15 anm. 4, z. 3 lies: *Hǫv* 55³ (statt 155³).
§ 62 anm., z. 1 füge nach þǽr ein: *Fj* 40¹.
§ 79ᵃ (s. 205 z. 6) lies: liggja.
§ 82ᶠ z. 2 lies: þás st. es.
§ 129 z. 3 lies: drjúgt.
§ 136 anm., z. 3 lies: þau st. þan.
§ 141 z. 7 lies: aldir st. aldar.
§ 141 anm., z. 5 lies: at bjarga st. ok bj.
§ 156 z. 12 lies: skammar st. skammer.
§ 157 z. 4 lies: fengumk st. fekkumk.
§ 161 fussnote (s. 479 z. 3 v. u.) lies: reynt st. reyt.
§ 163 anm. 1: die stelle *Alv* 16² ist in den § 160 zu setzen.
§ 176 anm. 3, z. 3 lies: Grundtvig st. Sijmons.
s. 486 z. 16 lies: buinn st. buina.
s. 487 z. 20 füge nach *Skm* 20². 24² hinzu: (aber cod. **A** hat an beiden stellen den ganz correcten vers: at manns enskis munum).
s. 489 z. 2 füge nach *(BC1)* hinzu: (so schon Grundtv.² s. 208).

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Andreen, Gust. Alb., Studies in the idyl in German literature. [Augustana library publications nr. 3.] Rock Island, Ill. 1902. 96 s.

Cook, Albert S., Biblical quotations in old english prose writers. Second series, edited with the latin originals, index of biblical passages and index of principal words. New York, Charles Scribner's son (London, Edw. Arnold) 1903. XII. 397 s. 6 sh.

Dieterich, Albrecht, Über wesen und ziele der volkskunde; **Usener, Hermann,** Über vergleichende sitten- und rechtsgeschichte. [Sonderabdruck aus den Hessischen blättern für volkskunde I, 3.] Leipzig, Teubner 1902. (II), 67 s. 1,80 m.

Döring, E., Beiträge zur kenntnis der Sondershäuser mundart. Sondershausen 1903. [Progr. der fürstl. realschule.] (II), 48 s.

Edda Sæmundar. — Die lieder der Edda herausgegeben von B. Sijmons und H. Gering. Zweiter band: Vollständiges wörterbuch zu den liedern der Edda von H. Gering. [A. u. d. t.: Germanist. handbibliothek, begründet von Jul. Zacher. VII, 4. 5.] Halle, Waisenhaus 1903. XIII s. u. 1404 sp. 24 m.

Eddica minora. Dichtungen eddischer art aus den Fornaldarsögur und anderen prosawerken zusammengestellt und eingeleitet von Andreas Heusler und Wilhelm Ranisch. Dortmund, Fr. W. Ruhfus 1903. CX, 160 s. 5 m.

Eulenspiegel. — Brie, Friedr. W. D., Eulenspiegel in England. [Palaestra XXVII.] Berlin, Mayer & Müller 1903. VII, 152 s. 4,80 m.

Fischart. — Englert, Anton, Die rhythmik Fischarts. Ein beitrag zur geschichte der deutschen metrik. München, C. H. Beck 1903. VIII, 99 s. 4 m.

— Hampel, Ernst, Fischarts anteil an dem gedicht: „Die gelehrten die verkehrten“. Naumburg 1903. [Beilage zum Jahresbericht des städt. realgymnasiums i. e.] (IV), 72 s.

'ulda, Fürchtegott Christ., Trogalien zur verdauung der Xenien (1797); hrg. von Ludw. Grimm. [Antixenien, 1. heft = Deutsche litt. denkmale des 18. u. 19. Jhs. nr. 125.] Berlin, B. Behr 1903. XVIII, 45 s. 1,20 m.

udrun. Die echten teile des gedichtes nach Karl Müllenhoffs text übersetzt von Ernst Martin. Mit bildern von Jul. Jürss. Strassburg, Heitz 1903. (IV), 59 s. 4.

ebbel. — Fries, Albert, Vergleichende studien zu Hebbels fragmenten nebst miscellaneen zu seinen werken und tagebüchern. [Berliner beiträge zur german. u. roman. philol. XXIV; German. abteilung nr. 11.] Berlin, E. Ebering 1903. (IV), 59 s. 2,40 m.

echtenberg, Klara, Der briefstil im 17. jahrhundert. Ein beitrag zur fremdwörterfrage. Berlin, B. Behr 1903. 48 s.

offmann, Johannes, Die Wormser Geschäftssprache vom 11. bis 13. jahrhundert. [Acta germanica VI, 2.] Berlin, Mayer & Müller 1903. (IV), 92 s. 2,80 m.

oward Foley, Emily, The language of the Northumbrian gloss to the Gospel of Saint Matthew. Part I. phonology. New York, Henry Holt and co. 1903. [Yale studies in English, Albert S. Cook editor. XIV.] VI, 81 s.

ellinek, Artur L., Bibliographie der vergleichenden litteraturgeschichte. I. band, heft 1. Berlin, Alex. Duncker 1903. 19 s. (Der jahrgang von 4 heften 6 m.)

naust. — Heinrich Knaust. Ein beitrag zur geschichte des geistigen lebens in Deutschland um die mitte des 16. jahrhunderts von Herm. Michel. Berlin, B. Behr 1903. VI, 344 s. 8 m.

evy, Richard, Martial und die deutsche epigrammatik des 17. jahrhunderts. Stuttgart, Levy & Müller 1903. (IV), 111 s. 3 m. [Heidelberger dissert.]

[elanchthon. — Ellinger, Georg, Philipp Melanchton. Ein lebensbild. Berlin, R. Gärtner 1902. XVI, 624 s. 14 m.

[etra. -- Krämer, Ernst, Die altenglischen metra des Boetius, herausgegeben u. mit vollständ. wörterbuch versehen. [Bonner beiträge zur anglistik. VIII.] Bonn, P. Hanstein 1903. (VI), 159 s. 4,50 m.

[ourek, E. V., Über die negation im mittelhochdeutschen [Sitz.berichte der kgl. böhm. gesellsch. der wissensch., philos.-hist. kl. 1902, nr. 12.] Prag 1902. 30 s.

'yrop, Kristoffer. Das leben der wörter. Autorisierte übersetzung aus dem dänischen von Robert Vogt. Leipzig, Ed. Avenarius 1903. (VIII), 263 s.

rdbok öfver Svenska språket, utgifven af Svenska akademien. Häftet 23: Assessorat — auktion. Häftet 24: Bekommelig — bemärka. Lund, Gleerup [Leipzig, M. Spirgatis] 1903. sp. 2513—2672 u. sp. 961—1120. à 1,50 kr.

'laten. — Platen in seinem verhältnis zu Goethe. Ein beitrag zur inneren entwicklungsgeschichte des dichters von Rud. Unger. [Forschungen zur neueren lit. gesch. hrg. von Franz Muncker. XXIII.] Berlin, Alex. Duncker 1903. (VIII), 190 s. 5 m.

'olzin, Albert, Geschlechtswandel der substantiva im deutschen (mit einschluss der lehn- und fremdworte). Hildesheim 1903. (II), 71 s.

:osenhagen, Gust., Die strophe in der deutschen klassischen ballade. I. Strophe u. darstellung. (Progr. der realschule in Eilbeck.) Hamburg 1903. 46 s.

chatz, Josef, Die tirolische mundart. [Separatabdruck aus der Ferdinandeumszeitschrift.] Innsbruck, Wagner in comm. 1903. 94 s. u. 1 karte. 1,50 m.

cheit, Caspar. — Caspar Scheits Frölich heimfart nach ihren geschichtlichen und litterarischen elementen untersucht von Karl Hedicke. Halle 1903. (IV), 72 s. [Hallische dissert.]

Schiller. — Haustein, Adalb. v., Wie entstand Schillers Geisterseher? [A. u. d. t.: Forschungen zur neueren litt.gesch., hrg. von Franz Muncker. XXII.] Berlin. Alex. Duncker 1903. (VIII), 80 s. 2 m.

Schönbach, Anton, E., Miszellen aus Grazer handschriften. V, 12. Der prediger von Sct. Lambrecht. [Sonderabdruck aus den Beiträgen zur erforschung steirischer geschichte. XXXIII.] Graz 1903. 95 s.

— Über einige evangelienkommentare des mittelalters. [Sitzungsberichte der Kaiserl. akad. der wiss. in Wien; Phil. hist. cl. CXLVI, 4.] Wien 1903. (II), 176 s.

Schoning, O., Dødsriger i nordisk hedentro. [A. u. d. t.: Studier fra sprog-og oldtidsforskning udgivne af det philologisk-historiske samfund, nr. 57.] København, Klein 1903. 54 s. 1 kr.

Tobler, Alfred. Das volkslied im Appenzellerlande. [Schriften der schweizer. gesellschaft für volkskunde. III.] Zürich 1903. (IV), 147 s. 3,50 fr.

Trautmann, Moritz, Finn und Hildebrand. Zwei beiträge zur kenntnis der altgerm. heldendichtung. [Bonner beiträge zur anglistik. VII.] Bonn, P. Hanstein 1903. VIII, 131 s. 4,50 m.

Verner, Karl, Afhandlinger og breve udgivne af Selskab for germansk filologi. Med en biografi ved Marius Vibæk. Trykt på Carlsbergfondets bekostning. København, J. Frimodt [Leipzig, O. Harrassowitz] 1903. (IV), XCII, 372 s. und 2 taff. 10 m.

Weidling, Friedr., Drei deutsche Psyche-dichtungen [Schulze, Hamerling, Meyer]. Jauer, O. Hellmann [1903]. 23 s.

Wulfila. — Friedr. Ludw. Stamms Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gotischen sprache, neu herausg. von Moritz Heyne und Ferd. Wrede. 10. aufl. Paderborn, Schöningh 1903. XVI, 446 s. 5 m.

NACHRICHTEN.

Am 31. januar 1903 verschied zu Oxford der professor der angelsächsischen sprache John Earle; am 6. februar zu Dresden der Goetheforscher Woldemar freiherr von Biedermann (geb. 5. märz 1817 zu Marienberg).

Befördert wurden: der ausserordentl. professor dr. Ernst Elster in Marburg zum ordinarius, die privatdocenten dr. J. Collin und dr. J. Strack in Giessen zu ausserordentl. professoren.

Professor dr. Gustav Roethe in Berlin ist zum ord. mitgliede der kgl. akademie der wissenschaften ernannt worden.

An der universität Göttingen habilitierte sich dr. C. Borchling für germanische philologie, an der universität Zürich dr. A. Ehrenfeld für deutsche litteraturgeschichte.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

BEITRÄGE ZUR QUELLENKRITIK DER GOTISCHEN BIBELÜBERSETZUNG.

6. Die Corintherbriefe.[1]

Keiner der von uns für die gotischen evangelien angezogenen ›chischen bibelcodices enthält die paulinischen briefe.

Es erhebt sich also die frage, an welche quellen man sich für die steln zu wenden habe.

Zur untersuchung erscheint zunächst der zweite Corintherbrief onders geeignet, weil er vollständig in dem cod. Ambros. B und zum auch in cod. Ambros. A überliefert ist. Mit den varianten und rginalien dieser handschriften stellen neue hilfsmittel der quellen- ik sich ein.

1.

Dass auch für die briefe von der griechischen bibel des Chrysostomus gegangen werden muss, ersehen wir schon aus folgenden belegstellen, die ich mich auf die zusammenstellung von S. K. Gifford (*Pauli stolas qua forma legerit Joannes Chrysostomus* Halis Sax. 1902 = ssertationes philologicae Halenses XVI, 1) stütze:

m. 9, 32 us waurstwam witodis: *οὐκ εἶπε ἐξ ἔργων ἀλλ' ὡς ἐξ ἔργων νόμου* Chr (mit KLP gegen BFG).

11, 21 ibai aufto ni þuk freidjai: *οὐκ εἶπεν, οὐδὲ σοῦ φείσεται, ἀλλὰ μήπως οὐδὲ σοῦ φείσεται* Chr (mit FGL gegen BP).

12, 2 ni: *μή* Chr (cfr. Gifford p. 81).

13, 12 sarwam: *οὐκέτι ἔργα ἀλλὰ ὅπλα* Chr.

13, 14 fraujin unsaramma: *τὸν κύριον ἡμῶν* Chr (cfr. Gifford p. 81).

14, 10 Xristaus: *Χριστοῦ* Chr (mit LP gegen BFG).

14, 18 in þaim: *ἐν τούτοις* Chr (mit L gegen BFGP).

'or. 9, 22 ƕaiwa sumans: *εἶπε πάντως τινας* Chr.

10, 16 þiuþiqissais: *εὐλογίαν ὅταν εἴπω* Chr (gegen FG).

10, 19 þatei þo galiugaguda ƕa sijaina aiþþau þatei galiugam saljada ƕa sijai: *ὅτι εἴδωλόν τί ἐστιν ἢ ὅτι εἰδωλόθυτόν τί ἐστιν* Chr (mit KL).

1) Vgl. Zeitschr. 32, 305.

1.Cor. 14, 21 anþaraim : ἑτέροις Chr (gegen B).
15, 48 hvileiks : οἷος (*sine* καί) Chr.
2. Cor. 1, 10 us swaleikaim dauþum : ἐκ τηλικούτων (τοσούτων) θανάτων ... οὐκ εἶπεν ἐκ τοσούτων κινδύνων Chr (cfr. Gifford p. 83).
1, 15 anst : χάριν ἐνταῦθα λέγει Chr.
2, 12 in aiwaggeljon : εἰς τὸ εὐαγγέλιον τουτέστι διὰ τοῦ εὐαγγελίου Chr (gegen FG).
5, 3 gawasidai : ἐνδυσάμενοι Chr (mit KLP gegen FG).
13, 3 unte : ἐπεί Chr.
Eph. 2, 8 jah þata ni us izwis : Ἐφεσίοις γράφων ἔλεγε ... καὶ τοῦτο οὐκ ἐξ ὑμῶν Chr (gegen FG).
3, 8 in þiudom wailamerjan þo unfairlaistidon gabein : ἐν τοῖς ἔθνεσιν εὐαγγελίσασθαι τὸν ἀνεξιχνίαστον πλοῦτον Chr (mit KL).
4, 6 in allaim uns : ἐν πᾶσιν ἡμῖν Chr.
1.Thess. 2, 15 swesaim praufetum : τοὺς ἰδίους προφήτας Chr (mit KL).
Philip. 1, 18 merjada : καταγγέλεται, οὐκ εἶπε καταγγελέσθω Chr.
Col. 4, 8 ei kunnjau : ἵνα γνῶ Chr (mit KL; cfr. Eph. 6, 22 ei kunneiþ ἵνα γνῶτε Chr).
2. Tim. 4, 1 bi qum is : κατὰ τὴν ἐπιφάνειαν αὐτοῦ Chr (mit KLP gegen FG).

Gifford hat auch bereits (p. 75 fg.) in weiteren nachweisen constatiert, dass die codd. KLMP der griech. episteln vor allen andern zu Chrysostomus sich stellen. Wo dieser versagt, wird man also in erster linie auf diese byzantinischen codices und nicht mit Bernhardt auf FG sich beziehen müssen.

2.

Nun liegen aber einwandfreie indicien vor, dass die got. übersetzung der griechischen Corintherbriefe verschiedene stadien durchlaufen hat und nicht in der ursprünglichen fassung erhalten ist. Es genügt auf die in den gotischen handschriften erhaltenen marginalien zu verweisen, um jüngere zusätze zu belegen. Auf diese erscheinung werde ich im verlauf zurückkommen.

Vollkommen klar treten kritische zusätze auch in den subscriptionen der beiden briefe heraus. Die unterschrift von 1. Cor. ist nur in A überliefert: *du Kaurinþium .a. ustauh. du Kaurinþium frumei melida ist us Filippai, swe qeþun sumai, iþ mais þugkeiþ bi silbins apaustaulaus insahtai melida wisan us Asiai.*

Dieser wortlaut ist ganz singulär und weder in einer griechischen noch in einer lateinischen bibel zu belegen. Er enthält den selbständigen vermerk eines textkritikers, der nichts mit der bibel zu schaffen hat. Der kritiker charakterisierte die abweichenden überlieferungen dahin, dass die eine nicht massgebend und einseitig sei *(swe qeþun sumai)*, die andere dagegen zuverlässiger und vom apostel selbst bezeugt sei (*mais þugkeiþ bi silbins apaustaulaus insahtai* cfr. 1. Cor. 15, 32. 16, 5. 8). Die angefochtene notiz *du Kaurinþium frumei melida ist us Filippai* findet sich als subscriptio in den codd. KL: *πρὸς κορινθίους πρώτη ἐγράφη ἀπὸ Φιλίππων;* die anerkannte herkunftbezeichnung hat ihre unterlage in der subscriptio von P: *ἐγράφη ἀπὸ Ἐφέσου* (+ *τῆς Ἀσίας* cod. 116. Euthal.). In einer kritischen edition wurden also die abweichenden quellenangaben mitgeteilt und nach ihrem historischen wert beurteilt: man wird hinter solchem verfahren die hand der gotischen bibelkritiker Sunja und Friþila (Zeitschr. 32, 317) vermuten dürfen. Aber ausserdem bietet die gotische unterschrift das sätzchen *du kaurinþium .a. ustauh*. Dies hat sein correlat an der überschrift des unmittelbar folgenden 2. Corintherbriefs: *du Kaurinþaium anþara dustodeiþ.* Für die verba *ustauh* und *dustodeiþ* versagen unsere griechischen codices KLP. Sie finden ihre deckung an den lateinischen formeln *explicit* und *incipit.* Man hat sich also im laufe der zeit nicht darauf beschränkt, die unterschrift des griechischen briefes zu verzeichnen, sondern hat als doublette auch die lateinische subscriptio aufgenommen.

Dass hier eine jüngere hand eingegriffen hat, lehrt die subscriptio des zweiten Corintherbriefs. Sie lautet in genauer entsprechung zur überschrift in B: *du Kaurinþium anþara ustauh.* Diese worte entsprechen nicht der griechischen sondern der lateinischen schlussformel (*ad Corinthios II explicit* cfr. Gabelentz-Loebe I, XXIII). Die griechische schlussformel ist in A neben der lateinischen erhalten: du Kaurinþium anþara ustauh. du Kaurinþium .b. meliþ ist us Filippai Makidonais = *πρὸς Κορινθίους .β. ἐγράφη ἀπὸ Φιλίππων* KLP + *τῆς Μακεδονίας* K.

Die ursprüngliche form erhalten wir, wenn wir die aus lateinischer quelle stammende interpolation *du — ustauh* streichen. B hat sich auf die wunderliche mischung zweier verschiedener schlussformeln nicht eingelassen. Vermutlich war also in der vorlage von AB *du Kaurinþium anþara ustauh* als varia lectio eingetragen, die von dem schreiber von B an stelle der im context überlieferten fassung eingesetzt wurde, während der schreiber von A mechanisch beide lesarten nach einander

widerholte. In einer kritischen ausgabe der bibelübersetzung darf dies nicht geschehen.

Wir werden uns aber zunächst begnügen müssen, wenn es uns gelingt die vorlage von AB zu reconstruieren d. h. den gotischen bibeltext in der form herzustellen, wie er in jener vorausliegenden kritischen, mit randnoten versehenen edition — die ich auf Sunja und Friþila zurückführe — sich darstellte.

3.

Vollständig ist uns der gotische text des zweiten Corintherbriefes in cod. Ambr. B und beinahe vollständig ist uns der griechische text des briefes in einem commentar des Johannes Chrysostomus erhalten (*Τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν Ἰωάννου ἀρχιεπισκόπου Κωνσταντινουπόλεως τοῦ Χρυσοστόμου ὑπόμνημα εἰς τὴν πρὸς Κορινθίους δευτέραν ἐπιστολήν* MSG 61, 381 fgg.).

Gelegentlich hat schon E. Bernhardt constatiert, dass in einzelnen lesarten der gotische text zu dem griechischen des Chrysostomus stimme (vgl. seine anm. zu 2. Cor. 1, 10. 9, 5 u. a.). Das von seiner seite geübte eklektische verfahren hat ihn jedoch an der consequenten ausnützung dieser beobachtung behindert[1].

Wenn es sich jetzt darum handelt, einen neuen griechischen text zu beschaffen, der einen historischen d. h. quellenmässigen wert repräsentiert, so überlassen wir uns vorerst der führung einiger marginalien und varianten unserer gotischen handschriften. Indem ich sie mit dem text des Chrysostomus vergleiche, bemerke ich, dass ich unter der sigle *Chrys.* gleichzeitig die übereinstimmende lesart sämtlicher oder einzelner (besonders namhaft gemachter) griechischer bibelcodices verstehe.

1, 8 *afswaggwidai weseima* A : *skamaidedeima uns* B. Die lesart von B war auch A bekannt, so fern sie hier am rand verzeichnet wurde.

Ein analoger fall ist 12, 15 belegt, wo wir *laþaleiko* A, *gabaurjaba* B lesen, dieses jedoch in A gleichfalls am rand steht.

Bei Chrysostomus finden wir an der 1, 8 entsprechenden stelle: *ἐξαπορηθῆναι ἡμᾶς καὶ τοῦ ζῆν, τουτέστι, μηδὲ προσδοκῆσαι λοιπὸν ἡμᾶς ζῆν* (p. 394). Wenn nun 2. Cor. 4, 8 griech. *ἀπο-*

1) Im allgemeinen folgte er bei herstellung seines griechischen textes der gruppe DEFGKL, aber diese gruppe existiert nur auf dem papier. In wahrheit setzt sie sich aus zwei selbständigen überlieferungszweigen DE + FG und KL — wozu MP gehören — zusammen. Bernhardt hat jedoch bald die lesart von KL (vgl. 4, 6. 10. 5, 19. 6, 9. 7, 7 etc.), bald die lesart von DEFG bezw. FG oder gar von B (9, 10. 12, 1) aufgenommen und dadurch seinen griechischen paralleltext entwertet.

ρούμενοι ἀλλ' οὐκ ἐξαπορούμενοι mit got. *þraihanai akei ni gaaggwidai* übersetzt ist, scheint sich keine möglichkeit zu bieten, die lesart von B auf griech. *ἐξαπορηθῆναι* zu beziehen, wie sie denn auch von Bernhardt mit der begründung abgelehnt worden ist, dass *skaman sik* sonst stets = *αἰσχύνεσθαι* sei (vgl. auch s. LXII seiner ausg.).

1, 14 *Jesuis* A : *Jesuis Xristaus* B = *Ἰησοῦ Χριστοῦ* Chrys. + DEFGMP

[1, 17 *ei sijai* A : *ei ni sijai* B
= *ἵνα ᾖ* Chrys., für B fehlt überhaupt jeder urkundliche beleg, wir werden daher mit einer irrung des schreibers zu rechnen haben[1]]

1, 19 *merjada* A : *wailamerjada* B
= *κηρυχθείς* Chrys.

2, 10 *fragaf* A : *fragiba* B[2]
= *κεχάρισμαι* Chrys.

2, 11 *gafaihondau* A *marg.* : *gaaiginondau* AB
= *πλεονεκτηθῶμεν* Chrys.; vgl. *bifaihodedum ἐπλεονεκτήσαμεν* 2. Cor. 7, 2; *bifaihoda ἐπλεονέκτησα* 2. Cor. 12, 17. 18; *bifaihon πλεονεξίαν* 2. Cor. 9, 5; der sachverhalt ist von Bernhardt (Vulfila p. XLVII) richtig beurteilt.

2, 14 *þairh uns in allaim stadim* A : *in allaim stadim þairh uns* B
= *δι' ἡμῶν ἐν παντὶ τόπῳ* Chrys.

2, 15 *dauns* A : *Xristaus dauns* B = *Χριστοῦ εὐωδία* Chrys.
fralusnandam A *marg* : *fraqistnandam* AB
(= 2. Cor. 4, 3. 1. Cor. 1, 18) *ἀπολλυμένοις* Chrys.

2, 16 *sumaim dauns us dauþau du dauþau* A : *sumaim auk dauns dauþaus du dauþau* B = *οἷς μὲν ὀσμὴ θανάτου εἰς θάνατον* Chrys. + DEFGKL.

2, 17 *swe sumai* A : *sumai* B (*swe* ausgefallen)[1]
= *ὥσπερ οἱ λοιποί* Chrys.

3, 3 *swikunþai* A : *swikunþ* B (entstellt)[1]
= *φανερούμενοι* Chrys.

3, 9 *andbahtja* A : *andbahti* B = *ἡ διακονία* Chrys. + BDEKLP
in wulþau A : *us wulþau* B[3]
= *ἐν δόξῃ* Chrys.

1) Auf schreibversehen ähnlicher art gehe ich im folgenden nicht mehr ein.

2) Vgl. Bernhardts note.

3) Willkürliche änderung des schreibers (Bernhardt, Vulfila p. LXI) wie 5, 16? ebenso 5, 12. 6, 3. 8, 10. 13, 5; vgl. 6, 8 A. 13, 7 A.

3, 14 *gablindnodedun* A *marg* : *afdaubnodedun* AB
= ἐπωρώθη Chrys. vgl. *gablindida*
2. Cor. 4, 4
4, 1 *ni wairþam usgrudjans* A (= 4, 16) : *ni wairþaima usgrudjans* B
= οὐκ ἐκκακοῦμεν Chrys.
4, 4 *gudis* A : *gudis ungasaiƕanins* B (aus Col. 1, 15)
= τοῦ θεοῦ Chrys.
5, 3 *gawasidai* A : *jah gawasidai* B = καὶ ἐνδυσάμενοι Chrys.
5, 12 *(aftra uns silbans) anafilhaima* A *marg* : *uskannjaima* AB
= συνιστάνομεν Chrys.;
vgl. *aftra uns silbans anafilhan* (συνιστάνειν) 2. Cor. 3, 1,
in hairtin A : *hairtin* B = καρδίᾳ Chrys. + CDEKLP
5, 16 *kunnum* A : *kunnum ina* B
= γινώσκομεν Chrys.
5, 20 *bidjandans* A : *bidjam* B = δεόμεθα Chrys. (die entsprechende variante zu *gagawairþnan* ist verloren)
6, 3 *ni ainhun* A : *ni ainhun þannu* B
= μηδεμίαν Chrys.
6, 8 *jah þairh* A : *þairh* B = διά Chrys.
7, 3 *miþgaswiltan* A : *gaswiltan* B (*miþ* ausgefallen?)
= συναποθανεῖν Chrys.
7, 8 *in bokom* A[1] : *in þaim bokom* B = ἐν τῇ ἐπιστολῇ Chrys.
7, 9 *waihtai* A[1] : *in waihtai* B = ἐν μηδενί Chrys.
7, 10 *bi guþ saurga* A[1] : *so bi guþ saurga* B = ἡ κατὰ θεόν λύπη Chrys.
8, 10 *taujan ak jah wiljan* A : *wiljan ak jah taujan* B
= τὸ ποιῆσαι ἀλλὰ καὶ τὸ θέλειν Chrys.
8, 16 *faur izwis* A : fehlt B (ausgefallen?)
= ὑπὲρ ὑμῶν Chrys.
8, 22 *filu usdaudozan* A : *filaus mais usdaudozan* B
= πολὺ σπουδαιότερον Chrys.
9, 2 *uswagida þans managistans* A : *gawagida þans managistans ize* B
= ἠρέθισε τοὺς πλείονας Chrys.
12, 20 *þwairheins, aljan, jiukos, bihaita, birodeinos, haifsteis, faiha, ufswalleinos, drobnans* A : *þwairheins, aljan, jiukos, bihaita, birodeinos, haifsteis, drobnans* B (mit auslassungen). Hierzu wäre zunächst zu bemerken, dass *haifsteis* (ἔρεις), *aljan* (ζῆλος), *jiukos, birodeinos* Gal. 5, 20 widerkehren, dass aber an dieser stelle *birodeinos* interpoliert zu sein scheint. In unserem vers dürfte also *bihaita* als doublette von *birodeinos* (= καταλαλιαί)

1) Hier liegen zweifellos auslassungen vor.

auszuschalten sein; *haifsteis* entspricht sodann *ἐριθεῖαι* (wie Philipp. 1, 17. 2, 3), *ufswalleinos* muss der etymologischen wortbedeutung nach = *φυσιώσεις* sein; man wird also zu lesen haben: *þwairheins, aljan, jiukos, birodeinos, haifsteis, faiha, ufswalleinos, drobnans* und diese liste hat ihre entsprechung an griech. *ἔρεις* (DEFGKLP), *ζῆλος* (DFG), *θυμοί, καταλαλιαί, ἐριθεῖαι, ψιθυρισμοί, φυσιώσεις, ἀκαταστασίαι* (fehlt FG). Alle diese termini stehen bei Tischendorf im text, Chrysostomus ist unvollständig.

4 *aþþan jabai jah* A : *aþþan jabai* B (*jah* ausgefallen, desgl. im folgenden *weis*?)
= *καὶ γὰρ εἰ* Chrys. + EL

5 *kunnuþ izwis* A : *kunnuþ* B (*izwis* ausgefallen, wie zu eingang des verses?)
= *ἐπιγινώσκετε ἑαυτούς* Chrys.

7 *iþ weis swe* A : *ei weis* B (vgl. die verwirrung v. 6)
= *ἡμεῖς δὲ ὡς* Chrys.

13 *fraujins* A : *fraujins unsaris* B = *τοῦ κυρίου ἡμῶν* Chrys.

4.

Ich veranschauliche nunmehr die fortlaufende übereinstimmung des chen episteltextes mit dem des Chrysostomus, indem ich zur probe ap. 1—5 des zweiten Corintherbriefes die aus seinem commentar ezogenen einzelverse denen des gotischen briefes gegenüberstelle abweichungen auf dieser seite durch sperrdruck markiere. Heben diese abweichungen dadurch auf, dass sämtliche bibelcodices den chen wortlaut überliefern, so ist zu der variante kein weiterer ver- gemacht.

Cap. 1.

Παῦλος ἀπόστολος Ἰησοῦ Χρι- διὰ θελήματος θεοῦ καὶ Τί- εος ὁ ἀδελφὸς, τῇ ἐκκλησίᾳ τοῦ τῇ οὔσῃ ἐν Κορίνθῳ σὺν τοῖς ις πᾶσι τοῖς οὖσιν ἐν ὅλῃ τῇ ΐᾳ

Pawlus apaustaulus Jesuis Xristaus þairh wiljan gudis jah Teimauþaius broþar aikklesjon gudis þizai wisandein in Kaurinþon miþ allaim þaim weiham þaim wisandam in allai Akaïjai.

χάρις ὑμῖν καὶ εἰρήνη ἀπὸ πατρὸς καὶ κυρίου Ἰησοῦ τοῦ

ansts izwis jah gawairþi fram guda attin unsaramma jah fraujin Jesu Xristau

εὐλογητὸς ὁ θεὸς καὶ πατὴρ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ,

þiuþiþs guþ jah atta fraujins unsaris Jesuis Xristaus atta blei-

ὁ πατὴρ τῶν οἰκτιρμῶν καὶ θεὸς πάσης παρακλήσεως

þeino jah guþ allaizo gaþlaihte

4. *ὁ παρακαλῶν ἡμᾶς ἐν πάσῃ (τῇ) θλίψει ἡμῶν εἰς τὸ δύνασθαι ἡμᾶς παρακαλεῖν τοὺς ἐν πάσῃ θλίψει, διὰ τῆς παρακλήσεως, ἧς παρακαλούμεθα αὐτοὶ ὑπὸ τοῦ θεοῦ.*

saei gaþrafstida uns ana allai aglon unsarai ei mageima weis gaþrafstjan þans in allaim aglom þairh þo gaþlaiht þizaiei gaþrafstidai sijum silbans fram guda

5. *ὅτι καθὼς περισσεύει τὰ παθήματα τοῦ Χριστοῦ εἰς ἡμᾶς, οὕτω διὰ τοῦ Χριστοῦ περισσεύει καὶ ἡ παράκλησις ἡμῶν*

unte swaswe ufarassus ist þulaine Xristaus in uns, swa jah[1] þairh Xristu ufar filu ist jah gaþrafsteins unsara

6. *εἴτε δὲ θλιβόμεθα, ὑπὲρ τῆς ὑμῶν παρακλήσεως καὶ σωτηρίας, τῆς ἐνεργουμένης ἐν ὑπομονῇ τῶν αὐτῶν παθημάτων, ὧν καὶ ἡμεῖς πάσχομεν καὶ ἡ ἐλπὶς ἡμῶν βεβαία ὑπὲρ ὑμῶν. εἴτε παρακαλούμεθα ὑπὲρ τῆς ὑμῶν παρακλήσεως καὶ σωτηρίας*

aþþan jaþþe þreihanda, in izwaraizos gaþlaihtais jah naseinais þizos waurstweigons in stiwitja þizo samono þulaine þozei jah weis winnam jah wens unsara gatulgida faur izwis; jaþþe gaþrafstjanda, in izwaraizos gaþlaihtais jah naseinais

7. *εἰδότες ὅτι ὥσπερ κοινωνοί ἐστε τῶν παθημάτων, οὕτω καὶ τῆς παρακλήσεως*

witandans þatei swaswe gadailans þulaine sijuþ[2], jah[3] gaþlaihtais wairþiþ

8. *οὐ γὰρ θέλομεν ὑμᾶς ἀγνοεῖν, ἀδελφοί, περὶ τῆς θλίψεως ἡμῶν τῆς γενομένης ἡμῖν ἐν τῇ Ἀσίᾳ, ὅτι καθ' ὑπερβολὴν ἐβαρήθημεν ὑπὲρ δύναμιν ὥστε ἐξαπορηθῆναι ἡμᾶς καὶ τοῦ ζῆν*

unte ni wileima izwis unweisans, broþrjus, bi aglon unsara þo waurþanon uns in Asiai, unte ufarassau kauridai wesum ufar maht swaswe afswaggwidai weseima jah liban.

9. *ἀλλ' αὐτοὶ ἐν ἑαυτοῖς τὸ ἀπόκριμα τοῦ θανάτου ἐσχήκαμεν, ἵνα μὴ πεποιθότες ὦμεν ἐφ' ἑαυτοῖς, ἀλλ' ἐπὶ τῷ θεῷ τῷ ἐγείροντι τοὺς νεκρούς*

akei silbans in uns silbam andahaft dauþaus habaidedum ei ni sijaima trauandans du uns silbam ak du guda þamma urraisjandin dauþans

10. *ὃς ἐκ τηλικούτων θανάτων ἐῤῥύσατο ἡμᾶς καὶ ῥύσεται* (al. *ῥύεται*) .. *ἠλπίκαμεν ὅτι καὶ ῥύσεται*

izei us swaleikaim dauþum uns galausida jah galauseiþ .. wenidedum ei galauseiþ

1) *οὕτως καί* DEFG *ita et* Lat., aus der erhaltung des folgenden ***jah gaþrafsteins*** wird ersichtlich, dass es sich hier um eine ursprünglich am rand notierte variante handelt, die irriger weise vom abschreiber in den text aufgenommen worden ist.

2) *παθημάτων ἐστε* DEFG.

3) *καί* FG *et* Lat.

συνυπουργούντων καὶ ὑμῶν ἡμῶν τῇ δεήσει· ἵνα ἐν πολλῷ πῳ τὸ εἰς ἡμᾶς χάρισμα διὰ ν εὐχαριστηθῇ ὑπὲρ ἡμῶν.	at hilpandam jah izwis bi uns bidai, ei in managamma andwairþja so in uns giba þairh managans awiliudodau faur uns.
ἡ γὰρ καύχησις ἡμῶν αὕτη τὸ μαρτύριον τῆς συνειδήσεως ὅτι ἐν ἁπλότητι καὶ εἰλι- ϛ, οὐκ ἐν σοφίᾳ σαρκικῇ, ἀλλ' ιτι θεοῦ ἀνεστράφημεν ἐν τῷ περισσοτέρως δὲ πρὸς ὑμᾶς	unte hvoftuli unsara so ist, weitwodei miþwisseins unsaraizos þatei in ainfalþein jah hlutrein gudis[1], ni in handugein leikeinai, ak in anstai gudis usmetum in þamma fairhvau, iþ ufarassau at izwis.
οὐ γὰρ ἄλλα γράφομεν ὑμῖν, ἃ ἀναγινώσκετε ἢ καὶ ἐπι- ετε, ἐλπίζω δὲ ὅτι καὶ ἕως ἐπιγνώσεσθε	unte ni alja meljam izwis, alja þoei anakunnaiþ aiþþau jah ufkunnaiþ; aþþan wenja ei und[2] andi ufkunnaiþ,
καθὼς καὶ ἐπέγνωτε ἡμᾶς μέρους, ὅτι καύχημα ὑμῶν καθάπερ καὶ ὑμεῖς ἡμῶν, ἡμέρᾳ τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ οῦ	swaswe gakunnaideduþ uns bi sumata, unte hvoftuli izwara sijum, swaswe jah jus unsara in daga fraujins[3] Jesuis Xristaus
καὶ ταύτῃ τῇ πεποιθήσει μην πρότερον πρὸς ὑμᾶς ἐλ-	jah þizai trauainai wilda faurþis qiman at izwis[4] . . .
καὶ δι' ὑμῶν διελθεῖν εἰς Μα- αν καὶ πάλιν ἀπὸ Μακεδονίας πρὸς ὑμᾶς καὶ ὑφ' ὑμῶν μφθῆναι εἰς τὴν Ἰουδαίαν	jah þairh izwis galeiþan in Makaidonja jah aftra af Makaidonjai qiman at izwis jah fram izwis gasandjan mik in Judaia
τοῦτο οὖν βουλόμενος, μή τι ῇ ἐλαφρίᾳ ἐχρησάμην; ἢ ἃ ομαι, κατὰ σάρκα βουλεύομαι, παρ' ἐμοὶ τὸ ναὶ ναὶ καὶ τὸ	þatuh þan nu mitonds[5] ibai aufto leihtis bruhta? aiþþau þatei mito bi leika þagkjau ei sijai at mis þata ja ja jah þata ne ne?
πιστὸς δὲ ὁ θεός, ὅτι ὁ λόγος ὁ πρὸς ὑμᾶς οὐκ ἐγένετο ναὶ ὔ.	aþþan triggws guþ ei þata waurd unsar þata du izwis nist[6] ja jah ne

1) τοῦ θεοῦ DEM *dei* Lat.
2) ὅτι ἕως DEFG *quod usque* Lat.
3) κυρίου DEKL.
4) ἐλθεῖν πρὸς ὑμᾶς DEFGKL.
5) βουλευόμενος DEK.
6) οὐκ ἔστιν DFGP.

19. *ὁ γὰρ τοῦ θεοῦ υἱὸς ὁ ἐν ὑμῖν δι' ἡμῶν κηρυχθεὶς, δι' ἐμοῦ καὶ Σιλουανοῦ καὶ Τιμοθέου, οὐκ ἐγένετο ναὶ καὶ οὔ, ἀλλὰ ναὶ ἐν αὐτῷ γέγονε.*	unte gudis sunus Jesus Xristus saei in izwis þairh uns merjada, þairh mik jah Silbanu jah Teimauþaiu ni warþ ja jah ne ak ja in imma warþ
20. *ὅσαι γὰρ ἐπαγγελίαι θεοῦ, ἐν αὐτῷ τὸ ναὶ καὶ ἐν αὐτῷ τὸ ἀμὴν, τῷ θεῷ πρὸς δόξαν δι' ἡμῶν*	ƕaiwa managa gahaita gudis in imma þata ja duþþe jah þairh ina[2] amen guda du wulþau þairh uns
21. *ὁ δὲ βεβαιῶν ἡμᾶς, σὺν ὑμῖν εἰς Χριστὸν καὶ χρίσας ἡμᾶς, θεός*	aþþan sa gaþwastjands uns miþ izwis in Xristau jah salbonds uns guþ
22. *καὶ σφραγισάμενος ἡμᾶς*[1] *καὶ δοὺς τὸν ἀῤῥαβῶνα τοῦ πνεύματος ἐν ταῖς καρδίαις ἡμῶν*	jah sigljands uns jah gibands wadi ahman[3] in hairtona unsara
23. *ἐγὼ δὲ μάρτυρα τὸν θεὸν ἐπικαλοῦμαι ἐπὶ τὴν ἐμὴν ψυχὴν, ὅτι φειδόμενος ὑμῶν, οὐκέτι ἦλθον εἰς Κόρινθον.*	aþþan ik weitwod guþ anahaita ana meinai saiwalai, ei freidjands izwara þanaseiþs ni qam in Kaurinþon
24. *οὐχ ὅτι κυριεύομεν ὑμῶν τῆς πίστεως, ἀλλὰ συνεργοί ἐσμεν τῆς χαρᾶς ὑμῶν, τῇ γὰρ πίστει ἑστήκατε.*	ni þatei fraujinoma izwarai galaubeinai, ak gawaurstwans sijum anstais[4] izwaraizos; unte galaubeinai gastoþuþ.

Cap. 2.

1. *Ἔκρινα δὲ ἐμαυτῷ τὸ μὴ πάλιν ἐν λύπῃ ἐλθεῖν πρὸς ὑμᾶς*	Aþþan gastauida þata silbo at mis, ei aftra in saurgai ni qimau at izwis.
2. *εἰ γὰρ ἐγὼ λυπῶ ὑμᾶς καὶ τίς ἐστιν ὁ εὐφραίνων με, εἰ μὴ ὁ λυπούμενος ἐξ ἐμοῦ.*	unte jabai ik gaurja izwis jah ƕas ist saei gailjai mik, nibai sa gaurida us mis?
3. *καὶ γὰρ ἔγραψα ὑμῖν αὐτὸ τοῦτο, ἵνα μὴ ἐλθὼν λύπην σχῶ ἀφ' ὧν ἔδει με χαίρειν πεποιθὼς ἐπὶ πάντας ὑμᾶς, ὅτι ἡ ἐμὴ χαρὰ πάντων ὑμῶν ἐστιν.*	jah þata silbo[5] gamelida izwis, ei qimands saurga ni habau fram þaimei skulda faginon gatrauands in allaim izwis þatei meina faheþs allaize izwara ist.

1) *διὸ καὶ δι' αὐτοῦ* FGP.

2) Gifford p. 33.

3) Cfr. 5, 5.

4) Vgl. die parallelstelle 2. Cor. 1, 15 nebst den worten des Chrysostomus: *χάριν δὲ ἐνταῦθα τὴν χαρὰν λέγει* MSG 61, 408.

5) *τοῦτο αὐτό* DEFGKLP.

ἐκ γὰρ πολλῆς θλίψεως καὶ
ῆς καρδίας ἔγραψα ὑμῖν διὰ
ὂν δακρύων· οὐχ ἵνα λυπηθῆτε,
τὴν ἀγάπην ἵνα γνῶτε ἣν ἔχω
σοτέρως εἰς ὑμᾶς.

aþþan us managai aglon jah
aggwidai hairtins gamelida izwis
þairh managa tagra, ni þeei saur-
gaiþ ak ei friaþwa kunneiþ þoei
haba ufarassau du izwis

εἰ δέ τις λελύπηκεν, οὐκ ἐμὲ
ηκε, ἀλλὰ ἀπὸ μέρους, ἵνα
ιβαρῶ πάντας ὑμᾶς

aþþan jabai ƕas gaurida, ni mik
gaurida, ak bi sumata, ei ni ana-
kaurjau allans izwis

ἱκανὸν τῷ τοιούτῳ ἡ ἐπιτι-
ύτη ἡ ὑπὸ τῶν πλειόνων

ganah þamma swaleikamma an-
dabeit þata fram managizam

ὥστε τοὐναντίον μᾶλλον ὑμᾶς
σθαι καὶ παρακαλέσαι, μή-
τῇ περισσοτέρᾳ λύπῃ κατα-
ὁ τοιοῦτος.

swaei þata andaneiþo izwis mais[2]
fragiban jah gaþlaihan, ibai aufto
managizein saurgai gasiggqai sa
swaleiks

διὸ παρακαλῶ ὑμᾶς, κυρῶσαι
τὸν ἀγάπην

inuh þis bidja izwis tulgjan in
imma friaþwa

εἰς τοῦτο γὰρ ἔγραψα ὑμῖν,
ῶ τὴν δοκιμὴν ὑμῶν, εἰ εἰς
ι ὑπήκοοί ἐστε

duþþe gamelida[3], ei ufkunnau
kustu izwarana, sijaidu in allamma
ufhausjandans

ῷ δέ τι χαρίζεσθε, κἀγώ καὶ
γὼ εἴ τι κεχάρισμαι [ὃ κεχά-
ι][1], δι' ὑμᾶς ἐν προσώπῳ
οῦ

aþþan þammei ƕa fragibiþ, jah
ik; jah þan ik jabai ƕa fragaf fragaf
in izwara in andwairþja Xristaus

ἵνα μὴ πλεονεκτηθῶμεν ὑπὸ
ατανᾶ· οὐ γὰρ αὐτοῦ τὰ νοή-
ἀγνοοῦμεν.

ei ni gafaihondau fram satanin
unte ni sijum unwitandans mu-
nins is.

Ἐλθὼν δὲ εἰς τὴν Τρωάδα
εὐαγγέλιον τοῦ Χριστοῦ καὶ
μοι ἀνεῳγμένης ἐν κυρίῳ

aþþan qimands in Trauadai in
aiwaggeljon Xristaus jah at haurdai
mis uslukanai in fraujin

οὐκ ἔσχηκα ἄνεσιν τῷ πνεύ-
μου, τῷ μὴ εὑρεῖν με Τίτον
ἀδελφόν μου . . ἀποταξάμενος
ἐξῆλθον εἰς Μακεδονίαν.

ni habaida gaƕeilain ahmin mei-
namma in þammei[4] ni bigat Tei-
taun broþar meinana . . twisstan-
dands im galaiþ in Makaidonja

τῷ δὲ θεῷ χάρις τῷ πάντοτε
θριαμβεύοντι ἐν (τῷ) Χριστῷ,

aþþan guda awiliuþ þamma sin-
teino ustaiknjandin hroþeigans uns[5]

1) Gifford p. 34.
2) ὑμᾶς μᾶλλον DEFG *vos magis* Lat.
3) ἔγραψα DEKLP (om. ὑμῖν).
4) ἐν τῷ DE.
5) θριαμβεύοντι ἡμᾶς codd.

καὶ τὴν ὀσμὴν τῆς γνώσεως αὐτοῦ φανεροῦντι δι' ἡμῶν ἐν παντὶ τόπῳ

in Xristau jah daun kunþis seinis gabairhtjandin þairh uns in allaim stadim . .

15. *ὅτι Χριστοῦ εὐωδία ἐσμὲν τῷ θεῷ ἐν τοῖς σωζομένοις καὶ ἐν τοῖς ἀπολλυμένοις*

unte Xristaus dauns sijum woþi guda in þaim ganisandam jah in þaim fraqistnandam

16. *τοῖς μὲν ὀσμὴ θανάτου εἰς θάνατον, τοῖς δὲ ὀσμὴ ζωῆς εἰς ζωήν. καὶ πρὸς ταῦτα τίς ἱκανός;*

sumaim auk dauns dauþaus du dauþau sumaimuþ þan dauns *libainais*[1] du libainai. jah du þamma hvas wairþs?

17. *οὐ γάρ ἐσμεν, ὥσπερ οἱ λοιποὶ καπηλεύοντες τὸν λόγον τοῦ θεοῦ, ἀλλ' ὡς ἐξ εἰλικρινείας, ἀλλ' ὡς ἐκ θεοῦ, κατενώπιον τοῦ θεοῦ ἐν Χριστῷ λαλοῦμεν.*

unte ni sium swe sumai[2] maidjandans waurd gudis ak us[3] hlutriþai, ak swaswe us guda in andwairþja gudis in Xristau rodjam.

Cap. 3.

1. *Ἀρχόμεθα πάλιν ἑαυτοὺς συνιστάνειν; εἰ μὴ χρῄζομεν, ὥς τινες, συστατικῶν ἐπιστολῶν πρὸς ὑμᾶς, ἢ ἐξ ὑμῶν συστατικῶν;*

Duginnam aftra uns silbans anafilhan? aiþþau ibai þaurbum swe sumai anafilhis boko du izwis aiþþau us izwis anafilhis?

2. *ἡ γὰρ ἐπιστολὴ ἡμῶν ὑμεῖς ἐστε, ἐγγεγραμμένη ἐν ταῖς καρδίαις ἡμῶν γινωσκομένη καὶ ἀναγινωσκομένη ὑπὸ πάντων ἀνθρώπων*

aipistaule unsara jus siuþ, gamelida in hairtam unsaraim kunþa jah anakunnaida fram allaim mannam

3. *φανερούμενοι, ὅτι ἐστὲ ἐπιστολὴ Χριστοῦ διακονηθεῖσα ἀφ' ἡμῶν ἐγγεγραμμένη οὐ μέλανι ἀλλὰ πνεύματι θεοῦ ζῶντος· οὐκ ἐν πλαξὶ λιθίναις, ἀλλ' ἐν πλαξὶ καρδίας σαρκίναις*

swikunþai þatei siuþ aipistaule Xristaus andbahtida fram uns inna gamelida ni swartizla ak ahmin gudis libandins, ni in spildom staineinaim ak in spildom hairtane leikeinaim

4. *πεποίθησιν δὲ τοιαύτην ἔχομεν διὰ τοῦ Χριστοῦ πρὸς τὸν θεόν*

aþþan trauain swaleika habam þairh Xristu du guda

1) So ist jedesfalls herzustellen, denn es kann nur zufall sein, dass zwar zu *us dauþau* die variante *dauþaus*, nicht aber die entsprechende variante zu *us libainai* überliefert ist.

2) *οἱ πολλοί* K.

3) *ἀλλ' ἐξ* FG *sed ex* Lat.

. οὐχ ὅτι ἱκανοί ἐσμεν ἀφ'
ὂν τι λογίσασθαι, ὡς ἐξ ἑαυ-
ἡ γὰρ ἱκανότης ἡμῶν ἐκ τοῦ

ni þatei wairþai sijaima þagkjan
ƕa af uns silbam[1] swaswe af uns
silbam ak so wairþida unsara us
guda ist

. ὃς καὶ ἱκάνωσεν ἡμᾶς διακό-
καινῆς διαθήκης, οὐ γράμμα-
ἀλλὰ πνεύματος, τὸ γὰρ γράμμα
τείνει, τὸ δὲ πνεῦμα ζωοποιεῖ.

izei jah wairþans brahta uns
andbahtans niujaizos triggwos ni
bokos ak ahmins, unte boka us-
qimiþ, iþ ahma gaqiujiþ.

. εἰ δὲ ἡ διακονία τοῦ θανάτου
άμμασιν ἐντετυπωμένη ἐν λί-
ἐγενήθη ἐν δόξῃ ὥστε μὴ δύνα-
ἀτενίσαι τοὺς υἱοὺς Ἰσραὴλ εἰς
ρόσωπον Μωϋσέως, διὰ τὴν
τοῦ προσώπου αὐτοῦ τὴν
γουμένην

aþþan jabai andbahti dauþaus in
gameleinim gafrisahtiþ in stainam
warþ wulþag swaei ni mahtedeina
sunjus Israelis fairweitjan du wlita
Mosezis in wulþaus wlitis is þis
gataurnandins

. πῶς οὐχὶ μᾶλλον ἡ διακονία
νεύματος ἔσται ἐν δόξῃ;

ƕaiwa ni mais andbahti ahmins
wairþai in wulþau?

. εἰ γὰρ ἡ διακονία τῆς κατα-
ως δόξα, πολλῷ μᾶλλον ἡ
νία τῆς δικαιοσύνης περισσεύει
ξῃ

jabai auk andbahti wargiþos wul-
þus, und filu mais ufarist andbahti[2]
garaihteins in wulþau

. καὶ γὰρ οὐ δεδόξασται τὸ
ασμένον ἐν τούτῳ τῷ μέρει,
ν τῆς ὑπερβαλλούσης δόξης

unte ni was wulþag þata wul-
þago in þizai halbai in ufarassaus
wulþaus

εἰ δὲ τὸ καταργούμενον, διὰ
, πολλῷ μᾶλλον τὸ μένον, ἐν

jabai auk þata gataurnando þairh
wulþu und filu mais þata wisando
in wulþau.

ἔχοντες οὖν τοιαύτην ἐλπίδα,
ῇ παῤῥησίᾳ χρώμεθα.

habandans nu swaleika wen
managaizos balþeins brukjaima

καὶ οὐ καθάπερ Μωϋσῆς
ι κάλυμμα ἐπὶ τὸ πρόσωπον
ῦ, ὥστε μὴ ἀτενίσαι (al. εἰς
ὴ ἀτενίσαι)[3] τοὺς υἱοὺς Ἰσραὴλ
ὸ τέλος τοῦ καταργουμένου

jah ni swaswe Moses lagida
hulistr ana andawleizn duþe ei ni
fairweitidedeina sunjus Israelis in
andi þis gataurnandins.

ἀλλ' ἐπωρώθη τὰ νοήματα
. ἄχρι γὰρ τῆς σήμερον τὸ
κάλυμμα ἐν τῇ ἀναγνώσει τῆς

ak gablindnodedun fraþja ize;
unte und hina dag þata samo hu-
listr in anakunnainai þizos fairnjons

1) λογίσασθαί τι ἀφ' ἑαυτῶν DEFGP.
2) περισσεύει ἡ διακονία codd.
3) Gifford p. 34.

παλαιᾶς διαθήκης μένει μὴ ἀνακαλυπτόμενον, ὅτι ἐν Χριστῷ καταργεῖται.

triggwos wisiþ unandhuliþ unte in Xristau gatairada

15. *ἀλλ' ἕως σήμερον, ἡνίκα ἀναγινώσκεται Μωϋσῆς, κάλυμμα ἐπὶ τὴν καρδίαν αὐτῶν κεῖται.*

akei und hina dag miþþanei siggwada Moses hulistr ligiþ ana hairtin ize[1]

16. *ἡνίκα δ' ἂν ἐπιστρέψῃ πρὸς κύριον, περιαιρεῖται τὸ κάλυμμα*

aþþan miþþanei gawandeiþ du fraujin, afnimada þata hulistr.

17. *ὁ δὲ κύριος τὸ πνεῦμά ἐστι, οὗ δὲ τὸ πνεῦμα κυρίου, ἐκεῖ ἐλευθερία*

aþþan frauja ahma ist, aþþan þarei ahma fraujins, þaruh freihals ist

18. *ἡμεῖς δὲ πάντες ἀνακεκαλυμμένῳ προσώπῳ τὴν δόξαν κυρίου κατοπτριζόμενοι, τὴν αὐτὴν εἰκόνα μεταμορφούμεθα ἀπὸ δόξης εἰς δόξαν καθάπερ ἀπὸ κυρίου πνεύματος.*

aþþan weis allai andhulidamma andwairþja wulþu fraujins þairhsaiƕandans þo samon frisaht ingaleikonda af wulþau in wulþu swaswe af fraujins ahmin.

Cap. 4.

1. *Ἔχοντες οὖν τὴν διακονίαν ταύτην, καθὼς ἠλεήθημεν, οὐκ ἐκκακοῦμεν*

Duþþe habandans þata andbahti swaswe gaarmidai waurþum ni wairþam usgrudjans

2. *ἀλλ' ἀπειπάμεθα τὰ κρυπτὰ τῆς αἰσχύνης, μὴ περιπατοῦντες ἐν πανουργίᾳ μηδὲ δολοῦντες τὸν λόγον τοῦ θεοῦ ἀλλὰ τῇ φανερώσει τῆς ἀληθείας συνιστῶντες ἑαυτοὺς πρὸς πᾶσαν συνείδησιν ἀνθρώπων*

ak afstoþum þaim analaugnjam aiwiskjis ni gaggandans in warein nih galiug taujandans waurd gudis ak bairhtein sunjos ustaiknjandans uns silbans du allaim miþwisseim manne...

3. *εἰ δὲ καὶ ἔστι κεκαλυμμένον τὸ εὐαγγέλιον ἡμῶν, ἐν τοῖς ἀπολλυμένοις ἐστὶ κεκαλυμμένον*

aþþan jabai ist gahulida aiwaggeljo unsara, in þaim fralusnandam ist gahulida

4. *ἐν οἷς ὁ θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου ἐτύφλωσε τὰ νοήματα τῶν ἀπίστων, εἰς τὸ μὴ αὐγάσαι αὐτοῖς τὸν φωτισμὸν τοῦ εὐαγγελίου τῆς δόξης τοῦ Χριστοῦ, ὅς ἐστιν εἰκὼν τοῦ θεοῦ*

in þaimei guþ þis aiwis gablindida fraþja þize ungalaubjandane, ei ni liuhtjai im liuhadeins aiwaggeljons wulþaus Xristaus saei ist frisahts gudis

1) *κεῖται ἐπὶ τὴν καρδίαν αὐτῶν* DEFG.

5. *οὐ γὰρ ἑαυτοὺς κηρύσσομεν, λλὰ Χριστὸν Ἰησοῦν κύριον, ἑαυοὺς δὲ δούλους ὑμῶν διὰ Ἰησοῦν.*

aþþan ni uns silbans merjam, ak Jesu Xristu[1] fraujan, iþ uns skalkans izwarans in Jesuis

6. *ὅτι ὁ θεὸς ὁ εἰπὼν ἐκ σκόους φῶς λάμψαι, ἔλαμψεν ἐν ταῖς αρδίαις ὑμῶν, πρὸς φωτισμὸν τῆς νώσεως τῆς δόξης τοῦ θεοῦ ἐν ροσώπῳ Χριστοῦ*

unte guþ saei qaþ ur riqiza liuhaþ skeinan, saei[2] jah[3] liuhtida in hairtam unsaraim du liuhadein kunþjis wulþaus gudis in andwairþja Jesuis Xristaus[4]

7. *ἔχομεν δὲ τὸν θησαυρὸν τοῦον ἐν ὀστρακίνοις σκεύεσιν, ἵνα ἡ περβολὴ τῆς δυνάμεως ᾖ τοῦ θεοῦ, αὶ μὴ ἐξ ἡμῶν*

aþþan habandans þata huzd in airþeinaim kasam, ei ufarassus sijai mahtais gudis jah ni us unsis

8. *ἐν παντὶ θλιβόμενοι, ἀλλ' ὐ στενοχωρούμενοι· ἀπορούμενοι, λλ' οὐκ ἐξαπορούμενοι*

in allamma þraihanai akei ni gaaggwidai, andbitanai akei ni afslauþidai

9. *διωκόμενοι, ἀλλ' οὐκ ἐγκαταμπανόμενοι. καταβαλλόμενοι, ἀλλ' ὐκ ἀπολλύμενοι*

wrikanai akei ni biliþanai, gadrausidai akei ni fraqistidai

10. *πάντοτε τὴν νέκρωσιν τοῦ υρίου Ἰησοῦ ἐν τῷ σώματι περιέροντες, ἵνα καὶ ἡ ζωὴ τοῦ ησοῦ φανερωθῇ ἐν τῷ σώματι μῶν*

sinteino dauþein fraujins Jesuis ... ana leika unsaramma uskunþa sijai[5]

11. *καὶ γὰρ ἡμεῖς οἱ ζῶντες εἰς άνατον παραδιδόμεθα διὰ Ἰησοῦν, να καὶ ἡ ζωὴ τοῦ Ἰησοῦ φανερωθῇ ν ἡμῖν[7] ἐν τῇ θνητῇ σαρκὶ ἡμῶν*

sinteino[6] weis libandans in dauþu atgibanda in Jesuis ei jah libains Jesuis swikunþa wairþai in riurjamma leika unsaramma

12. *ὥστε ὁ θάνατος ἐνεργεῖται ν ἡμῖν, ἡ δὲ ζωὴ ἐν ὑμῖν*

swaei nu[8] dauþus in uns waurkeiþ[9], iþ libains in izwis

13. *ἔχοντες δὲ τὸ αὐτὸ πνεῦμα ῆς πίστεως, κατὰ τὸ γεγραμμένον·*

habandans nu þana saman ahman galaubeinais bi þamma game-

1) *Ἰησοῦν Χριστὸν* DE *Jesum Christum* Lat.
2) *ὅς* KLP.
3) *om.* codd.
4) *Ἰησοῦ Χριστοῦ* KLP.
5) *φανερωθῇ ad finem versus* codd.
6) *ἀεί* DEKLP.
7) *om.* codd.
8) *μέν* KL.
9) *ἐν ἡμῖν ἐνεργεῖται* codd.

ἐπίστευσα, διὸ ἐλάλησα· καὶ ἡμεῖς πιστεύομεν, διὸ καὶ λαλοῦμεν

lidin: galaubida in þizei jah[1] rodida jah weis galaubjam in þizei jah rodjam

14. ὅτι ὁ ἐγείρας τὸν κύριον Ἰησοῦν, καὶ ἡμᾶς διὰ Ἰησοῦ ἐγερεῖ καὶ παραστήσει σὺν ὑμῖν

witandans[2] þatei sa urraisjands fraujan Jesu jah unsis þairh Jesu urraiseiþ jah fauragasatjiþ miþ izwis

15. τὰ γὰρ πάντα δι' ὑμᾶς, ἵνα ἡ χάρις πλεονάσασα, διὰ τῶν πλειόνων τὴν εὐχαριστίαν περισσεύσῃ εἰς τὴν δόξαν τοῦ θεοῦ

þatuh þan allata in izwara, ei ansts managnandei þairh managizans awiliud ufarassjai du wulþau guda

16. διὸ καὶ[3] οὐκ ἐκκακοῦμεν· ἀλλ' εἰ καὶ ὁ ἔξω ἡμῶν ἄνθρωπος διαφθείρεται, ἀλλ' ὁ ἔσω ἀνακαινοῦται ἡμέρᾳ καὶ ἡμέρᾳ

inuh þis ni wairþam usgrudjans ak þauhjabai sa utana unsar manna frawardjada aiþþau sa innuma ananiujada daga jah daga

17. τὸ γὰρ παραυτίκα ἐλαφρὸν τῆς θλίψεως ἡμῶν, εἰς ὑπερβολὴν[4] καθ' ὑπερβολὴν αἰώνιον βάρος δόξης κατεργάζεται

unte þata andwairþo . . leiht aglons unsaraizos bi ufarassau aiweinis wulþaus kaurei waurkjada unsis

18. μὴ σκοπούντων ἡμῶν τὰ βλεπόμενα, ἀλλὰ τὰ μὴ βλεπόμενα. τὰ γὰρ βλεπόμενα πρόσκαιρα, τὰ δὲ μὴ βλεπόμενα αἰώνια.

ni fairweitjandam þize gasaihvanane ak þize ungasaihvanane; unte þo gasaihvanona riurja sind, iþ þo ungasaihvanona aiweina.

Cap. 5.

1. Οἴδαμεν γὰρ ὅτι ἐὰν ἡ ἐπίγειος ἡμῶν οἰκία τοῦ σκήνους καταλυθῇ, ὅτι οἰκοδομὴν ἐκ θεοῦ ἔχομεν, οἰκ(ε)ίαν ἀχειροποίητον αἰώνιον ἐν τοῖς οὐρανοῖς

Witum auk þatei jabai sa airþeina unsar gards þizos hleiþros gatairada, ei gatimron us guda habam, gard unhanduwaurhtana aiweinana in himinam

2. καὶ γὰρ ἐν τούτῳ στενάζομεν, τὸ οἰκητήριον ἡμῶν τὸ ἐξ οὐρανοῦ ἐπενδύσασθαι ἐπιποθοῦντες

unte jah in þamma swogatjam, bauainai unsarai þizai us himina ufarhamon gairnjandans

3. εἴπερ καὶ ἐνδυσάμενοι, οὐ γυμνοὶ εὑρεθησόμεθα

jabai sweþauh jah gawasidai ni naqadai bigitaindau

1) καί FG.
2) εἰδότες codd.
3) om. codd.
4) om. K.

καὶ γὰρ οἱ ὄντες ἐν τῷ σκήνει
ι, στενάζομεν . . . ἐφ' ᾧ οὐ θέλο-
κδύσασθαι, ἀλλ' ἐπενδύσασ-

ὁ δὲ κατεργασάμενος ἡμᾶς
ὐτὸ τοῦτο, θεός, ὁ καὶ δοὺς
ῤῥαβῶνα τοῦ πνεύματος

θαῤῥοῦντες οὖν πάντοτε καὶ . .
οῦντες ἐν τῷ σώματι, ἀπο-
ῦμεν ἀπὸ τοῦ κυρίου

διὰ πίστεως γὰρ περιπατοῦ-
ὐ διὰ εἴδους

θαῤῥοῦμεν δὲ καὶ εὐδοκοῦ-
ἀποδημῆσαι ἐκ τοῦ σώματος
νδημῆσαι πρὸς τὸν κύριον

διὸ καὶ φιλοτιμούμεθα, εἴτε
οῦντες, εἴτε ἐκδημοῦντες

τοὺς γὰρ πάντας ἡμᾶς φανερω-
δεῖ ἔμπροσθεν τοῦ βήματος
Χριστοῦ, ἵνα ἕκαστος κομί-
τὰ διὰ τοῦ σώματος, πρὸς
αξεν, εἴτε ἀγαθὸν, εἴτε κακόν.

εἰδότες οὖν τὸν φόβον τοῦ
ι ἀνθρώπους πείθομεν, θεῷ
φανερώμεθα· ἐλπίζω δὲ καὶ
ἰς συνειδήσεσιν ὑμῶν πεφανε-
ι.

:. οὐ πάλιν ἑαυτοὺς συνιστάνο-
ἀλλ' ἀφορμὴν διδόντες ὑμῖν
ματος ὑπὲρ ἡμῶν ἵνα ἔχητε
σθαι[4] *πρὸς τοὺς ἐν προσώπῳ*
μένους καὶ οὐ καρδίᾳ

εἴτε γὰρ ἐξέστημεν, θεῷ· εἴτε
νοῦμεν, ὑμῖν.

ἡ γὰρ ἀγάπη τοῦ θεοῦ συνέχει

jah auk wisandans in þizai hleiþrai swogatjam kauridai ana þammei ni wileima afhamon ak anahamon . . .

aþþan saei jah[1] gamanwida uns du þamma guþ saei jah gaf unsis wadi ahman

gatrauandans nu sinteino jah . . wisandans in þamma leika afhaimjai sijum fram fraujin

unte þairh galaubein gaggam ni þairh siun

aþþan gatrauam jah waljam . . usleiþan us þamma leika jah anahaimjaim wisan at fraujin

inuh þis usdaudjam jaþþe anahaimjai jaþþe afhaimjai . . .

unte allai weis ataugjan skuldai sijum faura stauastola Xristaus ei ganimai ƕarjizuh þo swesona leikis afar þaimei gatawida jaþþe þiuþ jaþþe unþiuþ

witandans nu agis fraujins mannans fullaweisjam, iþ guda swikunþai sijum; aþþan wenja jah in miþwisseim izwaraim swikunþans wisan uns[2]

ni ei[3] aftra uns silbans anafilhaima izwis ak lew gibandans izwis ƕoftuljos fram unsis, ei habaiþ wiþra þans in andwairþja ƕopandans jah ni hairtin

unte jaþþe usgeisnodedum, guda, jaþþe fullafraþjam, izwis

unte friaþwa Xristaus dishabaiþ uns

1) om. codd.
2) om. codd. *nos* Lat.
3) = *γάρ*? DEKL.
4) om. codd.

15. κρίναντας τοῦτο, ὅτι εἰ[1] εἷς ὑπὲρ πάντων ἀπέθανεν, ἄρα οἱ πάντες ἀπέθανον ... ἵνα οἱ ζῶντες μηκέτι ἑαυτοῖς ζῶσιν, ἀλλὰ τῷ ὑπὲρ αὐτῶν ἀποθανόντι καὶ ἐγερθέντι

domjandans þata þatei ains faur allans gaswalt þannu allai gaswultun ... ei þai libandans ni þanaseiþs sis silbam libaina ak þamma faur sik gaswiltandin jah urreisandin

16. ὥστε ἡμεῖς ἀπὸ τοῦ νῦν οὐδένα οἴδαμεν κατὰ σάρκα, εἰ δὲ καὶ[2] ἐγνώκαμεν κατὰ σάρκα Χριστόν, ἀλλὰ νῦν οὐκέτι γινώσκομεν.

swaei weis fram þamma nu ni ainnohun kunnum bi leika, iþ jabai ufkunþedum bi leika Xristu akei nu ni þanaseiþs ni kunnum

17. ὥστε εἴ τις ἐν Χριστῷ καινὴ κτίσις, τὰ ἀρχαῖα παρῆλθεν, ἰδοὺ γέγονε καινὰ τὰ πάντα

swaei jabai ƕo in Xristau niuja gaskafts, þo alþjona usliþun, sai waurþun niuja alla

18. τὰ δὲ πάντα ἐκ τοῦ θεοῦ τοῦ καταλλάξαντος ἡμᾶς ἑαυτῷ διὰ τοῦ Χριστοῦ καὶ δόντος ἡμῖν τὴν διακονίαν τῆς καταλλαγῆς

aþþan alla us guda þamma gafriþondin uns sis þairh Xristu jah gibandin unsis andbahti gafriþonais

19. ὡς ὅτι θεὸς ἦν ἐν Χριστῷ κόσμον καταλλάσσων ἑαυτῷ μὴ λογιζόμενος αὐτοῖς τὰ παραπτώματα αὐτῶν καὶ θέμενος ἐν ἡμῖν τὸν λόγον τῆς καταλλαγῆς

unte sweþauh guþ was in Xristau manaseþ gafriþonds sis ni rahnjands im missadedins ize jah lagjands in uns waurd gafriþonais

20. ὑπὲρ Χριστοῦ οὖν πρεσβεύομεν, ὡς τοῦ θεοῦ παρακαλοῦντος δι' ἡμῶν. Δεόμεθα ὑπὲρ Χριστοῦ, καταλλάγητε τῷ θεῷ

faur Xristu nu airinom swe at guda gaþlaihandin þairh uns, bidjam faur Xristu gagawairþnan guda

21. τὸν γὰρ μὴ γνόντα ἁμαρτίαν, ὑπὲρ ἡμῶν ἁμαρτίαν ἐποίησε, ἵνα ἡμεῖς γενώμεθα δικαιοσύνη θεοῦ ἐν αὐτῷ.

unte þana izei ni kunþa frawaurht faur uns gatawida frawaurht ei weis waurþeima garaihtei gudis in imma.

5.

Aus so genauer übereinstimmung des Goten mit Chrysostomus ergibt sich, was von der behauptung Bernhardts „die handschrift Wulfila's stand, wie es scheint, der italischen klasse zunächst“ (Vulfila p. XXXIX; vgl. Gabelentz-Loebe I, XXX) zu halten ist. Von übereinstimmungen mit (D)FG (1, 5. 7. 13. 2, 17. 4, 13) ist trotz Bernhardts behauptung (a. a. o. nr. 15) nichts nennenswertes beizubringen. Die bedeutung der betreffenden lesarten wird schon durch die mit der gruppe

1) om. codd.
2) om. K.

KLMP bestehenden gleichungen erheblich reduciert (1, 12. 14. 17. 20. 2, 9. 3, 1. 4, 6. 11. 17. 5, 16). Für P wäre etwa auf 9, 10 zu verweisen.

Gegen die gruppe (DE)FG entscheiden lesarten wie:

2, 3 *saurga* = *λυπήν* KLP gegen *λυπὴν ἐπὶ λυπήν* DEFG
2, 12 *at haurdai mis uslukanai* = *θύρας μοὶ ἀνεῳγμένης* KLP gegen *θύρα μοὶ ἦν ἐῳγμένη* FG
3, 5 *swaswe af uns silbam* = *ὡς ἑαυτῶν* KLP gegen *ἐξ αὐτῶν* FG
3, 7 *in gameleinim* = *ἐν γράμμασιν* KLP gegen *ἐν γράμματι* FG
3, 9 *wulþus* = *δόξα* KLP gegen *δόξα ἐστίν* DEFG
4, 4 *ei ni liuhtjai im* = *εἰς τὸ μὴ αὐγάσαι αὐτοῖς* KLP gegen *εἰς τὸ μὴ αὐγάσαι* FG
4, 6 *gudis* = *τοῦ θεοῦ* KLP gegen *αὐτοῦ* FG
4, 10 *fraujins Jesuis* = *κυρίου Ἰησοῦ* KL gegen *Χριστοῦ* FG
4, 11 *sinteino* = *ἀεί* KLP gegen *εἰ* FG
Jesuis = *Ἰησοῦ* KLP gegen *Ἰησοῦ Χριστοῦ* FG
4, 14 *þairh Jesu* = *διὰ Ἰησοῦ* KL gegen *σὺν Ἰησοῦ* DEFG
5, 1 *unhanduwaurhtana* = *ἀχειροποίητον* KLP gegen *οὐκ ἀχειροποίητον* FG
5, 3 *gawasidai* = *ἐνδυσάμενοι* KLP gegen *ἐκδυσάμενοι* FG
5, 5 *saei jah gaf* = *ὁ καὶ δοὺς* KL gegen *ὁ δούς* FG
5, 6 *fraujin* = *κυρίου* KLP gegen *θεοῦ* FG
5, 12 *hairtin* = *καρδίᾳ* KLP gegen *ἐν καρδίᾳ* FG
5, 15 *gaswalt* = *ἀπέθανε* KLP gegen *ἀπέθανε Χριστός* FG
5, 16 *kunnum* = *γινώσκομεν* KLP gegen *γινώσκομεν κατὰ σάρκα* DEFG
5, 17 *niuja alla* = *καινὰ τὰ πάντα* KLP gegen *καινά* FG
5, 19 *waurd* = *τὸν λόγον* KLP gegen (*τοῦ*) *εὐαγγελίου τὸν λόγον* DEFG
6, 9 *talzidai* = *παιδευόμενοι* KLP gegen *πειραζόμενοι* FG
6, 14 *ungalaubjandam* = *ἀπίστοις* KLP gegen *μετὰ ἀπίστων* FG
7, 8 *in þaim bokom* = *ἐν τῇ ἐπιστολῇ* KLP gegen *ἐν τῇ ἐπιστολῇ μου* DEFG
7, 14 *allata* = *πάντα* KLP gegen *πάντοτε* FG
8, 3 *ufar maht* = *ὑπὲρ δύναμιν* KLP gegen *κατὰ δύναμιν* DEFG (vgl. 12, 13)
8, 19 *miþgasinþa uns* = *συνέκδημος ἡμῶν* KLP gegen *συνέκδημος ἡμῶν ἐγένετο* DE
9, 3 *fauragasandida* = *ἔπεμψα* KLP gegen *ἐπέμψαμεν* DE
so fram izwis = *τὸ ὑμὲρ ὑμῶν* KLP gegen FG, wo die worte fehlen.
9, 4 *in þamma stomin þizos hvoftuljos* = *ἐν τῇ ὑποστάσει ταύτῃ τῆς καυχήσεως* KLP gegen *ἐν τῇ ὑποστάσει ταύτῃ* FG

9, 5 *þana* = ταύτην KLP om. FG
jah ni swaswe = καὶ μὴ ὡς KLP gegen **μὴ ὡς** FG
9, 9 *du aiwa* = εἰς τὸν αἰῶνα LP gegen **εἰς τὸν αἰῶνα τοῦ αἰῶνος** FGK
10, 5 *jah frahinþandans* = καὶ αἰχμαλωτίζοντες KLP gegen **αἰχμαλωτίζοντες** FG
10, 7 *Xristaus wisan* = Χριστοῦ εἶναι KLP gegen **Χριστοῦ δοῦλος** εἶναι DEFG
10, 8 *frauja* = κύριος KLP gegen θεός DEFG
10, 13 *hvopam* = καυχησόμεθα KLP gegen **καυχώμενοι** FG
unsis guþ = ἡμῖν ὁ θεός KLP gegen **ὁ θεός** FG und ἡμῖν ὁ κύριος DE
11, 4 *Jesu* = Ἰησοῦν KLP gegen Χριστόν FG (vgl. 12, 1)
aiwaggeljon anþara = εὐαγγέλιον ἕτερον KLP + **λαμβάνεται** FG
11, 6 *gabairhtidai in allaim* = φανερωθέντες ἐν πᾶσιν KLP gegen **φανερώσαντες** FG
12, 6 *gahauseiþ hva* = ἀκούει τι KLP gegen **ἀκούει** DEFG
12, 7 *ei ni ufarhafnau* = ἵνα μὴ ὑπεραίρωμαι KLP gegen **διὸ ἵνα** μὴ ὑπεραίρωμαι FG
ei ni ufarhugjau = ἵνα μὴ ὑπεραίρωμαι KLP om. DEFG
12, 11 *hvopands* = καυχώμενος LP om. DEFGK
12, 19 *aftra* = πάλιν KLP gegen πάλαι FG
13, 2 *nu melja* = νῦν γράφω KLP gegen **νῦν** FG
13, 4 *in imma* = ἐν αὐτῷ KLP gegen σὺν αὐτῷ FG
13, 7 *bidja* = εὔχομαι KL gegen εὐχόμεθα FG
13, 13 *amen* = ἀμήν KL om. FG[1]

Ausschlaggebend für die gruppe KLMP d. h. für die byzantinische recension ist 12, 7 *ei ni ufarhugjau,* denn dieser satz findet nur in ἵνα μὴ ὑπεραίρωμαι KLPChr, nicht in DEFG seine entsprechung.

Ebenso ist 12, 11 *hvopands* nur in καυχώμενος LPChr belegt.

Ich mache fernerhin auf folgende liste aufmerksam:

6, 14 *aiþþau hvo* (: τὶς δέ Chr) = ἤ τις LP
6, 15 *Bailiam* (: Βελιαρ Chr) = Βελιαν K[2]

1) Zweifelhaft könnten sein stellen wie *is* 8, 9 = αὐτοῦ DEFG gegen **ἐκείνου** KLP; *awiliud* 9, 15 = χάρις FG gegen χάρις δέ KLP; 12, 13 *skaþis* = ἀδικίαν KLP oder = ἁμαρτίαν FG? 12, 15 *mins* = ἧττον KLP oder = ἔλασσον FG? 12, 16 *kaurida* = κατεβάρησα KLP oder = κατενάρκησα FG? Aber sie sind nicht von belang.

2) Zu *-m : -n* beachte Bernhardt, Vulfila p. LIX. — Über *Moses* 3, 7 usw. habe ich Zeitschr. 30, 163 gehandelt.

6,16 *wairþa ize guþ* (: ἔσομαι αὐτοῖς εἰς θεόν Chr) = ἔσομαι αὐτῶν θεός KL
6,17 *afskaidiþ izwis qiþiþ frauja* (: ἀφορίσθητε .... λέγει κύριος Chr) = ἀφορίσθητε λέγει κύριος LP
7,11 *izwis*[2] (: ἐν ὑμῖν Chr) = ὑμῖν KL
7,13 *unsarai* (: ὑμῶν Chr) = ἡμῶν P
7,14 *allata izwis* (: πάντοτε... ὑμῖν Chr) = πάντα ὑμῖν (KL)P
du Titaun (: ἐπὶ Τίτου Chr) = πρὸς Τίτον P
8,7 *us izwis in uns* (: ἐξ ὑμῶν Chr) = ἐξ ὑμῶν ἐν ἡμῖν KLP
8,9 *in izwara* (: δι' ἡμᾶς Chr) = δι' ὑμᾶς LP
8,19 *du fraujins wulþau* (: πρὸς τὴν αὐτοῦ τοῦ κυρίου δόξαν Chr) = πρὸς τοῦ κυρίου δόξαν L
8,21 *garedjandans* (: προνοοῦμεν Chr) = προνοούμενοι KL
9,11 *in allamma* (: ἵνα ἐν παντί Chr) = ἐν παντί KLP
10,8 *atgaf frauja unsis* (: ἔδωκέ μοι ὁ κύριος Chr) = ἔδωκεν ὁ κύριος ἡμῖν KL
10,13 *gamat* (: ἐμέρισεν Chr) = ἐμέτρησεν M
11,1 *leitil hva* (: μικρόν Chr) = μικρόν τι M
11,3 *riurja wairþaina* (: οὕτω φθαρῇ Chr) = φθαρῇ P
11,9 *izwis mik silban* (: ἐμαυτόν Chr) = ὑμῖν ἐμαυτόν L
12,1 *hvopan binah* (: καυχᾶσθαι δή Chr) = καυχᾶσθαι δεῖ LP
akei ni batizo ist (: οὐ συμφέρει μοί Chr) = οὐ συμφέρει μέν P
12,6 *wiljau* (: καὶ θελήσω Chr) = θελήσω KL
13,4 *in izwis* (om. Chr) = εἰς ὑμᾶς KLP
13,11 *gawairþeis jah friaþwos* (: τῆς ἀγάπης καὶ τῆς εἰρήνης Chr) = τῆς εἰρήνης καὶ τῆς ἀγάπης L

6.

Der gotische text ist uns nun aber nicht in primärer gestalt überliefert (s. o. s. 434 ff.). Es ist die tätigkeit einer kritischen hand erkennbar geworden und deren quelle hat auch die altlateinische bibel gebildet. In welchem umfang diese quelle eingewirkt hat — auf diese frage geben uns die zum ursprünglichen text vorliegenden varianten bescheid:

1,8 *skamaidedeima uns* A marg. B = *taederet nos;* die Griechen kennen nur die lesart ἐξαπορηθῆναι = *afswagguidai weseima* A
2,11 *gaaiginondau* AB (*gafaihondau* A marg.) = *possideamur*
2,16 *us dauþau* A ... *us libainai* AB = *ex morte ... ex vita* (Hilarius, Epiphanius)
3,9 *andbahtja* A = *ministerio*

3, 14 *afdaubnodedun* A B (*gablindnodedun* A marg.) = *obtusi sunt* (cfr. excaecavit 4, 4)

4, 1 *ni wairþaima usgrudjans* B = *non deficiamus* (infirmemur).

5, 3 *gawasidai* A = *vestiti* (induti)

5, 12 *in hairtin* A = *in corde*

5, 20 *bidjandans* A = *obsecrantes* (orantes) wie 6, 1 *bidjandans* = *exhortantes*, wo die störung der construction den eindringling verrät (siehe Bernhardts anm.), und 8, 24 *ustaiknjandans* = *ostendentes?*

In erster linie beweiskräftig und evident sind die stellen 2, 11. 3, 14. 4, 1. Dazu kommen nun aber noch weitere bemerkenswerte übereinstimmungen des gotischen textes mit dem lateinischen[1]:

4, 17 *þata andwairþo hweilahwairb jah leiht;* Chrys. und die handschriftengruppe KLP lassen für *hweilahwairb jah* im stich, dem aber könnte griech. *πρόσκαιρον* (wie Marc. 4, 17) oder eher *momentaneum* der lat. bibel entsprechen

5, 10 *þo swesona leikis* = *propria corporis* Lat., wie schon Gabelentz-Loebe (I, XVII) und Bernhardt bemerkten

6, 14 *garaihtein miþ ungaraihtein* = *iustitiae cum iniquitate*

8, 2 *þata diupo unledi* = *profunda paupertas* (gegen *ἡ κατὰ βάθους πτωχεία*)[2]

8, 5 *þaþroh þan* = *deinde*

8, 8 *swaswe fraujinonds* = *quasi imperans* (gegen *κατ' ἐπιταγήν*)[2]

8, 11 *fauraïst muns* = *prompta est voluntas*

9, 4 *ei ni qiþau* = *ne dicam*

10, 5 *jah in ufhausein Xristaus tiuhandans* = *et in obsequium* (obedientiam) *Christi perducentes*

10, 9 *ei ni þugkjaima swe þlahsjandans izwis* = *ut non existimemur tanquam terrentes vos*

11, 3 *filudeisein seinai* = *astutia sua*

af ainfalþein jah swiknein = *a simplicitate et castitate*

11, 16 *unfrodana* = *insipientem*

11, 23 *swaswe unwita* = *velut insipiens*

in karkarom ufarassau, in slahim ufarassau = *in carceribus abundantius, in plagis supra modum*

11, 25 *in diupiþai was mareins* = *in profundo maris fui*

12, 7 *leika meinamma* = *carni meae*

1) Unkritisch und daher unbrauchbar sind die sammlungen von W. Bangert, Der einfluss lateinischer quellen auf die gotische bibelübersetzung des Ulfila s. 21 fgg.

2) Vgl. Bernhardt, Vulfila p. XXXVIII.

12, 9 *mahts* = *virtus (?)*
12, 12 *taiknim* = *signis (?)*
12, 17 *δι' αὐτοῦ* fehlt Got. Lat.
12, 18 *miþinsandida imma* = *misi cum illo*
12, 19 *ei sunjoma uns wiþra izwis* = *quod excusemus nos apud vos*
12, 21 *guþ* (*μου* fehlt) = *deus*
13, 2 *aftra* = *iterum* (gegen *εἰς τὸ πάλιν*).

Dass die gotischen textkritiker nun aber nicht etwa nach der lat. Vulgata gearbeitet haben, lassen die abweichungen vom text des Hieronymus als ausgemacht erscheinen (vgl. 1, 6. 10. 11. 17. 20. 23. 2, 4. 14. 4, 17. 6, 14. 8, 4. 9, 2. 5. 7. 11. 11, 3. 21. 32. 12, 1. 7. 11. 19. 13, 2. 7), während vollkommen deutliche spuren der Itala — zumal wenn wir die gotischen marginalien in betracht ziehen — auftreten (vgl. z. b. 2, 11. 4, 1. 10, 5). Daher ist bei dem verzeichnis der latinismen nur auf die vorhieronymianische bibelübersetzung bezug genommen. Die einzelbelege sind mit hilfe von Sabatier leicht zu identificieren[1].

Es ist jedoch wie schon ein einzelfall zur genüge dartut (z. b. 10, 7. 11, 5) an eine fortlaufende, streng systematische berücksichtigung und collation des altlateinischen textes nicht zu denken. Vielmehr hat sich auf seite der Goten ein freieres verfahren durchgesetzt. In folge dessen ist der wortlaut der ursprünglichen übersetzung an manchen stellen nicht mehr erhalten, sondern durch neuerungen lateinischer herkunft verdrängt.

Ursprüngliche randglossen der vorlage von AB sind in den context der codd. AB aufgenommen worden (Zschr. 31, 313); es sind die aus dem cod. brix. wolbekannten *wulþres* der gotischen kleriker Sunja und Friþila.

Diese randglossen waren doppelter art: sprachliche und textliche varianten.

Die sprachlichen varianten kamen daher, dass am rand eines gotischen epistelcodex synonyma verzeichnet worden waren, die uns (zum teil?) noch erhalten sind; vgl:

2, 15 *fraqistnandam* : in A die glosse *fralusnandam*
5, 12 *uskannjaima* : in A die glosse *anafilhaima*
12, 7 *hnuþo* : in A die glosse *gairu*.

Dieser ältere zustand der überlieferung ist jedoch in unsern handschriften bereits mehrfach verlassen.

Wir glauben zu erkennen, dass zuweilen in A die beiden lesarten der vorlage bewahrt, in B dagegen das urteil zu gunsten der einen von

1) Vgl. auch Bernhardt, Vulfila p. L.

beiden lesarten gefällt worden ist. Denn 12, 15 steht in A *laþaleiko* im text, dazu die randglosse *gabaurjaba*, welches B in den text gesetzt hat. Genau so 1, 8: im text von A steht *afswaggwidai weseima*, am rand als glosse *skamaidedeima uns* und diese lesart hat der schreiber von B recipiert.

Damit sind wir jedoch bereits bei den sinnvarianten angelangt, für die 3, 14 *afdaubnodedun* mit der randglosse *gablindnodedun* in A ein schönes beispiel liefert.

Wie regelmässig der schreiber von B, so hat nicht selten auch der schreiber von A auf die getreue widergabe seiner mit randglossen versehenen vorlage verzichtet und sich zu gunsten der einen oder andern lesart entschieden. Wol vermögen wir aus der varia lectio die existenz zahlreicherer marginalien zu erschliessen, aber nicht mehr darüber ins reine zu kommen, was in der vorlage im text und was am rand gestanden habe, vgl. z. b. 2, 6 *fragiba* A : *fragaf* B; 4, 1 *wairþam* A : *wairþaima* B; 5, 20 *bidjandans* A : *bidjam* B; 13, 1 *gastandiþ* A : *gastandai* B; noch weniger bei synonymen ausdrücken wie 1, 19 *merjada* A: *wailamerjada* B; 7, 8 *unte gasaihva* A : *gasaihva auk* B; 9, 2 *us wagida* A : *gawagida* B; 13, 5 *fraisiþ* A : *fragiþ* B (?)[1]. Wollte man zusätze auf einwirkung der marginalien zurückführen, dann müsste A bald die marginalien übergangen, B sie in den context aufgenommen haben (1, 14 *Jesuis* A : *Jesuis Xristaus* B; 1, 19 *merjada* A : *wailamerjada* B; 5, 16 *ni kunnum* A : *ni kunnum ina* B; 7, 8 *in bokom* A : *in þaim bokom* B; 8, 22 *filu usdaudozan* A : *filaus mais usdaudozan* B; 13, 13 *fraujins* A : *fraujins unsaris* B), bald müssten die schreiber umgekehrt verfahren sein (5, 12 *in hairtin* A : *hairtin* B; 6, 8 *jah þairh* A : *þairh* B; 7, 3 *miþgaswiltan* A : *gaswiltan* B; 13, 7 *ungakusanai* A : *gakusanai* B).

Dass störungen des ursprünglichen sachverhalts auch in A vorliegen[2], haben wir aus den quellenmässigen belegen für seine lesarten ersehen. Ein gleiches ergibt sich mit hinlänglicher evidenz aus 2, 11, wo auch A jüngeres *gaaiginondau* in den text aufgenommen und älteres *gafaihondau* auf den rand verwiesen hat; ferner aus 2, 16, wo die sowol dem griechischen text als der lesart von B entsprechende variante *libainais* fehlt. Sowol A als B haben ein fremdartiges glossem, wie Bernhardt erkannte, an der merkwürdigen stelle: *in allaizos managons aglos unsaraizos* 7, 4 in den text gesetzt.

1) Auf schreibversehen, auch in möglichen fällen wie 13. 5, gehe ich nicht ein.

2) Ein sehr interessantes beispiel liefert Eph. 3, 21, wo B = KLPChrys die ursprüngliche fassung erhalten hat, in A dagegen eine der lateinischen bibel entsprechende variante steht. Umgekehrt liegt die sache Col. 1, 24.

Es ist also mit der tatsache zu rechnen, dass A und B aus einer nd derselben mit randglossen versehenen handschrift X herstammen[1]. iese handschrift lässt sich mit der textkritischen arbeit von Sunja und riþila in zusammenhang bringen, wenn wir annehmen, dass in X (d. i. ı der vorlage von AB) die siglen *gr* und *la* nicht mehr copiert waren. n übrigen dürfte sich aus A und B ein wenn auch verblasstes bild on dem werk der beiden gotischen kleriker — das wir mit dem des Vulfila nicht identificieren — gewinnen lassen.

Die ausschliessliche autorität der griechischen bibel wurde von unja und Friþila mit entschiedenheit vertreten, der übersetzung des Iieronymus haben sie keinen beifall gespendet. Daher denn auch der weite Corintherbrief der Goten als fast rein griechisch und als von der 'ulgata nicht beeinflusst sich uns darstellte; ich erinnere an den von Iarold versuchten nachweis eines zusammenhangs der in (A)B angeeuteten lectionen mit dem griechischen ritual (Stichometrie und lesebschnitte s. 16 fgg.). Aber bei der wortwahl (Zeitschr. 31, 315) kam as lateinische zur geltung, indem die gotischen kritiker randglossen ıit *la* signierten, bei denen der lateinische bibeltext für die wortwahl en ausschlag gegeben hatte. Damals ist eine wenn auch nicht gerade ystematische vergleichung des gotischen bibeltextes mit dem griechischen rundtext und mit der altlateinischen version vorgenommen worden. 'as bedeutete den anfang einer allmählich sich einstellenden ıtinisierung der gotischen bibel, für welche die epistelcodices AB 'eit ergiebigeres material bieten als der cod. argenteus der gotischen vangelien (vgl. Zeitschr. 30, 182)[2].

Nehmen wir die einzelnen glossen (adnotationes, *wulþres*) unter iesem gesichtspunkt durch, so zerfallen sie in zwei classen: die eine 'ird durch diejenigen lesarten gebildet, welche in der ausgabe von unja und Friþila die sigle *gr* geführt haben könnten, z. b.

2, 11 *gafaihondau* A marg = πλεονεκτηθῶμεν

3, 14 *gablindnodedun* A marg = ἐπωρώθη,

ie zweite classe befasst diejenigen glossen, welche zur kennzeichnung ırer lateinischen „etymologie" mit der sigle *la* versehen worden 'aren, z. b.

1, 8 *skamaidedeima uns* A marg = taederet nos.

1) Bernhardt, Vulfila p. LX fg.

2) Über *laiktjo* vgl. Marold, Stichometrie und leseabschnitte s. 15. Nebenbei sei emerkt, dass bei erörterung der κεφάλαια und ἀναγνώσεις in zukunft von Euthalius, er wie wir jetzt wissen erst in der zweiten hälfte des 7. jhs. gelebt hat, abstand geommen werden muss (v. Soden, Die schriften des neuen testaments 1 [1902], 637 fgg.).

Im laufe eines jahrhunderts haben versetzungen vom rand in den text und dadurch störungen der ursprünglichen textgestalt stattgefunden (Bernhardt, Vulfila p. XLVI).

Dadurch ist eine verhältnismässig schwache zumischung lateinischer lesarten in den griechischen grundstock der übersetzung zu stande gekommen. Das lehrreichste beispiel ist wol 2, 16 *οἷς μὲν ὀσμὴ θανάτου εἰς θάνατον, οἷς δὲ ὀσμὴ ζωῆς εἰς ζωήν*, das der Gote ursprünglich genau widergab *sumaim auk dauns dauþaus du dauþau, sumaimuþ þan dauns libainais du libainai*. In dem trilinguen codex der kleriker Sunja und Friþila (SF), dem die altlateinische übersetzung beigegeben war, stellten sich zu *dauþaus* und *libainais* die randglossen *us dauþau* und *us libainai* ein und wurden mit der sigle *la* versehen. In X, der vorlage unserer epistelcodices AB, war bereits *us libainai* (an stelle von *libainais*) in den text gedrungen, aber *dauþaus* war noch mit der glosse *us dauþau* versehen geblieben, durch deren aufnahme aus X erst in dem text von A die symmetrie hergestellt wurde; B hat uns mit der erhaltung der ursprünglichen lesart *dauþaus* einen erheblichen dienst geleistet.

Zwischen SF und unserer überlieferung AB bedarf es nur der einen zwischenstufe X, um zum verständnis der textgeschichte des gotischen zweiten Corintherbriefes zu gelangen.

7.

Den ersten Corintherbrief, der nur in bruchstücken auf uns gekommen ist, mit gleicher ausführlichkeit zu behandeln, liegt keine veranlassung vor.

Von derselben beschaffenheit wie die subscriptio (s. o. s. 434 f.) ist, wie man längst erkannt hat, die stelle

7, 23 *wairþa galaubamma* (vgl. Rom. 9, 21) *usbauhtai sijuþ;* sie ist aus *τιμῆς ἠγοράσθητε* entstanden durch aufnahme des der lateinischen bibel, die *pretio* (= wairþa) *empti estis* bietet, zunächst als randnote entlehnten wortes *wairþa*. Denn synonyma pflegten in X am rand notiert zu werden (vgl. 9, 20. 22); gelegentlich aber ist die adnotatio in den text gedrungen; so lesen wir 15, 10 *arbaidida jah usaiwida* für griech. *ἐκοπίασα*.

Ähnliche freie interpolationen aus dem lateinischen liegen noch 1. Cor. 15, 23. 16, 12. 19 vor (+ *þaiei,* + *bandwja izwis þatei* = significo vobis quia; + *at þaimei jah salja* = apud quos et hospitor). Leider fehlt uns hier cod. Ambr. A. Es ist die vermutung nicht ungerechtfertigt, dass die überlieferung dann vielleicht läge wie 13, 3 A, wo wir

[L und Chrysostomus im texte *ei gabrannjaidau,* am rand mit Lateinern[1] *ei hvopau* lesen.

In der mehrzahl der fälle ist jedoch die adnotatio von den schreiin den context aufgenommen und dadurch die ursprüngliche, der iischen bibel entsprechende lesart beseitigt worden. Ich sehe von ;er beweiskräftigen stellen, an denen es sich um flüchtige ausigen[2] handeln könnte, ab (1, 16. 18. 22. 4, 5. 5, 10. 7, 7. 26. 8, 12. 0, 28. 12, 16. 13, 12. 14, 23. 25. 15, 5. 16, 11. 15). Denn hier sind vörter, partikeln, copula und ähnl. im spiele, bei denen auch die ı. codices vielfach schwanken zeigen.

Ernsthafter und entschiedener auf lateinische vorlage zurückweisend die folgenden stellen:

3 *ni afletai þana aban* (: μὴ ἀφιέτω αὐτόν KLPChr) = *non dimittat virum.* Möglicherweise hängt aber die abweichung von der griechischen vorlage mit der änderung 7, 12 *ni aftetai þo qen* zusammen, denn an dieser stelle fehlt sowol bei den Griechen als bei den Lateinern eine mit der gotischen formulierung sich deckende ausdrucksweise. Diese tatsache führt auf die vermutung, dass vielleicht doch in dem von dem übersetzer zu grund gelegten exemplar der griechischen recension die gotische variante vorlag. Denn an eine rückwirkung von 7, 13 auf 7, 12 würde man nur denken können, wenn die worte *aban* und *qen* als correspondierende marginalien aufnahme gefunden hätten. Die fälle wären dann wie 7, 23 (s. o. s. 458) zu beurteilen. Ein ähnlicher fall liegt übrigens 10, 16 vor: *niu gamainduþs bloþis fraujins ist ... niu gamainduþs leikis fraujins ist.* Die griech. codd. lesen beidemal τοῦ Χριστοῦ, die Lateiner wechseln zwischen *Christi* und *domini* (mit ausnahme des Ambrosiaster, der *domini — domini* hat). Die gotische lesart scheint auf eine randnote *fraujins* zurückgeführt werden zu müssen, die zweimal auf **Xristaus* statt nur einmal auf das zweite bezogen wurde.

17 *swaswe galaþoda guþ*[3] (: ὡς κέκληκεν ὁ κύριος KLChr) = *sicut vocavit deus.*

1) Ich stütze mich auf die notiz des Hieronymus zu dieser stelle (bei Sabatier ischendorf) *apud nostros error inolevit.* Doch kann es sich auch um eine rein ische variante griech. codd. handeln, wie bei der randnote 13, 5 (*aljanoþ* = ζηλοῖ, 3, 4).

2) Vgl. z. b. den durch den eingang von v. 16 veranlassten ausfall 15, 15; · 16, 20.

3) Voraus geht *swaswe gadailida guþ* = ὡς μεμέρικεν ὁ θεός KLChr.

7, 28 *appan jabai nimis qen, ni frawaurhtes, jah jabai liugada mawi, ni frawaurhta; ip aglon leikis gastaldand po swaleika, ip ik izwis freidja* (: ἐὰν δὲ καὶ γαμήσῃς [γήμῃς KLChr], οὐχ ἥμαρτες καὶ ἐὰν γήμῃ ἡ παρθένος, οὐχ ἥμαρτεν· θλίψιν δὲ τῇ σαρκὶ ἕξουσιν οἱ τοιοῦτοι, ἐγὼ δὲ ὑμῶν φείδομαι) = *si autem* (*al.* et si, si et) *acceperis uxorem, non peccasti et si nupserit virgo, non peccavit, tribulationem tamen carnis habebunt*...

9, 8 *aippau jah witop* (: ἢ οὐχὶ καὶ ὁ νόμος KLPChr) = *an et lex*

9, 26 *ni du unwissamma* (: ὡς οὐκ ἀδήλως) = *non in incertum* Lat. (??)

10, 17 *ainis hlaibis jah ainis stiklis brukjam* (: ἐκ τοῦ ἑνὸς ἄρτου μετέχομεν) = *de uno pane et de uno calice percipimus* Ital.

10, 29 *pairh ungalaubjandins puhtu* (: ὑπὸ ἄλλης συνειδήσεως) = *ab infideli conscientia* Ital.

15, 1. 2 *appan kannja izwis, broprjus, patei aiwaggeli, patei merida izwis, patuh jah andnemup, in pammei jah standip, pairh patei jah ganisip, in hvo saupo wailamerida izwis skulup gamunan, niba sware galaubidedup* : γνωρίζω δὲ ὑμῖν, ἀδελφοί, τὸ εὐαγγέλιον ὃ εὐηγγελισάμην ὑμῖν, ὃ καὶ παρελάβετε, ἐν ᾧ καὶ ἑστήκατε, δι' οὗ καὶ σώζεσθε, τίνι λόγῳ εὐηγγελισάμην ὑμῖν εἰ κατέχετε, ἐκτὸς εἰ μὴ εἰκῇ ἐπιστεύσατε. Dagegen bei den Altlateinern (+ Ambrosiaster): *notum autem vobis facio, fratres, quia evangelium, quod praedicavi vobis, quod et accepistis, in quo et statis, per quod et salvi efficimini, qua ratione evangelizavi vobis, debetis sustinere nisi sine causa credidistis.*

15, 5 *paim ainlibim* : τοῖς δώδεκα der griech. codd. Die Lateiner — und DFG — haben *illis undecim.* Diese lesart kann der gotischen übersetzung nicht wol zu grunde gelegen haben, weil der artikel *paim* unerklärt bliebe[1]. Die stelle ist also nur so erklärlich, dass ursprüngliches **paim twalibim* mit der randglosse *la. ainlibim* versehen und dieses wort von den abschreibern in den text gesetzt worden ist.

15, 10 *halka* (: κενή) = *pauper, egena* (cfr. Gal. 4, 9)

15, 14 *galaubeins unsara* (: ἡ πίστις ὑμῶν) = *fides nostra* bei einzelnen Lateinern (cfr. Sabatier); dass eine nachträgliche änderung des gotischen textes vorliegt, scheint durch *galaubeins izwara* 15, 17 ersichtlich zu werden; denn auch hier lesen wir in mehreren (griech.) codd. ἡμῶν.

1) Augustin (bei Sabatier und Tischendorf z. st.) bemerkt: *cum articulo enim hoc graeci codices habent.*

Sind diese stellen beweiskräftig, dann können auch tilgungen einzelner wörter auf entsprechenden vermerken der editoren beruhen, die eine vergleichung mit der altlateinischen bibel vorgenommen, ja sogar deren text in besonderer spalte neben dem gotischen und griechischen aufgenommen hatten. Dies wäre jedesfalls der einfachste modus, unter dem die lateinische bibel ihren einfluss geltend gemacht haben könnte. Man vergleiche:

1, 16 *ei ainnohun* : *εἴ τινα ἄλλον* gegen *si quem* Lat.
1, 18 *ganisandam* : *σωζομένοις ἡμῖν* gegen *qui salvi fiunt* Lat. (+ *id est nobis* Vulg.)
1, 22 *unte* : *ἐπειδὴ καί* gegen *quoniam* Lat.
4, 5 *stojaiþ* : *τι κρίνετε* gegen *judicare* Lat.
5, 10 *ni* : *καὶ οὐ πάντως* gegen *non utique* Lat.
7, 7 *swe* : *ὡς καί* gegen *sicut* Lat.
8, 12 *slahandans* : *καὶ τύπτοντες* gegen *percutientes* Lat.
8, 13 *broþar* : *ἀδελφόν μου* gegen *fratrem* Lat.
9, 8 *aiþþau jah* : *ἢ οὐχὶ καί* gegen *an et* Lat.
10, 28 *ƕas* : *τὶς ὑμῖν* gegen *quis* Lat.
12, 16 *jabai* : *καὶ ἐὰν* gegen *si* Lat.
14, 23 *jabai* : *ἐὰν οὖν* gegen *si* Lat.
16, 11 *ni ƕashun* : *μή τις οὖν* gegen *ne quis* Lat.

Ganz vereinzelt scheinen auf demselben weg zusätze eingedrungen zu sein: die hauptstelle ist *at þaimei jah salja* 16, 19 (vgl. oben s. 458), ferner 15, 5 *jah afar þata* : *εἶτα* gegen *et postea* Lat. Hierfür könnte ferner 15, 20 *iþ nu þande* sprechen; denn die Griechen haben *νυνὶ δέ*, die Altlateiner *si autem* : *þande* dürfte also mit rücksicht auf lat. *si* als adnotatio an den rand gesetzt und irrtümlicherweise in den text geraten sein, wie übrigens schon Bernhardt erkannte; vgl. 14, 23 (*jah unweisai* : *et idiotae* Ambrosiaster). 15, 23. 25. Wenn sich Bernhardt sonst mit vorliebe auf die griech. codd. FG bezogen und deren lesarten sogar in seinen griechischen text aufgenommen hat, so war dies ein nicht zu billigendes verfahren[1]. Denn diese codd. zeigen an andern stellen, wie schon bei II Cor. belegt wurde (s. 451), so abweichende

1) Bernhardt entschied sich für FG: 1, 16. 18. 22. 4, 2. 6. 5, 3. 10. 13. 6, 1. 7, 11. 13. 15. 18. 26. 27. 28. 8, 11. 12. 13. 9, 7. 9. 10, 16. 17. 20. 28. 29. 11, 21. 22. 23. 28. 12, 11. 12. 13. 13, 9. 12. 14, 23. 25. 15, 2. 5. 6. 10. 12. 14. 25. 50. 52. 54. 16, 11. 12. 15. 18; gegen FG: 1, 21. 25. 4, 6. 9. 5, 3. 5. 7. 9. 12. 7, 5. 7. 13. 14. 17. 18. 22. 24. 8, 10. 13. 9, 1. 2. 5. 7. 8. 9. 20. 22. 23. 10, 2. 19. 20. 23. 24. 27. 28. 31. 32. 33. 11, 2. 3. 23. 24. 27. 12, 12. 13. 16. 21. 13, 8. 14, 20. 21. 23. 15, 15. 17. 23. 25. 26. 27. 31. 34. 47. 48. 50. 51. 55. 16, 6. 15. 16. 19. 23. 24.

lesarten, dass diese (abendländische) recension der griech. bibel dem Goten unmöglich bekannt gewesen sein kann (vgl. *τῶν ἀσυνετῶν* 1,19. *ἐμαυτόν* 4,6. *αὐτόν* 5,5. *πορνείας* 5,8. *διδάσκω* 7,7. *ἐν τῇ σαρκί* 7,28. *γυναῖκας* 9,5. *αὐτῆς* 9,7. *εὐχαριστίας* 10,16. *θεοῦ* 11,23 etc.).

Eine vergleichung des gotischen textes mit dem von Chrysostomus (MSG 61,11fgg.) gebotenen griechischen wortlaut belehrt uns darüber, dass auch für den ersten Corintherbrief die byzantinische recension dem übersetzer vorgelegen hat. Ich verzichte darauf, die materialien in extenso vorzulegen, da die sachlage hinlänglich geklärt ist. Wo der Gote von Chrysostomus abweicht, treten entweder die bibelcodices überhaupt, oder, was wichtiger ist, die byzantinischen codd. KLP mit genauen entsprechungen ein[1]. Ich hebe folgende stellen aus:

1,15 *daupidedjau* (: *ἐβαπτίσθητε* Chr) = *ἐβάπτισα* LP
1,25 (fehlt Chr) = LP
5,10 *jah* (: *ἤ* Chr) = *καί* P
7,11 *abin seinamma* (: *ἀνδρί* Chr) = *ἰδίῳ ἀνδρί* P
7,13 *soei* (: *εἴ τις* Chr) = *ἥτις* KL
7,22 *samaleiko* (: *ὁμοίως καί* Chr) = *ὁμοίως* P
8,13 *meinana* (: om. Chr) = *μου* KLP
9,7 *akran þize* (: *ἐκ τοῦ καρποῦ αὐτοῦ* Chr) = *τὸν καρπὸν αὐτοῦ* P
9,23 *þatuþ* (: *πάντα* Chr) = *τοῦτο* KL
10,19 *þatei þo galiugaguda hva sijaina aiþþau þatei galiugam saljada hva sijai* = *ὅτι εἴδωλόν τι ἐστὶν ἢ ὅτι εἰδωλόθυτόν τι ἐστίν* KL (oben s. 433)
10,23 *all* (: *πάντα μοί* Chr) = *πάντα* P
11,2 *broþrjus* (om. Chr) = *ἀδελφοί* KL vgl. 15,31 (KP)
11,22 *hva qiþau izwis* (om. Chr) : *τί ὑμῖν εἴπω* KL
13,10 *þata* (: *τότε τό* Chr) = *τό* P
15,7 *ataugida sik* (om. Chr) = *ὤφθη* KLP
15,14 *jas* (om. Chr) = *καί* KP
15,20 *waurþans* (om. Chr) : *ἐγένετο* KL
15,29 *ins* (: *νεκρῶν* Chr) = *αὐτῶν* KP
15,31 *fraujin unsaramma* (om. Chr) = *τῷ κυρίῳ ἡμῶν* KLP
15,50 *ni magun* (om. Chr) = *οὐ δύνανται* KL
16,19 *aikklesjons* (: *ἐκκλησίαι πᾶσαι* Chr) = *αἱ ἐκκλησίαι* KL
Priska (: *Πρισκίλλα* Chr) = *Πρίσκα* P.

Vergebens suchen wir nach genauen entsprechungen bei der verwendung von formwörtern wie *nu, jah, ik, þan, iþ, ist* und ähnlichen

1) Beachtenswert ist z. b. 7,5. 8,11.

(vgl. 1, 16. 22. 23. 4, 5. 7. 5, 8. 12. 7, 5. 8. 11. 9, 5. 9. 10, 1. 17. 11, 6. 25. 12, 12. 19. 13, 6. 10. 12. 14, 22. 15, 3. 15. 16. 17. 28. 29. 55. 16, 15. 16); sie können für den nachweis quellenmässiger beziehungen nicht wol in betracht kommen, so lange uns gerade die handschrift der byzantinischen recension fehlt, die dem übersetzer vorgelegen hat. Unter denselben gesichtspunkten sind geringere (13, 10) oder grössere (7, 14. 15, 14) differenzen der wortstellung zu beurteilen. In andern fällen ist mit schreibversehen (z. b. auslassung 16, 20; 15, 54 — cod. M) zu rechnen oder vielleicht der gotische text leise zu emendieren (vgl. 13, 3; *maujo* statt *maujos* 7, 25? *praufetjan* statt *praufetjans* 13, 2? *qiþa* statt *qiþam* 10, 19?), für den griech. cod. eine variante der schreibung zu berücksichtigen (7, 27 *λύσιν* = *λύσειν*) und selbstverständlich schon für die griechische vorlage die einwirkung von parallelstellen als möglichkeit vorauszusetzen (9, 20 cfr. Rom. 6, 14. 15, 31 cfr. Rom. 8, 36). Unklar bleibt der zweimalige zusatz von *leika* 12, 15. 16; und die formel *in hvo sauþo* 15, 2; kaum eine andere absicht, als die stelle dogmatisch klarzustellen, dürfte zu dem merkwürdigen zusatz von *guþ* (gott vater) 15, 25 anlass gegeben haben[1]: auch hier wird man mit der überlieferung fertig, wenn man *guþ* als jüngere randglosse betrachtet (vgl. Ps. 109, 1. Matth. 22, 44. 45. Mc. 12, 36. Luc. 20, 42) und aus dem ursprünglichen text der got. bibelübersetzung ausschaltet. Eine ähnliche forderung wurde oben s. 435 f. für die herstellung der schlussformel des ersten Corintherbriefes erhoben.

1) Damit hängt möglicherweise der einschub von *is* hinter *fijands* zusammen, für den man allerdings auch die Altlateiner verantwortlich machen könnte.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

ÜBER DIE QUELLEN VON C. 26—29 DER VQLSUNGA SAGA.

Wenn im folgenden ein versuch gemacht wird, den inhalt der den capp. 26—29 der Vǫlsunga saga zu grunde liegenden lieder zu bestimmen, so glaube ich um so eher auf eine kritische sichtung älterer ansichten verzichten zu dürfen, als eine solche vor kurzem von Heusler (Lieder der lücke s. 49 fgg.) vorgenommen worden ist. Heuslers aufsatz enthält manches fördernde (namentlich der gedanke, dass der sagaschreiber hier wie an anderer stelle mehrere lieder nicht nacheinander sondern nebeneinander benutzt haben kann, erweist sich als fruchtbar); doch scheint er mir einen für die beurteilung der frage bedeutungsvollen punkt, dessen betrachtung schliesslich zu einem in der hauptsache von dem seinigen abweichenden resultate führt, übersehen zu haben. Bei einer frage wie der vorliegenden, wo es sich um die trennung mehrerer quellen eines als einer fortlaufenden erzählung überlieferten textes handelt, ist die grosse gefahr in dem subjectiven elemente der kritik gelegen. Es kommt darauf in erster linie an, dieses element auf ein minimum zu beschränken. Deshalb ist es von so grossem gewicht, dass wenigstens ein unbestreitbares factum den ausgangspunkt der untersuchung bildet. Wo eine deutliche naht vorhanden ist, da liegen die quellen nebeneinander und bietet sich die gelegenheit zu ihrer charakterisierung. Durch eine solche stelle ist ein kriterium auch für die stellen gegeben, wo die untersuchung sich ins subtile zu verlieren droht.

Hier kann ich nun zunächst einer beobachtung Heuslers mich anschliessen. Eine solche naht liegt nämlich unzweifelhaft c. 28, 16 (Bugge 147, 21) vor. Ich nehme das nicht nur mit Heusler auf grund des unterschiedes im stile sondern auch auf grund des inhaltes der beiden teile des capitels an. Im ersten teile[1] haben Brynhildr und Guðrún sich gezankt; in der fortsetzung fragt Guðrún Sigurðr, was Brynhildr fehle, und aus seiner antwort geht hervor, dass er das besser weiss als sie. Am folgenden tage spricht in B Guðrún mit Brynhildr; diese macht ihrer schwägerin heftige vorwürfe, aber auf die unterredung im anfange des capitels findet sich nicht die geringste anspielung. In A wird darüber gestritten, wer den vortrefflichsten helden zum gemahl habe, beide parteien loben ihren eigenen gatten; in B

1) Das gedicht, welches diesem abschnitt zu grunde liegt, nenne ich A, den hier in betracht kommenden abschnitt A 1; in gleicher weise gilt für die fortsetzung des capitels die bezeichnung B resp. B 1.

beklagt sich Brynhildr darüber, dass Guðrún ihr den gatten, der von rechtswegen ihr zukomme, genommen habe; hier lobt Brynhildr Sigurðr, Guðrún aber lobt ihren bruder. Damit hängt zusammen, dass B von einer früheren verlobung der Brynhildr mit Sigurðr weiss, während eine solche mit der vorstellung von A, dass Brynhildr ihren mann über Sigurðr erhebt, sich nicht verträgt.

Aus dem gesagten folgt, dass der schlusssatz von c. 29 *Ok þar af stóð mikill úfagnaðr, er þær gengu á ána ok hon kendi hringinn ok þar af varð þeira viðræða* ein zusatz des sagaschreibers ist, der A mit B verband. Denn eine dem inhalte nach mit A übereinstimmende erzählung kann in B nicht vorangegangen sein. Der überlieferte teil von B zeigt klar, dass Brynhildr ohne Guðrúns beteiligung vernommen hat, wie sie bei der brautwerbung betrogen wurde.

Eine zweite und zwar um vieles deutlichere naht, welche wunderlicherweise auch Heusler nicht aufgefallen ist, zeigt sich in c. 29. Nach dem gespräche mit Guðrún legt Brynhildr sich zu bette c. 29, 1 (Bugge 149, 27). Gunnarr geht zu ihr und fragt, was ihr fehle (er weiss also von der scene am flusse nichts, was dazu stimmt, dass das stück noch zu B gehört); sie aber gibt keine antwort und liegt wie tot da. Als nun Gunnarr in sie dringt, fährt sie ihn hart an; es entsteht ein heftiger wortwechsel, sogar kommt es dahin, dass Hǫgni sie bindet, da sie Gunnarr zu töten versucht. Als Gunnarr darauf ihre fesseln löst, zerschlägt sie ihr gewebe, und der heidenspektakel, den sie macht, wird *um allan bœinn* gehört. Darauf fragt Guðrún ihre dienerinnen, weshalb sie so betrübt sind und sich wie sinnlos geberden; ein mädchen erklärt, das ganze haus sei jammers voll. Guðrún befiehlt dann einer dienerin aufzustehen; sie meint, es sei zeit, Brynhildr zu wecken. Dazu aber ist die dienerin keineswegs zu bewegen; sie behauptet, schon viele tage lang habe Brynhildr weder gegessen noch getrunken; der zorn der götter sei über sie gekommen. Guðrún sendet nun Gunnarr zu Brynhildr, aber vergebens; er bekommt von ihr keine antwort, und ebenso ergeht es Hǫgni. Am folgenden tage gelingt es Sigurðr, sie zum reden zu bringen. Er findet ihren saal offen; er glaubt, dass sie schläft und zieht die bettteppiche von ihr; er redet ihr zu wie einer schlafenden: *Vaki þú, Brynhildr! sól skínn um allan bœinn ok er œrit sofit.*

Wie ist das möglich, dass von einer, deren geschrei durch das ganze haus gehört wird, nicht nur wie von einer schlafenden geredet wird, sondern dass sie sogar schweigend zu bette liegend gefunden wird? Das ist kaum einer von den vielen widersprüchen, welche die

gegner der philologischen kritik uns auffordern werden, ohne einspruch hinzunehmen, da ja die besten dichter sich inconsequenzen zur schuld kommen lassen; es wird erlaubt sein, diese unmöglichkeit für die kritik der überlieferung zu benutzen. Es dürfte dann einleuchten, dass die erzählung von Brynhilds toben in dem zusammenhang von c. 29 nicht am platze und daselbst als ein einschub zu betrachten ist. Die versuche Brynhildr zu wecken bilden die fortsetzung zu dem, was schon am anfang des capitels erzählt wurde, dass sie wie tot dalag. Es kann nur darüber ungewissheit bestehen, ob die frage der Guðrún an die mädchen nach dem grunde ihres wunderlichen betragens und die antwort, das ganze haus sei *full af harmi*, zu derselben quelle oder zu dem eingeschobenen stücke gehören; im ersteren falle hat Brynhilds langes schlafen die dienerinnen erschreckt und ihre unruhe hat durch das anhalten dieses unnatürlichen zustandes sich gesteigert; im anderen fall ist der lärm im hause der grund ihres schreckens. Dafür dürfte sprechen, dass Guðrún die frage zwar an die versammelten mädchen richtet und dass eine von ihnen namens Svafrlǫð darauf antwort gibt, dass aber die sich anschliessende aufforderung aufzustehen weder an die mädchen zusammen noch an Svafrlǫð sondern an Guðrúns *vinkona*, deren namen man nicht vernimmt, gerichtet wird. Ich glaube daher, dass die naht in diesem teile des capitels z. 48 (Bugge 151, 17) anzusetzen ist; im anfange des capitels findet sie sich z. 4 (Bugge 150, 2). Das stück z. 4—48 gehört also nicht zu B, es liegt nahe darin die fortsetzung von A1 zu suchen. Dass es tatsächlich zu A gehört, beweist sofort der erste satz, der auf die scene am flusse zurückweist. *Hvat gerðir þú af hring þeim, er ek selda þér?* das ist das einzige, was Brynhildr nach dem ihr in A1 von Guðrún gemachten vorwurfe zu Gunnarr sagen konnte. Allerdings biegt sie dann schnell von ihrem eigentlichen thema ab und sie hält eine längere rede über einzelheiten, welche sich nicht auf den ring beziehen. Aber soweit ich sehe, liegt kein grund vor, hier neben A und B an eine dritte quelle zu denken. Denn erstens müsste man dann annehmen, dass der sagaschreiber an dieser stelle einen einzigen kurzen satz aus A entlehnt hätte und dann unmittelbar auf jene dritte quelle übergegangen wäre, zweitens fehlt zwar die strenge logik, aber ein so absoluter widerspruch wie zwischen A2 und B ist nicht vorhanden; höchstens liesse sich die frage aufwerfen, ob etwa ein teil der strophen, auf denen A2 beruht, in A interpoliert sind; die erledigung dieser frage muss einer anderen stelle vorbehalten bleiben.

Es bietet sich hier die gelegenheit zu einer bemerkung über die composition der saga. Die situation am schlusse von A1 und von B1

st ungefähr dieselbe. In A1 heisst es: *Brynhildr sér nú þenna hring* *k kennir; þá fǫlnar hon, sem hon dauð væri. Brynhildr fór heim* *k mælti ekki orð um kveldit.* Das hat eine gewisse ähnlichkeit damit, lass Brynhildr in B1 sich zu bette legt, auf keine zurede antwortet nd wie tot daliegt. Diese ähnlichkeit hat der sagaschreiber für seine wecke zu benutzen verstanden. Er teilte zunächst den inhalt von A s zu der mit B correspondierenden stelle mit und liess dann B bis ı der entsprechenden stelle folgen. Daraus entstand für ihn der vor-il, dass er A2 an B1 anschliessen konnte, ohne dass der sprung fort bemerkbar wurde. Er folgte nun widerum A (A2) bis zu einer elle, wo eine gewisse äussere ähnlichkeit nicht mit einer später son-ırn mit der unmittelbar in B folgenden stelle vorhanden war; an ːiden stellen redet Guðrún mit einer dienerin. Der anlass sowie der halt der unterredung war aber himmelweit verschieden, und die folge ar, dass durch dieses rein mechanische verbindungsmittel auch der hein eines logischen zusammenhanges nicht erreicht wurde. Dieses ırfahren des sagaschreibers ist auch aus anderen teilen seines werkes, - man denke an die behandlung der Atlilieder — bekannt.

Es lassen sich zwischen A und B nicht unerhebliche unterschiede der auffassung der ereignisse constatieren. A kennt: Sigurðs auf-ıthalt bei Hjalprekr (28, 7), den eid, den Brynhildr zu hause bei ihrem ıter ablegt, nur dem berühmtesten der helden zu gehören (29, 23), e werbung durch die Gjúkungar mit kriegsbedrohung (29, 7 fgg.)[1]. as versprechen der Brynhildr an Buðli, den helden zu besitzen, der ıf Grani sässe und die von ihr angewiesenen männer töten würde 9, 16 fgg.). Den flammenritt (28, 6. 12; 29, 20). Sigurðr hat mit rynhildr einen ring gewechselt (28, 13). Brynhildr hat geglaubt, der ːld, der das feuer durchritten hatte, sei Gunnarr (das geht aus der ene am flusse hervor). Brynhildr hat ihren eid gebrochen (29, 25); ıran schliesst sich unmittelbar eine verwünschung der Grímhildr, elche also als die anstifterin des planes zur werbung zu denken ist. rynhildr lebt zufrieden, bis sie von Guðrún den wahren sachverhalt rnimmt. Jetzt wirft sie dem Gunnarr vor, er sei nicht der beste r helden. Sie versucht ihn zu töten. Sie will nicht länger mit ihm sammensein. Von einem früheren verhältniss zwischen Sigurðr und ynhildr weiss A nichts. B weiss von einer verlobung *á fjallinu* 9, 123). Guðrún hat der Brynhildr ihren geliebten genommen, ob-eich sie wusste, mit wem der held verlobt war (28, 40 fgg.). Mehrere

1) Ist in B Sigurðs bemerkung, Gjúkes söhne haben den Dänenkönig und des ıðli bruder erschlagen, eine reminiscenz daran?

anspielungen auf den flammenritt bei dem zweiten besuch des helden, darunter str. 24. Sigurðr erinnert sich Brynhilds namen nicht (er hat also den zaubertrank genossen) (29, 124). Auch Brynhildr hat den rechten zusammenhang nicht verstanden *fyrir þeiri huldu er á lá minni hamingju*, aber sie hat doch Sigurðr an seinen augen zu erkennen geglaubt, als er in Gunnars gestalt durch den flammenwall zu ihr ritt (also hatte auch sie wol den namen des geliebten vergessen; oder war derselbe ihr von anfang an unbekannt geblieben?) Nachher versteht sie den richtigen zusammenhang der begebenheiten (durch eine ahnung oder durch eine erleuchtung ihres gedächtnisses, wie auch Sigurðr später sich des geschehenen erinnert?). Sie ist jetzt mit ihrem mann unzufrieden; sie beneidet Guðrún. Diese ergreift die partei ihres bruders; dass nicht er das feuer durchritt, ist nicht seine schuld; Grani wollte ihn nicht tragen. Wenn Brynhildr nach einem heftigen wortwechsel mit Guðrún erklärt, sie liebe nur Gunnarr (28, 76), so ist das wol so zu verstehen, dass sie nicht mehr als einen mann zu gleicher zeit lieben will (vgl. 29, 120 fg.); Sigurðs liebe schlägt sie in der darauf folgenden unterredung mit ihm aus.

Es fragt sich nun, ob es möglich ist, auf grund dieser unterschiede auch für c. 26. 27 eine trennung zwischen dem was A und was B angehört vorzunehmen. Ich betrachte zunächst c. 27. Die Gjúkungar reiten im anfang des capitels zu Buðli. Es liegt nahe, den bericht mit A2 (29, 6) in verbindung zu setzen. Dann reiten sie zu Heimir. Dieser wird weder in A noch in B, soweit die beiden quellen bisher bekannt sind, erwähnt. Man ist gewohnt, in der erwähnung des Heimir eine willkürlichkeit des sagaschreibers zu sehen, der Áslaug unterzubringen wünschte. Da aber B die vorverlobung — sei es auch nach der darstellung der saga *á fjallinu* — kennt, so ist es nicht unmöglich, dass der dichter sich den schauplatz derselben in der nähe Heimis vorgestellt hat. Seine darstellung hielte in dem fall zwischen Sigrdrifumál und c. 24 der saga die mitte, wenn nicht *á fjallinu* vom verfasser der saga herrührt (vgl. darüber unten). Die möglichkeit, dass Heimir an dieser stelle aus B stammt, würde zur wahrscheinlichkeit erhoben werden, wenn in dem capitel auch andere spuren von B sich nachweisen liessen.

Es folgt der flammenritt. An und für sich könnte derselbe auf beide quellen zurückgehen. Aber die scene mit Grani, der Gunnarr nicht tragen will, zeigt, dass wir es mit B zu tun haben (vgl. B1 c. 28, 58 fgg.). Das feuer erlischt (z. 23). Das ist eine paraphrasierung von str. 23, welche ursprünglich weder zu A noch zu B gehört (vgl.

eitschrift 35, 310 fgg.); die echte darstellung von B folgt z. 66, wo igurðr durch dasselbe feuer zurückreitet. Man könnte daher versucht ɨin, die beiden strophen A zuzuteilen. Allein dagegen spricht erstens, ıss wenn die strophen von mir a. a. o. richtig interpretiert worden sind, e eine situation beschreiben, welche auch nicht die von A sein kann, enn in A war an dieser stelle nicht davon die rede, wie Brynhildr ı den zauberschlaf versenkt wurde. Zweitens spricht str. 24 dafür, ass str. 22. 23, bevor sie in die saga aufgenommen wurden, in B anden. Wenigstens kannte der dichter von B str. 22. 23, denn er lagiiert sie (vgl. verf. a. a. o. s. 312); wenn nicht er selbst sie aufenommen hat, so wird die ähnlichkeit mit str. 24 später einen grund u der aufnahme abgegeben haben.

Z. 41 fg. (145, 16) findet Sigurðr Brynhildr *í eitt fagrt herbergi.*)as kann aus B stammen. Zwar stimmt es nicht ganz zu der beeichnung ihres aufenthaltsortes als *á fjallinu* gelegen (29, 123), aber 9, 82 (= B) redet Brynhildr von dem mann, *er kom í minn sal.* Venn Sigurðr nach B Brynhildr an zwei verschiedenen orten besucht at, so steht also für den zweiten besuch, von dem hier die rede ist, er saal fest, und das *fagrt herbergi* kann auf B beruhen. Wenn der rt beide male derselbe war, so steht wenigstens ein zeugnis dem ndern gegenüber, und *á fjallinu*, über welches unten s. 473 zu ergleichen ist, wird verdächtig. Wenn aber der dichter sich Brynhilds ufenthalt auch beim ersten besuche als einen schönen saal vorstellte, o bestätigt das die oben ausgesprochene vermutung, dass er auch Ieimir kannte. Daran knüpft sich weiter die frage, welche uns unten eschäftigen wird, wie c. 23. 24 sich zu B verhalten. Vorläufig ist zu onstatieren, dass *fagrt herbergi* aus B stammen kann. Dass das ıun auch tatsächlich der fall ist, wird dadurch bestätigt, dass nicht ıur das vorhergehende sondern auch, wie sich zeigen wird, die beilagercene auf B beruht. Andererseits muss bemerkt werden, dass die vortellung, welche A von Brynhilds aufenthaltsorte hatte, nicht bekannt st, so dass principiell nichts im wege stehen würde, die bemerkung A zuzuweisen, um so weniger, als das unmittelbar folgende aus A tammt.

Es folgt die unterredung des helden mit der heldin. Brynhilds audern liesse sich oberflächlich sowol aus B wie aus A erklären; nach A wäre ihr betragen durch eine unbestimmte ahnung, nach B durch las bewusstsein, dass sie schon einem anderen gehöre, bestimmt vorden. Aber was B später über Sigurðs empfang durch Brynhildr nitteilt, stimmt nicht zu dieser erzählung. Sie sagt c. 29, 83 fg.:

þóttumz ek kenna yður augu, ok fekk ek þó eigi víst skilit fyrir þeiri huldu er á lá minni hamingju. Das dient, um zu erklären, weshalb Brynhildr damals sich nicht bestimmt geweigert hat, ihm zu folgen. Sie hat, obgleich er sich Gunnarr nannte und obgleich sein äusseres ein anderes war, dennoch geglaubt, ihr früherer geliebter sei zu ihr zurückgekehrt. c. 27 aber erzählt etwas ganz anderes. Brynhildr begrüsst Sigurðr wie einen ihr vollständig unbekannten mann, und sie sagt ihm, dass er gewisse bedingungen erfüllen muss, um sie zu besitzen. Die bedingungen sind die aus A 2 bekannten. Er muss *hverjum manni fremri* sein (vgl. c. 29, 23 fg. [= A 2] *at ek munda þeim einum unna, er ágætastr væri alinn*). Er muss die männer töten, welche um sie angehalten haben (= c. 29, 18: *ok dræpi þá menn er ek kvað á*). Ferner ist sie im panzer und bewaffnet mit helm und schwert; sie erzählt von ihren früheren heldentaten und behauptet, sie wünsche widerum zu kämpfen (vgl. c. 29, 10 fg.: *en ek buðumz til at verja landit ok vera hǫfðingi yfir þriðjungi liðs*). Sigurðr erinnert sie an ihr versprechen, dem mann zu gehören, der das feuer durchreiten werde; sie weiss dem nichts zu entgegnen (vgl. c. 29, 17 fg.: *ek hétumz þeim er riði hestinum Grana með Fáfnis arfi ok riði minn vafrloga*). Ein solches versprechen wäre in B, wo Brynhildr schon im voraus verlobt ist, geradezu unmöglich.

Es folgt das beilager, dessen beurteilung von dem Andvaranautr abhängt. Sigurðr nimmt der Brynhildr den ring, den er ihr früher gegeben, und gibt ihr dafür einen anderen ring. Dasselbe erzählt A 1 in der scene am flusse. Daraus würde folgen, dass das beilager aus A stammt, wenn es ausgemacht wäre, dass der sagaschreiber nirgends geändert hat. Mit dieser möglichkeit muss man namentlich da rechnen, wo dieselbe begebenheit nach verschiedenen quellen mitgeteilt wird; der verfasser kann da éine stelle geändert haben, um sie mit der anderen in einklang zu bringen. Nun verträgt sich die vorstellung, dass Brynhildr damals, als Sigurðr für Gunnarr um sie freite, den Andvaranautr besass, keineswegs mit A, welches gedicht von einem früheren besuche nichts weiss; als Sigurðr zu Brynhildr kam, war er im besitze des Andvaranautr; er konnte ihr also zwar den ring geben, aber er konnte ihn ihr nicht nehmen. Die vorstellung der saga stammt also aus B[1], und der verfasser hat c. 28 in anschluss an c. 27 dahin

1) Für B hat natürlich der ring keine weitere bedeutung; er ist als ein unverstandener rest einer älteren sagenform zu betrachten. Denn da für die scene am fluss oder einen ähnlichen auftritt kein platz ist, konnte auch Guðrún den ring nicht in prahlerischer weise vorzeigen.

geändert, dass der ring, den Guðrún vorzeigt, der Andvaranautr ist. Damit ist in übereinstimmung, dass der ring nach A2 nicht der Andvaranautr sondern ein geschenk Buðlis ist. Das wird ferner durch die Skálda bestätigt, deren darstellung gleichfalls auf A beruht[1].

Sigurðr reitet darauf durch das feuer zurück (B) und dann mit den Gjúkungen zu Heimir (B). Dorthin kommt auch Brynhildr (weshalb reist sie allein?) und stattet über ihre begegnung mit Sigurðr einen bericht ab, der zu dem vorhergehenden nicht stimmt. Sie behauptet, sie habe dem helden, der sich Gunnarr nannte, gesagt, dass nur Sigurðr, ihr *frumverr,* dem sie auf dem berge eide geschworen, das feuer zu durchreiten im stande sein werde. So etwas hat Brynhildr gar nicht gesagt, aber dass sie etwas ähnliches sagen würde, liesse sich nach B erwarten (vgl. die s. 469fg. citierte stelle c. 29, 83). Es liegt also in dem berichte an Heimir die darstellung vor, welche B von der begegnung gibt. Heimir meint, sie solle sich in das unvermeidliche ergeben. Die kurze bemerkung: *Brynhildr mælti: dóttur okkar Sigurðar, Áslaugu, skal hér upp fæða með þér* gehört kaum B an, ich halte sie mit anderen für einen einschub, wahrscheinlich vom sagaschreiber. Aber nur den einen satz. — Man reitet heim und Grímhildr dankt Sigurðr für seine hilfe, Brynhildr fährt zu Buðli, die hochzeit wird bei Gunnarr gefeiert. Das alles ist A. Sigurðr erinnert sich nach dem feste an seinen eid (B).

Der sagaschreiber hat also aus A und B eine erzählung von der werbung componiert. Auf A beruht ein teil des mittelstückes und die äussere anknüpfung (z. 1—4. 42 [40?]—60. 76—80. [82?]), auf B die einkleidung (Heimir und der flammenritt z. 4—42 [40?]. 66—74) und die beilagerscene z. 60—66, also der wichtigste teil des capitels; natürlich musste die bemerkung z. 80—81, dass Sigurðr sich des geschehenen erinnert, nach dem feste folgen. Das wahrscheinliche eigentum des sagaschreibers ist nur eine kurze bemerkung (z. 75—76).

Die beurteilung von c. 26 bereitet nach dem vorhergehenden keine ausserordentlichen schwierigkeiten. Der hauptinhalt setzt Sigurðs früheren besuch bei Brynhildr voraus. Das capitel erzählt, wie Sigurðr zu Gjúki kam und den zaubertrank zu trinken bekam, und wie darauf der plan gefasst wurde, für Gunnarr um Brynhildr zu freien. Also

1) Ich stimme also mit Sijmons, Beiträge 3, 280 darin überein, dass die Skálda c. 28 der Vǫls. s. gegenüber das richtige hat, — ohne grund behauptet Heusler s. 68, die Skálda könne hier nichts beweisen, — aber der sagaschreiber hat nicht willkürlich geändert, sondern nur das capitel mit einer früher von ihm benutzten quelle in einklang gebracht. Näheres über den ring im excurs am schlusse dieses aufsatzes.

liegt B der darstellung zu grunde. Ein paar unebenheiten deuten jedoch darauf, dass mehr als éine quelle benutzt wurden. Z. 30 bietet Grímhildr Sigurðr den vergessenheitstrank. Der bekannte zweck ist, ihn Brynhildr vergessen zu lassen und ihn der Guðrún zu vermählen. Aber das folgt nicht unmittelbar darauf. Grímhildr stellt Sigurðr vor, dass er und ihre söhne einander eide schwören werden; ihresgleichen werde dann nirgends gefunden werden (z. 33). Sie behauptet auch, Gjúki und sie werden Sigurðs vater und mutter sein, also eine ziemlich deutliche anbietung der tochter. Sigurðr trinkt und vergisst Brynhildr. Dann vergeht einige zeit. Einmal aber geschah es, dass Grímhildr zu Gjúki gieng und ihm vorschlug, er möge dem Sigurðr seine tochter zur frau anbieten. Das sieht aus wie ein vollständig neuer plan. Es geschieht, und nun erst schwören sich Sigurðr und die brüder eide, wozu sie schon damals, als Sigurðr den trank bekam, aufgefordert wurden. Weshalb ist das damals nicht geschehen? Darauf wird die hochzeit mit Guðrún gefeiert.

Ich vermute, dass hier die darstellung von A hinter der von B aufgenommen ist. Der trank stammt aus B. Daran schloss sich unmittelbar der eidschwur und in aller kürze die vermählung. In A aber wurde erzählt, dass auf Grímhilds rat Guðrún dem Sigurðr angeboten wurde, und in diesem zusammenhang wurde gleichfalls der eidschwur mitgeteilt. Durch die verbindung von A mit B wurde der zaubertrank von der hochzeit, die aufforderung zum eidschwur von der ausführung dieses vorhabens getrennt.

Ich glaube nicht, dass A sich weiter zurückverfolgen lässt. Ich nehme an, dass A damit anhob, dass Gjúki dem Sigurðr seine tochter anbot; darauf folgte die werbung um Brynhildr. Also eine darstellung, welche der der Sgkv. skamma vollständig parallel geht.

Die frage, ob sich die spur von B weiter als c. 26 zurückverfolgen lässt, ist nicht so leicht zu entscheiden. Dass B mit Sigurðs ankunft bei Gjúki angehoben habe, ist zwar im voraus nicht sehr wahrscheinlich, aber man kann fragen, ob nicht etwa B die vorverlobung voraussetzte, ohne sie ausführlich mitzuteilen. Eine directe andeutung, dass B weiter zurückreicht, sehe ich in den worten, mit denen c. 26 anhebt: *Sigurðr ríðr nú í brott með þat mikla gull; skiljaz þeir nú vinir.* Das setzt voraus, dass sehr kurz vorher von dem golde die rede war. In der saga ist das nicht der fall (c. 25 handelt von Guðrúns besuch bei Brynhildr und der traumdeutung), also stammen die worte aus der quelle der saga, und in B wurde das gold kurz vorher erwähnt. Auf c. 24 in der vorliegenden form können die worte auch nicht bezogen

werden; in c. 23, welches stofflich mit 24 zusammengehört, findet sich bei gelegenheit von Sigurðs ankunft bei Heimir die bemerkung (z. 13 Bu. 136, 6): *fjórir menn hófu gullit af hestinum,* wenigstens eine andeutung der grossen masse des goldes. Aber die bemerkung wird wenig pointiert. Die worte *skiljaz þeir nú vinir* können auf Heimir und Alsviðr, zu gleicher zeit auch auf Brynhildr gehen, auf welche auch die saga sie bezieht. Weiter zurück als c. 23. 24 findet sich in der saga kein anhaltspunkt für den satz; c. 22 stammt aus der Þiðreks saga und mit c. 20. 21 sind wir schon bei Sigrdrifumál angelangt, deren darstellung von den voraussetzungen von B in dem grade abweicht, dass von diesem gedichte nicht die rede sein kann; übrigens wird auch c. 20. 21 das gold nicht erwähnt. Erst am schlusse von c. 19 stossen wir von neuem auf das gold, aber für *skiljaz þeir nú vinir* bietet c. 19 keinen anhalt, und wenn c. 26 an c. 19 schlösse, so fehlte ja die verlobung, welche gerade für B charakteristisch ist. Also ist die einzige anknüpfung, welche die saga für c. 26 bietet, in c. 23. 24 zu suchen. Wir haben zwischen zwei möglichkeiten zu wählen. Entweder paraphrasieren c. 23. 24 den anfang von B. Dawider scheint zu reden, dass in B nach der saga die erste begegnung *á fjallinu* statt fand. Man muss also in diesem falle annehmen, dass die worte *á fjallinu* c. 27, 73. 29, 123 vom sagaschreiber, der an c. 20. 21 dachte, herrühren (vgl. oben s. 469). Dazu ist zu bemerken, dass wenigstens die zweite stelle (c. 29, 123. Bu. 154, 4) zu einer erzählenden bemerkung gehört, welche den übrigens den ganzen auftritt beherrschenden dialog unterbricht; sie steht also schon deshalb unter starkem verdacht; es lässt sich auch leicht verstehen, dass dem sagaschreiber die begegnung auf dem felsen als die bedeutendste erschien, und da er vorher zwei verlobungen erzählt hatte, musste ihm daran gelegen sein, die wichtigste zu betonen. Gegen die zugehörigkeit von c. 23. 24 zu B lässt sich nicht einwenden, dass c. 24 keinen flammenritt erwähnt. Denn es findet sich in B keine einzige anspielung darauf, dass Sigurðr bei seinem ersten besuch einen flammenwall durchritt. Die möglichkeit ist sogar nicht ausgeschlossen, dass der dichter von B hier selbständig den flammenritt fortgelassen hat, um eine widerholung des motivs zu vermeiden. Für diese auffassung spricht ferner, dass Brynhildr nach B auch bei Sigurðs zweitem besuche nicht auf einem felsen ruht, sondern in einem saale sitzt wie in c. 24 (vgl. oben s. 469) und dass B Heimir als Brynhilds pflegevater kennt[1].

1) Unter verweisung auf s. 469 bemerke ich noch, dass wenn der schauplatz der beiden besuche derselbe war, dadurch schon für den ersten besuch das local in

Will man nicht annehmen, dass c. 23. 24 auf B beruhen, so bleibt nur die möglichkeit übrig, dass der sagaschreiber den anfang von B nicht benutzt hat, da er schon zwei verlobungen des Sigurðr mit Brynhildr berichtet hatte. Er hat dann seine paraphrase von B mitten im gedichte mit einem neuen capitel begonnen, und zwar sehr ungeschickt mit einer verweisung nach einer früheren stelle des gedichtes, welche er nicht mitteilt. Die worte *á fjallinu* können dann zu B gehören, dessen darstellung in dem falle einigermassen zwischen Sigrdrifumál und c. 24 die mitte hielte. Alles wol erwogen erscheint mir die erste alternative als die richtige.

Ich komme zum schlussstück von c. 29, z. 142—151, Bu. 154, 23 bis 155, 5. Die beurteilung dieses abschnittes ist mit vielen schwierigkeiten verbunden; ein sicheres resultat wird sich kaum erreichen lassen. Neben der möglichkeit, dass es zu A oder zu B gehört, besteht eine dritte, dass es auf einem anderen, in dem früheren teil der saga nicht benutzten liede beruht. Ferner ist das verhältnis des abschnittes zu Brot ins auge zu fassen.

Da c. 23—29 vorwiegend auf B beruhen, erhebt sich auch hier zuerst die frage, ob das stück zu B gehören kann. Leugnen lässt sich die möglichkeit nicht. In B haben Gunnarr und Brynhildr nach der katastrophe noch nicht miteinander gesprochen; man muss annehmen, dass der dichter von B, der eine breite darstellung und vielheit der auftritte liebt, sich die gelegenheit nicht habe entgehen lassen, auch ein gespräch zwischen den ehegatten zur darstellung zu bringen; eine solche unterredung war ferner für die weitere entwicklung der handlung unentbehrlich. Dass Brynhildr den Gunnarr aufstacheln würde, Sigurðr zu töten, war auch nach dem, was in B vorangegangen, zu erwarten, und die verleumdung, welche sie zu dem zwecke anwendet, lag ja ganz nahe. Stilistisch ist auch wider die verbindung des stückes mit B nichts einzuwenden; es enthält ausser einer einleitung, welche wol vom sagaschreiber einigermassen in die länge gezogen ist, nur eine kurze rede der Brynhildr ganz im stile der reden und gegenreden in dem unmittelbar vorhergehenden gespräche mit Sigurðr. Es lässt sich wenigstens nicht sagen, dass der stil dort kürzer als hier ist. Direct auf B weist sogar z. 149: *nú vil ek eigi tvá menn eiga senn í einni hǫll,*

die nähe Heimis gelegt wird, also die situation von c. 23. 24 gegeben ist. War aber der schauplatz ein anderer, so folgt daraus, dass beim ersten besuch die waberlohe eine unmöglichkeit ist, denn Brynhildr wird dieselbe doch nicht vorgefunden oder mit sich geführt haben, wo sie nur hinkam. Also entsteht auch so eine wichtige ähnlichkeit mit c. 23. 24.

vgl. z. 120—1. Wenn der abschnitt nicht zu B gehört, so hat der sagaschreiber an dieser stelle wol B plagiiert. Andererseits kann der schluss der rede kaum aus B stammen, denn den vorwurf der Guðrún an Brynhildr, Sigurðr habe ihren *meydómr* genommen, kennt B nicht. Falls also das stück zu B gehört, so hat der sagaschreiber die worte *þvíat hann hefir þat alt sagt Guðrúnu en hon brigzlar mér* hinzugefügt, um einen besseren anschluss an die darstellung in A zu erreichen. Vorläufig müssen beide möglichkeiten offengelassen werden.

Die eben angeführten schlussworte von Brynhilds rede legen andererseits den gedanken an einen zusammenhang mit A nahe. Einen solchen vermutet auch Heusler. Er verbindet den schluss von c. 29 mit A1 und glaubt, dass diese beiden stücke den anfang des liedes paraphrasieren, dessen fortsetzung unmittelbar nach der lücke im Codex Regius steht, also des Brot. Die frage wird aber durch die nunmehr gewonnene erkenntnis, dass A2 die unmittelbare fortsetzung zu A1 bildet, um vieles complicierter, als sie Heusler erscheinen musste. Ich werde im folgenden versuchen, die beziehungen zwischen den einzelnen fragmenten (A1. A2. X [= c. 29, 142—151] und Brot) genau zu constatieren und zu würdigen.

Dass der schluss von c. 29 und Brot zusammengehören, glaube auch ich. Durch die anklage reizt Brynhildr Gunnarr zum morde; das gegenstück bildet die mitteilung, dass die anklage falsch war, wodurch sie ihn davon überzeugt, dass nicht Sigurðr sondern er selbst seinen eid gebrochen hat[1]. Die frage, ob der schluss von Brot verloren ist, ist auf verschiedene weise beantwortet worden. Heusler schliesst sich denen an, welche sie bejahen. Er ist der ansicht, dass ein dichter, der einen teil der sage poetisch behandeln wollte, zwar an jedem beliebigen punkte anfangen konnte, aber dass er genötigt war, die geschichte von da an bis zum ende zu erzählen. Ich kann dieser ansicht, welche mehr das postulat einer ästhetischen theorie als das resultat einer historischen untersuchung ist, nur teilweise beipflichten. Ein gewisses gefühl für symmetrie darf man allerdings einem wahren dichter auch des altertums zutrauen. Man wird also mit recht erwarten, — obgleich auch das auf die probe ankommt, — dass ein guter dichter nicht bei der behandlung

1) Daraus folgt wol, dass die möglichkeit, welche oben noch angenommen wurde, dass X zu B gehöre, verworfen werden muss. Denn das lob der höchsten treue, welches Brynhildr in Brot dem Sigurðr spendet, kommt ihm wenigstens aus ihrem munde in einem gedichte, dessen hauptinhalt seine untreue ihr gegenüber bildet, nicht zu. Brynhilds benehmen in Brot setzt voraus, dass nicht eine vorverlobung stattgefunden hat.

eines eine fortlaufende erzählung bildenden stoffes an einem beliebigen punkte eingesetzt und widerum an einem anderen beliebigen punkte aufgehört haben wird. Was er anfieng, wird er zu ende geführt haben. Aber keineswegs darf man verlangen, dass ein jeder dichter des altertums, wo er auch angefangen haben mag, gerade die geschichte bis zu dem punkte weitergeführt habe, den es uns gefällt als den schluss der erzählung zu bezeichnen. Aus dem grunde scheint es mir eine sehr aprioristische forderung, dass der dichter von Brot auch den tod der Brynhildr mitgeteilt haben müsse. Man kann gerade so gut verlangen, dass er auch den untergang der Nibelungen, weshalb nicht auch die geschichte von Sǫrli und Hamðir mitgeteilt habe. Das einzige, was man zwar nicht verlangen sondern erwarten darf, ist ein gewisses verhältnis zwischen dem hauptinhalt eines gedichtes einer- und dem anfang und schluss andererseits. Es fragt sich also, was der inhalt des gedichtes war, von dem Brot ein fragment ist. Wollte der dichter Brynhilds leben oder die geschichte ihrer ehe mitteilen, so ist allerdings das wahrscheinlichste, dass er das lied auch bis zur auflösung dieser ehe, also bis zu Brynhilds tode werde fortgesetzt haben. Wenn aber der gegenstand, der ihn beschäftigte, die weise war, wie Brynhildr Gunnarr dazu brachte, Sigurðr zu töten, so war seine aufgabe damit erfüllt, dass er erzählte, wie seine heldin diesen ihren zweck erreichte. Hier wäre ein bericht über Brynhilds tod etwas dem stoffe des gedichtes durchaus fernliegendes. Da nun aus den erhaltenen strophen nicht hervorgeht, welches das eigentliche thema des gedichtes ist, so müssen die übrigen data die entscheidung bringen. Und da fällt die tatsache, dass das gedicht mit str. 18 schliesst, ohne dass eine lücke vorhanden ist, schwer ins gewicht. Solange für das fehlen der schlussstrophen keine genügende erklärung gegeben ist[1], so lange ist jedenfalls die natürlichste auffassung der überlieferung die, dass nach str. 18 nichts verloren ist. (Allerdings ist die möglichkeit in betracht zu ziehen, dass schon zur zeit der aufzeichnung der schluss verloren war.)

Daraus würde also folgen, dass nicht Brynhilds leben oder ihre ehe, sondern ihre anklage wider Sigurðr den stoff des gedichtes bildet. Und das würde zu neuen schlüssen in bezug auf den anfang des gedichtes führen. Die werbung fällt ausserhalb des rahmens eines solchen

1) Dass der sammler den schluss fortliess, weil der inhalt der betreffenden strophen auch in anderen gedichten mitgeteilt wurde, ist keine erklärung sondern eine behauptung, für welche keine einzige analogie existiert; die weise, wie der sammler sonst die parallelen gedichte behandelt, macht im gegenteil ein solches verfahren seinerseits höchst unwahrscheinlich.

gedichtes. Das heisst: wenn das gedicht, wovon Brot ein teil ist, mit den strophen anfieng, welche am schluss von c. 29 paraphrasiert sind, so ist es ganz in der ordnung, dass auf Brot str. 18 nichts mehr folgt; str. 18 bildet dann den schönsten schluss, der sich denken lässt. Wenn aber auch der anfang von c. 28 auf demselben liede beruht, so fällt es allerdings auf, dass das lied mit Brynhilds mitteilung an Gunnarr, dass Sigurðr sie nicht berührt hat, schliesst. Die frage nach dem schlusse von Brot hängt auf diese weise mit der nach der zusammengehörigkeit von A mit X eng zusammen.

Für die einheit AX könnte der umstand reden, dass X den inhalt von A1 voraussetzt. Der vorwurf der Guðrún, über welchen Brynhildr sich beklagt, ist derselbe, von dem die scene am flusse berichtet. Aber X kann A1 oder die tradition, auf welcher A1 beruht, gekannt haben.

Stilistisch ist zu bemerken, dass die kürze, welche X auszeichnet, auch für A1 charakteristisch ist. Das beweist aber wenig, denn einmal ist A1, welches nur aus zwei repliken besteht, zu kurz, um auf die kürze des stiles eine entscheidung zu gründen, und ferner hat sich oben gezeigt, dass X stilistisch sich auch mit B2, wozu es doch nicht gehört, wol verbinden liesse.

Ein drittes argument, welches etwa so lauten würde, dass der schluss von A2 kaum das ende des ganzen gedichtes bezeichnen kann, ist nicht acceptabel, da wir nicht wissen, ob A etwa fragmentarisch war, und da der sagaschreiber das gedicht nicht bis zum schlusse benutzt zu haben braucht. Auch von B weiss man nach c. 29, 141 nichts mehr, und doch ist str. 25 der Vǫls. s. sicher nicht der schluss von B. Wider die zusammengehörigkeit von X mit A spricht A2. Dass dieses stück mit teilen von c. 27 in unzweideutigem zusammenhang steht, wurde oben ausführlich nachgewiesen, und mit einem teile von c. 26 wurde ein zusammenhang wenigstens wahrscheinlich gemacht. Ferner bildet der satz, mit dem A2 anhebt, die unmittelbare fortsetzung zu A1; wir erkannten also eine einheitliche, richtig zusammenhängende quelle für die nicht aus B stammenden teile von c. 26–29, 141. A2 lässt sich also von A1 in keiner weise trennen. Aber X lässt sich zwar an A1, nicht aber an A2 anschliessen. Es macht einen wunderlichen eindruck, nachdem Brynhildr dem Gunnarr in leidenschaftlichen worten seine minderwertigkeit vorgeworfen und sich in ziemlich redseliger weise darüber beklagt, dass sie Sigurðr nicht zum manne hat (29, 39 fg.), nachdem sie sogar versucht hat, Gunnarr zu töten, sie nun plötzlich an sein ehrgefühl appellieren zu sehen. Auch ist nach der in A2 vorangegangenen scene Gunnars frage in X (c. 29, 145), was ihr

fehle, nichts weniger als verständlich. Aus B stammt die frage nicht, denn schon die vorhergehende mitteilung, Brynhildr sei jetzt im stande zu reden, welche Sigurðr dem Gunnarr macht, ist nur ein bindeglied zwischen B2 und X, und vom sagaschreiber wird sie auch nicht herrühren, denn er musste doch wissen, dass der grund von Brynhilds zorn dem Gunnarr schon bekannt war. Die frage setzt, wie schon betont wurde, voraus, dass die gatten nach der entdeckung des geheimnisses noch nicht miteinander gesprochen haben; die quelle, welche von dieser voraussetzung ausgieng, kann also nicht A gewesen sein, wenigstens wenn A ein einheitliches gedicht war.

Wenn ich aus diesen gründen nicht zaudre, X von A zu trennen, so muss hier doch bemerkt werden, dass auch A2 nicht einwandfrei ist. Der kurze stil, der A1 und X auszeichnet und der Heusler bestimmte, diese beiden stücke mit Brot zu einem ganzen zu verbinden, fehlt wenigstens bei einem teil von A2. Hier hält Brynhildr gleich am anfang eine lange rede, welche zu den repliken in A1 in keiner proportion steht. Diese rede ist auch inhaltlich nicht ganz unanstössig. Es wurde schon oben s. 466 bemerkt, dass Brynhildr, nachdem sie nach dem ringe gefragt, sofort vom thema abbiegt, um der einzelheiten der brautwerbung zu gedenken. Auch lässt sich wenigstens an éiner stelle ein gewisser widerspruch nicht verkennen. Nach dem zu A gehörigen teil von c. 27 hat Gunnarr die erlaubnis, Brynhildr zu besitzen, wenn er das feuer durchreiten werde, von ihrem vater (z. 43; *ok fóstra* fügt hier der sagaschreiber nach B hinzu) bekommen. Aus z. 51 geht ferner hervor, dass Brynhildr nicht wusste, dass die Gjúkungar bei ihrem vater gewesen seien; nur die allgemeine bedingung war ihr bekannt. Dazu stimmt, dass Brynhildr in A2 (z. 23) sagt: 'das versprach ich daheim bei meinem vater, dass ich nur dem besten der helden gehören würde, und das ist Sigurðr (*heima at feðr míns* correspondiert mit *með jáyrði feðr þíns)*.

Aber in A2 begeht Brynhildr eine tautologie, und zwar gibt sie beide male nicht ganz dieselbe vorstellung von der sache. Sie hat mit Buðli eine verabredung für einen bestimmten vorliegenden fall gemacht, nachdem nämlich die Gjúkungen ihren vater mit krieg bedroht haben. Das steht mit der vorstellung, dass sie von der ankunft der freier nicht unterrichtet war, in widerspruch. Es ist derselbe widerspruch, den die Skv. sk. zeigt, und der die meisten herausgeber veranlasst hat, aus diesem liede str. 36—38 zu streichen.

Also passt ein teil der rede der Brynhildr in A2 doch nicht richtig in den zusammenhang von A. Ich bemerke im vorübergehen, dass

:ch die ausscheidung dieses teiles, etwa z. 7—22 (Bu. 150, 5—20), :h für X kein anschluss gewonnen würde; — aus den unvollkomnheiten von A2 lässt sich also zu gunsten der verbindung AX nichts liessen; — der stil von A2 aber würde dadurch mit A1 mehr in klang geraten. Aber wo soll man mit diesem stücke hin? Zu B ıört es auf keinen fall; das verbietet schon der unmittelbare anschluss ı B2 an B1; ausserdem kennt B nicht Buðli sondern Heimir als ynhilds pfleger. Für die 15 zeilen eine unabhängige quelle anzunehmen ıt auch nicht an, um so weniger, als derselbe widerspruch, den A2 weist, auch aus der Skv. sk. bekannt ist. Mir scheint, es bleibt nur annahme übrig, dass die strophen, auf denen dieser teil von Brynls rede beruht, zwar in A standen, als die saga geschrieben wurde, ər daselbst aus einem verlorenen liede interpoliert waren[1].

Beachtung verdient ein gewisses verhältnis von A zu Skv. skamma. ənn oben c. 26 richtig beurteilt wurde, so stimmt der anfang von A ; dem anfang dieses liedes überein. Ferner wurde in A eine wahreinliche interpolation erkannt, deren inhalt mit dem einer scheinbaren ərpolation in der Skv. skamma fast identisch ist. Das scheint darauf zu ıten, dass eines der beiden gedichte das andere stark benutzt hat, nicht nach dessen vorbild gedichtet worden ist. Ich zweifle nicht an, dass A das ältere ist. Wenn das richtig ist, so wurde die Skv. skamma lichtet, nachdem jene interpolierten strophen schon in A aufgenommen ren[2]. Diese beobachtung dürfte ein letztes moment für die beurung des verhältnisses zwischen A und X + Brot abgeben. Denn ischen Brot und der Skv. skamma lässt sich ein ähnliches verhältnis ıstatieren wie zwischen A und diesem liede. Auch hier ist Brot das əre gedicht, die Skv. skamma der entlehnende teil. In Brot sind str. 8—9 zusatz, und eine nahe variante dieses zusatzes kehrt in der Skv. skamma . 18) wider. Das ist allerdings das wichtigste argument für die heit von A und X + Brot. Doch scheint es, dass die schwierig-

1) Der oben s. 470 betonte zusammenhang dieser zeilen mit einer stelle in dem A ;ewiesenen teile von c. 27 (z. 54—56, Bu. 146, 1—4) bleibt zwar bestehen, doch sehe keinen grund, zugleich mit jener auch diese stelle für auf einer interpolation beend anzusehen. Dort ist die rede von directen kriegerischen zurüstungen wider Gjúkungen, hier von Brynhilds kriegerischer natur im allgemeinen und ihren früen heldentaten. Die stelle, wo ihre walkyrennatur sich im unzweideutigsten lichte ;t, kann aber für die aufnahme jener strophen in A von bedeutung gewesen sein.

2) Die betreffenden strophen in der Skv. skamma wären dann nicht eigentlich als ırpoliert zu betrachten; ihr widerspruch mit ihrer umgebung würde sich daraus er:en, dass ihre quelle fremde zusätze enthielt.

keiten, welche sich einer solchen auffassung entgegenstellen, diese sonst auf der hand liegende folgerung verbieten.

Ich komme zu dem schlusse, dass c. (23. 24) 26—29 der Vǫlsunga saga auf zwei liedern beruhen, welche der sagaschreiber abwechselnd benutzt hat. Auf dem kürzeren liede (A) beruhen: ein kleiner teil von c. 26 (etwa z. 36—52, Bu. s. 143, 7—23), aus c. 27 z. 1—4. 42 [40]—60. 76—80 [82?] (Bu. s. 144, 6—9. 145, 17 [16?]—146, 7. 146, 23—147, 2 [4—5?]). Von c. 28 z. 1—16 (Bu. s. 147, 6—21). Von c. 29 z. 4—48 (Bu. s. 150, 2—151, 17); darin z. 7—22 ein zusatz. Möglicherweise gehören noch hierher c. 29, 149—151 (Bu. s. 154, 27—155, 5) und Brot. In diesem fall ist der zusammenhang verderbt. Wahrscheinlicher hebt mit c. 29, 149 eine neue quelle (X + Brot) an. Der schluss von A blieb dann wie der schluss von B vom sagaschreiber unbenutzt.

Auf B beruhen die übrigen teile von c. 26—29 und wahrscheinlich c. 23—24. Wenn die bezeichnung Sigurðarkviða en meiri für eines der verlorenen lieder richtig ist, so kann dieselbe nur auf B anwendung finden.

Fragt man, wie die beiden gedichte sich den in dieser Zeitschrift 35, 289 fgg. besprochenen fragen gegenüber verhalten, so gesellt sich A zu der gruppe, welche die zweite hauptform (Sigurðr gewinnt die braut für einen anderen) repräsentiert (Brot, Skv. sk., namentlich Helreið). Den *vafrlogi* stellt das gedicht wie die übrigen älteren lieder, welche sagengestalt sie auch repräsentieren, als einen wall dar, der die braut von dem contacte mit der aussenwelt abschliesst; nur eine interpolierte stelle fasst ihn als eine maschinerie auf, über welche sie frei verfügt.

B ist der hauptrepräsentant der weniger umfangreichen jüngeren schicht, welche die beiden hauptformen der sage biographisch contaminiert und dabei die erste hauptform zu einer verlobung umgestaltet. Aus dieser lässt B den flammenritt weg, in der zweiten form bewahrt es denselben. Die auffassung ist die folgende. Aus c. 27, 7—9: *kvaz (Heimir) þat hyggja, at þann einn mundi hon eiga vilja, er riði eld brennanda* lässt sich wol schliessen, dass Brynhildr die bedingung, dass der flammenwall durchschritten werde, selbst gestellt hatte; nach z. 9—10 befindet sie sich jedoch schon vor der ankunft der helden innerhalb des vafrlogi, und auch aus z. 72 geht hervor, dass sie wenigstens den Gjúkungen und Sigurðr die aufgabe nicht persönlich gestellt hat. Die auffassung des flammenwalls bildet also hier die brücke von der älteren auffassung in A zu der jüngeren in der interpolation in A 2: zusammen bestätigen die beiden lieder die a. a. o. zur geltung gebrachte auffassung der entwicklung der poetischen motive.

Excurs.

Der Andvaranautr.

Es wurde oben bemerkt und ausgeführt, dass die vorstellung, nach welcher Sigurðr der Brynhildr in der verhängnisvollen nacht den ring Andvaranautr nahm, auf B beruht. Das ist so zu verstehen, dass der sagaschreiber eine abweichende vorstellung von A unter dem einfluss von B dahin geändert hat, dass er den ring, der in A nicht so hiess, Andvaranautr nannte. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, dass der ring in B Andvaranautr hiess. Die stellen, welche für die auffassung des ringes in beiden gedichten in betracht kommen, sind die folgenden:

Für A. 1. Skáldskaparmál (Sn. E. I, 362). Guðrún zeigt der Brynhildr einen ring, den Sigurðr ihr genommen, und zeigt auf den Andvaranautr an Brynhilds arm.

2. Vǫls. s. c. 28. Guðrún prahlt mit dem Andvaranautr, den Sigurðr der Brynhildr genommen hat.

3. Vǫls. s. c. 29. Der ring, den Sigurðr der Brynhildr nahm, stammt von Buðli.

Zieht man in betracht, dass A keine vorverlobung kannte, so genügen diese drei stellen zum nachweise, dass die darstellung der Snorra Edda die richtige ist, dass nämlich Sigurðr nach A der Brynhildr den Andvaranautr gab und ihr einen anderen ring nahm.

Für B. Nur éine darstellung, in der jedoch an zwei stellen von einem ringe die rede ist, und zwar:

1. Vǫls. s. c. 24. Sigurðr gibt Brynhildr einen goldenen ring. Der name des ringes wird nicht genannt.

2. Vǫls. s. c. 27. Sigurðr nimmt der Brynhildr den Andvaranautr und gibt ihr an dessen stelle einen anderen ring *af Fáfnis arfi*.

Solange man annimmt, dass die quelle von c. 24 nicht die quelle von c. 27 ist, ist die einfachste erklärung dieser berichte diese, dass das gedicht, auf dem c. 24 beruht, den namen des ringes nicht nannte, dass aber die quelle von c. 27 davon ausging, dass Sigurðr früher der Brynhildr den Andvaranautr gegeben hatte. Nach dem vorhergehenden kommt mir diese erklärung verwerflich vor. Wir müssen davon ausgehen, dass beide stellen auf demselben gedichte beruhen. Unter solchen umständen ist es aber sehr auffällig, dass zwar c. 27 aber nicht c. 24 den Andvaranautr nennt. Wenn der dichter von B der ansicht war, Sigurðr habe bei seinem ersten besuche seiner geliebten den Andvara-

nautr gegeben, ihn ihr aber beim zweiten besuche widerum genommen, so würde man erwarten, dass er den namen des ringes mitgeteilt hätte, als er ihn zuerst in die erzählung einführte. Wenn er aber an den Andvaranautr nicht gedacht hat, so gibt die stelle c. 27 den inhalt der entsprechenden stelle des gedichtes nicht richtig wider, und die abweichung erheischt eine erklärung. Diese erklärung bietet nun c. 28.

Die stelle in c. 27 steht in der saga unmittelbar vor der auf A beruhenden scene am flusse. A aber kannte den Andvaranautr. Aus diesem umstande in verbindung mit dem schweigen von c. 24 schliesse ich, dass der name des ringes vom sagaschreiber aus A in B übertragen worden ist. Die tätigkeit des sagaschreibers war demnach die folgende. Als er c. 24 schrieb, fiel A noch nicht in seinen gesichtskreis. Seine quelle (B) erwähnte hier einen ungenannten ring; der sagaverfasser übernahm die nachricht, ohne darüber nachzudenken. Als er c. 27 schrieb, hatte er schon A neben B benutzt, und er hatte die absicht, das auch ferner zu tun. Sogar musste auf diese scene unmittelbar ein auftritt aus A folgen. A aber kannte in diesem zusammenhange den Andvaranautr. Also führte der sagaschreiber c. 27 den namen des ringes ein. Aber nach c. 24 konnte der Andvaranautr nur der ring sein, den Sigurðr früher der Brynhildr gegeben hatte, und das teilte er nun c. 27 mit. Zu gleicher zeit nahm er c. 28 auch bei A die entsprechende änderung vor.

Die ursprüngliche sachlage ist demnach die, dass nur éine quelle (A) den Andvaranautr kennt als den ring, den Sigurðr bei seinem ersten und einzigen besuche, als er für Gunnarr um sie freite, der Brynhildr gab. Von anderen quellen weiss B zwar von einem ring, aber dieses gedicht nennt keinen namen; eine dritte quelle, die paraphrase der Sigrdrifumál (Vǫls. s. c. 22) erwähnt gar keinen ring; ein solcher hätte auch für diese sagenform gar keine bedeutung.

Ich glaube, dass B, obgleich das gedicht sonst das product sehr junger combinationen ist, hierin auf einem ursprünglicheren standpunkte als A steht. Nach der verbindung der Nibelungensage mit der sage von der befreiung der götter aus der haft der zwerge durch das gold des Andvari entstand eine stets zunehmende tendenz, diesen schatz und speciell den mit dem fluche behafteten ring als für den helden verhängnisvoll anzusehen. Es ist demnach nicht richtig zu verstehen, wie der ring, nachdem ihm einmal eine solche rolle zuerteilt worden war, widerum aus der überlieferung hätte verschwinden können. Da wir nun nicht den verhängnisvollen Andvaranautr, sondern den namenlosen

g als erkennungszeichen auch aus der deutschen überlieferung kennen, t es gar nicht auf, dass dieser ring auch in der skandinavischen ɘrlieferung auftritt. Jüngere sagenbildung hat diesen ring mit dem dvaranautr identificiert.

Dass der zweite ring, den Sigurðr der Brynhildr an stelle des dvaranautr gibt, gleichfalls aus Fáfnirs nachlassenschaft stammte, wird e hypothese des sagaschreibers sein.

SOESTDIJK. R. C. BOER.

ZUR FRAGE NACH DEN QUELLEN DES OPUS IMPERFECTUM.

In A. Hilgenfelds zeitschrift für wissenschaftliche theologie jahrg. 46 ipz. 1903) veröffentlicht soeben H. Boehmer-Romundt eine umfang- :he untersuchung „Über den literarischen nachlass des Wulfila und ıer schule". Es wird sich wol noch gelegenheit bieten, auf die zelnheiten dieser bemerkenswerten publikation einzugehen. Für den ;enblick liegt mir daran, eine das Opus imperfectum betreffende be- ıptung zu beleuchten. Boehmer-Romundt hat sich bemüht, über hauptsächlichsten quellenschriften ins klare zu kommen, die dem fasser des Op. imp. vorgelegen haben. Er ist zu dem ergebnis ge- gt (s. 376): „nur eine seiner vorlagen können wir noch mit sicher- t nachweisen, den commentar des Hieronymus aus dem jahr 398[1]." rhielte es sich so, dass im Op. imp. der Matthaeus-commentar des ıronymus benutzt wurde, dann wäre auch die fernere these stich- tig: „Dieser commentar ist nachweislich im märz-april 398 geschrieben. :hin ist unser werk frühestens um die wende des 4. und 5. jahrh. standen" (s. 390).

Auch ich habe mich mit der frage nach den quellen des Op. imp. chäftigt und bin mit den stellen vertraut, die B.-R. zu seinen gunsten feld führt. Das material hat mich aber nicht zu denselben schluss- ;erungen genötigt, scheint mir überhaupt nicht geeignet zu sein, um e quellenmässige abhängigkeit des Op. imp. von dem Matthaeus-com- ntar des Hieronymus sicher zu stellen.

Man hat sich zuerst darüber zu vergewissern, wie der verf. des . imp. mit seinen quellen verfährt. Zu dem zweck greife ich zwei wandfreie stellen heraus.

1) Zur datierung vgl. Grützmacher, Hieronymus 1, 67.

Op. imp. p. 626.

(Tamen cum multa gessisset impie hic Manasses), adduxit super eum deus principes virtutis regis Assur et comprehenderunt Manassen in vinculis et ligaverunt eum in compedibus et perduxerunt eum in Babyloniam et erat ligatus et catenatus in domo carceris et dabatur ei hordeaceus panis ad mensuram modicus et aqua cum aceto modica ad mensuram, ut viveret tantum et erat constrictus et in doloribus valde. et ideo cum vehementer affligeretur, quaesivit faciem domini dei sui et oravit deum [quae oratio extat] et exaudivit dominus vocem eius et misertus est ei. et facta est circa eum flamma ignis et liquefacta sunt omnia vincula eius et liberavit dominus Manassen ex omni tribulatione eius et reversus est in Jerusalem in regnum suum et cognovit dominum Manasses dicens: ipse est solus deus. et servivit soli domino deo in toto corde suo et in tota anima sua omnibus diebus vitae suae et reputatus est iustus.

Constitutiones apostolorum II, 22.

καὶ ἤγαγε κύριος ἐπ' αὐτὸν τοὺς ἄρχοντας τῆς δυνάμεως τοῦ βασιλέως Ἀσσούρ, καὶ κατελάβοντο τὸν Μανασσῆν ἐν δεσμοῖς καὶ ἔδησαν αὐτὸν ἐν πέδαις χαλκαῖς καὶ ἤγαγον αὐτὸν εἰς Βαβυλῶνα· καὶ ἦν δεδεμένος καὶ κατασεσιδηρωμένος ὅλος ἐν οἴκῳ φυλακῆς καὶ ἐδίδοτο αὐτῷ ἐκ πιτύρων ἄρτος ἐν σταθμῷ βραχὺς καὶ ὕδωρ σὺν ὄξει ὀλίγον ὥστε ζῆν αὐτόν, καὶ ἦν συνεχόμενος καὶ ὀδυνώμενος σφόδρα. καὶ ὡς βιαίως ἐθλίβη, ἐζήτησε τὸ πρόσωπον κυρίου τοῦ θεοῦ αὐτοῦ ... καὶ προσηύξατο πρὸς κύριον τὸν θεὸν — — — καὶ ἐπήκουσε τῆς φωνῆς αὐτοῦ κύριος καὶ ᾠκτείρησεν αὐτόν. καὶ ἐγένετο περὶ αὐτὸν φλὸξ πυρός, καὶ ἐτάκησαν πάντα τὰ περὶ αὐτὸν σίδηρα· καὶ ἰάσατο κύριος τὸν Μανασσῆν ἐκ τῆς θλίψεως αὐτοῦ καὶ ἐπέστρεψεν αὐτὸν εἰς Ἱερουσαλὴμ ἐπὶ τὴν βασιλείαν αὐτοῦ. καὶ ἔγνω Μανασσῆς ὅτι κύριος αὐτός ἐστι θεὸς μόνος καὶ ἐλάτρευσε μόνῳ κυρίῳ τῷ θεῷ ἐν ὅλῃ καρδίᾳ αὐτοῦ καὶ ἐν ὅλῃ τῇ ψυχῇ αὐτοῦ πάσας τὰς ἡμέρας τῆς ζωῆς αὐτοῦ καὶ ἐλογίσθη δίκαιος.[1]

Op. imp. p. 632.

Postquam autem rediit a peregre post tot menses et invenit eam gravidam manifeste, forsitan et corporaliter comminatus est quasi

Protevangelium Jacobi c. 13fg.

ἦλθεν Ἰωσὴφ ἀπὸ τῶν οἰκοδομῶν αὐτοῦ .. καὶ εὗρεν αὐτὴν ὠγκωμένην ... καὶ ἐκάλεσε τὴν Μαριὰμ καὶ εἶπεν αὐτῇ Μεμελημένη τῷ

1) Cotelier bei Migne SG 1, 645 fgg. Sabatier zu 4 Reg. 20, 1. Vgl. Didaskalia ed. Bunsen, Analecta Anti-Nicaena 2, 253. E. Nestle, Septuagintastudien III (zum gebet Manasses) Stuttg. 1899. Boehmer-Romundt s. 375 anm. Die altlateinische übersetzung kommt anscheinend nicht in betracht; vgl. Haulers ausgabe p. 34, 6—15.

s et de iudicio terruit eam vir timoratus. illa autem ideret se innocenter in susm criminis decidisse nec se iam excusare, testimonio convictam, cum lacrimis spirio clamans iuravit di- vivit dominus, nescio unde :. quo audito, timuit valde et ex parte credidit, in ea esse divinum.

θεῷ τί τοῦτο ἐποίησας καὶ ἐπελάθου κυρίου τοῦ θεοῦ σου;... ἡ δὲ ἔκλαυσε πικρῶς λέγουσα ὅτι καθαρά εἰμι ἐγὼ καὶ ἄνδρα οὐ γινώσκω. καὶ εἶπεν Ἰωσὴφ Πόθεν οὖν ἐστὶ τὸ ἐν τῇ γαστρί σου; ἡ δὲ εἶπεν: Ζῇ κύριος ὁ θεός μου, οὐ γινώσκω πόθεν ἐστὶ τοῦτο... καὶ ἐφοβήθη Ἰωσὴφ σφόδρα... φοβοῦμαι μή πως ἀγγελικόν (ἅγιον var.) ἐστι τὸ ἐν αὐτῇ.[1]

Liegt bei der entlehnung aus den Apostolischen Constitutionen eine übersetzung vor, so hat der verf. des Op. imperf. aus dem Protlium Jacobi zum teil wörtlich übersetzt, zum teil seine vorlage t.

Vergleichen wir nun die parallelstellen aus dem Op. imp. und dem eus-commentar des Hieronymus, so dreht sich das verhältnis um: p. hat die ausführlichere und Hieronymus die kürzere fassung. che übereinstimmungen sind nicht oder nur spärlich wahrzuneh- Ich gebe einige beispiele:

Op. imp.	Hieronymus.
35 Quidam ex hoc verbo , quod Joseph donec peperit ı non illam habuit in concuia, postea autem cognovit filios peperit unde et Chririmogenitum dicit, quia ille primogenitus, quem alii sequuntur.	p. 25 ex hoc loco quidam peruersissime suspicantur et alios filios habuisse Mariam dicentes primogenitum non dici nisi qui habeat et fratres.
45 omnes principes consen- Herodi, ut requireret puec occideret.	p. 28 non solum Herodes sed et sacerdotes et scribas necem domini fuisse meditatos.
16 dum dicit: per prophetas rophetam, manifestat quod ertam auctoritatem prophe- otulit, sed sensum prophecolligens dixit.	p. 28 pluraliter prophetas vocans ostendit se non verba de scripturis sumpsisse sed sensum.

[1]) Evangelia apocrypha ed. Tischendorf p. 24—26. Prolegg. p. XXVI. Boehmert s. 374.

p. 658 modo interim sine: ostendit quia postea Christus baptizavit Joannem, quamvis in secretioribus libris manifeste hoc scriptum sit. et Joannes quidem baptizavit illum in aqua, ille autem Joannem in spiritu.

p. 30 sine modo, ut ostendere Christum in aqua, Joannem : Christo in spiritu baptizandum.

p. 659 non rupta est ei ipsa creatura caelorum, sed per baptismum oculi sensus eius aperti sunt.

p. 31 aperiuntur caeli non rese ratione elementorum, sed spirituali bus oculis.

p. 665 in sequente domino non infirmitas sed patientia est, in ducente autem diabolo non virtus sed superbia, quia volentem Christum non intelligens quasi invitum ducebat.

p. 31 non ex imbecillitate domin venit, sed de inimici superbia, qu voluntatem salvatoris necessitaten putat.

p. 666 non de Christo dictum est tantum, sed de omni homine iusto quorum personam Christus suscepit.

p. 32 non de Christo, sed d viro sancto prophetia est.

p. 671 propter honorem potestatis.

p. 33 ut victoris dignitas con probetur.

p. 689 qui ergo doctor est . . . si vel levia haec peccaverit, nihil illi prodest sacerdotalis dignitas eius, sed proiectus a primo ecclesiastico choro fit inter eos qui nec in poena sunt . . .

p. 36 (possumus autem et ali intelligere) quod magistri erudi etiamsi paruo peccato obnoxius deducat eum de gradu maxim

p. 694 sed ne forte homines humanae naturae mysterium ignorantes . . . aestiment Christum quasi impossibilia ista mandantem.

p. 41 multi . . putant esse im bilia quae praecepta sunt.

p. 712 omnes qui sunt super terram, solius dei facient uoluntatem, sicut angeli omnes in caelo.

p. 43 quomodo angeli ti culpate seruiunt in caelis, terra seruiant homines.

p. 722 non dixit: nemo potest habere deum et divitias, sed: nemo potest dei esse servus et divitiarum. aliud est enim habere divitias, aliud

p. 45 non dixit: qui hab tias, sed qui servit diviti enim divitiarum servus est custodit ut servus, qui aut

spiritus a	ad priora vel ad posteriora respondeat.
st portio	immundus spiritus exivit a Judaeis quando
culus	acceperunt legem et ambulavit per loca
	arida quaerens sibi requiem. expulsus
	videlicet a Judaeis ambulavit per gentium
	udines quae quum postea domino cre-
	ille non invento loco in natio-
	revertar in domum meam unde
	bibo ad Judaeos quos ante
	invenit vacantem, scopis
	et ornatam. tunc vadit et
	septem alios spiritus secum
	res se et intrantes habitant ibi...
	abat enim templum Judaeorum et
	Christum hospitem non habebat dicen-
	tem ... *dimittetur vobis domus vestra*
us	*deserta.* quia igitur et dei et angelorum
piri-	praesidia non habebant et ornati erant
d supra	superfluis observationibus legis et tradi-
facta sunt	tionibus Pharisaeorum revertitur diabolus
ribus.....	ad sedem suam pristinam et septenario
	sibi numero daemonum addito habitat
	pristinam domum et fiunt illius populi
	novissima peiora prioribus.

ialog ist eine zweite:

speluncam	Templum dei in latronum convertit
na et illi-	specum, qui lucra de religione sectatur
animarum	cultusque eius non tam cultus dei quam
igionis eo	negotiationis occasio est...
m iniquae	
otidie in-	quotidie Jesus ingreditur templum pa-
m (id est	tris et eiicit omnes tam episcopos et
mnes ven-	presbyteros et diaconos quam laicos et
episcopos	universam turbam de ecclesia sua et unius
ecclesiasti-	criminis habet vendentes pariter et emen-
s criminis	tes. scriptum est enim: *gratis accepistis,*
identes et	*gratis date...*
ratis ac-	
endentium	cathedrasque vendentium columbas
acerdotalis	evertit, qui vendunt gratiam spiritus
o terrena	sancti ... in cathedris magistrorum dignitas
existimant.	indicatur, quae ad nihilum redigitur, quum
imus, hoc	mixta fuerit lucris. quod de ecclesiis

len unter p. 791.

reicher partien zu erweisen. Wenn Boehmer-Romundt s. 376 behauptet, aus dem Matthaeuscommentar des Hieronymus habe der verf. des Op. imp. stillschweigend grosse abschnitte meist ganz wörtlich abgeschrieben, so fehlen hierfür die belege. Boehmer-Romundt hat nur die eine partie p. 790 beigebracht. Damit hat es aber seine besondere bewandtnis.

Es handelt sich um die parabel Matth. XII, 43ff. (cum immundus spiritus exierit ab homine). Im Op. imp. wird folgendes ausgeführt: der unreine geist verlässt den menschen, wenn er auf den namen Christi getauft wird. Der unreine geist treibt sich unter denen umher, die noch nicht taufe und bekenntnisformel empfangen haben *(aut gentiles aut catechumeni)*; er wütet aber am schlimmsten in den bösen christen, die den heiligen geist nicht in sich haben: *rerum experimenta nos docent, quomodo Christianus si malus evaserit peior sit quam si fuisset gentilis.* Auf diese worte folgt unmittelbar die verblüffende bemerkung: *haec parabola melius intelligitur de Judaeis et gentilibus.* Mit andern worten: jene ausführungen seien nicht haltbar. Also nicht der verf., sondern ein interpolator hat hier das wort und dieser, nicht jener hat die von Boehmer-Romundt angezogene stelle aus Hieronymus abgeschrieben.[1]

P. 791 wird fortgefahren, als wäre das interpolierte zwischenstück nicht vorhanden, und als gälte es, den eigentlichen typus des bösen christen, den ketzer, zu brandmarken. Auch diese stelle findet bei Hieronymus ihre entsprechung, aber die unmittelbar aufeinanderfolgenden partien, die jüngere interpolation und die ausführungen des alten autors ergeben merkwürdige contraste, wenn wir sie mit den parallelstellen des Hieronymus vergleichen.

Op. imp.	Hieronymus.
p. 790 interpoliert: (haec parabola melius intelligitur de Judaeis et gentilibus) ex eo enim quod finita vel parabola vel exemplo sequitur dicens: sic erit generationi huic pessimae compellitur ad populum Judaeorum referre parabolam, ut intellectus loci non vagus aut instabilis in diverso flexu atque contradictionibus aliquorum turbetur, sed firmus et stabilis vel ad priora vel ad posteriora respon-	p. 83 ex eo enim quod finita vel parabola vel exemplo sequitur: sic erit et generationi huic pessimae, compellimur (non ad haereticos et quoslibet homines sed) ad Judaeorum populum referre parabolam ut contextus loci non passivus et vagus in diversum fluctuet atque insipientium more turbetur sed haerens sibi vel

1) Ebenso verhält es sich vielleicht mit der glosse: *mammonae enim syriaca lingua divitiae appellantur* p. 722 = *mammona sermone syriaco divitiae nuncupantur* Hieronymus p. 44.

ere enim immundus spiritus a exivit, quando facta est portio populus ipsius Jacob funiculus tis Israel (Deut. 32, 9) vel quando ınt legem. expulsus autem a ambulavit per aridas gentes, sed sibi non potuit invenire in eis... eniens autem requiem in gentibus :euertar in domum meam unde ıabebo Judaeos quos ante dimi-

eniens invenit vacuam quoniam ninus non erat in eis sed nec secundum quod dictum fuerat de *: relinquetur vobis domus vestra* (Luc. 13, 35). videns[1] autem eos mundatos verbis scientiae dei ab ia quasi quibusdam spiritualibus ırnatos autem observationibus legis :a *assumens secum septem spiri- uiores se,* secundum quod supra ıus, habitavit in eis. et facta sunt ra populi illus peiora prioribus.....

ad priora vel ad posteriora respondeat. immundus spiritus exivit a Judaeis quando acceperunt legem et ambulavit per loca arida quaerens sibi requiem. expulsus videlicet a Judaeis ambulavit per gentium solitudines quae quum postea domino credidissent ille non invento loco in nationibus dixit: revertar in domum meam unde exivi. hoc est abibo ad Judaeos quos ante dimiseram.

Et veniens invenit vacantem, scopis mundatam et ornatam. tunc vadit et assumit septem alios spiritus secum nequiores se et intrantes habitant ibi... vacabat enim templum Judaeorum et Christum hospitem non habebat dicentem ... *dimittetur vobis domus vestra deserta.* quia igitur et dei et angelorum praesidia non habebant et ornati erant superfluis observationibus legis et traditionibus Pharisaeorum revertitur diabolus ad sedem suam pristinam et septenario sibi numero daemonum addito habitat pristinam domum et fiunt illius populi novissima peiora prioribus.

)ieser stelle ganz analog ist eine zweite:

1 Templum autem dei speluncam ronum, qui lucra terrena et illiın etiam spiritualia in animarum sectatur. cultusque religionis eo ın tam cultus dei est quam iniquae ionis occasio. nam quotidie in- Jesus in templum suum (id est :am ecclesiam) et eiicit omnes ven- ;ratiam dei de ecclesia episcopos :ros diaconos omnesque ecclesiastinon et laicos, quia unius criminis r pariter dei dona vendentes et , quia scriptum est *gratis ac- , gratis date.*

:dras quoque columbas vendentium ut honor quoque sacerdotalis ab eis doceret, qui pro terrena ı opus dei faciendum existimant. itur de ecclesiasticis diximus, hoc

Templum dei in latronum convertit specum, qui lucra de religione sectatur cultusque eius non tam cultus dei quam negotiationis occasio est...

quotidie Jesus ingreditur templum patris et eiicit omnes tam episcopos et presbyteros et diaconos quam laicos et universam turbam de ecclesia sua et unius criminis habet vendentes pariter et ementes. scriptum est enim: *gratis accepistis, gratis date*...

cathedrasque vendentium columbas evertit, qui vendunt gratiam spiritus sancti ... in cathedris magistrorum dignitas indicatur, quae ad nihilum redigitur, quum mixta fuerit lucris. quod de ecclesiis

[1]) Vgl. hierzu im folgenden unter p. 791.



unusquisque de se intelligat. dicit enim apostolus: *vos estis templum dei vivi et spiritus sanctus habitat in vobis.*

non sit igitur in domo pectoris tui negotiatio illicita. nihil boni quod facimus vel facere possumus adjuvante domino appetitu jactantiae faciamus non terreni lucri concupiscentia, ,non malarum cupiditate rerum, ne ingrediatur Jesus iratus et rigidus et non aliter emundet templum suum nisi flagello adhibito (id est correctione gravissima) de spelunca latronum (id est de habitaculo daemonum per usum iniquae cupiditatis) et de domo negotiationis (id est de corde terreni lucri inhiante) suae faciat domum habitationis.

diximus, unusquisque de se intelligat. dicit enim apostolus: *vos estis templum dei et spiritus sanctus habitat in vobis.*

non sit in domo pectoris nostri negotiatio, non ementium vendentiumque commercia, non donorum cupiditas, ne ingrediatur Jesus iratus et rigidus et non aliter mundet templum suum nisi flagello adhibito ut de spelunca latronum et de domo negotiationis domum faciat orationis.

Es ist nun gewiss kein zufall, dass gerade diese aus dem Matthaeuscommentar des Hieronymus abgeschriebenen interpolationen in den alten handschriften des Op. imp. noch nicht stehen. Besonders bemerkenswert ist es, dass p. 840 fg. die alten codices mit anführung von Matth. XXI, 13 unmittelbar v. 14 verbinden und 840, 41—841, 36 nicht überliefern.

Bei p. 790 verhält es sich mit der überlieferung so, dass für diesen teil des werkes überhaupt keine alten textzeugen bekannt sind, die autenticität also von vornherein strittig ist. Die abhängigkeit von Hieronymus entscheidet vollends für die unechtheit, was um so eher einleuchtet als in der folgenden, vermutlich echten stelle von solcher abhängigkeit nicht die rede sein kann.

Op. imp.

p. 791 [Accedentes autem possumus aedificationis gratia] etiam ad haereticos transferre sermonem. immundus enim spiritus, qui in eis ante habitaverat, quando gentiles erant, eiectus est quando facti sunt Christiani; qui perambulans gentiles caeteros et non inveniens apud eos requiem, credentibus videlicet secundum tempora et ipsis in Christo, reversus est in eos quos possederat ante. inveniens autem eos vacuos a spiritu sancto, vacuos a timore

Hieronymus.

p. 84. Quidam istum locum de haereticis dictum putant, quod immundus spiritus qui in eis antea habitaverat quando gentiles erant ad confessionem verae fidei eiiciatur: postea vero cum se ad haeresim transtulerint et simulatis virtutibus ornaverint domum suam, tunc aliis septem nequam spiritibus adjunctis revertatur ad eos diabolus et habitet in illis fiantque novissima eorum peiora prioribus. multo quippe peiori conditione sunt haeretici quam gen-



ei et operibus bonis ... inveniens os mundatos scopis . . et ornatos nstitutionibus apostolicis: assumsit ecum alios septem spiritus nequires et inhabitavit in eis et facta unt nouissima haereticorum peiora rioribus. haereticos gentibus esse eiores dubitat nemo. primum quia gentiles per ignorantiam Christum blasphemabant, haeretici autem scientes Christi laniant veritatem. deinde quia in illis vel spes fidei est, in istis autem incessabilis pugna et discordia.

tiles quia in illis spes fidei est et in istis pugna discordiae.

Für diese zweite stelle wäre denkbar, dass Hieronymus aus dem Op. imp. geschöpft habe. Ich mache darauf aufmerksam, dass er den ganzen passus mit *quidam — putant* einleitet.[1] Ganz unmöglich aber ist es, den wortlaut von Op. imp. aus Hieronymus abzuleiten, denn, von allem andern abgesehen, dieser gelehrte hat den zweiten abschnitt vor dem ersten und hat seiner darlegung noch ein geleitwort beigegeben, das allem andern nur nicht einer empfehlung gleichsieht. Er schliesst nämlich das citat ab mit der bemerkung: quum haec intelligentia plausum quemdam et colorem doctrinae praeferat, nescio an habeat veritatem. Für den verf. des Op. imp. bildet aber, was in den augen des Hieronymus beinahe eine ketzerei war, die eigentliche substanz seiner parabeldeutung.

Meine behauptung, der verf. des Op. imp. habe nicht den Matthaeuscommentar des Hieronymus benützt, sondern ein älteres werk, das auch dem Hieronymus vorgelegen hatte, dürfte hiermit erwiesen sein.

1) Ähnlich an anderm Ort; z. b. p. 728: *tale sunt etiam Christiani qui . . . revertuntur ad vomitum suum sicut canes* etc. cum *quidam canes eos intelligi uolunt, qui post fidem Christi reuertuntur ad vomitum peccatorum suorum etc.* Hieronymus p. 47.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.



ZU DEN QUELLEN HEINRICH KAUFRINGERS.

Der erst in unseren tagen ans licht gezogene mittelalterliche dichter Heinrich Kaufringer bietet dem forscher in mancher hinsicht rätsel, am meisten aber in bezug auf seine quellen. Obwol er eine anzahl von schwänken verarbeitete, die lange vor ihm oder zu seiner zeit circulierten, so hat sich doch keine einzige seiner vorlagen mit sicherheit nachweisen lassen. Aber freilich grosse anstrengungen seine quellen aufzufinden, sind noch nicht gemacht worden. Der einzige, der sich eigens damit befasst hat, Karl Euling, hat es mit seiner aufgabe etwas leicht genommen. Zwölf jahre nach seiner ausgabe von 17 gedichten Kaufringers (1888) veröffentlichte er eine schon damals angekündigte monographie über den dichter (Vogt, Germ. abhandl., XVIII. heft, Breslau 1900), worin 52 seiten allein den quellen seiner bekannten dichtungen (27 an der zahl) gewidmet sind, aber, mit ausnahme der gedichte nichterzählenden inhalts, hat er betreffs der quellen so gut wie nichts ermittelt. Zu den 19 schwänken Kaufringers hat er eine bald grössere, bald kleinere anzahl von näheren oder entfernteren parallelen zusammengetragen, wobei er die bekannten arbeiten von Dunlop-Liebrecht, Benfey, Oesterley, Reinhold Köhler, Bolte, Bédier und andere in ausgiebiger weise benützte, aber gleichwol ist es ihm nicht geglückt, von einem schwank die quelle wirklich festzustellen. Seine zusammenstellungen sind zwar nicht ohne wert für die geschichte einzelner stoffe[1] und auch die von ihm beobachtete methode, für die wol ein teil der oben genannten gelehrten vorbildlich war, ist nicht zu verwerfen, aber Euling hat in zwei dingen gefehlt: er hätte, über seine hilfswerke hinausstrebend, selbsttätig in der mittelalterlichen dichtung nach den quellen suchen und öfters seine hilfswerke fleissiger und sorgfältiger benutzen müssen. Ich führe für letzteres sofort ein beispiel an. S. 93 sagt Euling bei dem schwank (18) 'Das üble weib', bei dem seine nachweise ganz besonders ärmlich ausgefallen sind: „Eine ältere entsprechende quelle Kaufringers ist nicht bekannt. Nahe steht ihr eine kurze anekdotenhafte lateinische fassung bei Stiefel *(Hans Sachsforschungen)* s. 130, der ohne beweis orientalischen ursprung annimmt.“ Es ist wirklich belustigend, wie Euling gerade in dem augenblick einem anderen eine zurechtweisung zu teil werden lässt, wo er selbst eine probe ungenügender sachkenntnis liefert. Ich hatte es gewiss nicht mehr nötig, den

1) Reichhaltige nachweise späterer bearbeitungen der einzelnen stoffe gibt Arthur L. Jellinek in seiner besprechung der Eulingschen monographie Euphorion IX, s. 158 bis 168.

orientalischen ursprung des schwankes zu beweisen, nachdem der so stark von Euling benutzte Benfey es erschöpfend *Pantschatantra* I, s. 519—534 getan hatte. Der ungemein verbreitete schwank findet sich schon in der *Çucasaptati* (45. und 46. nacht)[1]. Die von Euling angezogene lateinische version ist von Abstemius, wie ich l. c. angegeben habe (cf. Benfey s. 526), kommt bei Kaufringer also nicht in betracht. Über anderweitige verbreitung der erzählung und über die litteratur vgl. Benfey s. 534. Ich würde mich mehrfach ergänzend zu Benfey und zugleich über das verhältnis älterer versionen zu Kaufringer hier äussern, wenn ich nicht wüsste, dass von anderer seite eine ausführliche arbeit über den stoff in angriff genommen worden ist. — Ich lasse gleich noch ein paar beispiele von der flüchtigkeit und ungenauigkeit Eulings folgen. S. 91 sagt er bei dem schwank nr. 15 'Weiberlist': „In die übrige europäische litteratur aber gelangte die altindische novelle auf dem gewöhnlichen wege über Spanien.“ Dass Spanien „der gewöhnliche weg“ ist, auf dem die altindischen erzählungsschätze nach Europa gelangten, ist nicht erweislich. Dieses land war durch seine arabische bevölkerung wol einer der vermittelungswege, aber sicherlich nicht der gewöhnliche. Unstreitig wurden dem abendlande durch die kreuzzüge weitaus mehr stoffe vermittelt, und seit dem Mongoleneinfall ist mindestens ebenso viel wie von Spanien von Osteuropa her zugeflossen. — Bei der ersten erzählung Kaufringers 'Der einsiedler und der engel“, bei der 8. 'Das glückliche ehepaar' und bei der 14. 'Die unschuldige mörderin' nimmt Euling einen zusammenhang mit den Gesta Romanorum an. Ich halte einen solchen für vollständig ausgeschlossen. Für nr. 14 sagt Euling selbst, dass sie „sich in einer englischen version erhalten“ habe. Ich bemerke dazu, dass, genau ausgedrückt, die erzählung nur in einer englischen handschrift (Brit. Museum Add. 9066 sub nr. 77) und sonst in keiner englischen, lateinischen und deutschen Gesta-handschrift zu finden ist. Ich brauche keinem kenner zu sagen, dass jene englische handschrift viele fremde, zu dem eigentlichen Gesta-bestande nicht gehörende stücke enthält. Dazu ist auch die vorliegende erzählung zu rechnen sowie die unmittelbar darauffolgende (nr. 78), welche die bekannte erzählung vom hunde des Aubry (Dog of Montargis) enthält. Beide nummern und noch einige andere haben sich in der handschrift nicht sowol „erhalten“ als vielmehr hinein verirrt und ihr einmaliges auftreten berechtigt nicht dazu,

1) Im „Textus simplicior“, in der übersetzung von Richard Schmidt (Kiel 1894) s. 66—68. Im Textus ornatior sind es die 55. und 56. erzählung, in der übersetzung von R. Schmidt (Stuttgart 1899) s. 132—135.

sie zum erzählungsschatze der Gesta Romanorum zu rechnen. Was die beiden anderen erzählungen anbelangt, so ist gewiss nicht daran zu denken, dass der bayrisch-schwäbische volkssänger aus den lateinischen G. R. schöpfte, denn nirgends zeigt er eine spur von kenntnis der sprache Roms. Da aber die in betracht kommenden capitel 56 und 80 des vulgärtextes nicht in einer einzigen handschrift der deutschen Gesta Romanorum vorkommen, so muss dieses mittelalterliche fabelbuch als quelle Kaufringers ausscheiden.

Bei solcher flüchtigkeit in seinen quellenforschungen kann Euling nicht erwarten, dass man den darauf gebauten schlüssen immer beipflichte. So bestreitet er z. b. meine in den Hans Sachsforschungen s. 91 aufgestellte behauptung, dass Kaufringer in seinen schwänken ältere dichtungen zur vorlage hatte. Die sache geht ihm so nahe, dass er sich zweimal, s. 4[1] und s. 59 dagegen wendet. Wie widerlegt er sie aber? S. 59 begnügt er sich zu sagen „es haben sich anhaltspunkte dafür nicht ergeben; im gegenteil deutet die arbeitsweise des dichters, wo sie zu verfolgen ist, auf prosaische schriftliche oder mündliche quellen hin.“ Die arbeitsweise des dichters deute auf bestimmte quellen hin! Aus der arbeitsweise sei zu ersehen, dass er keine dichtungen, sondern prosaische und sogar dass er jetzt schriftliche, dann mündliche quellen gehabt habe? Alles das aus der arbeitsweise? Ich gestehe, dass ich der dunklen rede sinn nicht erfasse. Oder meint Euling etwa, dass soweit er bis jetzt Kaufringer quellen nachzuweisen vermochte, es immer nur prosaische gewesen seien? Prosaische schriftliche wol. Aber wie will er denn mündliche quellen nachweisen? Und damit will er mich widerlegt haben? Hält Euling überhaupt seine quellenuntersuchungen für endgiltig in dem sinne, dass damit meine ansicht haltlos wird? Er fasst s. 98 seine quellenforschungen in folgender weise zusammen: „Kaufringers quellen sind die predigt, die reich entwickelte mystische litteratur, das ihn umgebende leben, zeitgeschichte und gleichzeitige kulturzustände (?) und vor allem wandernde novellen- und legendenstoffe, die teils durch Gestasammlungen, teils durch mündliche überlieferung wahrscheinlich aus dem romanischen süden nach Bayern gekommen waren.“ Nachdem ich nur für die schwänke ältere dichtungen als quellen annehme, ist hier alles bis auf die wan-

1) Auf der gleichen seite sagt Euling in einer fussnote: „S. 103 (der *Hans Sachsforschungen*) wird er (Kaufringer) 'Kaufering' genannt.“ — Ich bemerke hierzu: der name des dichters kommt in meiner arbeit sechsmal richtig und einmal durch ein druckversehen zu 'Kaufering' entstellt vor, letzteres s. 103, nachdem er drei zeilen vorher richtig gedruckt steht. Was will also Euling mit der bemerkung?

dernden novellen- und legendenstoffe usw. zu streichen. Denn deutsche predigten, mystische deutsche litteratur usw. bildeten die quellen der nichterzählenden gedichte Kaufringers. Dass er bei diesen etwa dichtungen zur vorlage hatte, kam mir nicht einen augenblick in den sinn, behaupten zu wollen. Leider sind aber, wie ich oben sagte, mit den quellen der nichterzählenden gedichte Kaufringers Eulings quellenermittlungen so ziemlich zu ende. Dass die Gesta bei dem bayrisch-schwäbischen dichter wegfallen müssen, habe ich schon oben gezeigt. Dass dieser gerade vom romanischen süden d. h. von Italien seine stoffe empfing (cf. Euling s. 72fgg.) ist nicht erweisbar. Trotz der verschiedenen von Euling mit fleiss zusammengetragenen belegstellen über beziehungen zwischen Italien und Bayern-Tyrol, die aber doch nur die möglichkeit eines litterarischen einflusses vom süden her darlegen, weist eben die ganze art der Kaufringerschen schwankdichtung mehr nach Frankreich als nach Italien. Natürlich ist an eine direkte einwirkung französischer dichtungen auf Kaufringer, der in keinem seiner gedichte auch nur die geringste bekanntschaft mit dem französischen idiom verrät, nicht zu denken. Seine vorlagen waren meines erachtens meist deutsche bearbeitungen französischer fableaux, wie sie lange vor ihm in deutschen gauen, sei es handschriftlich, sei es durch spielleute, verbreitet wurden. Über diese fableaux und ihre nachbildungen möchte ich nur ganz kurz auf folgende punkte hinweisen, die teils als allgemein bekannt, teils als leicht nachweisbar gelten dürfen: Die zahl der fableaux war eine ungemein grosse und es ist nur ein kleiner teil davon erhalten. Eine anzahl von fableaux existiert nur noch in jüngeren französischen prosaischen nacherzählungen oder in älteren deutschen, italienischen oder englischen nachbildungen. Auch von den deutschen bearbeitungen französischer schwänke ist nur noch ein geringer teil vorhanden. Von vielen fableaux circulierten verschiedene mehr oder weniger von einander abweichende versionen. Wie bei fast allen von Gallien nach Deutschland gewanderten dichtungen, seien es grössere oder kleinere, sind auch bei den fableaux vornehmlich litterarische quellen anzunehmen. Der prosaschwank tritt im mittelalter gegenüber dem gereimten ganz bedeutend zurück. Seine hauptverbreitung findet er in den predigten, in den *Gesta Romanorum* und anderen lateinischen moralischen unterhaltungsschriften, wie *Disciplina clericalis*, *Tractatus de diversis historiis Romanorum* (1326) usw. Hierzu kommt noch die *Historia septem sapientum*, die aber gleich der *Disciplina clericalis* in der sprache Frankreichs bald das gewand des verses annimmt. In der vulgärsprache hat die prosaerzählung anfänglich wenig boden. Die Contes moralisés des Nicole Bozon (14. jh.),

die dazu meist fabeln und nur wenige schwänke enthalten, sind selbst für die späte zeit eine ziemlich vereinzelte erscheinung. Nur sehr langsam entwickelte sich die prosanovelle aus der auflösung poetischer originale, so z. b. die novelle des 13. jahrhunderts *Du roi constant l'empereour,* die prosa *Ami et Amile* und dgl. mehr. Doch handelt es sich in diesen wie ein paar anderen fällen, so bei der *Contesse de Ponthieu,* beim *Roi Flore et la belle Jeanne* nicht um schwänke, sondern, streng genommen, um kleine ernste romane.

Ziehen wir die consequenzen aus diesen kurzen andeutungen für Kaufringer, so darf wol behauptet werden, dass seine quellen vornehmlich in der von Gallien zugeströmten reichen deutschen schwanklitteratur zu suchen sind, von der sich indes nur ein kleiner teil erhalten hat. Manche seiner vorlagen werden sich uns daher sicherlich immer entziehen, während ich bei anderen die hoffnung noch nicht aufgegeben habe, dass eifrige nachforschung von erfolg gekrönt sein wird, wenigstens insofern als sie das einstige vorhandensein einer solchen quelle mit einiger sicherheit nachweisen wird.

Was den einfluss italienischer schwänke auf deutsche erzähler anbelangt, so ist er vor dem auftreten der grossen italienischen novellisten um die mitte und am ende des 14. jahrhunderts meiner ansicht nach ausgeschlossen. Er dürfte sich in der hauptsache erst zu beginn des 15. jahrhunderts einigermassen geltend gemacht haben. Mit sicherheit lässt sich daher für keine erzählung Kaufringers „der romanische süden" als heimat bezeichnen; es liegt auch keine zwingende notwendigkeit dazu vor. Gleichwol will ich die möglichkeit zugeben, dass der eine oder andere schwank, so vielleicht nr. 18 (Das üble weib) von Italien kommend, sich in Deutschland verbreitet und Kaufringer bekannt geworden sei. Eine direkte entlehnung aus der italienischen litteratur seitens Kaufringers bleibt natürlich auch ausser betracht.

Nach Frankreich aber als ihrer eigentlichen heimatstätte weisen meines erachtens die schwänke 2 (Der bekehrte Jude), 4 (Der bürgermeister von Erfurt usw.), 5 (Der zurückgegebene minnelohn), 7 (Der beichtvater als postillon d'amour), 9 (Chorherr und schusterin), 10 (Die zurückgelassene bruch), 11 (Die drei betrogenen ehemänner), 12 (Der zehnte von der minne), 13 (Die vergeltung) und 14 (Die unschuldige mörderin). Aber eines darf man dabei nicht vergessen: als Kaufringer an die bearbeitung dieser schwänke ging, waren sie schon 1—2 jahrhunderte in Deutschland in circulation, und dass sie sich während dieser langen wanderung nicht immer in ihrer ursprünglichen gestalt erhielten,

egt auf der hand. Wenn wir daher nicht völlig entsprechende vorlagen ir Kaufringer finden, so darf das uns nicht beirren, an der gallischen erkunft seiner schwänke festzuhalten. Ist doch selbst für die frühere eit so z. b. bei den schwänken nr. 25, 26, 27, 30, 35, 41, 43, 55, 61, 2, 67 usw. des *Gesammtabenteurs,* deren französische abstammung usser zweifel steht, fast ein ebenso freies verhältnis zwischen original nd nachbildung zu constatieren, wie bei Kaufringer.

Den schwänken von entschieden französischer abkunft kann ich — nd das ist es, was mir eigentlich heute die feder in die hand drückt — inen unter den dichtungen Kaufringers anreihen und zugleich an einem eispiele die richtigkeit meiner oben ausgesprochenen vermutung zeigen. Es handelt sich um die VI. erzählung Kaufringers, welche Euling '*Das chädlein*' benannt hat. Euling verweist bei diesem schwank auf Benfey, *Pantschatantra* I, 331 und Landau, Qu. d. D. 86, 303 und benerkt dazu: „Benfey spricht den grundgedanken aller dieser erzählungen ungefähr so aus: ‚Ein geizhals liefert seine frau selbst ihrem liebhaber aus, jedoch in der überzeugung, dass sie aus irgend welchem grunde — der sich nach dem geschmack und bildungsgrad von volk, zeit und erzähler ändert — nicht genossen werden könne oder werde.' Mittelglieder zwischen unserer novelle und anderen bearbeitungen dieses stoffes stehen mir nicht zu gebote." Soweit Euling. Ich habe dagegen zu erinnern, dass die von ihm gemeinten novellen alle von Kaufringer weit abstehen, dass es aber eine erzählung gibt, die dem '*Schädlein*' näher kommt als irgend eine fremde version einem Kaufringerschen schwank. Und diese erzählung findet sich nicht in einer unbekannten handschrift oder in einem seltenen buche, sondern in einer novellensammlung, die Euling oft citiert, aber wie es scheint nur aus compendien kennt, in den *Cent nouvelles nouvelles.* Gleichzeitig gibt es zwei italienische novellen, die denselben stoff behandeln. Beide sind in der 1483 zum ersten male gedruckten novellensammlung *Porretane* des Sabbadino degli Arienti enthalten.

Es ist uns also hier gelegenheit geboten wenigstens in einem falle festzustellen, ob Kaufringer sich mehr der französischen oder der italienischen schwanklitteratur nähert, ob seine stoffe aus dem romanischen süden oder aus dem romanischen westen kommen, ob er mündliche oder schriftliche quellen hatte.

Kaufringers gedicht hat folgenden inhalt: Zu Strassburg wohnte ein reicher mann der „das aller schönste weib" hatte. „Darzu hatt die frawe zart zucht und grosser tugett vil." Ein ritter verliebte sich in

die frau und stellte ihr auf schritt und tritt nach. Die tugendhafte bürgersfrau dadurch belästigt, klagte ihr leid ihrem manne. Dieser veranlasste sie, den ritter zu einem stelldichein ins haus einzuladen, wo er ihn so zu empfangen gedenke, dass er die frau ewiglich in ruhe lassen werde. Kurz darauf trifft die frau den aufdringlichen wider und, des befehls ihres mannes eingedenk, bestellt sie ihn abends in ihr haus. Entzücken des ritters, der sich pünktlich einfindet und von der frau empfangen und in ihre kammer geführt wird. Bewaffnet mit harnisch und schwert sass hinter einem grossen fass der bürger, des augenblicks wartend, wo er sollte „Dem ritter fügen grosses lait". Dieser trug nur einen „tegen an der seitten", gab aber der frau, die um ihren mann zu ermutigen, über seine schlechte bewaffnung schalt, eine solch furchtbare probe seines degens und seines armes — er durchstach eine sechsfache eiserne platte — dass der lauschende ehemann, von furcht erfasst, sich nicht hervorzutreten und den schrecklichen anzugreifen getraut. Der ritter vollbringt mit der armen frau, die sich vergebens sträubt und vergebens das einschreiten ihres mannes erwartet, seinen willen und entfernt sich. Nach seinem weggang fällt die frau mit heftigen vorwürfen über ihren feigling von mann her, der sie mit der erwägung zu beschwichtigen sucht: „Ain schädlin ist doch besser zwar dann ain schad." Denn hätte ihn der ritter erstochen, so wäre das übel noch viel grösser gewesen.

Diese erzählung deckt sich, von einigen nebenumständen abgesehen, vollständig mit der vierten novelle in den *Cent nouvelles nouvelles*, betitelt *Le Cocu armé*. Die table (des matières) deutet den inhalt folgendermassen an:

„La quatriesme nouuelle d'ung archier Escossois qui fut amoureux d'vne belle et gente damoiselle, femme d'vn eschoppier, laquelle par le commandement de son mary, assigna iour audit Escossois et, de fait, garny de sa grante espée y comparut et besoigna tant qu'il voulut, present ledit eschoppier qui de paour s'estoit caiché en la ruelle de son lit, et tout povoit veoir et ouyr plainement; et la complainte que fist apres la femme à son mary".

Schon diese kurze inhaltsandeutung lässt die übereinstimmung zwischen der deutschen und französischen erzählung erkennen. Des besseren vergleichs halber wird es indes nötig sein, den inhalt etwas ausführlicher anzugeben:

Ein „archier" der schottischen garde könig Karls VII. zu Tours verliebte sich in eine bürgersfrau von grosser schönheit und stellte ihr

›ifrig nach. Belästigt durch den aufdringlichen, drohte sie es ihrem nanne, einem krämer (eschoppier) zu sagen und führte ihre drohung ıuch aus. Der gatte „pour bien se vengier de luy a son aise“, beiehlt ihr, dem galan zum schein eine zusammenkunft im hause zu ›ewilligen, wo er ihn dann gebührend empfangen wolle. Der verliebte Schotte auf den folgenden abend eingeladen, ist ausser sich vor freude. Der krämer bewaffnet sich mit harnisch, helm, handschuhen und einer streitaxt und „va se mettre derriere ung tapis en la ruelle de son lit et si tres bien se caicha qu'il ne pourroit eſtre apperceu.“ Der archier erschien, vergass aber nicht „sa grande bonne et forte espée à deux mains.“ Er fragte die frau, ob ihr mann zu hause sei, und als sie verneinte, rief er: „Or le laissez venir . . . s'il vient je luy fendrai la teste jusques aux dens! Voire . . . s'ilz estoient trois, je ne les crains! Et apres ces .. parolles vous tire hors sa grande et bonne espée et si la fait brandir trois ou quatre fois.“ Hierauf verübte er seinen willen und der mann, eingeschüchtert durch die drohungen des wüstlings, sieht voll verächtlicher feigheit die entehrung seiner frau mit an[1]. Als der „archier“ seines weges gegangen, macht der verworfene seiner frau vorwürfe. Der Schotte, der den wortwechsel hört, kehrt unverzüglich um, der mann verkriecht sich voll angst unter das bett, „la dame fut reprinse et de rechief enferrée à son beau loisir etc.“ Dann geht der schreckliche endlich fort. Neue vorwürfe des unwürdigen gatten. Die bedauernswerte frau verteidigt sich, indem sie ihm entgegenhält, dass er sie ja veranlasst habe, den Schotten einzuladen. Sie werde zeitlebens herzeleid über das ihr widerfahrene tragen, das ihr feiger mann geduldet habe.

Sieht man von dem, was ohnehin bei der beurteilung des stoffes ganz belanglos ist, von der verschiedenen localisierung bei dem Deutschen und dem Franzosen ab, so haben wir es in beiden versionen offenbar mit einer und derselben erzählung zu tun. Die französische

1) Noch weiter geht die feigheit eines ehemanns in einem schwank Heinrich Bebels (Facetiae II, 17), den ich hier anführe, weil er, wenn auch von einer anderen idee ausgegangen, doch eine gewisse ähnlichkeit mit unserer erzählung hat.

De quodam pulcherrimo vindictae genere.

Erat qui adeo dilectam habebat vxorem, vti diceret ſe viuum non poſſe videre, vt ab altero tractaretur. post pauco tempore cum faceret iter illa comite per ſyluam, coactus eſt ab equite quodam vt traderet ei vxorem cognoſcendam, ipſeque equum cum vestibus custodiret. Mulier ab equite rediens, increpuit virum quod videre potuerit ſe ab alio amari. Tace inquit, nam et ego clam tunicam eius in partes diſcidi. Hanc ille vindictam cum vxoris pudicitia compenſauit.



darstellung zeigt gegenüber der deutschen eine kleine erweiterung insofern, als der wüstling nochmals zurückkommt und der ehemann sich unter das bett flüchtet, und ein paar kleine abweichungen insofern, als bei Kaufringer die frau den galan zur kundgabe seiner grossen kraft durch ihre frage nach seiner schlechten bewaffnung reizt, während bei dem Franzosen der Schotte durch seine frage nach ihrem manne dazu kommt; dann insofern als in den *Cent nouvelles nouvelles* der mann zuerst seiner frau vorwürfe macht, während in dem deutschen schwank umgekehrt die frau mit vorwürfen anhebt. Die begütigenden worte des ehemannes und die moralische (?) lehre Kaufringers fehlen in der französischen novelle. Im übrigen zeigen, wie gesagt, beide erzählungen die auffallendste übereinstimmung.

Es liegt natürlich auf der hand, dass der verfasser der *Cent nouvelles nouvelles* die schwänke Kaufringers nicht kannte und es ist chronologisch unmöglich, dass Kaufringer die *Cent nouvelles nouvelles* benutzte, die beiden dichter können also nur aus einer gemeinsamen quelle geschöpft haben. Wo haben wir diese zu suchen, in Frankreich oder Italien?

Ich will hier nicht die frage aufrollen und entscheiden, ob Antoine de la Sale wirklich, wie vielfach behauptet wird, der verfasser der *Cent nouvelles nouvelles* ist oder nicht, und ebenso wenig, ob diese novellensammlung, wer auch ihr verfasser sei, tatsächlich aus Saccbetti und Poggio wie man angibt, stoffe entlehnte und ob nicht vielmehr die übereinstimmung zwischen den *Cent nouvelles nouvelles* und den beiden Italienern auf die gemeinschaftliche benutzung älterer französischer vorlagen zurückgehe: ich will aber einen augenblick annehmen, dass die *Cent nouvelles nouvelles*, bekanntlich 1462 beendigt, wirklich ausser dem *Decamerone* noch andere Italiener zu vorbildern und quellen hatte. Es kann sich dann doch nur um die bekannten älteren novellisten, also um die *Cento novelle antiche*, um Sacchetti, Ser Giovanni Fiorentino, Ser Cambi, Giovan Acquettino und Poggio handeln. Aber alle diese müssen hier ausser betracht bleiben, da sich die uns beschäftigende erzählung nicht bei ihnen findet. Sie taucht zum ersten male, wie oben erwähnt, in den *Porretane* auf, die zwischen 1475 bis 1483 geschrieben, also jünger als die *Cent nouvelles nouvelles* sind, obwol letztere erst drei jahre nach ihnen zum drucke kamen.

In dieser bisher noch nicht genügend bekannten novellensammlung finden sich zwei erzählungen, die wir hier zu betrachten haben. Die eine, die XXXVI. des buches, hat nachstehende überschrift:

„Liparello da Garnaglioni s'afconde in una caffa, ordena con la moglie dia la pofta a don Petruzzo per bastonarlo; il quale uiene et sopra la caffa con la moglie fe da piacere."

Ich will den inhalt dieser novelle hier ganz kurz andeuten. Ein iester, Don Petruzzo mit namen, stellt der frau eines gewissen Liparello Ranzo in Garnaglione nach. Liparello, der es bemerkt, lässt ihm ıige male sagen, er möge seine frau in ruhe lassen. Da diese erıhnungen nichts fruchten, so befiehlt der ärgerliche ehemann seiner ıu, den geistlichen einzuladen und ihm zu verstehen zu geben, ihr ınn sei nicht zu hause. Sobald er dann gekommen sei, wolle er ihm ıe tüchtige tracht prügel zu teil werden lassen und damit die lust zu ›iteren unternehmungen vertreiben. Die frau sträubt sich gegen diese ıladung, aber nicht aus züchtigkeit, sondern weil sie den jungen istlichen wirklich gerne sieht und ihn nicht misshandelt wissen will. ber Liparello besteht auf seinem willen. Der geistliche, entzückt, das ›l seiner wünsche zu erreichen, erscheint unmittelbar nach der einlung und so schnell, dass Liparello nicht zeit findet sich zu verrgen. Er kriecht daher, um nicht gesehen zu werden, in eine grosse ıhe hinein „a cui la donna diffauedutamente uolfe la chiaue". Der iester wird trotz des widerstrebens der frau alsbald handgreiflich. iese „uedendo ch'el marito non la foccorreua ne fapendo che lui non teua, per effer chiauato, ufcire de la caffa", liess sich besiegen „ouero e non poffele fare altrimente per effere gia gittata fopra la caffa doue a chiufo il marito". Sie ruft: „O marito mio, te uenga la rabbia, che fi uuole cofi habbia!" und ergibt sich in ihr schicksal. Darüber ätend, schreit Liparello laut auf, der priester entflieht voller angst ıd Liparello macht seiner frau heftige vorwürfe, dass sie ihn einschlossen habe. Diese entschuldigt sich so gut sie konnte und der rfasser schliesst: „non so quello ne feguiffe poi." —

Diese darstellung weicht nicht unwesentlich von den beiden bisr betrachteten ab. Statt eines kriegers oder ritters, ist von dem affenfeindlichen verfasser ein wollüstiger priester zum helden des abenıers gemacht worden. Der charakter der frau hat unter seinen händen g gelitten. Nicht mehr eine durch die nachstellungen belästigte tugendfte bürgersfrau, sondern ein kokettes nach der sünde lüsternes weib ıben wir vor uns. Es fällt ihr gar nicht ein, bei dem gatten über e verfolgungen des pfaffen klage zu führen. Der mann wird selber e aufdringlichkeiten gewahr und schnaubt nach rache. Der ehemann : nicht als feigling gedacht. Wenn er seine rache verfehlt und die eiche schmach wie sein deutscher und französischer vorgänger erfährt,

so ist die gedankenlosigkeit seines weibes daran schuld. Die rolle, die dabei die truhe spielt, erinnert an die XXVII. erzählung der *Cent nouvelles nouvelles*, wo ein buhlerisches weib sich eine zusammenkunft mit ihrem „seruiteur" sichert, indem sie den gatten in eine truhe einsperren lässt.

Durch alle diese willkürlichen und zum teil gar nicht motivierten änderungen kennzeichnet sich Sabbadinos novelle als eine blosse nachahmung. Er kannte gewiss die *Cent nouvelles nouvelles* und verbarg seine entlehnung, wie in so vielen anderen fällen, indem er die erzählung bedeutend abänderte.

Dass er wirklich diese französische sammlung kannte, zeigt auch die zweite hierher gehörende erzählung, die 52. seiner *Porretane*, welche in der hauptsache mit *Cent nouvelles nouvelles* nr. 49 identisch ist[1]. Die ähnlichkeit mit der 4. der französischen sammlung ist dagegen hier gering. Es genügt um das verhältnis zu erläutern, die überschrift anzuführen:

„Gallante per giungere la moglie in adulterio ſe aſconde ſotto il letto, ſente uno delli ſignori di Verona darſe piacere con lei e non ardisse moſtrarſe, la quale coſa moſtra poi per ueſtire la moglie de strane ueste, doue il ſignor ſe leua da limpreſa e dona una uesta de broccato d'oro alla donna e Gallante resta contento."

Die ähnlichkeit mit *Cent nouvelles nouvelles* nr. IV läuft darauf hinaus, dass der ehemann einem ehebrecher gegenüber, der eine mäch-

1) Eine ähnliche erzählung findet sich auch im *Pecorone* (giornata VII, 1) und es ist behauptet worden, dass die *Cent nouvelles nouvelles* selbst aus diesem schöpften. Obwol eine situation (die fragen des galans an die ehebrecherin über die einzelnen teile ihres körpers, die sie alle ihm zuspricht „salvo che le parti di drieto, disse, ch'erano del marito etc.") auffallende ähnlichkeit bei beiden autoren aufweist, so kann doch keine rede davon sein, dass die *Cent nouvelles nouvelles* aus dem *Pecorone* schöpften, denn jene bringen die einfache ursprüngliche fassung des schwankes, während letzterer daraus eine tragische erzählung grässlichster bestrafung des ehebruchs an den schuldigen und ihren verwandten machte, wobei jene situation ganz episodisch erscheint und weggelassen werden kann, ohne dass die handlung leidet. *Pecorone* und *Cent nouvelles nouvelles* können also nur aus einer gemeinsamen älteren vorlage, aus einem fablel geschöpft haben; die erzählung trägt ganz den charakter eines solchen.

Dass Sabbadino die *Cent nouvelles nouvelles* und nicht das *Pecorone* zur vorlage hatte, geht daraus hervor, dass bei ihm wie bei jenen die fragliche situation die hauptsache ist. Sabbadino hat in abgeschmackter weise fragen und antworten des paares von 10—11 zeilen (bei *Cent nouvelles nouvelles* und *Pecorone*) auf 48 zeilen erweitert. Die erzählung, wenn auch nicht so einfach wie bei dem Franzosen, hat doch nichts von den entstellungen des *Pecorone* und bietet auch sonst noch ein paar übereinstimmungen mit den *Cent nouvelles nouvelles*, die ich der kürze halber übergehe.

ersönlichkeit ist, nicht offen einzuschreiten wagt und unter dem versteckt seine schande mit ansieht, bezw. anhört.

Ich glaube nicht, dass es nötig ist bei diesen beiden italienischen en länger zu verweilen. Weit entfernt für die italienische her- der fabel zeugnis abzulegen, weisen sie selber entschieden nach reich. Und dieses land ist offenbar die heimatstätte des schwankes. bei den meisten erzählungen der *Cent nouvelles nouvelles* haben uch bei nr. IV ein altfranzösisches Fablel als vorlage anzusehen, r erzähler mit einigen änderungen nachahmte. Und dieses Fablel te auch auf irgend einem weg nach Deutschland, um dort in hem gewande schliesslich in die hände Kaufringers zu fallen.

Dass ich damit mehr als eine blosse vermutung ausspreche, dafür t noch ein umstand: ausser der grossen sachlichen ähnlichkeit ien der französischen und deutschen version, finden sich noch in ein paar stellen, die einander wörtlich nahe kommen, so dass man kürlich auf den gedanken gerät, dass darin die altfranzösische e durchschimmert. Man vergleiche:

Kaufringer s. 79.	Cent n. n. nr. 4.
er der frawen wart gewar.	Et quant il sceuſt trouuer temps
eng er ir pald ze plick	et lieu le moins mal qu'il sceuſt
redtt er auch oun schrick	compta son gracieux et piteux cas
arzuo in rechtem schimpf...	.... ne laiſſa pas à faire sa poursuite,
wort in schalkhait	mais de plus en plus aigrement
as der rainen frawen lait...	pourchassa tant que la damoiselle
aib er mit so stätter pflicht	le voulut enchassier ... et luy dist
e des nimer liden macht...	qu'elle advertiroit son mary du
ıan sie das ze wissen det.	pourchas deshonneste ... ce qu'elle
lagt im grossen überlast.	fist tout au long.
S. 80.	ibid.
er mit dir redet mer	que, s'il retournoit plus à sa queſte
iss in pald komen her...	qu'elle luy baillast et assignast iour
l im lonen seiner min	et ... le blasme qu'il pourchassoit
r fürbas ewiclich	luy seroit chier vendu.
ıotem frid muoss lassen dich.	
ibid.	
m die fraw —	.. il vit en place noſtre mer-
gegen — —	ciere qui fut par luy humblement
uost sie zuo derselben frist	saluée.
eplich.	

S. 81.

Er hatt ein panzer stark und vein angelegt — —.	le mercier se fait armer d'ung grant lourt et vieil harnois.

Unter solchen umständen ist doch eine mündliche quelle für Kaufringer ausgeschlossen.

Und hiermit könnte ich meine betrachtung schliessen. Indes, ich will die gelegentheit benützen und noch ein paar stoffgeschichtliche bemerkungen anfügen.

Sab(b)adino degli Arienti blieb nicht der einzige in Italien, der die geschichte bearbeitete. Kurz nach ihm griff ein zeitgenosse von ihm, Antonio Cornazano aus Piacenza, den stoff auf. Wahrscheinlich erzählte er die geschichte schon in seinem 1502/1503 zu Mailand gedruckten lateinischen werke *De proverbiorum origine,* das mir leider nicht erreichbar gewesen ist. In seinem 1523 und sehr häufig später gedruckten italienischen schwankbuch *Proverbii in facetie*[1] erscheint sie als die zweite, um den angeblichen ursprung des sprichworts „chi cosi uuole cosi habbia“ zu erklären. Ich gebe Cornazanos erzählung mit einigen kürzungen hier wider:

„Vn giovane... haueua una donna prudentiſſima e bella; lui debile era ma ſuperbo molto & hauea alquanto del millantatore. s'accorſe costui la donna ſua eſſer da un bel giouane uagheggiata, delquale ben che lei gia in mille chiari inditij accorta fuſſe, non però mai come ſauia e cauta ne haueua relatione fatta al marito, per non fondare principio a qualche ſcandalo, ma ſtauaſi in ſuoi termini poco moſtrando accogerſi di lui. Il marita delibero di sfaſtidirſe & chiamata un di la moglie ſola diſſe... io ſo che Bindone te uagheggia; che coſi era il nome del giovane, delibero del tutto amazzarlo ... fagli bon uolto & donagli la posta, in altro modo io a te torro la uita. La donna ben conoſcendo la poca proſperita del suo marito, e la robustita del atto giovane... mal uolontieri accettaua di farlo, ma pur per iſpurgare ogni ſoſpetto appreſſo quello con cui ſempre hauea a uiuere, feſſi obſequente all' imperio del marito ... non molti di poi li die la posta, il marito auiſatone da lei s'ascoſe con la ſpada ſotto il letto, il giouane.. uenne ... con la spada ... a canto .. gionto in la camera con la donna ... caua la ſpada & fa una leuata, ſulminando qua e la de tich tach e dimandando ſempre, oue ſon queſti poltroni, ſe foſſero dieci io gli uoglio affrontare ... Il

1) Ich benutzte ausser dem dürftigen neudruck in der Scelta di Curiosità Lett. ined. o rare Disp. 62, Bologna 1865, eine ausgabe von Ven. 1535 (Hof- und staatsbibl.) und 1538 Ven. (Universitätsbibl. hier), jene von Zoppino, diese von Bindoni-Patini.

marito cio udendo incomincio tremare fin ſotto il letto. Il giouane ... piglio la donna ... & cominciato gia caricar lorza, uedendo lei chel marito non uſciua per tema ſi stette patienti a quei malanni sempre ſul fatto dicendo: Chi coſi uuole coſi habbia etc."

Dass diese erzählung Cornazanos von Sab(b)adino angeregt worden ist, beweist der umstand, dass schon letzterer, wie wir oben sahen, die frau das sprichwort „Chi coſi vuole coſi habbia" bei der gleichen lage anwenden lässt. Alles andere bei dem jüngeren erzähler weist auf die *Cent nouvelles nouvelles* hin. So z. b., dass der ehemann statt in die truhe unter das bett kriecht, dass er sich als feigling erweist, dass der galan kein geistlicher, sondern ein laie ist, dass er mit dem degen ausgerüstet erscheint, nach dem ehemanne der frau fragt, sich seiner stärke rühmend, es mit mehreren aufzunehmen erklärt, mit dem degen herumfuchtelt usw. Cornazano, der in Frankreich gewesen, kannte offenbar die französische novellensammlung. Der lüsterne Italiener, nach dessen geschmack diese obscöne geschichte sichtlich war, hat sie übrigens von allen am besten erzählt und insbesondere die handlungsweise der personen besser motiviert. Mit Kaufringer bietet er keine berührungspunkte. Er steht ihm ferner als den *Cent nouvelles nouvelles.*

Von Cornazano gieng die erzählung in das berüchtigte 1526 erschienene buch des Cynthiio degli Fabritii, *Libro della origine delli volgari proverbi*[1], über, das bekanntlich in der idee eine nachahmung des Cornazano ist und auch stofflich mehrfach auf ihm beruht. Unser schwank dient in der seltsamen, höchst zügellosen und zum grossen teil recht albernen dichtung Cynthios zur motivierung des gleichen sprichworts wie bei Cornazano. Es ist das 28. bei Cynthio und steht fol. CXXIV^{b}—CXXVIII^{a}. Der Venetianer verwendet auf jedes sprichwort drei gesänge in terza rima von je ein paar hundert versen, in unserem brauchte er zusammen 734. Er erzählt die geschichte in langweiliger breite, wobei er sachlich Cornazano nicht durchweg treu bleibt. Aus dem 'giovane' seines vorgängers wurde bei ihm wider, wie bei Sab(b)adino ein geistlicher, ein 'frate', den er als ausbund aller verworfenheit charakterisiert. Auf seine schilderung und auf die darstellung seines verhältnisses zu der von ihm verfolgten frau verwendet er den weitaus grössten teil der drei gesänge. Erst die letzten 88 verse bringen die eigentliche handlung. Der frate handelt genau wie sein weltliches vorbild bei Cornazano und es nimmt sich recht seltsam aus, den mönch

1) Über dieses buch vgl. die von mir in der Zeitschr. 32, 473 fgg. angegebene litteratur.

bewaffnet mit schild und schwert auftreten und mit der blanken waffe die lüfte hauen zu sehen, während er der frau zuschreit: „oue ee quel becco del tuo ſpoſo.“

Es würde mich zu weit führen, wollte ich das fortleben der novelle in späterer zeit hier verfolgen. Ich begnüge mich, darauf hinzuweisen, dass sowol in Italien als auch in Frankreich der stoff von zeit zu zeit wider auftaucht. So findet sich z. b. eine version bei Malaspini, *Ducento novelle* (Ven. 1609) prima parte sub nr. 15 unter der aufschrift „Ama vno Scozeſe la moglie di vn merciaio, e come per ſtrano modo godeſſe dell'amor ſuo“; allein diese erzählung ist nur eine wörtliche übersetzung aus den *Cent nouvelles nouvelles,* ein buch das Malaspini in schamloser weise geplündert hat. In Frankreich kommt die geschichte u. a. in dem *Recveil des Plaisantes & facétieuſes nouuelles* (Lyon, Barricat 1555) sub nr. VIII vor, und, wie ich Paul Lacroix' (Jacob Bibliophiles) ausgabe der *Cent nouvelles nouvelles* entnehme, in den *Ioyeuses adventures et nouuelles recréations* etc. (Lyon, Rigaud 1582) vor, in jenem sicher, in diesem wahrscheinlich im anschluss an die *Cent nouvelles nouvelles.*

Also selbst in diesen späten nachbildungen des alten schwankes werden wir immer wider auf die *Cent nouvelles nouvelles* und damit mittelbar auf die gemeinsame vorlage dieser schwanksammlung und Kaufringers, auf das alte fablel zurückgeführt.

MÜNCHEN. ARTHUR LUDWIG STIEFEL.

DIE LIEDERHANDSCHRIFT VOM JAHRE 1568.
Berlin, Mgf 752.

Unter den liederhandschriften aus dem 16. jahrhundert kommen ausser der schon von Görres ausgibig benutzten Heidelberger Pal. 343 vor allen andern drei Berliner in betracht, eine v. j. 1568, eine v. j. 1574, eine v. j. 1575. Diese jahreszahlen finden sich auf den deckeln eingepresst, sie geben wol den zeitpunkt der anlage, nicht jenen des abschlusses, die anfangs- nicht die endgrenze für die niederschrift an, da man meist ein gebundenes, leeres heft gekauft haben wird, um darin lieder zusammenzuschreiben oder schreiben zu lassen, nur ausnahmsweise dagegen, wenn überhaupt, es vorgekommen sein mag, dass man auf lose blätterlagen geschriebene lieder nachträglich erst binden liess. Anders verhält es sich dagegen mit sammelbänden von gedruckten büchern und heften; wenn dabei der deckel eine jahreszahl trägt, so kann diese nur den endpunkt bezeichnen, über welchen die zeit der drucklegung nicht hinausreicht. Bei drucken ist immer der inhalt früher als der einband, geht ihm voraus, bei schriftlichen sammlungen später, folgt ihm nach. Bisweilen können die zeiten der sammlung in druck oder schrift und der einfassung in einen festen deckel weit auseinanderliegen, das ist aber bei den Berliner handschriften aus den jahren 1568, 1574 und 1575 ebenso wenig der fall, wie bei mehreren sammelbänden, die gleichfalls auf dem einband eine jahreszahl bieten, z. b. Yd 7821 v. j. 1539, Yd 7829 v. j. 1554, Yd 7831 v. j. 1566 u. a. m.

Hier soll nun von den Berliner drei wichtigsten liederhandschriften des 16. jahrhunderts diejenige vom j. 1568, die früheste, behandelt werden. Auf der vordern seite des einbandes sieht man eingepresst oben die buchstaben MGZMVB, in der mitte eine göttin, die in der rechten hand eine lanze, in der linken ein brennendes herz hält (wol Diana, nicht Venus), rechts daneben Cupido, als unterschrift zu dieser gruppe den viel angewandten spruch Amor vincit omnia, schliesslich am untern rande die zahl 1568. Die rückseite des einbandes zeigt ausser den buchstaben HMGM noch in der mitte Fortuna, welche mit den händen ein geblähtes segel hält und auf einem delphin stehend über die wellen dahingleitet, worunter der spruch steht Audaces fortuna iuvat.

Die handschrift enthält auf 78 blättern, die bis zum 71. schon in der ursprünglichen anlage durchgezählt sind, 126 vollständige lieder und zuletzt ein am schluss des blattes abgebrochenes lied, wonach anzunehmen ist, dass mindestens ein beschriebenes blatt später ausgerissen wurde. Als doppelt aufgezeichnet ist nur 26 und 87 zu rechnen; zwei

fassungen desselben liedes stellen sich dar in 18 und 20; bei gleichem anfang sind ganz verschieden von einander die nummern 2 und 23; nr. 39 und 93 finden sich bei P. v. d. Aelst als teile derselben einheit. Keine der grösseren liederhandschriften aus jener zeit schwankt so nach dem Holländischen hinüber wie diese vom jahre 1568, und in keiner andern findet sich ein so grosser bruchteil ursprünglich holländischer gedichte. Sie enthält nur wirkliche lieder, nichts meister- oder minnesingerisches, dazwischen zahlreiche sprüche (spr.). Alle bestandteile jedoch von dieser handschrift sind in höchst verwahrloster form überliefert und erscheinen meist in so fragwürdiger gestalt, dass es nur selten verlohnt, sich um den genauen wortlaut zu kümmern, dass man schwerlich für ein lied diesen text zur grundlage eines neudrucks wählen darf, sondern bei der durcharbeitung der handschrift die hauptaufgabe darin sehen wird, für die lieder andre fundstellen nachzuweisen, woneben dann die fassung dieser handschrift gelegentlich aushilfsweise in betracht kommen mag.

Angesichts des traurigen zustandes der überlieferung würde man versucht sein, gar keine gedruckten quellen für diese liedersammlung anzunehmen und alles darin auf niederschrift aus fehlerhaftem gedächtnis eines dichterisch und sprachlich ungebildeten schreibers zurückzuführen, wenn nicht merkwürdige beziehungen zu manchen gedruckten liederheftchen vorhanden wären. Der Nürnberger druck von 68 liedern z. b. ist auffällig oft zu der handschrift in beziehung zu setzen, und nr. 11 bis 13 dieser 68 lieder entsprechen den nummern 75 bis 77, 33 und 34 den nummern 80 und 81 der handschrift. Von dem sonderdruck Yd 9126 finden sich sämtliche fünf lieder in der handschrift, siehe nr. 23, 34, 49, 73, 96; ebenso von dem sonderdruck Ye 16 alle drei lieder, siehe nr. 70, 73, 92 usw.

Ausser den 78 beschriebenen enthält die handschrift noch eine anzahl von leeren blättern. Diese wie auch die beschriebenen sind stark vermodert und das ganze heft trägt überall die spuren des alters und starker benutzung. Die schrift ist sehr verblasst und obschon sorgsam und bedächtig im zuge der hand, so doch zu fehlerhaft und vielfach undeutlich, um sicher und bequem gelesen zu werden. Ein register zu der handschrift existiert bisher nicht. Beigelegt ist ihr ein verzeichnis nach der reihenfolge nebst quellennachweisungen von der hand Meusebachs, doch wird man dadurch nicht viel gefördert, sondern ist ganz auf sich selber gestellt und muss in allem von vorn anfangen.

Nach der seit Görres vielbenutzten Heidelberger liederhandschrift sowie der Berliner v. j. 1575, wovon die letztere demnächst anderswo

ıntlicht werden wird, behauptet immerhin die Berliner handschrift
568 in bezug auf reichhaltigkeit und umfang die dritte stelle; sie
nt wo nicht einen vollständigen abdruck, so doch eine behandlung
sammenhange, zweifellos eher als die sonst veröffentlichten lieder-
chriften, diejenige der Ottilia Fenchler, die Jaufener u. a. m.

1. Ein new liedtt.

rem sall ich gedenken
lerliebste mein,
endt thutt mich krenken
nitt bei ir mag sein;
mich understanden
ımbdem wunder scherz,
u mir umbfangen
ımutt und auch mein herz.
lieb du darfs nitt denken,
will abbe lann,
vonn deinent wegen
atter und mutter verlan;
mich feins lieb genesen
dir so traw will sein,
ir dein herz aufschliesen,
mich feins lieb darein.
st und wirt mir nymmer kein
als du mir bist,
sche kleffer mich daran irrett,
g[e]waltig ist,
r zu thun und zu lassen
zu denn erhn gehoirtt,
und pleib dein aigen
gen ganz vnuerkertt.
blomlein an der heiden
ımen vergis nitt mein
das blomlein wachsen
n dem herzen dein,
ch an keinen kleffer nitt,
ben mir alle weg stehen,
das blomlein wachsen,
dein herz begert.
vunsch dir heimlichs leiden
als ich es hab,
stu mich nitt meiden
nitt einen tag,
st dich selber erbarmen
t gedenken an mich,
mich in deinen armen,
dich und mich.

Berl. hdschr. 1574 nr. 63 Ich schweigh und muos gedenken ... 4 achtz. str.; 1 u. 2 = 1568 I u. III. Hdschr. 1575 nr. 103 in 3 strophen entspr. I, III, V vorstehender fassung, anfang entspr. 1574.

2. Ein annder.

Ker weder gluck mitt freuden
und jag ungefell vonn mir,
gros ungluck muß ich leiden,
ach gott das clag ich dir,
wann ich bedenk mein anfangk,
mein gluck das hatt ein krebsganck,
ker wieder gluck und mags nitt lanck.

Mein herz ist sehr bedrubet,
mein gemutt das krenket sich sehr,
wiewoll ichs nitt hab verschuldet,
mein seckell ist mir worden leher,
vur wein und beer geb ich mein gelt,
darmitt mein gelt kompt in die welt,
der lieb gott weis wer das jair das gluck
behelt.

Der dar will bolen und brassen,
der full sein buttell mitt gelt,
die bolschaft reumet eim die taschen,
sie macht wie irs woll gefelt,
sie spricht mein bole far darhin,
der nar der hatt des geltes viell,
er gibt mir was ich haben will.

Halt dich zu deines gelichen,
so geschiett dir eben recht,
und nympstu eine reiche,
so mustu sein ir knecht,
sie spricht „du nar verzerest das mein,
stehe auf, laß jn, dreiff auß die schwein,
und was du hast, das ist mein.“

Das leedtlein ist gesungen,
ieder man es nitt gefelt,
vonn der bulschafft ist ehr verdrungen,
das macht ehr hatt kein gelt,

sein hout zerhauwen, sein mantel nitt guett,
sein wambis ist jme zerrissen gar,
das ehr zu dem bruns megdlein nicht
komen darf.

Str. 2, z. 3 l. nichts hab ich sonst verschuldet, z. 4 l. lehr = leer, z. 7 zu streichen: der lieb — oder: das jair — l. wer's; str. 3, z. 3 l. reumt die, z. 4 zu streichen: woll; str. 4, z. 1 l. gleiche(n), 5 l. verzerst, 6 l. steh, 7 l. und alles was du hast ist mein.

Ausser den anfangsworten und entsprechendem strophenbau hat vorstehendes lied nichts gemeinsames mit einem ebenso beginnenden liede, das in zahlreichen gedruckten und handschriftlichen liedersammlungen vorliegt und wovon unsre handschrift ebenfalls eine fassung (s. unten nr. 23) überliefert hat.

3. Ein ander.

Freundtlicher art
du hast mich hart
mit deiner lieb besessen,
darumb hab ich dich
erwelet vor mich
und kan deiner nitt vergessen,
tag und nacht
hab ich kein raw,
deine hulde zu erwerben,
in erhn dein
will ich eigen sein
und sall ich darumb sterben.

Ist das dein will,
in aller still
salstu es mich lassen wissen,
so sall mein herz
ohn allen scherz
altzeitt dir sein geflissen,
glaub mir furwar
ohn alles gefar
⟨aus unverseh'nen sachen⟩
auß deinem mundt
muß werden khuntt
salst du frolich machen.

Sulches vurbedacht
iß woll bethracht
stundtt mir woll zu bedenken,
hett mir sulches einer vorhin gesagt,
ich hett geacht
vur scherz und auch vur schwenken
ist gutt dein will
den halt gar still
und will den vonn mir nitt wenden,
in diesem fall
las uns einmall
sulches werden folenden.

P. v. d. Aelst, De arte amandi 1602, s. 115: Freundlicher art, du hast mich hart, mit deiner lieb besessen ... 3 str. fassung bei P. v. d. Aelst ebenso schlecht wie in vorliegender handschrift.

4. Ein annders. *Ein frundtlich augenn winckenn, brengtt lust meins hertzenn beger* ... 3 neunz. str. 1582 A 94 u. 156, B 23 u. 36. Berl. hs. 1574, nr. 24; 1575, nr. 71 u. 124; Hs. f. Ottilia Fenchler 1592: Alemannia I, s. 54; Heidelb. hs. Pal. 343 fol., nr. 121. P. v. d. Aelst, Blumm u. Aussb. 1602, s. 143, nr. 152.

5. Ein anders. *Nach willenn dein, ich mich dir allein, in trewenn thu erzeigenn* ... 8 zwölfz. str. 1582 A 3, B 55; Öglin 1512, nr. 26; Forster I, 43 — in je 3 str. Fassung von 8 strophen in einzeldrucken und bei P. v. d. Aelst, Blumm u. Aussb. 1602, s. 165, nr. 171. Gassenh. u. Reutterl., nr. 16, heftchen v. 56 liedern (o. t. o. u. j.) nr. 47 (bis 51) nur d. erste str. Berl. hs. der herren v. Helmstorff 1569/75, nr. 29 in 8, 1574, nr. 22, 1575, nr. 37 in je 3 str. Heidelb. Pal. 343, nr. 81 in 3 str. — Erk-Böhme, Liederhort III, s. 471, nr. 1667.

(spr.) Dar ich gerne wer vnnd nitt en moitt, dar wer mir ein getrewer botte guitt.

6. Ein annder. Im thon Wach auff mein Hertz. *In druck vnnd schmertz, mein junges hertz, wirtt nhu ohn schuldtt gequelltt* ... 7 neunz. str.

2 heb. männl.	a c d	z. 1, 4, 7
2 heb. männl.	a c d	z. 2, 5, 8
3 heb. weibl.	b b b	z. 3, 6, 9

7. Ein annders. *Reich Gott wie sall ich clagenn, wie sall ich clagenn mein*

. 4 achtz. str. Hs. 1574, nr. 43 in
ohne die letzte vorliegender hs.

n anders. *Ich weis mir ein blom-*
es statt ahn groner heidenn . . .
›iche strophen. 2. Wo mag sei
› allerliebste mein . . . 3. Prince-
rincesse nach euch statt all mein
enn . . .

ı Dem ich mein lebenn hab gebenn,
t mich in traurenn leben,
mpt das ehr mich tothen mag,
r das leben nitt engab.

9. Ein annders.

syn hab ich an ir gelechtt,
ganz woll gebildet,
tenn ist ihr herz gewrachtt,
ihr wesen vermeldet,
wie ein Robin
in golde fyn
ihr mundtlein rurenn,
r mein junges herz
ıll leiden und schmerz
liebden wolt ich sterben.

Ich mach ir herz
amant wol geligen,
en ist kein man,
: boxbluitt magh enthwigen;
mocht ich sunder den thott
meins herzen bloitt
ıhn ihr erlangen,
mein junges herz
all druck leiden und schmerz
ır so dragh ich verlangen.

naturen thragtt sie ein siegelstein
ıiden, westen und norden,
: sei in erhen in
. mich werlich morden,
helf gluck und rath
meiner nitt verlatt,
chten will mich verderben,
r mein junges herz
all leiden und schmerz
liebden nicht magh sterben.

ır. 2, z. 1—4 vgl. stellen wie herrn
Neukirchs gedichte, 1744, s. 26:
lange willst du grausam seyn"
str. 3: Den Stal muß endlich Feur und
Glut, | Den Marmel Regen schwächen, |
Und warmes Bock- und Ziegenblut | Soll
Diamanten brechen . . .

(spr.) Kein lieber ich beger
Vnnd wehr ich all weltt der weltt ein her.

Dieselben zeilen hinter nr. 46 u. 95.

10. Ein annders. *Hertzlich thuitt mich erfrewenn, die frundtliche sommer zeitt* . . . 7 achtz. str. = 1582 A 20, B 72; Bicinia, Vitebergae 1545 I, 91; Kaspar Scheidt, Lobrede des Meyen 1551 Bl. Jij[a]; P. v. d. Aelst, Blumm u. Aussb. 1602, s. 146, nr. 155; Goedeke, Grundr. II[2], s. 40. 43. 56. 57 u. ö. Niederd. liederb. nr. 17. Fl. bl. Berlin, Basel, Zürich; Heidelb. hs. Pal. 343 fol., nr. 40. — Wunderhorn I, s. 239; Görres s. 35; Wackernagel s. 848; Uhland nr. 57; C. F. Becker, Lieder und weisen vergangener jahrhunderte, 2. aufl. 1853, III, s. 11; Döring, Sächsische bergreyhen II, s. 193; Hoffmann, Gesellschaftsl., nr. 160 (vgl. 62); Goedeke-Tittmann, Liederb., s. 159; R. frh. v. Liliencron, Deutsches leben im volksl. um 1530 (National-litt. 13), s. 275, nr. 95; Böhme, Altd. liederb., nr. 142; Liederh. II, s. 191, nr. 379.

11. Ein annders. *Cleglich so hab ich mich, gantz außerweltt, die mirs gefeltt, bouenn allenn junffrawenn schone* . . . 6 zehnz. str.

Z. 1—4, 6—9: aabb ddee 2 heb. männl.
Z. 5 u. 10: c c 3 heb. weibl.

(spr.) Was batt hoffenn sunder trost
Dem der seldenn wirtt verlost.

12. Ein annders. *All mein gedenck, ker ich vnnd wendt, nach einer zartt is suuerlich* . . . 4 siebenz. str.

Z. 1 u. 2, 4—7: aa bb cc 2 heb. männl.
Z. 3: x 4 heb. männl.

Heidelb. hs. Pal. 343 fol., nr. 84 ebf. 4 str. Görres, s. 52.

(spr.) Verlangenn hatt vmbfangenn mich
Drumb so bin ich seldenn frolich.

13. Ein annders. *Hertzlicher trost auff erden, verlangen du thust mir wee* . . . 3 neunz. str. Fassung sehr verdorben. 1582 A 86, B 124. Niederd. lb. 11. Fl. bl. Berliner hs. 1575, nr. 69; Heidelb. Pal. 343, nr. 96; Görres s. 128.

(spr.) Sunder arch is mein spill
Mallich klaff was ehr will.

14. Ein annders. *Zartt schone fraw, gedenck vnnd schaw* . . . 3 sechszehnz. str. = 1582 A 2, B 54; Gassenh. u. Reutterl., nr. 26; P. v. d. Aelst, Blumm u. Aussb. 1602, s. 27, nr. 41; De arte amandi 1602, s. 112. Niederd. liederb., nr. 74 — u. ö. Fl. bl. Berlin, Basel, Weimar, London usw. Berliner hs. 1575, nr. 19; Mgq 718, bl. 27[b]; Weim. hs. 1537: Weim. jahrb. I (1854), s. 105, nr. 26; Heidelb. Pal. 343, nr. 63 u. 203. — Wackernagel, Kirchenlied 1841, s. 854; C. F. Becker, Lieder u. weisen vergangener jahrhunderte, 2. aufl. 1853, I, s. 7; Erk-Böhme, Liederh. III, s. 483, nr. 1681.

(spr.) Wolstu sein sähelich
So mustu sein geduldigh
Vnnd vertrauwen allein auff Gott
Vnnd hältenn sein gebott
Ehr gedenckt sunder verges
Vnnd kumptt zu seiner zeitt gewiß.

15. Ein anders. *Nun hab ich all mein tagh gehortt, wie scheidenn sei ein so schwere pin* . . . 3 zehnz. str. = 1582 A 45; Goedeke, Grundr. II², s. 27: Mainz, P. Schöffer 1513, nr. 50; s. 31: Gassenh. 1535, nr. 27; Gassenh. u. Reutterl. (o. j.), nr. 27; u. ö. Fl. bl. Yd 7801 (v. Nagler) st. 63; Yd 7821 (einband v. j. 1539) st. 17 „Drey schöne lieder, Das | erst, So hab ich all mein tag gehört“ . . . (o. o. u. j.) Zusammen mit folgender nr. 16: Yd 7821 st. 29 „Drey hübsche Lieder“, Nürnberg, K. Hergotin o. j. Dieselben drei lieder auch in Yd 9385: Drey hůbscher Lieder, | Das Erste, Yetzt scheyden bringt mir | schwer. Das ander, Ich bin schabab, | macht mich nit graw. Das dritte, So | hab ich all mein tag gehört. (Bildchen. Am schluss:) Gedruckt zu Nůrnberg durch | Valentin Neuber. (4 bl. 8° o. j. rücks. des ersten und des letzten blattes leer). Berl. hs. Mgf 488, nr. 145, Mgq 718 bl. 18[b]; hs. d. herzogin Amalia von Cleve: Zschr. f. d. ph. 22, s. 404. Val. Holls hs. bl. 130[b]: Nun hab ich all mein tag gehört, wie schaiden sey ain schwere pein . . . 3 zehnz. str. (unterz. 1525). — Wackernagel 1841, s. 860; C. F. Becker, Lieder u. weisen I, s. 1; Böhme, Altd. liederb., nr. 265.

16. Ein anders. *Och scheidenn du brenges mir schwer vnnd machs mich gantz traurentlich* . . . 3 achtz. str. = 1582 A 12, B 64; 75 hubscher lieder, Cöln, Arnt v. Aich (o. j.) nr. 2; 68 lieder, Nürmberg, Berg u. Neuber (o. j.) nr. 22; Gassenh. u. Reutterl. (o. j.) nr. 29; Bicinia 1553, nr. 8; 115 liedlein 1544, nr. 74 (vgl. Goed. II², s. 28. 38. 40. 41). Niederd. lb., nr. 80; u. ö. Fl. bl. Berlin, Basel, London usw. Berliner hs. 1575, nr. 8; Heidelb. Pal. 343, nr. 137. — Wackernagel 1841, s. 855.

(spr.) Die zeitt is beidens werdtt
Der krichtt was ehr begertt.

17. Ein annders. *Singe ich nitt woll, das ist mir leidt, von hertzen thette ichs gerne* . . . 3 achtz. str. 2. Nochtans will ich einen guetten modtt han . . . 3. Och sorgenn thuitt meinem heuffte wee . . .

Zur zweiten strophe vgl. 1582 A 26, B 78, hs. 1575, nr. 98: So will ich doch einen guten mut haben.

18. Ein annders. *Frisch vnuerzagtt, hab ichs gewagtt, in rechter lieb vnnd trewenn* . . . 3 zwölfz. str.

1582 A 14, B 66; Forster I, 16. Niederd. lb. 1. Fl. bl. Berlin, Basel, Frankfurt a. M., London usw. Hs. 1575, nr. 40; v. Helmstorffsche 1569/75, nr. 19. — Böhme, Altd. liederb., nr. 203, Liederh. II, s. 318, nr. 496. Dasselbe lied noch einmal nr. 20.

19. Ein annder. Im thon, Hertz einigs lieb mich nitt bethrubtt. *Mann singtt vonn scheidens hartenn wehe, das clag*

ner gesell vill mehe ... 4 ungleich-
› strophen; Akrostichon Ma-ri-a B.

Ein annders. *Ich habs gewagtt, vnuerzagtt, in rechter liebdenn rauwenn* ... 3 zwölfz. str. = nr. 18.

) Och was mos ehr leidenn
n lieb hatt vnnd mus sei meiden.

Ein annder. *Ich schall mein hornn, iers thon, mein freudtt iß gantz wondenn* ... 3 zehnz. str. 1582 } 17 u. 60; 75 lieder, Cöln, Arnt ı (o. j.) 44; Forster III, 9, IV, 12; ler, Nürnberg (o. j.) 19 u. 67; 115 ı, Nürnberg 1544, nr. 57; Goedeke, r. II², s. 27. 29. 36. 37. 38. 40; u. ö. 'd. liederb., nr. 10. Fl. bl. Berlin, usw. Hs. 1575, nr. 94. — Wun-:, s. 162; Uhland, Volksl., nr. 179; ke-Tittmann, Liederbuch, s. 272; ›, Altd. liederb., nr. 443, Liederh. II, nr. 258; R. v. Liliencron, Volksl. um Nat.-litt. 13), s. 379, nr. 131; C. F. r, Lieder u. weisen II, s. 20.

Ein anndcrs. *Vonn edler artt, ein in zartt, bistu ein kron* ... 3 elfz. ı 1582 A 15, B 67; Gassenh. und ›rl. 21; 68 lieder 14; 121 lieder. ›erg 1534, nr. 28; Bicinia, Viteb. II, 86 nur die mel.; Forster I, 35 (, 20 u. 21); Goed. II², s. 27. 29. 30. . 40. 41; u. ö. Niederd. liederb., nr. 71 Fl. bl. Berl. hs. 1575, nr. 26; Hei-Pal. 343, nr. 187. — Wackern., s. 851; ·ke-Tittm., s. 20; Böhme, Altd. lb., 0, Liederh. III, s. 479, nr. 1677; ı. v. Liliencron, Deutsches leben im ied um 1530 (Deutsche national-litt. ›. 288, nr. 100.

r.) Hern gunst vnnd aprils wetter,
:frawen loff vnnd rosen bletter
nn vnnd wurpell spill
uffenn sich dick vnnd vill.

l. Künstlike Werltsprōke 1562, bl. E2ᵃ:
ren hůlde vnd aprillen weder,
wen leue vnd rosen bleder.
wŏrpel vnd dat karten spyl,
andeln sick vaken, wol dat weten wil;

Schŏne Kůnstl. Werldtsprŏke, Hamborch 1601, bl. 20ᵃ:

Heren hůld vnd aprillen weder,
Fruwen leeue vnd rosenbleder.
Karten, wŏrpeln vnd seyden spil,
Vorkern sick offt, wolt mercken wil.

Vgl. ferner Worltspr. 1562, bl. F2ᵇ; Altpreuss. monatsschr. n. f. 9 (1872), s. 533; Jahrbuch d. v. f. niederd. sprachf. 2 (1876), s. 31. Schreiber, Nachschösslinge 1664, s. 99: Es ist der jungfern gunst | Gleich wie aprillen-wetter, | Gleich wie des glückes dunst | Und falsche rosen-blätter . . . Sperontes III, 17 (1745) Der jungfern gunst und rosenblätter, | Der merzschnee, das aprillenwetter, | Sind, dünkt mich, immer einerley . . . Löbe, Altdeutsche sinnsprüche in reimen 1883, s. 136: Herrengunst, aprilenwetter ... (stammbuchinschrift 1618). In der von-Helmstorffschen hs. 1569/75 heisst es hinter nr. 39 am rande von bl. 34ᵇ: „Junckhfrawen lieb vnd rosen plätter | verkheren sich wies apprilen wetter.“ In der liederhdschr. des Clodius: Hymni studios. Lips. 1669 (Berl. Mgo 231), s. 58: Kein grösser narr ist weit und breit in dieser welt zu finden ... lautet von 5 achtz. strophen im ganzen die vierte: Sehr lieblich schalt der lauten klang, | schön ist aprillen wetter, | gantz rein der nachtigall gesang, | süß rüchen rosen blätter, | noch höher schetz ich frauen gnadt, | ach aber gahr zu großer schadt, | es pflegot mit den stunden | dieß alles zu verschwinden.

Des Knaben wunderhorn IV, hrsg. von Erk 1854, s. 52 nach „Newe Teutsche Liedlein“ 1581 von Knöfel:

Herrengunst, aprilenwetter.
Jungfrauen-lieb und rosenblätter,
Würfel- und kartenspiel
Verkehrt sich oft, wers glauben will.

Der ursprung dieses weit verbreiteten spruches geht wol auf den Renner des Hugo von Trimberg zurück: Bamberg 1833, s. 144, z. 12474 bis 77.

23. Ein annder. *Ker widder gluck mitt freudenn, vnnd iag all vnfall vonn*

mir . . . 3 siebenz. str. = 1582 A 35, B 88; Forster III, 25; Gassenh. u. Reutterl. 76; Goedeke, Grundr. II², s. 27 (P. Schöffers liederb., Mainz 1513, nr. 51), s. 31 (Reutterliedlin 1535, nr. 27) — u. ö. Fl. bl. Yd 7821 st. 26 „Drey hübsche Lieder" Nürmberg, K. Hergotin (o. j.) 3 in 3 str. Ye 22 „Drey Schône Liedter" Nürnberg, V. Neuber (o. j.) 3 in 3 str.; Yd 9126 Ein hübsch lied, Mein | eynigs A. | Ein anders, So wünsch | ich jr ein gutte nacht. | Ein anders lied, Ich hab | verschůt mein habermuß, des muß. | Noch ein liedlein, Lieb- | lich hat sich gesellet, mein. | Item noch ein anders | liedlein, Ker wider glůck mit freůden. (Am schluss:) Gedrůckt zu Nůrenberg | durch Jobst Gutknecht. (4 bl. 8° o. j., rückseite des ersten und des letzten blattes leer.) „Ker wider" in 3 nach wortlaut u. reihenf. entspr. str. Die lieder dieses einzeldrucks kommen sämtlich in der handschrift vor, s. unten nr. 96. 49. 34. 73. Berl. hs. 1575, nr. 19, ebf. in 3 str. Heidelb. Pal. 343, nr. 162 längere fassung von 8, nr. 163 kürzere von 3 str. — Erk-Böhme, Liederh. III, s. 467, nr. 1662. — Vgl. noch oben nr. 2 längere, sehr abweichende fassung.

(spr.) Lieb habenn ist ein fein sytt,
Geltt ausgebenn hab die reitt,
Das junckfrawlein ist nitt ehrn werdtt,
Die geltt vonn irhem bolen begertt.

24. Ein annder. *Ich weiß mir ein fein bruns megdelein, hatt mir mein hertz besessenn* . . . 3 neunz. str. = 1582 A 33, B 85; Gassenh. u. Reutterl. 12. Niederd. liederb. 20. Fl. bl. Heidelb. hs. Pal. 343 fol. nr. 150. — Böhme, Altd. liederbuch, nr. 197, Liederh. II, s. 264, nr. 446.

25. Ein annder. *Hett ich siebenn wunschenn in meiner gewaldtt* . . . 7 vierz. str. Vgl. Niederd. liederb., nr. 114 (99), in 9 str. P. v. d. Aelst, Blumm u. Aussb. 1602, s. 26, nr. 39, in 7 str. Berl. hs. 1575, nr. 10, in 7 str. Kopenh. hs. des P. Fabricius (1603/7), nr. 135, in 9 str. Altpreuss. monatsschrift, n. f. 9 (1872), s. 546. — Uhland, Volksl., nr. 5; Böhme, Altd. li nr. 276, Lh. III, s. 30, nr. 1081.

26. Ein annder. *Mitt kummer schw haltt mich gantz sehr, gros vnglü vmbgebenn* . . . 3 elfz. str. = A 87, B 12 Hs. 1575, nr. 101. Hoffmann, Gese schaftsl., nr. 334 nur die erste str. Di lied s. noch einmal unten nr. 87.

27. Ein annder. *O falsches hertz, rotter mundtt, wie hastu mich bedr genn* . . . 4 vierz. str. Vgl. Niederd. l nr. 94 (80), in 7 strophen, wovon 1- = I — III d. hs. Fl. bl. Ye 433 „Veer leed (o. o. u. j.) 3 in 7 str. Hochdeutsch Venusgärtlein, 1659, s. 54 (1656: neu 86/9, s. 39) ebf. 7 str.

(spr.) Grossenn hernn vnnd schonen fraw
Sall man woll dienenn vnd wienig v
trawen

Vgl. Hs. 1574, bl. 130ª: Euphorion 625; Werltspr. 1562, bl. A iiijª usw. Lö s. 148: „Grossen herren und schö frauen | Soll man dienen und we trauen."

28. Ein annder. *Rosina war was d gestaltt, bei koningh Paris lebenn* . 3 zehnz. str. = 1582 A 174, B 123; lieder, Cöln, Arnt von Aich (o. j.), nr. 115 liedlein, Nürnberg, Ott 1544, nr. und noch einmal unter d. 6 stimmigen 10; Gassenh. u. Reutterl. (o. j.), nr. P. v. d. Aelst, Blumm u. Aussb. 1602, s. nr. 44, De arte amandi 1602, s. 114 — Fl. bl. Berlin, Basel, Zürich usw. Ar liederb. 1544, nr. 137. Berl. hs. 1! nr. 34; v. Helmstorffsche 1569/75, nr. Kopenh. hs. des P. Fabricius 1603/7, nr. Heidelb. Pal. 343, nr. 82. — Wunderh. s. 167; Wackernagel, Kirchenlied 1! s. 842; Hoffmann, Gesellschaftsl., nr. 1 Goedeke-Tittm., s. 26; Erk-Böhme, derh. III, s. 472, nr. 1669.

29. Ein anndor. *Ein weiblich mein hertz bezwungen hatt, in rec lieb bis in den thott* . . . 3 fünfz. st 1582 A 198 I — III, von 11 stropher

; Melchior Franck, Musikalische
›yhen 1602, nr. 8, in 4 str. Fl. bl.
)l st. 12, in 11 str. Yd 7804 st. 15
ıbscher Perg Rayen. Ein weyblich
›in hertz bezwungen hat... 11 str.
:kt zů Augspurg Von Mathaeus
ger an sant Vrslen closter. Yd 9658,
eder enthaltend, Nürnberg, F. Gut-
(o. j.) 2 in 11 str. Ye 508 „Drey
ı Lieder" Magdeburgk Durch Joachim
n (o. j.) 2 in 11 str. Heidelb. hs.
ırm. 343 fol., nr. 117, in 7 str.

) Das ich bin wildtt
Schaffett ein wiblichs bildtt.

Ein annder. *Vngnadt beger ich nitt*
ir ... 4 vierzehnz. str. 1582 A 1,
n je 3 str.; 115 liedlein, Nürnberg,
44, nr. 19, in 3 str.; Gassenh. u.
rl. (o. j.), nr. 41 nur die erste str.
'd. liederb., nr. 24, in 4 str. Fl. bl.
, Basel, London. Berl. hs. 1575,
in 4 str.; Weim. hs. 1537: Weim.
ch I, s. 104, nr. 25, in 4 str.; Hei-
'al. 343, nr. 65, in 3 str.; München,
bibl. Ms. 328, bl. 39, in 3 str. —
ırn., s. 849; Erk-Böhme, Liederh. III,
nr. 1673.

.) Kleffer bedenck das endtt
Das dich der duuel schendtt

Ein annder. *Ich bin verwundt in*
ı nott, wen ich gedenck an schei-
›ein ... 3 str. Hs. 1575, nr. 105,
13, nr. 48, in je 3 str.

Ein annder. *In stettiger boger, ein*
in fein hab ich mir außerlesenn...
ız. str. Hs. 1575, nr. 128, in 3
. str.; Hs. 1537: Weim. jahrbuch I,
, nr. 16, ebf. 3 entspr. str. Hs. 1574,
hat mit 2 strophen dieses liedes als
und letzte die anfangsstrophe des
„Umb liebe noch umb leid" (vgl.
rd. liederb., nr. 50, Pal. 343, nr. 80,
ı, s. 54) zusammengeworfen.

Ich will mich leidenn vnnd meidenn
bezwingenn zu allen zeitten
Dann ich bins alleine nicht
Der seinenn willenn nitt enkrichtt.

Zu z. 3. 4 vgl. Hs. 1574, bl. 111ª: Euphorion 9, 303.

33. Ein annder. *Hertz einigs lieb, dich nitt enthrub, so vns ietz wiedderstrebt* ... 3 neunz. str. Akrost. „He-le-na" = 1582 A 36, B 89; Gassenh. u. Reutterl. 61 nur die erste str. Niederd. liederb., nr. 7. Fl. bl. Weim. sammelb. st. 17 „Drey hübscher Lieder, Das erst, Hertz eynigs lieb, bis nit betrůbt" ... Nürnberg, K. Hergotin (o. j.). Berl. hs. 1575, nr. 90; Heidelb. Pal. 343, nr. 133; Münch. univ.-bibl. Ms. 328, bl. 3; Nürnb. germ. national-mus. Val. Holls hs., bl. 161ª (j. 1526): Hertz ainigs lieb, biß nit betrieptt ... 3 str. „He-le-na".

(spr.) Vntrew hett fur fill parteienn
Das trew nitt kan bedeienn
Vntrew ist gemein
Darumb pleib ich allein.

34. Ein annder. *Versturtt hab ich mein habermuß, des mus ich offt entgeltenn* ... 4 zehnz. str. = 1582 A 170, B 94; 56 lieder (o. j.), nr. 11. Fl. bl. Yd 9126 (beschreibung s. oben nr. 23), 5 lieder enthaltend: 3. „Ich hab verschüt mein habermuß" 4 str. Heidelb. hs. Pal. 343, nr. 75 u. 142. — Görres, s. 61.

(spr.) Gott geb ihr ehr vnnd guitt
Die mich so offt suchten thuitt.

35. Ein annder. *Wo mach ein man sein leben lusten, der hefft verlarenn sein sote lieff* ... 4 vierz. str. Vgl. Antw. lb. 1544, nr. 121, in 6 strophen, wovon die drei ersten der handschrift entsprechen, während in den schlussstrophen die beiden fassungen auseinandergehn.

(spr.) Der ein boß weib hatt zu der ehe,
Der bedarff nitt vnglücks mehe.

36. Ein annder.

Nun wollen wir frisch und frolich sein,
ich weiß mir ein feins brunß megdlein
woll heuer zu diesem sommer,

ich weiß mir ein studenten ist hubsch und fein,
ach Gott solt ich sein dienerin sein
gar heimlich und verborgen.

Nemb ich nhu eins baurmans knaben,
so schreien sie des morgens wie die raben,
das thun sie all umb fressen,
so gibt man in ein habern brei,
daß wasser kruch steitt nach darbei,
ein feins megdlein will ich pleiben.

Und nhemen ich dan ein handtwerksman,
wehr wolt in das gelernet han
bei jungen leuthen schlaffen,
ehr arbeitt den tag biß an die nacht,
das ehr die lieb nitt furhenn mag,
ein feins megdelein will ich pleiben.

Und nheme ich nhu ein reuthers knaben,
so ruckt ehr den sattell auf und ab,
daß muß ehr ewig threiben,
ehr ruckt den sattel auf und ab,
das ehr die lieb nitt furen mag,
ein feins megdlein will ich pleiben.

Nhu hatt mein liedtlein schier ein endt,
die schreiber die haben die wiesse hendt,
darzu die harte federn,
sei singen in Chor das hor ich gern,
das iß mein trost, mein morgen stern,
zu dem will ich mich schmucken.

Vgl. 1582 B 186, in 11 str. Fl. bl. Zürich, stadtbibl. sammelb. Gal. KK 1552 st. 19, Basel, J. Schröter, 1605, in 8 str. Berl. hs. 1574, nr. 26, in 5 str. Hoffmann, Bonner burschenlieder, s. 256, Gesellschaftsl. II², s. 63, nr. 292.

Simrock, Volkslieder (Volksbücher 8, 1851), s. 433 Sollt ich nicht frisch und fröhlich sein, | Sprach eines kaufmanns töchterlein . . . 7 str. „Die beckenjungen man loben soll." (Aus Bäckerhandwerksgewohnheiten.)

(spr.) Kein lieber dan dich
Daß weiß Gott und ich.

Dieselben zeilen s. hinter nr. 46 u. 95.

37. Ein annder. *Nü noch nymmer so rauwett mein gemuth, ich thob vnnd wuidtt, bei dir zu sein* . . . 3 neunz. str. = 75 lieder, Cöln, Arnt von Aich (o. j.) nr. 3; 56 lieder (o. o. u. j.), nr. 36; Gassenh. u. Reutterl., nr. 30.

(spr.) Mach hoffenn vnnd verlangenn ein trost sein,
So en iß beidenn kein pein.

38. Ein annder. *Ach Gott wem sall ich clagenn, das ich im ellendtt bin*... 3 achtz. str. Pal. 343, nr. 101; Münch. Cgm 810, jetzt Mus. Ms. 3232, 8°, bl. 125: Mone, Anzeiger 7, sp. 240; Böhme, Altd. liederb., nr. 208, Liederh. II, s. 300, nr. 478^c.

(spr.) Ich hab mich also bedachtt
Dar man meiner nitt en acht,
Dar will ich wieder frembtt sein
Vnd soltt ich darumb leiden grosse pein.

39. Ein annder. *Mocht ich vergessenn lerhenn, das wehr woll an der zeitt*... 3 neunz. str. Vgl. unten nr. 93 Weß sall ich mich erneren . . . 3 neunz. str. P. v. d. Aelst, De arte am. 1602, s. 182 Wes soll ich mich ernehren... 8 neunz. str. 5. Möcht ich vergessen lehren, das dunckt mich mehr dann zeit . . .

(spr.) Allein auff Gott vertraw
Auff menschen zusagen nicht en baw
Gott is allein dein trow heltt,
Sunst ist kein trow in der weltt.

40. Ein ander. *Gutt lieb laß dich gedencken, das ich nitt bei dir mag sein*... 3 achtz. str. 2. Och eddel trost meins hertzen lust, was krenckestu das hertze mein . . . 3. Ich muß hin keren vnnd wendenn mein hertzenn leidtt...

(spr.) O wie woll im ist
Der trewe weiß gewiß,
Ein gentzlich ja ein gentzlich nein
Der laß mich hertzlieb werdenn ein.

41. Ein annder. *Der verlorenn dienst vnnd der seindt fill, der ich mich vnderwundenn han* . . . 3 neunz. str. = 1582 A 101, B 42; Forster III, 73; 68 lieder. Nürnberg, Joh. v. Berg u. V. Neuber (o. j.), nr. 58 nur die erste str. Fl. bl. Hs. 1575, nr. 1; v. Helmstorff 1569/75, nr. 21; Ottilia

r 1592: Alem. 1, s. 50; Pal. 343, Görres, s. 86.

Och woltt sei als ich
r mein hertz freuden rich.

:in ander. *Erhenn werdt, auff m tugentt schon, ein kron weib-rtt*... 5 zehnz. str. = 1582 A 168, Forster I, 107. Fl. bl. Yd 9299 ıübsche lieder" Nürnberg, K. Her-j. (nr. 5 u. 28 d. hs. auch darin) werd, auff erd ... 5 entspr. str. „Vier schône Lieder" Wullffen-Cunradt Horn o. j. (nr. 81 d. hs. rin), 4. Ehren werdt, auff Erdt... r. str. Yd 7801 (v. Nagler) st. 15, blatt, 2 lieder enth. 1. Ern werdt l ... 5 entspr. str. Berl. hs. von ırff 1569/75, nr. 31; Pal. 343, nr. je 5 str.

Ein blintt man iß ein arm man,
ı das ein armer man,
ı weib nitt bezwingen kan.

:in annder. *Cupido triumphantt, t mein Lamentieren, Mein liebste ısantt, willt my abandonierenn*... ›nz. str.

Der alltzeitt myrckenn khundt
auff fastem grundt stundt,
· seinenn ancker sinckenn laitt
r der beste schiffmann nitt.

st. hs. 1213, bl. 13[b], nr. 5: Ach r wissen kondt ... Das wer der ch. nit.

in annder. *Mag ich rngefall er-auch nitt zu dieser frist* ... ichm. str.

Ach wo lang wo fern wo gern ich
mocht bei ir sein,
nckt mir hertz mutt vnnd syn.

Werltspr. 1562, bl. G 8[b]; 1601,

in annder. *Stettig du bist die kron, die ich in meinem hertzenn* 3 achtz. str.

(spr.) Beider will
Schafft vill,
Der liebster will
Das ist mein zill,
Darauff ich tracht
Bei tagh vnnd nachtt,
Biß das ich hab
Das mein hertz lab,
So stundtt ich fast,
Mein hertz hett rast,
Des sei gemachtt
Zu guetter nachtt,
Mein trewer dienst, stette freundtschafft
Sei euch zugesagtt,
In ewernn hertz gegossenn,
Wie ein kern in ein apffell verschlossen.

Vgl. P. v. d. Aelst, De arte amandi 1602, s. 115 Der beider wil, Schaffet gar viel... 18 z. Schluss: Mein trewen dienst, Befehl jhr mit fleiß, Ins hertz gegossen, Wie ein kern geschlossen, In ein bier [d. i. birne] gut. Biß in den todt.

46. Ein annder. *Mein synnekens seint my versteurett, druck leidenn moß ich altzeitt horenn*... 4 vierzehnz. str.

(spr.) Kein lieber dan dich,
Das weis Gott vnnd ich,
Kein ander ich beger,
Ob ich schon wer der weltt ein her.

Z. 1 u. 2 s. oben hinter nr. 36; z. 3 u. 4 hinter nr. 9; alle 4 zeilen unten hinter nr. 95. Z. 1 u. 2 auch in der niederrheinischen hs. v. j. 1574, bl. 95[a]: Euphorion 9, 294.

47. Ein annders. *Meins synnekens seintt mir durchtogenn, von einer so schoner junckfraw fein* ... 3 achtz. str. Vgl. Antw. lb. 1544, nr. 114, in 5 strophen, wovon die drei ersten den handschriftlichen entsprechen.

48. Ein annder. *Frolich so willenn mir singen, schla dein weib, vmb denn kop*, mitt kluppelenn salstu sei schmerenn, verdrinckenn ihr mantell vnnd rock, vnnd treitt sei mitt den fussenn, vnnd zugh sei bei dem har, thuitt ihr das ver-

driessenn, ich huir ein stim so susse, vnnd gib jr einenn schlagh. 5 neunz. str. — Fl. bl. Berlin Yd 9552 Ein new lied, von einem | alten man, wie er ein weyb nam. | Mer ein lied von einem | liederlichen man vnd seinem weyb. | Auch ein tagweyß, wie | man die bôsen weyber schlahen sol. | Ein ander lied, In dem | thon, Ich het mir fürgenummen. (4 bl. 8° o. o. u. j., rücks. des letzten blattes leer.) 3. Frôlich so wil ich singen, schlach dein weyb vmb den kopff . . . 5 str. — London, Brit. museum 11, 522 df 26 Ein kurtzweylig Lied, | von eynem liederlichen man | vnd seynem weyb, In dem | Thon, Maria zart. | Ein Tagweyß, wie man die | bôsen weyber schlahen sol. | (Bildchen. Am schluss:) Gedruckt zů Nürnberg | durch Valentin Newber. (4 bl. 8° o. j., rücks. des letzten blattes leer.) 1. Meyn fraw Hildgart, gar offt meyn wart . . . 5 achtzehnz. str. — 2. Frôlich so will jch singen, schlag dein weib vmb den kopff . . . 5 neunz. str. — Berl. hs. Mgq 718, bl. 66ᵃ: Mit lust so will ich singen, vnd schlag dein weyb zum kopff, mit knutlen soltu sy pören, versetz ir mantel vnd rock, vnd tritt sy mit den fuessen vnd nym sy bey dem har, hatt sy darab verdriessen, ain stym die lautt so suesse, so gib ir manchen stoß. 5 str.

(spr.) Katzenn, hinden vnnd beeren
Diese drei gedirte kan man woll lerhen,
Man findt abers keinen so weisen man,
Der ein boß weib bezwingenn kann.

Vgl. Werltspr. 1562, bl. F 2ᵇ:

Louwen, baren vnd swyne,
Dat synt dre wilde deerte tho themen.
Ick sach nů so wyß einen Man,
De ein quådt wyff themen kan . . .

Werldtspr. 1601, bl. 24ᵃ.

49. Ein annder. *So wunsche ich ir ein gutte nachtt, zu hundertt thausentt stunden* . . . 3 zehnz. str. = 1582 A 10, B 62; Forster I, 130, Blumm u. Aussb., s. 87, nr. 94; Bicinia 1545 II, 92, Gassenh. u. Reutterl. 25 — beide male nur die erste str. Fl. bl. Hs. 1574, nr. 46, 1575, nr. 39, Pal. 343, nr. 183, Val. Holl 1526, bl. 155ᵇ. — Hoffmann, Gesellschaftsl., nr. 135; Goedeke-Tittm., s. 65.

(spr.) Leidenn vnd meiden is mein beste cleidt,
Ein mantell von druck is mir bereitt,
Vnnd is gefodertt mitt verdreitt,
Noch woll ich lieber inn ellendt leben
Dan meinenn bolen vbergebenn.

50. *Dweill vmbsunst ist alle kunst, am taghe wirdt frei gegebenn* . . . 3 zwölfz. str. = 65 lieder, Strassburg, Schöffer u. Apiarius (o. j.), nr. 45; Forster 1, 120; Joh. Eccardus, Newe deutzsche lieder 1578, nr 4 (nur d. erste str.); Dedekind, Dodekatonon 1588, nr. 30; vgl. Goedeke, Grundr. II², s. 32. 34. 57 u. ö.; Wolkans liederb.: Euphorion 6 (1899), s. 655, nr. 55.

(spr.) Wehr kein weiblich bildt auff erden,
So woll ich ein waldt bruder werdenn.

51. Ein annder. *Ich sag ade, mir zwei mir mussen scheiden* . . . 4 ungleichm. str. Forster II, 27 (Goedeke, Grundr. II², s. 34); Antw. liederb. 1544, nr. 100; Hs. 1537: Weim. jahrb. 1, s. 104, nr. 15; ursprünglich holländisch, akrostichon auf den namen „Jacob“. G. Niege v. Allendorf: Berl. Mgq 864, V: Zuchtige Liedlein von der Liebe . . . bl. 37ᵃ (alte zählung 30ᵃ) Ich sag ade vff begeren corrigieret. | Ich sag ade | Wir zwey wir mussen scheiden . . . 3 siebenz. str. (bl. 6ᵃ mel.). Willems, Oude Vlaemsche Liederen 1848, s. 366; Snellaert, Oude en nieuwe Liedjes 1852, s. 19, 1864, s. 50.

(spr.) Mein augenn mogen dich woll verließen
Mein hertz sall nymmer ein ander kesenn.

Vgl. Hs. 1574, bl. 45ᵇ (auch 31ᵃ): Euphorion 9, s. 26 (auch 8, 526).

52. *Mein Syn seintt mir enthogenn, mein hertz iß mir durchwondtt* . . . 3 neunz. str. Vgl. hs. v. j. 1537: Weim. jahrbuch 1, s. 103, nr. 12 „Mijn sinnekens sijn my onthogen“ 5 str. Vgl. oben nr. 47.

Serpentin zongen iß boß venin
ndtt man die erger sein.

in annder. *Ich reitt mich ein-*
uff euenture, fur einen waltt was
ire . . . 3 siebenz. str. Hs. 1537:
jahrb. 1, s. 106, nr. 43 „Ic reet
op avonturen“ 3 str. Heidelb.
rm. 343, nr. 144 Ich ritt mir
ch abentheur, 3 str. Mone, An-
' (1838), sp. 378. – Görres, s. 90;
, nr. 146; Böhme, Altd. lb., nr. 188,
. III, s. 183, nr. 1295. — Vgl. noch
ffmann, Horae Belg. 2, s. 84 lied-
aus d. 15. jahrhundert: Ic reist
t om aventure al in een wout.

(spr.) Ehr vnnd zuchtt
ie ich in aller sochtt,
er mir das besohertt
hette ich meins hertzen beger.

in annder. *Ein Libser man, der*
kan, da dreibt man mitt den
nnd hon . . . 3 siebenz. str. =
u. Apiarius, 65 lieder (Strassb.
r. 28, in 3 entspr. str. — Böhme,
., nr. 357; Liederh. III, s. 553,
7.

Wer ich ein boser artt
ste (l. bößte) der ehe geborn wartt
er mein mutter ein huer
ein vatter ein dieff,
n geldtt so wehr ich lyeb.

in annder. *Das flog ein blaw*
uß wilder artt, der hatt mir mei-
lckenn entfortt, ich kans nitt
finden. 5 str.

Wer als guitt schlitten farenn on
schne
enn aus der ehe,
ftenn die baurenn keiner karren
mehr.

56. Ein annder.

Gott was sall ich singenn,
ill ist mir worden theur,
en ginck ich springen,
ich alles huett [*l.* heur];
mit grossen suchten schwer
verzehr ich mangen tag,
ungefell ist widder gefer,
wiewoll ich des nhomantz en clagh.

Lieb haben und zu meiden
ist mir eine schwere boiß,
das macht des kleffers zunge,
daß ich dich meiden mus,
das ich dich hab verlassen
so ganz und uberall,
so bin ich lieb dein eigen,
glaub mir zu diesem malh.

Du hast mir [ganz] umbfangen
das junge herze mein,
nach dir hab ich verlangen,
du zartte junckfrewlein fein;
dein mundtlein rott mir zu meiden
ist mir ein schwere buiß,
deß trauren ich winter und sommer,
das ich dich meiden moß.

Ich sall und moß [mich] scheiden,
eß kan nitt anders sein,
das brengt mir grosses leiden,
ist mir ein schwere pein;
ach scheiden immer scheiden,
[und] wehr hatt dich erdacht,
du hast mein junges herz[e]
auß freuden in trauren bracht.

Vgl. hs. d. Amalia von Cleve: Zeitschrift 22, s. 416 Ach got, wat sall ich syngen, | kurtzwyle ist myr woyrden duyre . . . 11 achtzeilige strophen, wovon 1. 2. 5. 6 vorstehender fassung entsprechen. Heidelb. Pal. 343, nr. 13 Ach Gott was sol ich singen, freudt ist mir worden deur . . . 5 achtz. str.; Görres, s. 71.

(spr.) Och mochtt ich wunschen das ich
woltt,
In der hellen all kleffer lieben soltt,
So mochtt ich zu willen sein
Der aller liebster mein.

Z. 3 „aller“ hinter „zu“ in der hs. durchstrichen; „lieben“ = „leben“ wie sehr oft in der hs.

57. Ein annder. *Och Gott wie ist mein boll so wiltt, daß man innenn an dem wege findt* . . . 5 ungleichm. str. Vgl. Antw. lb. 1544, nr. 138, in 6 strophen,

wovon die schlussstrophe der handschrift fehlt, die andern dieser entsprechen in der folge 1—3. 5. 4. Vgl. Böhme, Altd. liederbuch, nr. 423.

(spr.) Liebde mag leidtt leidenn,
das merck ich zu allen zeitten,
wer mit liebdenn iß vmbfangen,
der steitt seldenn sonder verlangen.

58. Ein annder. *Ach lieb mitt leidt wie hastu dein bescheitt cleglich in kurtz gespiltt auff mich* . . . 3 zwölfz. str. = 1582 A 6, B 58; Forster I, 97; Öglin 1512, nr. 6 (vgl. Goed. II[2], s. 26 u. 27); Gassenh. u. Reutterl., nr. 19; Bicinia 1545, II, 94; Blumm u. Aussb., s. 180 (nr. 183). Fl. bl. Berl. hs. 1575, nr. 38, Heidelb. Pal. 343, nr. 104, Münch. Cgm 1137, bl. 365. — Wackern. 1841, s. 860; Erk-Böhme, Liederh. III, s. 455, nr. 1644 (verdruckt 1444).

(spr.) Dar die lieff denn hefft gewaltt,
Dar seintt die gedanckenn mennichfaltt.

59. Ein annder.

Mein herz ist alles traurens voll,
darzu bin ich bedrofft,
freudtt und muth ist gar darhin,
fur einen narren werden ich geeufft,
och richer gott das clag ich dir,
das ich die liebste moiß meiden,
brengt mir ein schware pein.

Trauren und leiden moß mein eigen sein,
darzu bin ich bedrufft,
die schonste, der ich so laug gedienet han,
hatt mich darzu gebracht,
daß ist des falschen kleffer schuldtt,
her gott mocht ich daß ahn im wreghen,
sunst wirtt sie mir nymmer holdtt.

Ich hab den tagh woll ehr geliebt,
daß ich was freuden reich,
kein freier helt auf erden liebt,
daß ließ ich gethuncken mich,
nhu bin ich verschmadett vonn aller weltt,
daß lichtt mein herz in den thoitt gequeltt,
biß daß eß mir besser gefelt.

Daß ich nhu so traurich bin,
das ist meiner traurigheit schuldtt,
und wan sie sich bedenken woltt,
sie must mir wesen holtt,
och mocht eß sunder den thott geschehen,
mein herz woltt ich aufschliessen
und lassens vonn binnen besehen.

Heidelb. Pal. 343, nr. 68, in 5 str. Weim. hs. 1537: Weim. jahrb. 1, s. 104, nr. 20, in 5 str. Wolkans liederbuch: Euphorion 6, s. 659, nr. 96, in 5 str. Str. II, z. 2 trawren mus ich tag vnd nacht. IV fehlt in der Berliner hs. Die drei letzten zeilen bilden eine mehrfach angewandte schlussformel; vgl. Berl. hs 1574, wo die letzte strophe des liedes „Ich schweigh und mues gedenken" (nr. 63) beginnt: Ach mogt es sunder den toedt geschehen, | Herzallerliebster mein, | Mein herz wol[t] ich dir uf schneiden, | Und lassens von binnen bsehn . . .

(spr.) Och wie schwaer das ehr draget,
Der diepe suchtet und nitt en claget;
Ich wer woll fro wan ich solde
Und hette waß ich haben wolthe.

60. Ein annder.

Lustlich so hab ich mich außerweltt
meines herzen ein ewigen kron,
die mir in meinem herzen gefeltt
bouen andern junckfrawen schon,
mitt thugden ist sei sehr gezieret
das hubsche junckfrewlein fein,
des ist stetz zu ir gekert
das frum junge herze mein.

Ich sagens nhu zu dieser zeit
all auß meins herzen grundt,
mein herz steitt mitt ganzen fleiß
nach irhem roter mundt,
so sall sie stetz die liebste sein
und sein mein außerkoren,
sie gefeltt mir in dem herzen mein,
meinen dienst will ich nicht sparen.

Sie lest eß mich geniesen
meines herzen einiges trost,
wan sie das krichtt zu wissen,
das ich nhu sein verlost
von mugh und auch vonn sorgen
mein syn auf jr gestaltt,
daß rodt ich vnuerborgen,
sie mir allein gefeltt.

eigen will ich sterben,
·dde ich ir furwar,
w will ich erwerben,
ıbde sall werden claer,
h zu ihr hab getragen
.nniche stundtt und tagh,
will ich offentlich sagen,
achet Venus macht.

Ich woltt gern wissen wie ehr heisth,
ch vonn hubschen junckfrewlein nitt narren leiß,
is ehr genhant,
ıam is sein vatter landt.

. Künstlike Werltspröke 1562, bl. Ick wolt gern weten, wo de hete, | ɔk van frouwen nicht narren lethe... .tspr. 1601, bl. 9[b].

ı einem in fliegenden drucken (Yd st. 12 u. 14, Ye 2942 u. 43) mehr- ınzutreffenden liede des Jörg Graff anfang und schluss:

ı hört jr herren all geleych, wie bey Wien in Osterreich, vier mort geschehen, von einer hübschen ·rin, das wil jch euch veriehen...

west so gerne wie der hieß, der it weiber narren ließ, nun last vns ·dencken, wie wir bewaren vnser das wirs dort nit versencken.

rbuch d. vereins f. niederd. sprach- ung (3. jahrg.) 1877, s. 61: Ick gerne weten... s. 63 noch einmal: eis nicht, wei der heist... 4 zeilen, ·er „anno 1510". Vgl. noch s. 66.

Ein annder. *Ach winter kallt wie igfallt krengstu hertz mutt vnnd* ·ı... 6 neunz. str. = 1582 A 25, Niederd. liederb. 82. Fl. bl. Hs. 1574, ; 1575, nr. 44; Hs. des P. Fabricius, ·2; Goedeke-Tittm., s. 161; Erk- ə, Liederhort III, s. 456, nr. 1645.

.) Der mir theitt das ehr mir gan,
ils im lohnen ob ich kan,
i [gut] oder boß ich wils gedenken
vill jm von dem selbsten schenken.

62. Ein annder.

Ich kam darher gegangen,
die zeitt wartt mir nitt langk,
und mir wartt dar gegeben
ein freundtlich ummefangk.

Und mir wartt dar gegeben
all von der allerliebster mein,
mich dochtt es kam mir eben,
och mocht ich bei jr sein.

Sy (?) fortt mich allein (?)
als hier und anders wha,
des wunschen ich zu gutte
vill thausent guetter jair.

Das ist mir ein schwere noitt,
das ich mich mus meiden ir mundlein rott,
wee mir hude und immer mehr,
wan ich sie so selden sehen.

(spr.) Och wie schwar hie drachtt,
Der schwigtt vnnd nemantt clagtt.

63. Ein annder.

Woltt mich der wechter wenken
nach meines herzen lust,
das ich mich nitt verschlepe
an meines lieben brust,
ich hort ein hor[n]lein schallen
junckfrewlein weckt ewern gesellen,
das ehr sich nitt verschlap.

Wie gern woltt ich inn wecken
den allerliebsten mein,
ich fruchtt ehr soltt verschrecken
sein herz und auch das mein,
dan musten wir zwei scheiden,
so traurten wir alle beiden,
das thuet des tages schein.

Och wechter wollestu schweigen
und folgen meiner lehr,
bei der liebsten woltt ich pleiben,
verlassen guitt und ehr,
och wechter trauwer geselle,
wer mein lieb in der hellen,
bei jm so woltt ich sein.

Ehr nam sie bei den henden,
bei irer schneweisser handtt,
ehr leidtt sei also balde,
dar ehr das bettelein fantt,

dar ligen die zwei verborgen
bis an den lichten morgen
das sich der tag auf brach.

(spr.) Ich woltt das all zongen weren gesplissen,
Die mehr klaffen dan sei wissen.

64. Ein annder. ***Wor ich mitt dem leib nitt khommen mag, dar ist all tagh, mein hertz vnnd gemutt***... 3 siebenz. str. Vgl. Forster III, 57. Fl. bl. Yd 7821, st. 5 Drey schöner lieder, das | erst, Mein fleyß vnd müe. Das | ander, Mein hertz hat sich | mit lieb verpflicht. Das | dritt, Wo ich mit leib | nit kummen mag, | da ist alltag. (Bildchen. 4 bl. 8° o. o. u. j., rücks. des ersten u. letztes bl. leer.) 3 in 3 str. Hs. M. Ebenreutters 1530/50: Berl. Mgf 488, bl. 323ᵃ, in 3 str.

(spr.) Frundt vonn trawenn
Trost vonn hubschenn junckfrawenn
Vnnd geltz gnoch darbei
Der daz erlangenn kan, Der ist aller sorgenn frei.

65. Ein annder. ***Du mein schatz, dein suesser schwatz, dein weiblich schon, vnnd hohe zuchtt, ist mir kuntt***... 3 zwölfz. str. Pal. 343, nr. 24 u. 47, in je 3 str. Gassenh. u. Reutterl., nr. 81: E du mein schatz, dein süsser schwatz, dein weiblich schön vnd höchste zucht, ist mir so kundt... 12 z. (nur d. erste str.)

(spr.) Frawenn list
Bedrugtt als was da ist,
Wer Gott ein gauch,
Sei bedrugh in auch.

66. Ein annder. *Wiewoll ich arm vnd ellendt bin, So hab ich doch einenn stättigenn syn*... 5 fünfz. str. Vgl. 1582 A 27 u. 227, B 79 u. 174; Forster V, 49. Niederd. liederb., nr. 52; Blumm u. Aussb., s. 160 (nr. 167). Fl. bl. Hs. 1574, nr. 61, 1575, nr. 45; Hs. f. Ottilia Fenchler 1592: Alemannia 1, s. 49; Pal. 343, nr. 38. — Görres, s. 87; Uhland, nr. 72; Hoffmann, Gesellschaftsl., nr. 101; Böhme, Altd. lb., nr. 431; Lh. II, s. 552, nr. 747; R. v. Liliencron, Volksl. um 1530 (Nat.-litt. 13), s. 364, nr. 126; C. F. Becker, Lieder u. weisen I, s. 17.

(spr.) Arm einfeltig vnnd from
Ist mein schatz vnnd reichtumb.

67. Ein annder.

Jtz wurtt mir kundt verlangen
in meines herzen grundt,
suchten, trauren, bangen,
dick und zu manger stundt,
moß ich im herzen dragen,
das ist ein leiden groß,
ich weiß es nemantz zu clagen,
des stehen ich freuden bloß.

Ich mocht es deme clagen,
ja lieber wer ime mein leidtt,
drumb muß ichs alleine dragen,
das ist gar schwar arbeitt,
jedoch so will ich hoffen,
wehr weiß wie es gefeldtt,
es mocht noch werden offen,
ich wurdt zu ir geseltt.

Mich will verlangen thotten,
und es mich hart erbrantt,
ich leigen in grossen nothen,
doch stett zu ir gewantt
mein herz ohn widder keren
biß auf mein hinnefartt,
in freuden kan sie mich erneren,
wan sie nitt wesen woltt zu hartt.

(spr.) Der mir mein hertz beschwertt
Vnnd meiner in rechter trewen nitt begertt,
Der loß mich pleibenn der ich bin
Das beger ich vnnd eigh (?) nitt mein.

68. Ein annder.

Ade ich mos mich scheiden,
ade ich mos daruann,
ich bitt nhu dragtt kein leiden,
das ich mos vonn dir scheiden,
gedenk herzlieb darann.

Gib nemantz baldtt glauben,
vertraw nitt iedermann,
schlag alles aus dem synnen,
das dir kein schmerz en brengen,
gedenk herzlieb darann.

t Gott bistu mir die liebste,
ich auf meinen aidt,
z in meinem leibe
und sall dir pleiben,
ch schonn uber thausentt meilen [weit].
du außerwelte,
moes daruann,
oes dir in gesontheit sparen,
ch vor leidt bewaren,
ich wieder kom.

1574, nr. 67, in 4 entspr. str. Akro- „Anna"?

(spr.) Ich bin der ich bin,
Wiltt ist mein Syn,
Hogh ist mein mutt,
Klein ist mein guitt,
Dar ich nitt fill von han,
Der muß mich woll mitt freden lan.

. 1—4 vgl. Werltspr. 1562, bl. G 1[b]; bl. 26[b]; Jahrb. f. niederd. sprach- ng (3) 1877, s. 62: Ick byn de yck . 6 entspr. z.

Ein annder. *Saligh ist der tagh ir das gluck verlehenett hatt . . .* . str. Vgl. 1582 A 95, B 40; Franck, d. bergkreyhen 1602, nr. 16. Fl. bl. 75, nr. 3; Pal. 343, nr. 97 u. 185.

(spr.) Manner list iß behendtt,
rauwenn list hatt kein endtt,
eiß ist der mann,
er sich fur frawen list huten kan.

Ein annder. *Ich mus von hin, ob ich bin, hertzliebste mein, in er pein . . .* 3 siebzehnz. str. 1582 , B 49, in je 4 strophen, wovon den handschriftlichen entsprechen. Ye 16 Drey hübsche Lieder, das | ieblich hat sich gesellet, mein | hertz rtzer frist. | Das ander, Dein lieb | dringt mein junges hertz | Das , Ich muß von | hin, darumb ich (Bildchen. Am schluss:) Gedruckt ürnberg | durch Valentin | Neuber. 8° o. j., rücks. des letzten bl. leer). str. 1 u. 2 s. unten nr. 73 und 92. Helmstorff 1569/75, nr. 17, in 4 str. 43, nr. 161, in 4 str.

(spr.) Ich bin from frolich vnnd frey
Vnnd obrechtt darbei,
Wer iß der gene dann,
Der von mir bois sagen kan.

71. Ein annder. *Ich lag der schwenck, so ich gedenck, das in eim jair, vergessenn gar, iß worden mein . . .* 3 neunz. str. Hs. v. Helmstorff 1569/75, nr. 12, in 3 str.

(spr.) Nach druck
Kertt gluck.

72. *Nach luist hab ich mir außerwellt, Die fraw meins hertzenn ein trosterin . . .* 3 neunz. str. = 1582 A 4, B 173; 75 lieder, Cöln, A. v. Aich (o. j.), nr. 26; 56 lieder (o. j.), nr. 16; Forster III, 55. Niederd. liederb., nr. 51. M. Ebenreutters hs. 1530: Berl. Mgf 488, bl. 330[a]. Vgl. Bibl. d. litt. v. 30, s. 1472; Wackern., Kirchenlied 1841, s. 855; C. F. Becker, Lieder u. weisen vergangener jahrhunderte, 2. aufl. 1853, III, s. 3.

(spr.) Schon wortt vnnd da gelogenn
Habenn manchenn gesellen bedrogenn.

73. Ein annder. *Lieblich hatt sich gesellett, mein hertz in kurtzer frist, zu einer die mir gesellett (l. gef.) . . .* 4 siebenz. str. = 1582 A 19, B 71; Bergr. 1531, nr. 18, 1536 u. ö., nr. 27; Forster II, 1540 u. ö., nr. 14; Gassenh. u. Reutterl. (o. j), nr. 6 nur d. erste str.; 68 lieder, Nürnberg, J. v. Berg u. V. Neuber (o. j.), nr. 29, in 4 str. Niederd. liederb., nr. 46. Fl. bl. Berlin, Basel, Zürich. Berl. hs. 1574, nr. 17; 1575, nr. 92; Heidelb. Pal. 343, nr. 164. — Nicolai, Alm. 2, s. 5, nr. 2; Wackern., s. 856; Hoffmann, Gesellschaftsl., nr. 41; Goedeke-Tittm., s. 25; Böhme, Altd. liederb., nr. 131, Liederh. II, s. 278, nr. 456; R. v. Liliencron, Volksl. um 1530 (Nat.-litt. 13), s. 294, nr. 103.

(spr.) Allein mein
Oder laß es auß sein.

Vgl. Joh. Petrus de Memel, Lustige gesellschaft (o. o.) 1656, s. 133; 1660, s. 102 (u. ö.): „Lieb mich allein, | Oder laß es gar seyn" Einzeldruck des Brit.

mus. 11522 df 53 „Zwey Hübschen Lieder“ Augspurg, Christoff Gastel (o. j.). Schluss: „Allein Mein, Oder | laß gar sein.“ Mone, Anz. f. kunde d. teutschen vorzeit 7 (1838), sp. 501: „Gar mein | oder laß aber nichts sein.“ Eintragung der jungen baronesse von Crailsheim aus dem jahre 1774 in die von ihrem vater zu seiner studentenzeit angelegte liederhandschrift (Berl. Mgq 722): „Liebe mich allein oder laß gar sein.“ Kopp, Deutsches volks- u. studentenlied, s. 10, Ein sträusschen liebesblüten, s. 14.

74. Ein annder. *Schonn vnnd zartt, vonn edler artt, erzeigtt hast dich genn mir freundtlich* . . . 3 achtz. str. = 115 liedlein, Nürnberg, J. Ott 1544, nr. 38: E schön vnd zart von edler art, erzeigt hast dich gen mir freundlich . . . 3 achtz. str. Stellt man die 2. strophe mit der dritten um, so hat man das akrostichon „E-li-se“. 68 lieder, Nürnberg (o. j.), nr. 8, wovon der anfang fehlt: meinen gir all lieb vnd trew teil ich mit dir. 2. Sech ich das sich, gelück für sich, kert auff mein fart . . . 3. Lieb hat kein maß . . .

(spr.) Verlorenn iß wolthatt vnnd das guitt
Daß man einem vndanckbarenn thuitt,
Ein boses hertz gar seltenn
Daß guitt mitt guttem thuitt vergeltenn,
Ich will daß sei all erstickett werhenn
Die anders sein dan sie geberenn.

75. Ein annder. *Ich armer boß bin gantz verirtt, ach Jupiter sendt mir dein hilff* . . . 3 zehnz. str. 1582 A 18, B 70; Forster III, 75. Niederd. liederb., nr. 55: in je 6 strophen, wovon die drei ersten den handschriftlichen entsprechen. 68 lieder, Nürnberg, J. vom Berg u. V. Neuber (o. j.), nr. 11 u. 17, in je 3 str. Fl. bl. Berlin, Basel. Heidelb. hs. Pal. 343, nr. 157. — Erk-Böhme, Liederh. III, s. 464, nr. 1657.

(spr.) Wor ich mich hin wendt
Vngefell iß altzeitt mein gesell.

76. Ein annder. *Ich bin ein jeger vnuertzagtt, blaß auff mein hornn hatt nehe versagtt* . . . 4 achtz. str. Jagdlied in erotisch-obscönem sinne; Namenl. „Jorg“. Nürnberger druck von 68 liedern (o. j.), nr. 12; vgl. Goedeke, Grundr. II², s. 40; Böhme, Altd. liederb., nr. 447.

(spr.) Deiff zu suchtenn vnnd vern zu senden
Vbell zu empfangenn ist groß ellende.

77. Ein annder. *Wie hastu mich, so krefftiglich mitt deiner lieb vmbfangenn* . . . 3 vierzehnz. str. = 68 lieder, nr. 13.

(spr.) Lieff aldett vnnd machtt greiß bar.
Sunst aldett mannicher sunder jair.

78. *Ich clag denn tagh vnnd alle stundt, daß mein außbundt, nitt hatt sein gesundt* . . . 3 fünfz. str. = 1582 A 189, B 146; 121 lieder 1534, nr. 27; 115 liedlein 1544 unter den sechsst., nr. 4; Forster I, 33; Gassenh. u. Reutterl. (o. j.), nr. 59, nur d. erste str.; 68 lieder, Nürnberg (o. j.), nr. 16, in 3 str. Fl. bl. Yd 7821 (einband v. j. 1539) st. 33: Drey schöne newe Lieder | Das erst, Ich klag den tag vnd alle stund. | Das ander, Schôn bin jch nit. Das | dritt, Sie acht meyn nit auß vbermût. (Bildchen. Am schluss:) Getruckt zû Nürnberg durch | Kunegund Hergotin. (4 bl. 8° o. j., rücks. des ersten und des letzten bl. leer.) 1 in 3 entspr. str. (Das zweite lied s. unten nr. 108.) Yd 9261 bruchstück, letztes blatt eines liederheftchens, rücks. leer, vorderseite: Ein anders Lied. Ich klag den tag vnnd alle stund . . . 3 entspr. str. Gedruckt zu Augspurg, bey der Agatha Geglerin. (1 bl. 8° o. j.) Yd 9681 Drey Schône Lieder, | Das erst, Ich armer Poß ꝛc. Das | ander Ißbruck ich muß dich | lassen. Das drit, Ich | klag den tag vnd | alle stund. (Bildchen. Am schluss:) Gedrûckt zu Nûrnberg | durch Friderich, | Gutknecht. (4 bl. 8° o. j., rücks. des ersten und des letzten bl. leer.) 3 in 3 entspr. str. (Das erste lied s. oben nr. 75). Heidelb. hs. Pal. 343. nr. 85. — Erk-Böhme, Liederh. III, s. 464, nr. 1658.

Einer der woll verbiedenn,
dich nitt soll liebenn
nen rappenn weiß woltt badenn
itt vnnutz arbeitt auff sich latheu.

in annder. *Eß iagtt ein ieger* *utt, ehr iagtt auff* (l. *auß*) *fri-* *'reiem muth* . . . 4 fünfz. str. = 113; 68 lieder, Nürnberg (o. j.), ebf. 4 str.; Forster III, 72, in 7 'underh. I, s. 113; Uhland, nr. 101; , s. 188; Goedeke-Tittm., s. 110; Altd. liederb., nr. 441, Liederh. 303, nr. 1442.

spr.) Schweig vnnd leitt,
'ck vnnd mydtt,
'ß fromb mitt erhenn,
; kann nemantz verkerenn.

Ein annder. *Ich weiß mir ein* *n hubsch vnnd fein, hutt du* 3 vierz. str. 68 lieder, Nürn- j.), nr. 33, in 3 str.; Bergr. 1574 in 5 str. Fl. bl. Yd 9994 Drey e Lieder, | Das erste, Wach auff hertzen | ein schöne, zart aller mein. | Das Ander, Mein M. Ich ich auß erwelt. | Das dritt, Ich iir ein meyd- | lein hübsch vnd (Bildchen. Am schluss:) Gedruckt ·nberg, durch | Valentin Neuber. ° o. j., rücks. des ersten u. letzten .) 3 in 5 str. (Das erste lied s. ır. 100). — Nicolai, Almanach I, nr. 19; Wunderhorn I, s. 207; nn, Gesellschaftsl., nr. 50; Goedeke- s. 42; Böhme, Altd. liederb., nr. iederh. II, s. 263, nr. 445; R. frh. ıcron, Volksl. um 1530 (Nat.-litt. 280, nr. 97.

Ein annder. *Erst hebt sich nott* *amer an, ich sich das ichs nitt* *kan, so eß mus gescheidenn* . . 3 siebenz. str. = 1582 A 195, vgl. P. Schöffer 1513 bei Goedeke, II², s. 26 u. a.; 68 lieder, Nürn- . j.), nr. 34, in 3 str. Niederd. , nr. 4. Fl. bl. Hs. v. Helmstorff), nr. 18; Pal. 343, nr. 115.

(spr.) Wer ein vngluck nitt meiden kan,
Der gehe nhur frisch mitt freuden dran,
Das leidtt das man mitt freuden annympt
Iß des zu leichter wan eß einem ankumptt.

82. Ein annder. *Fur alle freudtt auff diesser erdtt, hab ich mir ein schatz auserweltt* . . . 3 zehnz. str. 68 lieder, nr. 40, ebf. in 3 str. Fl. bl. Yd 7801 (v. Nagler), st. 24, ebf. 3 str. Weim. sammelb., st. 55 Drey hübsche Lieder, Das | Erst, Für alle freud auff diser erden ꝛc. | Das ander, Ich scheid dahin, doch | bleybt meyn sin. Das dritt, | Wie schön plüet vns | der Maye. (Bildchen. Am schluss:) Getruckt zů Nůrnberg durch | Kunegund Hergotin. (4 bl. 8° o. j., rücks. des ersten und des letzten blattes leer). Fur alle frewd auff diser erden, hab jch mir eyn schatz außerwelt . . . 3 str. Das dritte lied des einzeldrucks unten nr. 118. Heidelb. hs. Pal. 343, nr. 132, ebf. 3 str. Ursprünglich akrostichon FELi(X)?

83. Ein annder. *Kein freudtt ohn leidtt mag mir wiederfaren, dweill ich plech der liebenn zuchtt* . . . 3 zehnz. str. = 1582 A 39, B 91. Niederd. liederb. 109(94). Fl. bl. Hs. 1574, nr. 48; 1575, nr. 48. Erk-Böhme, Liederh. III, s. 468, nr. 1663.

(spr.) Eß hatt die ridtt,
Wie ichs anfangh so schickt sichs nitt.

84. Ein annder. *Nye grosser leb mir zu handenn kam, vonn wunderlichem schertzenn* . . . 3 zehnz. str. = 1582 A 191; Forster I, 109; Goedeke-Tittmann, s. 24.

(spr.) Nemantt auff erdenn so woll thoitt
Das eß iederman duncktt sein guitt.

85. Ein ander. *Betrachtt vnnd achtt, was scheidenn machtt, kein bitters krautt auff erdenn, Mag gesein* . . . 3 zwölfz. str.

(spr.) Ich pleib dir holdtt,
Eß kost waß eß woll,
Daß weiß Gott vnnd ich,
Der welche vur leidtt behuitt dich vnnd mich.



86. Ein annder. *Entzundtt mein gemuitt, ist nahe ir guitt, fur scham ich ir nitt sagenn kan, mein hertzlich gir*... 3 zwölfz. str.

(spr.) So lang das gluck einem beisteitt,
Ein ieder freundtlich zu jm geitt,
Kumpt er aber jn vngefell,
So heist['s:] kein geltt kein gesell.

87. Ein annder. *Mitt kommer schwer, mitt kommer schwer, hatt mich gantz sein* (l. *seer*), *groß vngluck vmbgebenn*... 3 elfz. str. Vgl. oben nr. 26 noch einmal dasselbe lied.

(spr.) Wer schwetzer vnnd orhen bleser
Die pflumen streicher vnnd fedder leser
Bei sich im hauß wonenn lest,
Der hatt furwar auch gerne gest.

88. Ein annder. *Holtsehеligs weib, deiner reiner stoltzer leib, hatt mich behafft, mitt schwerer leib*... 3 str. Fl. bl. Yd 7821 (einband v. j. 1539), st. 19, drei lieder enthaltend, Nürnberg, K. Hergotin o. j. 2. „Holdtseligs weyb" 3 str. (Nr. 49 auch in diesem einzeldruck).

(spr.) Vergangenes sall man dencklich achten,
Das zukunfftig sall man fur betrachten,
Das gegenwurtig ordinerenn,
So mag man ein rechtt lieben furen.

89. Ein annders. *An dich kan ich nitt frewenn mich, seitt du mich hast gefangenn*... 3 zwölfz. str. = 1582 A 34, B 86; 75 lieder, A. v. Aich (o. j.), nr. 5, in 3 entspr. str.; Gassenh. u. Reutterl., nr. 31. Hs. d. Amalia v. Cleve: Zeitschrift 22, s. 402, in 3 str. Fl. bl. Yd 9911 Zwey Schône | Lieder, Das erste Sag | an hertz lieb was scheyden | thut. | Das ander, On dich kan ich | nicht freyen mich. | (Bildchen. Am schluss:) Gedruckt zu Nůrn- | berg durch Valen- | tin Neuber (4 bl. 8° o. j., rücks. des ersten und des letzten blattes leer). 2 in 3 entspr. str.

(spr.) Seich an mich vnnd gedenck an dich,
Bistu vnstrafflich so straff mich.

90. Ein anders. *Es wundertt rechtt mich krancken knechtt, daß ich verschmahett* (l. *verschmecht*) *von ir soll sein*... 3 achtz. str.

(spr.) Ich bin ellendich vnnd allein
Ich enweiß nemantt der mich mitt trau wen meintt.

91. Ein annder. *Ach vnfall schwe vnnd sehentlich pein, verlangenn mere mein leiden*... 3 zwölfz. str. Akrosticho „An[n]a"?

(spr.) Sei krencktt mir syn vnnd moi
Dy(?) mir des gefallenn thuitt,
Vur sei stell ich leib vnnd guitt.

92. Ein annder. *Dein lieb durchdring mein ellendes hertz, furwar on schert bin ich verwundt*... 3 elfz. str. = 158 A 205, B 165. Fl. bl. Ye 15 „Drey hůbsc Lieder" Nürnberg, V. Neuber o. j. (nr. auch darin). Ye 16 „Drey hůbsche Liede Nürnberg, V. Neuber o. j. (nr. 70 u. auch darin). Alem. 1, 51.

(spr.) Noch gewin
Steitt mein synn.

93. Ein annder. *Weß sall ich mich ernerenn, ich werdtt gehaltenn so kortt*... 3 neunz. str. Vgl. oben nr. 39 Mocht ich vergessen lehren... 3 neunz. str. P. v. d. Aelst, De arte am. 1602, s. 182 Wes soll ich mich ernehren, ich bin gehalten so hart... 8 neunz. str. 5. Möcht ich vergessen lehren...

(spr.) Kundtt ich mitt blauwen lackenn
Ein loß hertz stehett machenn,
Hett ich burg vnnd landtt
Ich geb sei all vmb blaw gewanndt.

94. Ein annder. *Wha sall ich hin, wo sall ich her, wha sall ich mich hi kerenn*... 4 zwölfz. str. = 1582 A 8 B 155. Fl. bl. Hs. d. Amalia v. Cleve: Zeitschrift 22, s. 405, nr. 28, in 10 str. H 1575, nr. 68, Pal. 343, nr. 11, in je 4 st

(spr.) Och Gott ker vnnd wendt
Mein sach zum gutten endt.

95. Ein annder. *Eß taghtt vor de walde, stehe auff schonn boill*... 3 st Fassung sehr verdorben.

›r.) Kein lieber dan dich,
weiß Gott vnnd ich,
lieber ich beger,
ı wehr ich schonn der welt ein her.

eselben vier zeilen s. oben hinter nr.
z. 1 und 2 für sich besonders hinter
6; z. 3 und 4 hinter nr. 9.

. Ein annder. *Mein einigs A mein ster schatz, mein trost auff dieser nn* ... 3 zwölfz. strophen, deren letzte : vollständig ist. Vgl. Pal. 343, nr. ebf. 3 str. Fl. bl. Yd 9126 (beschr. en nr. 23) in 3 str. Yd 9918 Zwey che Lieder, | Das erst, Es ritt ein ter | wolgemut. | Das ander, Mein ɡs A. | mein hôchster schatz. (Bild- . Am schluss:) Gedruckt zu Nůrnberg h | Valentin Neuber. (4 bl. 8° o. j., s. des ersten und des letzten blattes . „Mein einigs A.“ 3 str.

r.) Ich hab dir hertz lieb mein liebenn gebenn,
anst mich thottenn oder lassenn lieben,
ı sall mir nemantz lieber sein
allein das junge hertze dein.

. Ein annder. *Ellendtt brengtt pein, hertzenn mein, so ich dich lieb mus lenn* ... 3 zwölfz. str. Akrostichon ı? = Forster I. 92, III, 79; 115 lied- 1544, nr. 76, in 2 str.; 65 lieder, ɜsburg, Schöffer u. Apiarius (o. j.), 13, in 3 str.; Gassenh. u. Reutterl., ı1, nur d. erste str. Vgl. Goedeke, ıdr. II², s. 32. 34. 36. 38 u. ö. Fl. bl. . hs. 1575, nr. 32; Heidelb. Pal. 343 fol., ı7.

(spr.) Noch guitt vnnd gluck
ɜtell ich mein hoffnung duck.

ı. Ein ander. *Ade ich mus mich idenn, aus traurentlichem mutt* ... ınnz. str. 1582 A 169, B 87, in je ophen, wovon die 4 ersten den hand- iftlichen entsprechen. Fl. bl. Yd 9081 ıner lieder zwey. | Das Erst, Alde ich mich schey- | den, aus trawrigk- ım můt. | Das Ander, Freůndlicher , ich hab | erwelt, meyn hertz bey dir | zů bleyben. | M.D.XX Vj. (4 bl. 8° o. o., rücks. des ersten und des letzten blattes leer). 1 in 7 str. — Yd 7821, st. 22 Schöner Lieder zwey, | Das erst, Alde můß jch mich scheyden, | auß traurigklichem můt. | Das ander, Freundtlicher held, jch hab | erwelt, meyn hertz bey dir | zů bleyben. (Bildchen. Am schluss:) Gedruckt zů Nůrmberg durch | Kunegund Hergotin. (4 bl. 8° o. j., rücks. des ersten und des letzten blattes leer). 1 in 7 str. — London, Brit. mus. 11, 522 df 18 Schôner Lie- | der zwey Das erste, Alde ich | muß mich scheiden, aus trawrig- | klichem mut. | Das ander, Freundtlicher Heldt, ich | hab erwelt, mein hertz bey | dir zu bleiben, | (Bildchen. Am schluss:) Gedruckht, zu Straubing, | durch Hansen | Burger. | Amor vincit omnia. (4 bl. 8° o. j., rücks. des ersten und des letzten blattes leer). 1 in 7 str. — 11, 522 df 53 Zwey Hübschen Lieder, das | Erst, Alde ich můß mich scheyden, auß | trawrigklichem Můt. | Das ander, Freůndtlicher | Held, ich hab erwôlt, mein Hertz | bey dir zůbleiben ꝛc. | (Bildchen) | Getruckt zů Augspurg, Durch | Christoff Gastel. (3 bezw. 4 bl. 8° o. j., viertes blatt fehlt, rücks. des ersten leer). Am schluss: „Allein Mein, Oder | laß gar sein.“ 1 in 7 str. — C. F. Becker, Lieder u. weisen I, s. 15.

99. Ein annder.

Schons lieb ich bin dir treu und holtt
auß ganzem meinem herzen,
woltt gott das mirs geburen soltt
mitt dir frundtlich zu scherzen,
nicht liebers auf erdt
mein junges herz begertt
dan dein freundtschafft zu erwerben,
desto frolicher woltt ich sterben.

Du soltt mein gemuett nicht verachten,
du schones megdlein rein,
und mein gunst [solt] du betrachten,
dweil ich dich fur all gemein
⟨. . .⟩ hab außerkoren
nitt laß sein verloren,
vergeltt lieb mitt trewen,
daß soll dich nitt gerauwen.



Sprich zu mir ein freundtliche redde,
das mein herz trost befinde,
und mein schmerz sich verker zu freudt,
dir will ich mich eweglich verbynden,
der diener dein,
zartt liebste mein,
vor meines lebens ende
will ich von dir nitt wenden.

(spr.) Suchten vnnd clagen
Machen mich altt in meinen jungen jairen (l. tagen).

100. Ein annders. *Wach auff meins hertzn eine schon zartt aller liebste mein* . . . 8 siebenz. str. Vgl. Niederd. liederb., nr. 144 (130). Fl. bl. Hs. d. frh. v. Reiffenberg, Nouv. Souvenirs d'Allem. I, s. 224; Mgq 718, bl. 11[a]. — Nicolai, Almanach II, s. 9, nr. 3; Wackernagel, s. 839; Goedeke-Tittm., s. 75; Böhme, Altd. lb., nr. 118, Lh. II, s. 603, nr. 804.

101. Ein annder. *Mein hertzigs lieb, ich mich stetz ieb, noch dir in allenn erhn* . . . 6 zwölfz. str. Wechselgespräch: jüngling str. 1. 3. 5; jungfrau 2. 4. 6.

102. Ein annder. *Ade mitt leidtt, ich von dir scheidtt* . . . 3 achtz. str. = 1582 A 177, B 130 (nur 2. 3 = III. II); Liederbuch, Augsburg, Öglin 1512, nr. 18, ebf. in 3 str. (Goed. II[2], s. 26); 121 lieder, Nürnberg, Ott 1534, nr. 3, nur anfangsstrophe. Berl. hs. Mgo 237, bl. 4[a], in 3 str. Hs. d. Amalia v. Cleve: Zeitschrift 22, s. 401, nr. 7, in 3 str. Hs. f. Ottilia Fenchler: Alemannia 1, s. 28, in 3 strophen, eingerahmt von den beiden sprüchen: „Lieb ist leydes anfang, | es geste kurz oder lang" und „lieb haben vnd nicht genießen, | das möcht den tüffel verdrießen". Pal. 343, nr. 64, in 3 str. Ketzmanns hs. 1552, bl. 281[b], in 3 str. — Hoffmann, Gesellschaftsl., nr. 154.

(spr.) War ich mich ker vnnd wendtt (l. wend' und kehr',)
Ist mir nichtz lieber dan mein ehr.

103. Ein annder. *In herter clagh, fur ich mein zeitt, vnnd bin mitt schmertzenn beladenn* . . . 3 achtz. str.

(spr.) Die ich mir in erhn hab außerweltt
Darfur nem ich kein guitt noch geltt.

104. Ein annder. *O weiblich bildtt, wie reich vnnd miltt, dein lob erheltt ob allenn das auff erdenn ist* . . . 3 zwölfz. str. Goedekes grundr. II[2], s. 27: P Schöffer 1513, nr. 19. Pal. 343, nr. 26 E. weiplich bildt, und noch einmal nr. 72 Ein zuchtiges bilt, in je 3 str.

(spr.) Wer kans geramen,
Dar ein jeder spricht amen.

105. Ein annder. *Hett ich vill geltt, so wehr ich wertt gehaltenn* . . . 3 zehnz. str. = A. v. Aich (o. j.), nr. 49, in 3 str. (Goed. II[2], s. 27); Pal. 343, nr. 135, in ebf. 3 str.

(spr.) Haltt dich woll daz ist mein rath
Hab lieb der dich lieb hatt.

106. Ein annder. *Ich stell leidtt a[illegible] vonn sulcher hab, der ich neitt weiß z[illegible] geneissenn* . . . 3 zwölfz. str. = A. v. Aich, nr. 51 (Goed. II[2], s. 28); Forster I, [illegible] 8 (II[2], 35); Gassenh. u. Reutterl. 79 (nur d. erste str.); Eccardus 1578, nr. 10 (ebf. nur d. erste str.); Hs. 1575, nr. 79.

107. Ein annder. *Aus guethem wahn, ich kurtz besann, zu gebenn mich, in dienst vnnd pflichtt* . . . 3 zehnz. str.

108. Ein annder. *Schonn bin ich nitt mein hochster hortt, laß mich des nitt entgeltenn* . . . 3 zehnz. str. 1582 A 181, B 137; Finck 1536, nr. 30, ebf. in 3 str. (Goedeke II[2], s. 33). Fl. bl. Hs. 1575, nr. 20. — Wunderh. III, s. 77; Hoffmann, Gesellschaftsl., nr. 14; Goedeke-Tittm., s. 13.

(spr.) Ewig ist lanck,
Aber lanck ist nitt ewigh,
Darumb verhor —

109. Ein annder. *Brennende lieb du heische flam, wie hastu mich vmbgebenn* . . . 7 zehnz. str. Akrost. „Barbara." = 1582 A 110, B 134. Fl. bl. Hs. 1574, nr. 55; 1575, nr. 110; Hs. f. Ottilia Fenchler 1592: Alemannia I, s. 8.

annder. *Mein hertz das funckett , auß rechter liebdenn gloett* . . . str.

Inn leidenn still
ɔiß wie es gott fugen will.

ı annder. *Traurenn mus ich nacht, vnnd tragen groß ver-* . 4 siebenz. str. Berl. hs. 1574, f. 4 str. Akrost. „Anna." Antw. nr. 147, in 6 str.

n anndor. *Eß tagett vor dem · tag schein vberall* . . . 10 vierz. A 41, B 93; Niederd. liederb. — in je 10 strophen, wovon ten denjenigen der handschrift ɪn. Fl. bl. Ye 429 „Vyff lede" 1. Ydt daget vor dem osten... ıntw. liederb. 1544, nr. 75, in ɜidelberger Pal. 343, nr. 126, in ıe, Anzeiger 7 (1838), sp. 241. — ıltd. liederb., nr. 104, Liederh. I, 94 a bis d und II, s. 600, nr. 800.

in annder. *Ich reitt ein mall n durch einenn grunenn waltt*... str. 1582 A 147, B 11 in je . 1575, nr. 27, in 5 str. — Uhland, r. 24; Böhme, Altd. lb., nr. 138 Lh. II, s. 260, nr. 440.
nem andern, ähnlich beginnen-lie anfangsstr. bieten die 68 lieder, o. j., nr. 18: Ich rit ein mal spa-ɔacieren durch den wald . . . 7 z.

ıuffrechtig in allenn sachenn
eb vnnd freundtschafft machen.

n annder. *Die luthe die ma-h spitzich, auff mich gar vn-'tt* . . . 4 achtz. str. Hs. 1575, in 3 str. Fl. bl. Wolfenbüttel: Bücherkunde der sassisch-nie-, s. 478.

Ihr vnnd ein getrew hertz woll besteitt
cheitt vnnd vntrew zu nicht ver-geitt.

in annder. *Der heger das iß wer vogell*, er spott allenn an-dernn vogelein an der heidenn . . . 12 fünfz. str. Fl. bl. Ye 1141 „Veer schöne Leder" (o. o. 1611) 1. De heger ys ein speger vagel . . . 9 str. Heidelb. hs. Pal. 343 fol., nr. 110, in 11 str. — Görres, s. 142; Böhme, Altd. liederb., nr. 171; Wolkans liederbuch: Euphorion 6, s. 651.

(spr.) Ich bin ein vogell der gern be-druchtt,
Darann mein mundtt nichtes luchtt,
Wer gernn will frembde gutter erbenn
Der mus offt quades thottes sterbenn.

Vgl. Werltspr. 1562, bl. F4ᵃ; Werldtspr. 1601, bl. 25ᵃ.

116. Ein annder. *Wienig traw ist auff erdenn, darzu wienig erbarkeitt* . . . 4 achtz. str. Hs. 1575, nr. 106, in 6 str. Hs. d. Frdr. v. Reiffenberg 1588: Nouv. souvenirs d'Allem. I, s. 236, in 4 str. Mone, Anzeiger 7 (1838), sp. 84, in 4 str.

117. Ein annder. *Ich hatt mich auß-erkorn ein feins lieb wolgethann* . . . 7 achtz. str. Hs. Reiffenb. 1588: Nouv. souvenirs I, s. 254, in 5 str. Vgl. hs. f. Ottilia Fenchler 1592: Alem. I, s. 23. — F. W. frh. v. Ditfurth, Fränk. volkslieder II, s. 238; Erk-Böhme, Liederh. II, s. 408, nr. 584 b.

118. Ein annder. *Wie schonn bluet vnß der meye* . . . 3 siebenz. str. 1582 A 30, B 32 u. 82, in je 4 str.; Forster III, 20, in 6 str. 68 lieder, Nürnberg o. j., nr. 36, in 3 str.; Niederd. liederb., nr. 68 (63), in 5 str. Fl. bl. Berlin, Weimar, Zürich usw. Berl. hs. 1574, nr. 37; 1575, nr. 47; Heidelb. Pal. 343, nr. 17 u. 193. — Wunderh. I, s. 378; Görres, s. 100; Uhland, nr. 58; Hoffmann, Gesellschaftsl., nr. 139; Goedeke-Tittm., s. 163; Böhme, Altd. lb., nr. 264; Lh. II, s. 201, nr. 390; R. frh. v. Liliencron, Volksl. um 1530 (Nat.-litt. 13), s. 277, nr. 96.

119. Ein anndor. *Ein mals als ich spatziren ginck, durch wunder weide merckett seltzam dinck*, Och liebes lieb nu laß erbarmen dich . . . Wechselgespräch,

zeilen abgesetzt, nicht erkennbare strophenabteilung.

120. ***All mein gepeus thuitt mir so wee,*** wem soll ich klagenn mein verdreiß ... 5 achtz. str. Vgl. Antw. liederb. 1544, nr. 3, in 7 strophen, von denen 1. 2. 4. 6. 7 den handschriftlichen entsprechen. Tricinia Wittembergae 1542, nr. 62, nur die erste str. u. mel.

(spr.) Seldenn sehenn ich hassen dich
Das du so dick bedrouest mich
Seldenn sehenn thutt wee
Lannge scheidenn noch vill mehe.

121. Ein annder. Junckfraw. *Ach Gott wie lang, stehe ich im schwang, ich meintt du wolst nitt komenn* ... 4 zwölfzeilige str.

Gassenh. u. Reutterl., nr. 3 Ach Gott wie lang hab ich gewart, ich meynt du wolst nit kommen ... nur die erste str. 56 lieder nr. 54 O lieb wie lang steh ich im zwang, ich meynt du wölst nit kommen ... ebf. nur die erste str. Hs. Pal. 343, nr. 179 O wie lang hab ich gewart, ich meint du solst nit sein kommen ... 3 str.

(spr.) Durch dich leidtt ich,
Wann du wiltt so trost mich,
Mit freudenn alzeitt,
Dem kleffer zu speitt.

122. Ein annder. *Kein besser freudtt auff erden nitt ist, Dan [der] bei seinem bolenn ist* ... 7 sechsz. str. Vgl. 1582 A 42, B 176. Niederd. liederbuch, nr. 31. — Wunderhorn IV, s. 9; Uhland, nr. 60; Goedeke-Tittm., s. 12; Erk-Böhme, Liederh. II, s. 213, nr. 401 (s. 214, nr. 402).

(spr.) Hab ich lieb so leidtt ich nott,
Laß ich ab so bin ich thott,
Ehe ich lieb durch leidtt woltt lan,
Ehe woltt ich all mein tag in trauren stahnn.

123. Ein annder. ***Ein boler mos sich leidenn fill, des bin ich innenn wordenn*** ... 7 zehnz. str. Liederhs. d. Amalia v. Cleve: Zeitschrift 22, s. 425: Ayn bueler moyß sich lyden vyll ... 7 achtz. str. — Erk-Böhme, Liederh. II, s. 292, nr. 471.

124. Ein annder. ***Verlangenn verlangenn gy thuett meinem hertzenn pine*** ... 6 siebenz. str. Antw. liederb. 1544, nr. 157, ebf. in 6 str.

125. Ein annder. ***Mochtt ich her[...] lieb bei dir gesein, nitt mehr woltt i[...] begerenn*** ... 3 zehnz. str. 1582 A 67 [...] 154, B 20 u. 135, in je 4 str. Berl. [...] 1575, nr. 12 u. 61, ebf. in je 4 str. [...] bl. Val. Holls hs. 1526, bl. 123b: Fei[...] lieb möcht ich bey dir gesein, nit [...]er wolt ich begeren ... 5 zehnz. str.

126. Ein annders. ***In feurіß hitz, brent mir mein hertz, Mein syn vnnd mein gedanckenn*** ... 3 achtz. str. Kehrreim „Noch frew ich mich der wiederfartt."

127. Ein annder. *Traurenn du bist mein eigen all geblebenn Trostloß bin ich voll pfantaseien* ... 2 achtz. strophen, von der dritten der anfang: Dedentt die neiders die idtt mochtenn merckenn, Ich sprech mein lieb war ich sie sege, Ich soltt ir gan sagen allett von Fraw | Hier wird abgebrochen, wahrscheinlich ist das blatt dahinter ausgerissen.

Vgl. Antw. lb. 1544, nr. 146, in 10 str., wovon 1 u. 2 = Hs. I, 5 u. 6 = II, 3 = III anfang.

Verzeichnis der liederanfänge.

Hs. v. j. 1568.

FRIEDENAU BEI BERLIN. ARTHUR KOPP.

MISCELLEN.

Zur fitteneinteilung des Heliand.

Mit der ausarbeitung einer kleinen abhandlung beschäftigt, die unter dem titel 'Der Helianddichter, ein laie' als programm des Basler gymnasiums 1904 erscheinen soll, musste ich auch die einteilung des Heliand mit derjenigen Tatians vergleichen. Dabei hat sich mir herausgestellt, dass die ausführungen Behaghels über die capiteleinteilung im Cottonianus (Germania 31, 377 fg.) der ergänzung und berichtigung bedürftig sind. Behaghel hat darauf aufmerksam gemacht, dass die einteilung an manchen stellen fehlerhaft überliefert ist, und dass meistens durch eine verschiebung der zahl um wenige worte ein befriedigender einschnitt hergestellt wird. Die meisten fehler in C sind genauer dahin zu präcisieren, dass der schreiber, wenn ein fittenschluss mit der cäsur einer langzeile zusammenfällt, den einschnitt regelmässig nicht in das versinnere setzt, sondern ihn vor dem ersten halbvers bezw. nach dem zweiten halbvers der durch den einschnitt betroffenen langzeile markiert. So findet es sich bei den capitelzahlen 9 (v. 693), 15 (v. 1211), 18. 22. 27. 34. 36. 38. 39. 55. 58. 61 (v. 5108) und 69. Eine einzige ausnahme bildet 40 (v. 3223), wo nach den angaben von Sievers der einschnitt richtig im versinnern bezeichnet ist. Ich meine nun aber, die ursache dieser fehler sei offenbar in der beschaffenheit der vorlage von C zu suchen und auch unschwer zu finden. Dieselbe scheint in abgesetzten verszeilen geschrieben gewesen zu sein; der fittenschluss war im versinnern nicht markiert, dagegen war die capitelzahl am rande angemerkt. Durch unachtsamkeit und gedankenlosigkeit des schreibers, der sich ja eine menge kleiner versehen zu schulden kommen liess, ist dann die capitelzahl bei der abschrift gerade da, wo sie stand, in den text, in dem ja nun die verse nicht abgesetzt sind, eingerückt worden, so dass allemal entweder der letzte halbvers oder der erste einer solchen, nicht mit einer vollen langzeile endenden, bezw. beginnenden fitte unrichtig abgetrennt wurde. Bei dieser beschaffenheit der vorlage begreift sich auch, dass in M die fittenzählung wegfallen konnte; geblieben ist ja hier die eine randnotiz Passio v. 4452, die in C ebenfalls als überschrift in den text aufgenommen erscheint. Gelegentlich ist bei der abschrift in C die am rande stehende capitelzahl um eine oder auch um zwei zeilen zu früh oder zu spät eingerückt worden: so die zahlen 7 vers 535 statt 537 (s. Behaghel a. a. o.), wenn man hier ändern will, 26 v. 2166 statt 2167, 29 nach 2361 statt zu 2360, 70 v. 5865 statt zu 5867. Mit berücksichtigung dieser durch das ungeschick des abschreibers verursachten kleinen fehler lässt sich die einteilung, wie sie C bietet, durchaus verteidigen. Die in den ausgaben aus verkennung dieser umstände allgemein vorgenommenen grösseren änderungen bei fitte 7. 9. 15. 29 und 61 scheinen mir durchaus unnötig und unrichtig. Bei 7. 15. 29 und 61 ist die (corrigierte) einteilung der handschrift derjenigen der ausgaben entschieden vorzuziehen. Dass in der vorlage von C die verszeilen, allerdings gegen die sonst herrschende übung, abgesetzt waren, ergibt sich m. e. mit sicherheit daraus, dass die vom rande in den text geratene fittenzahl nie im versinnern, sondern stets am schluss, bezw. am anfang einer langzeile steht.

BASEL. WILHELM BRUCKNER.

Zu Fischarts bilderreimen.

Unter den bei Bernhard Jobin erschienenen blättern von Tobias Stimmer, die A. Andresen im dritten bande seines Deutschen Peintre-Graveur beschreibt, befinden sich mehrere mit bisher unveröffentlicht gebliebenen bilderreimen, die möglicherweise von Fischart herrühren. Es sind dies die folgenden holzschnittbogen:

1. Matthias Flaccius (1571). Andr., s. 18, nr. 5. Mit einem dreispaltigen gedicht: GLeichwie die Weldt die Warheit hasst... Dann bey dir ist nur frid vnd freüd.
2. Rudolph Gwalther (1571). Andr., s. 21, nr. 9. Mit einem dreispaltigen gedicht von 44 zeilen:
   INdem würt noch Gott's Lieb gespürt... Dazu vns Gott wôl Gnad bescheren.
3. Carl Mieg (1572). Andr., s. 24, nr. 16. Mit einem zweispaltigen gedicht. S. u.
4. Jacob Sturm. Andr., s. 30, nr. 25. Mit einem dreispaltigen gedicht. S. u.
   Dazu kommt noch ein holzschnitt, der nach Andresens Vermutung wahrscheinlich nicht von Tobias, sondern von Hans Christoph Stimmer herrührt:
5. Anton Frankenpoint, Riese aus Gellern (1583). Andr., s. 211, nr. 3. Mit zweispaltigen versen:
   GLeichwie man gzweiffelt hat vorzeiten ... Damit sich spiegel dran die Welt.

Von nr. 3 und 4 befinden sich exemplare im hiesigen kupferstichkabinet. Die unter den bildnissen stehenden, meiner ansicht nach wahrscheinlich von Fischart verfassten lobgedichte, von denen Andresen nur die erste, bezw. die erste und letzte zeile anführt, teile ich unten mit. Ausserdem bringe ich noch ein längeres bildergedicht zum abdruck, welches sich auf einer von Passavant in seinem Peintre-Graveur, band 3, s. 352 unter nr. 6 beschriebenen darstellung des Strassburger Münsters von Daniel Specklin[1] befindet und das vielleicht gleichfalls Fischart zum verfasser hat.

Die orthographie und interpunktion der originalgedichte gebe ich unverändert wieder. Die verszahlen und spaltenbezeichnungen rühren von mir her.

1. Bildnis des Jacob Sturm.[2]

Oben: Bildnuss des weiland Edlen vnnd Ehrnvesten Herrn Jacob Sturmen, Ståtmeisters zů Strasburg, Welcher nach befürderung der Ehre Gottes, an Kirchen vnd Schulen bewisenen | rühmlichen diensten, am 30. Tage Octobris, im 1553. vnd seines alters im 63. Jare seliglich ist verschieden.

In einer tafel im unteren teile des rahmens: Zu Strasburg, durch Bernhard Jobin. | Mit Rôm. Kay. May. Freiheit.

Unter dem bilde die folgenden verse in drei spalten:

WAs soll ein Adel, wann er nicht
Kund ist durch Adelich geschicht,
Das jhn nicht allein Stått vnd Herrn,
Für seine gutthat danckbar ehrn
5 Bey leben, sonder auch darnoch
Inn aller History rhümen hoch.
[Sp. 2.] Gleich wie dann solchs ist widerfahren,
Dem Herrn[3] Jacob Sturm vor Jaren,

1) Vgl. über ihn ADB, bd. 35, s. 82 fg.
2) Vgl. über ihn ADB, bd. 37, s. 5 fgg.
3) Hier ist wohl „Herren“, v. 12 wol „Elsåss'schen“ zu lesen.

Der vmb sein weisen guten rath,
10 Den er beredt anbringen that,
Nicht allein bleibt ein ware zier
Des Elsässischen Adels für vnd für.
[Sp. 3.] Sonder seim gantzen Vatterland,
Welchs er hat gziert durch sein verstand,
15 Als er pflantzt die Religion,
Stifft Schulen, vnd ward jhr Patron.
Darumb allweil Strasburg besteht,
Ja die Welt, nicht sein Lob zergeht.

2. Bildnis des Carl Mieg[1].

Oben: Abcontrafeytung, weylandt des Ehrnvesten, Fürsichtigen, | Wolverten Herrn, Carl Mieg, alten Ammeisters zů Strassburg: | So den 14. tag Martij. o. 72. seines Alters im 50. Jar, seliglich | in Christo Tods verschieden.

Unten in zwei spalten das folgende Akrostich:

Konten die Rőmer jhren Leuten,
Als sie im Frieden oder Streiten
Redlich sich hielten, hoch verehren
Lobzeichseulen mit Schild vnd Wehren.
5 **M**it was Rhat wolt man nicht den brauch
In solchen hohen Månnern auch
Erhalten? wie dern einer hie
Gewiss war Ehr Herr Karle Mieg,
[Sp. 2.] **A**m dienst seins Vatterlands bewårt
10 **M**it hilff vnd Rhat, gantz vnbeschwård,
Eyfrig glehrt in Glaubssachen gar:
Ia der Frombkeit ein Vorbild zwar?
Solt man nicht einem solchen Herrn
Thůn ein danckbar Denckmal verehrn?
15 **E**rnstlich jhn fürmaln jederman
Rhümen darbey on vnderlan?

Darunter: Getruckt zů Strassburg, durch Bernhard Jobin. — Mit Rő. Key. '. Freyheit.

Hinter dem anfangsbuchstaben des 4. und 8. verses steht aus versehen ein punkt.

Da Fischart zu verschiedenen anderen bei Jobin erschienenen holzschnitten Tobias Stimmer erklärende verse verfasst hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, ; auch die gedichte auf den beiden obigen blättern, von denen das erste vermutlich dem anfang der siebziger Jahre, das zweite aus dem jahre 1572 stammt, von herrühren. Auch stil und versbehandlung bieten eher anhaltspunkte für als gegen e annahme. Die verse zeigen verhältnismässig glatten rhythmus, wie er den ıpaaren Fischarts aus der früheren Zeit seines schaffens eigen ist. (Vgl. meine rift „Die rhythmik Fischarts", München 1903, s. 7fgg.) Das einsetzen mit einer orischen frage, wie es sich in den beiden gedichten findet, ist bei Fischart häufig ntreffen. So beginnt die „Vorrede zum Gesangbüchlein" K(urz) 3, 122 *Wie kan die*

1) Ammeister in Strassburg im j. 1558, 64 u. 70. Vgl. Kindler von Knobloch, goldene buch von Strassburg (Wien 1885/86) s. 206.

Libe Christenhait etc., der „Kehrab" H(auffen) 1, 173 *Sol man dan ainem Wäscher schweigen*, etc.. „Eikones" nr. 1 H 1, 387 *Was hilffts, o Teutschland, dass dir gfallt*, etc. Vgl. ferner „Trostbüchlein" K 3, 209ffgg. nr. 24. 79, „Ehezuchtbüchlein" K 3, 347ffgg. nr. 4. 7. 34. 50, „Reimvorrede zum Brotkorb" K 3, 319, prolog zu „Die gelehrten, etc." K 2, 331[1]. Ganz fischartisch ist die annomination im ersten reimpaar von nr. 1. Diese art des wortspiels begegnet bei Fischart ungemein häufig, so z. b. im „Lob der lauten" H 1, 355ffgg., v. 67fg., 417fg., 543fg., 562fg., 573fg., 663fg., 711fg., 750ffgg. Vgl. auch Galle, Der poetische stil Fischarts (Rostocker diss. 1893) s. 55fg. In den versen auf Carl Mieg erinnert die an antike verhältnisse anknüpfende parallele im eingang an ähnliche hinweise bei Fischart, z. b. am anfange des „Glückhaften schiffes" oder der „Vorbereitung in den Amadis".

In sprachlicher hinsicht enthalten beide gedichte keine auffallenderen wendungen und formen, die bei Fischart nicht zu belegen wären. Die bei manchen schriftstellern jener zeit begegnende hervorhebung eines personennamens durch voranstellung des entsprechenden persönlichen fürworts wie in *Ehr Herr Karle Mieg* nr. 2, v. 8 ist Fischart, wie ich bereits in der Alemannia bd. 19, s. 123 anm. 2 entgegen einer behauptung Bessons, nachgewiesen habe, durchaus nicht fremd. Zu den dort angeführten belegen füge ich noch weitere hinzu: „Lazius" Alemania, bd. 1, 132, z. 22 u. 29, 133, z. 6 v. u., 135, z. 16, 139, z. 9; „Flöhhaz[1]" Hall. Neudr. nr. 5, s. 67, v. 63; „Gargantua" Hall. Neudr. nr. 65ffgg., s. 7, z. 12; „Trostbüchlein" H 3, 13, z. 8, 45, z. 4; „Ehezuchtbüchlein" H 3, 151, z. 20, 153, z. 2, 303, z. 34. — Voranstellung des genitivs wie in nr. 2, v. 12 *In der Frombkeit ein Vorbild zwar* findet sich bei Fischart z. b. im „Lob der lauten" H 1, 364, v. 338 *Der Lauten, aller spiel ein kron*, in der „Vorbereitung zum Amadis" K 3, 31, v. 100 *Die aller weissheit ist ein gspunst*, im „Jesuiterhütlein" H 1, 233, v. 139 *des Heyls eyn Horn*, im „Bündnis" H 1, 224, v. 182 *Der Stätt im Schweitzerland ein kern*. Auch in der prosa, z. b. „Trostbüchlein" H 3, 59, z. 11 *jres anmuts ain Exempel*, 112, z. 11 *jrs aignen vbels ain vrsach*. — Die verwendung des infinitivs „thun" als füllwort wie in nr. 2, v. 14 kommt gleichfalls bei Fischart vor, freilich sehr selten. Vgl. Widmung zu St. Dominici Leben" K 1, 130, v. 289fg. *Darin dein Münchisch Monstra nun Magst zu eim theil besehen thun*, „Wunderzeitung von ainer Schwangeren Judin" K 3, 70, v. 9ffgg. *Wie Christus ... Das verplent Judisch Talmutgschlecht ... Zur letz will zu spott pringen thun.*

3. Ansicht des Strassburger Münsters.

In der oberen ecke rechts befindet sich in einer holzschnitteinfassung das folgende zweispaltige gedicht:

> **VOn Strasburg, der Vralten Stat,**
> Die man Argentorat gnant hat,
> Find man erst im Strabone gschriben,
> Wie 30 tausent Teutschen pliben
> 5 Nah vm die Stat Strasburg hibei
> Vms jar treihuntert sechzig trei

1) Auch wirkliche fragen stehen mehrmals am anfang, so im Uhrwerk K 3, 383, in dem gedicht auf den Freiherrn von Schwendi K 3, 296, im prol. zum Stauffenberg H 1, 265, in der Armada nr. 2 K 3, 354.

Erschlagen von Kaiser Julian,
Dem damals d Stat war vntertan:
Dan Römer herschten biss an Rein,
10 Drum hettens dise Stat auch ein.
Da aber das Teutsch Volk die Franken
On der Römer willen vnd danken
In Galliam hnein zog vnd trang,
Dasselbig gwaltig auch bezwang,
15 Vnds nanten jrem Namen gleich,
Wie es dan noch heut haisst Frankreich.
Da ward auch Strasburg vntertan
Den Fränkisch Könign, da es dan
Sehr an Volk vnd gebäu zunam,
20 Biss das König Dagobert kam:
Dem gfül wol glegenhait der Stat,
Das er den Thurn, so angfangen hat
Der König Ludwig sein Vorfar
Im vir huntert neun vnd neunzigsten jar·
25 (Der dan erstlich ain Christ war worden
Mit allen die jm zugehorten,
Vnd den Haidnischen Tempel hie
Hailigt vnd weitert nicht on müh)
Zu ainem Christelichen Tempel
30 Nach seins gdachten Vräns Exempel
Ganz herlich schön hat ausgefürt,
Vnd mit Bischoflich Würd bezirt
Vms jar sechshuntert virzig trei
Vnd freihait geben auch dabei,
35 Sazt den ersten Bischof Arbogast,
Dan er kain Bapst kant damals fast:
Also nam die Stat in der Rhů
An Würden vnd gebäuen zů.
Anno tausent siben er verpran,
40 Dan jn der Tonner zündet an,
Welchs damals[1] leicht geschehen kunt
Weils mehrtail von holz gbauet stund:
Nachmals noch sechs prunst glitten hat,
Die zwar nicht wenig han geschad,
45 Dan in ainer prunst gingen vnter
Häuser 55 vir huntert:
Doch den vnfall onangesehen
Ward im jar tausent fünfzehen,
[Sp. 2.] Vnter Bischof Wernher von Hapspurg,
50 Dem vir vnd virzigsten von Strasburg,
Angefangen gelegt zuwerden,
Das tif Fundament in der Erden,

[1]) Im original: damas.

Vnd man legt dran ganz zehen Jar
Biss es der Erden gleich ward gar
55 Wiwol dran etlich huntert Man,
On Vnterlas gearbait han.
Erwin von Steinbach Bauherr war
Der hat gstelt die visirung gar:
Doch hierzwischen kam aine prunst,
60 Das solch müh ward zum thail vmsunst,
Drum im jar da man hat geschriben,
Tausent zwaihuntert sibenzig siben,
Den fünf vnd zwainzigsten Maij zwar,
Auf Vrbans tag, da Kaiser war
65 Rudolf von Hapspurg, ward angfangen
Vnd erbaut was dran war vergangen:
Die Kirch, vnd des Thurns ain klain stück
Ganz ausgefůrt mit gůtem glück,
In acht vnd zwainzig jarn dahin,
70 In dem starb der Bauherr Erwin:
Darnach kam als bald an sein stat
Da man 1305 gzalt hat
Johan Hilz ain Maister von Cȯln,
Der that jn biss an helm aufstelln.
75 Welcher kaum ward gar ausgestelt
Schid diser Maister von der Welt,
Also plib vngbauen ain weil,
Am Thurn des helms sein obertail:
Biss das man ain aus Schwaben pracht,
80 Der es, Got lob, hat ausgemacht:
Ward also vollend dises Wunter
Als man zalet virzehen huntert
Vnd neun vnd virzig jar dazu,
In seiner hȯh hat er Werkschuh
85 Fünfhuntert sibenzig vnd vir,]
Ist durchsichtig nach aller zir,
Ist sammen gsazt von stain, metall,
Wie solches mȯgen schauen all,
Drum hat der glerte Man Solin
90 Nicht on sonder bdenken vnd sinn
Vnter die wunterwerk der Welt
Auch disen schȯnen Thurn gestelt.
Den hat dem Vaterland zu ehren,
Vnd zu nuz den, die in begeren
95 Aus lib vnd dinsten verursacht
Bernhard Jobin in truck gepracht.

Die erste ausgabe des holzschnittes, dem die vorstehenden reime beigegeben sind, ist, wie Passavant a. a. O. angibt, im jahre 1566 mit der adresse „Gestellt auffs einfältigst durch Daniel Speckle und Bernhard Jobinn Formschneider zu Strassburg MDLXVI“ erschienen. Dieser erste druck enthält die erklärenden verse noch nicht

strenge durchführung der schreibung ai für mhd. ei sowie anderer eigentümlich-
en der orthographie Fischarts[1] in dem obigen gedichte lässt mit sicherheit schliessen,
der uns vorliegende abdruck des holzschnittes aus den jahren 1574—1577 stammt,
enen sich Fischarts tätigkeit als korrektor in der offizin seines schwagers auch in der
eibung der Jobinsche drucke geltend macht. Zu der annahme jedoch, dass Fischart
verfasser der verse sei, berechtigt die orthographie derselben nicht, da nach einer
stellung Vilmars[2] nicht nur Fischarts eigene werke, sondern auch andere aus
ns druckerei hervorgegangene schriften mehr oder minder konsequent zu jener
die Fischartische schreibung aufweisen. Was eigentlich an die möglichkeit der
rschaft Fischarts denken lässt, ist der umstand, dass der dichter zu verschiedenen
Jobin erschienenen holzschnittbogen, darunter auch zu Tob. Stimmers abbildung der
stlichen münsteruhr und den vielleicht ebenfalls von dem genannten künstler[3] her-
renden abbildung der figuren am Strassburger münster erklärende verse schrieb. Innere
ide lassen sich für die annahme nicht geltend machen. Weder in sprachlicher noch in
rischer hinsicht zeigen die in ziemlich trockenem tone gehaltenen reime irgend-
he von jenen charakteristischen eigentümlichkeiten, an denen Fischarts sämtliche
werke mit ausnahme der frühesten so reich sind.[4] Jedenfalls müsste bei einem
chte von dem umfange des obigen der mangel an irgend einem kennzeichen des
hartischen stiles als entschiedener beweis gegen Fischarts autorschaft gelten, wenn
icher wäre, dass die verse aus den jahren 1574—1577 stammen. Da jedoch an-
ehmen ist, dass das Specklinsche blatt zumal im Elsass und ganz besonders in
ssburg grossen absatz fand[5], so ist es nicht unwahrscheinlich, dass schon vor dem

1) Vgl. Baeseke, J. Fischart, Das glückhafte schiff von Zürich, Hall. neudr. 182, s. X fgg. und Vilmar, Zur literatur Fischarts, 2. aufl. (Frankfurt 1865) s. 50 fgg.

2) A. a. o., s. 26.

3) Andresen hält es für wahrscheinlicher, dass das blatt von H. Ch. Stimmer rührt. Vgl. s. 213, nr. 7 a. a. o.

4) Ganz fischartisch klingt wol der volltönende reim Hápspurg: Strásburg 49 fg.), der an die ähnlichen im Gl. Schiff Türacburg: Stratburg (v. 109 fg.) und bündnis Strassburg: Trostburg (2, v. 231 fg.) und Trautburg: Strassburg . 211 fg.) erinnert; (vgl. A. Englert, Die rhythmik Fischarts, s. 91 fg.). Allein es ist r fraglich, ob jener reim wirklich als schwebender zu betrachten ist, und ob t vielmehr die verse 49 fg. zu lesen sind „Unt[e]r Bischof Wérnher vón Hapspúrg, n vír vnd vírz[i]gsten vón Strasbúrg."

5) Im jahre 1587 erschien eine von M. Greuter gestochene, verkleinerte nach-ung des Specklinschen blattes, die dann später auch in O. Schadäus' „Summum entoratensium Templum" (Strassb. 1617) aufgenommen wurde. Vgl. Passavant a. a. o. 51, nr. 1. Ein weiterer beweis für die beliebtheit, deren sich das blatt erfreute, es, dass noch in späterer zeit nachbildungen davon erschienen. Im hiesigen ferstichkabinet befinden sich zwei nachdrucke der grösseren ausgabe im gleichen iat. Die eine, mit der aufschrift „Strassburg, Gedruckt bey Friderich Wilhelm muck, Kôniglichen Buchtrucker" gibt die oben abgedruckten verse mit verschiedenen erungen, zusätzen und weglassungen wieder. Eine unter dem gedichte stehende ierkung weist auf die eroberung Strassburgs durch die Franzosen im j. 1681 (auf Blatt: 1682) und den darauffolgenden einzug Ludwigs XIV. hin. Der holzschnitt rt wol wie die in der gleichen offizin gedruckte kopie der 1574 bei Jobin erschienenen ildung des astronomischen uhrwerks im Strassburger münster (vgl. dazu Ad. Hauffen, horion, bd. 3, s. 710) aus dem ende des 17. jahrhunderts her. Der zweite hier ndliche nachdruck mit der adresse „Strasburg zufinden bey Johan Tscherrung Auf omas Plan", bringt erklärenden text in lateinischer prosa im anschluss an die ung des gedichtes auf dem Schmuckschen bogen unter beifügung eines hinweises die daselbst nicht erwähnte zerstörung der turmspitze durch den blitz im j. 1654 den wiederaufbau derselben. Dieses blatt mag aus dem anfang des 18. jahrhunderts amen.

erscheinen der uns vorliegenden späteren ausgabe ein neuer, bisher noch nicht wieder aufgefundener abdruck veröffentlicht worden war, dem vielleicht die erklärenden verse bereits beigegeben waren. Liesse sich nachweisen, dass diese zu der zeit entstanden, in die Fischarts erste schriftstellerische tätigkeit fällt, also um 1570, dann würde das fehlen Fischartischer eigentümlichkeiten in sprache und versbau keinen genügenden beweis gegen seine verfasserschaft bilden, da seine eigenart in seinen frühesten poetischen versuchen zum teil noch sehr spärlich hervortritt. Allerdings könnte dann die verhältnismässig nicht geringe anzahl von accentverletzungen Fischarts autorschaft um so fraglicher erscheinen lassen, als gerade dessen erste dichtungen ziemlich fliessenden rhythmus zeigen. Indes darf nicht übersehen werden, dass die grössere vernachlässigung der metrischen glätte in den obigen versen recht wol durch die gebundenheit in der darstellung, welche dem dichter durch die rücksicht auf den beschränkten raum auferlegt wurde, veranlasst sein mag, wie denn auch die trockenheit und farblosigkeit der stilistischen einkleidung darauf zurückzuführen sein dürfte.[1]

1) Wie trocken und hölzern sind z. b. auch einige rein schildernde stellen im „Uhrwerk“, wie v. 53fgg. oder 251fgg. (s. Kurz 3, 384 u. 389 nebst den ergänzungen im Euphorion 3, 705).

MÜNCHEN. ANTON ENGLERT.

Zu Gottfried August Bürger.

1. Gottfried August Bürger und J. A. Leisewitz.

Das stammbuchblatt Bürgers an Leisewitz ist bereits von Adolf Strodtmann in der morgenausgabe der Nationalzeitung vom 28. november 1874 mitgeteilt worden; wenn ich es hier wider abdrucke, so tue ich das deshalb, weil diese vier zeilen die allererste fassung der ersten strophe des bekannten Bürgerschen gedichtes darstellen, worauf bis jetzt meines wissens noch nicht aufmerksam gemacht wurde.

Bisher galt die in Bürgers erster gedichtausgabe (Göttingen 1778, s. 122 fg.) verzeichnete fassung „Das vergnügte leben 1773“ als erste fassung des gedichts; die erste strophe desselben heisst dort:

Der geist mus denken. Ohne denken gleicht
Der mensch dem oechs- und eselein im stalle.
Sein herz mus lieben. Ohne liebe schleicht
Sein leben mat und lahm, nach Adams falle.

Nachdem aber in der Gegenwart vom 4. februar 1899 die wirklich erste vollständige fassung des gedichts, die dort „Das glückliche leben. Nach dem Grecourt“ überschrieben ist, bekannt gemacht worden ist, wovon die erste strophe so lautet:

Der mensch muss denken; ohne denken gleicht
Der mensch dem oechs- und eselein im stalle.
Das herz muss lieben; ohne liebe daucht
Er sich nur ein traurig ding nach seinem falle.

durfte man — da das gedicht dem briefe Bürgers an Gleim vom 29. sept. 1771 beilag, als entstehungszeit des liedes den herbst 1771 annehmen.

Aus dem nun zum schluss mitzuteilenden stammbuchblatt Bürgers vom 2. märz 1771 ergibt sich nun, dass das gedicht bereits anfang 1771 entstanden ist:

Der geist muss denken; ohne denken gleicht
Der mensch dem oechs- und eselein im stalle.
Das herz muss lieben; ohne liebe deucht
Er nur ein traurig ding nach Adams falle.

Erinnere Dich zuweilen
an Deinen aufrichtigen und zärtlichen freund
Göttingen, den 2. märtz 1771. Gottfr. Aug. Bürger.

2. Gottfried August Bürger und Carl Friedrich Cramer.

Seit Adolf Strodtmann die briefe „von und an Bürger" (Berlin 1874, 4 bde.) herausgab, sind jetzt nahezu 30 jahre verflossen; in diesem menschenalter sind etwa 200 briefe Bürgers ans licht gezogen, die z. t. gänzlich unbekannt, z. t. nur fragmentarisch gedruckt waren; manche davon sind in antiquariatscatalogen aufgetaucht und wider verschwunden. Wie unendlich schwer ist es, diese neu entdeckten und in verschiedenen zeitschriften zerstreut gedruckten Bürger-briefe zu übersehen! Daher konnte wol August Sauer, der die Bürgerschen briefe an Göckingk aufgefunden hat, vor kurzem mit recht betonen: „Hoffentlich erhalten wir bald eine zweite vervollständigte auflage der Strodtmannschen sammlung!"

Da dieser wunsch indes für die nächste zeit noch ein frommer zu sein scheint, so sollte man wenigstens bemüht sein, die in entlegenen und seltenen zeitschriften enthaltenen briefe Bürgers ans licht zu ziehen! Aus diesem grunde halte ich es nicht für ungerechtfertigt, einen brief Bürgers an den bündler Carl Friedrich Cramer hier wider abzudrucken[1], der Strodtmann seiner zeit entgangen ist und der seitdem offenbar unbekannt geblieben ist, trotzdem Goedeke in seinem Grundriss auf denselben hingewiesen hat.

Ehe ich den brief Bürgers selbst zum abdruck bringe, mag hier folgender passus Cramers erwähnung finden, der zugleich den Bürgerschen brief einleitet und erklärt (s. 401. l. c.):

10 [dec. 1791] sonnabend.

Der Condor.

(ad vocem: Adler[2]. episodisch.)

1.

Man erlaube mir, hier meine vorlesungen zu unterbrechen, damit ich mich noch näher, als ich schon gegen Jacob gethan, über die eigentliche vim et significationem verbi: Adler, erkläre. Wie wenig darunter irgend etwas arges bey mir obwalte, erhellt zur genüge aus dem reuevollen bekenntnisse, welches ich hiermit ablege, dass, als weiland die unbändige junge bande von barden-, freyheits-, balladen-, minne-sängern, und Homerverdeutschern, die zumal aus den individuen: Hahn, Hölty, Miller, den Stolbergen, Voss, und meiner wenigkeit, bestand, theils studierens, theils (zu grossem ärger des dortigen effendi's) singens halber, um die jahre 1772—74, sich in der alma Georgia-Augusta, [402] der fürstin, befand, — diese adlerbenennung, so wir nachher mit der unanmaassendern „Der singvögel" ver-

1) „Menschliches leben. Siebentes stück. Gerechtigkeit und gleichheit! von C. F. Cramer." — Dieses werk (20 bände, Altona 1791—1797) fasst gewissermassen Cramers bestrebungen zusammen. — Der nebentitel dieses siebenten stücks heisst: „Reseggab oder geschichte meiner reisen nach den caraibischen inseln von C. F. Cramer. Viertes stück. Altona und Leipzig in der Kavenschen buchhandlung 1791." (766 s.).

2) S. 5 fgg. l. c.

tauscht, ihr selbst, von sich selber beygelegt und usurpiert worden ist. Wir nahmen aber diess, von Stolberg vor gar nicht langer zeit durch einen kupferstich (siehe seine jamben!) verewigte bild, im spirituellen, nicht im politischen sinn: und waren nebenbey bescheiden genug, dem alter und ruhme derjenigen dichter, von denen wir gelernt, keinen stein in die wege zu legen. Sie wurden von uns stets ehrerbietigst mit dem namen der sonnenadler apotheosirt; indess wir uns begnügten, ganz gewöhnliche, oder gar welche von der kleinsten gattung, die man steinadler nennt, zu seyn. Nur Bürgern, den schon ein geschäft[1], über uns, an bürgerlichen würden, erhob, schwindelte, als ihn die gunst der musen mit ihrer Lenore belehnt, zwar nicht von politischem hochmuth, aber von poetischem stolze der kopf; so dass ihm dieser titel nicht einmal mehr gut genug war, und ich von seiner klaue bey dieser gelegenheit folgendes sendschreiben [s. 403] erhielt; — das in der litteratur unserer poesie für und für merkwürdig bleiben wird.

2.

Exegi mommentum aere perennius![2]

Gottfried August Bürger an Carl Friedrich Cramer.

Gellieh[ausen], den 12ten aug. 1773.

Monsieur

Denn ein mehreres, als ein monsieur, ist Er nicht gegen mich. Ich aber bin ein herr. Also, monsieur, man fügt Ihme hiermit zu wissen, dass Unsere unsterbliche Lenore fertig ist; und dass Wir sie binnen 8 tagen nach Göttingen bringen und an der heiligsten eiche des hayns zur schau ausstellen werden. Eher und einzeln bekommt sie kein sterblicher zu sehen. Zugleich lassen wir Ihme hiemit unverhalten seyn, dass Wir den titul eines adlers abgelegt, selbigen Ihme und seines gleichen überlassen, statt dessen aber Uns den titul eines condors beygelegt haben; welcher uns denn um so [s. 404] mehr anstehen und ziemen will, als Wir durch die gnade Gottes in der Lenore ein werk hervorgebracht haben, dergleichen noch nie gewest, auch wohl nie wieder werden dürfte. Es wird also hinführo in Unsern ausfertigungen heissen: Wir, von Gottes gnaden, condor des hayns etc. etc.

An Unsere untergebene, dergleichen Er ist, werden Wir Uns der anrede bedienen:

Unsere freundliche willfahrung zuvor!

Achtbarer guter adler[3].

Uebrigens werden Wir Ihn mit einem Er beehren. Er aber hat Uns also anzureden: Allererhabenster grossmächtigster condor,

Allergnädigster condor und herr.

Uebringens hat Er Uns ew. condorschaft zu betituln. Wornach Er sich zu achten. Gegeben in Unserer residenz Gelliehausen, der geburt Christ im 1773sten, Unsers condorthums im ersten jahr.

(L. S. N. C.[4])

G. A. Bürger, condor.

1) Er war amtmann in Gelliehausen. [Cramer].

2) Wenigstens wird es dauernder seyn, als die mäkelnde recension, vom erhabenen ästhetischen throne herab, die ich von seinen gedichten in der [Allgemeinen] Litteraturzeitung las. [Cramer]. — Gemeint ist natürlich Schillers recension über „Bürgers gedichte" vom 15. und 17. januar 1791.

3) Die gewöhnliche titulatur eines amtmanns im Abyssinischen. [Cramer.]

4) Diese abbreviatur heisst wahrscheinlich:

LOCO. SIGILLI. NOSTRI. CONDORIANI. [Cramer.]

P. S.

Achtbarer, guter adler!

Als Wir misfälligst vernehmen müssen, wie Er neulich der adlerschaft, durch :n bizarr-nachlässigen anzug[1] eine maculam angehänget, und solchergestalt selbige den augen der strasse verunehret, da doch ein recht gesunder adler keineswegs strupfigen federn, sondern mit solchen angethan seyn muss, worin sich das bild sonne [s. 406] spiegeln kann, so wird Ihme solches von wegen Unserer condor-aft ernstlich verwiesen, und Ihme gerathen, sich lieber eine andere adler-narrheit, che der strassen nicht so in die augen fällt, zu erkiesen. Daran geschiehet Unser ı und wille. Gegeben, wie oben.

Nochmals: Achtbarer, guter adler.

Wir begehren, dass Er die Unsrer hausfrawen[2] versprochene musicalia forder-ıst schicken, oder selbst bringen wolle.

ut supra.

(Die aufschrift des rescriptes war:

A Monsieur
Monsieur Cramer.
Aigle très renommé
à
Göttingue.)

Auf diesen so charakteristischen und launigen brief Bürgers antwortet Cramer 18. august 1773 (Strodtmann I, 135); an demselben tage antwortet der hain rodtmann I, 136fg.) und Bürger erwidert am 19. august (Strodtmann I, 137fg.).

Cramers antwort an Bürger kann erst klar werden, wenn man den eben mit-eilten brief Bürgers kennt. Die vier eben citierten briefe gehören eng zusammen; kann mich W. v. Wurzbachs urteil nicht anschliessen, welcher sagt[3]: „Kurz es ı eine ganze scherzhafte fehde, bei welcher es uns nur wundert, wie leute von jahren und darüber noch so kindliche gemüter besitzen konnten.“

Bürgers übermut in dem stolzen bewusstsein der vollendeten Lenore ist für ı etwas so natürliches, dass man sich kaum darüber zu verwundern braucht.

3. G. A. Bürger und Christian Jacob Wagenseil (1756—1839).

Vor kurzem hat L. Werner in Augsburg (im „Sammler“ vom 25. u. 27. sep-ıber 1902) über Wagenseils lebensgang ausführlich berichtet.

Uns interessieren daraus nur sein Göttinger aufenthalt und seine beziehungen Bürger, um so mehr als man bei Strodtmann usw. kein wort über Wagenseil let.

Mit empfehlungsbriefen Millers langte Wagenseil am 17. octocer 1775 in Göt-gen an, wo der „hain“ eben aufgelöst war. — Es fand gerade die jährliche stiftungs-ır der universität statt, bei der Wagenseil den professor Chr. G. Heyne die festrede ten hörte und auch der promotion Blumenbachs beiwohnte. Prorector war damals

1) Ich hatte nämlich das unglück gehabt, in der zerstreuung einmal ohne hut ır die strasse zu gehen, woraus ein schreckliches, die ganze stadt acht tage lang ıchäftigendes gerücht und gericht über mich entstanden und ergangen, das ;h zu des condors wissenschaft durchgedrungen war. [Cramer.]

2) Gemeint ist die hofrätin Liste; bei Liste's in Gelliehausen hat Bürger fast ei jahre (juni 1772 bis märz 1774) gewohnt.

3) G. A. Bürger. Sein leben und seine werke (Leipzig 1900) s. 95.

Meister, der im festzuge besonders auffiel, weil ihm zwei pedelle in roten mänteln und weiss gepuderten perücken vorangiengen.

Als jurist hörte Wagenseil bei Meister, Selchow, Pütter, Böhmer und Schlözer — und er war sehr fleissig bei ihnen; in nähere beziehungen trat er zu seinem schwäbischen landsmann L. v. Spittler, dem er auch seine poetischen versuche vorlegen durfte; nebenbei hörte Wagenseil theologische nnd besonders historische collegia und sammelte bereits als student materialien zu seinen späteren historischen arbeiten.

Fruchtreich wurde für Wagenseil der verkehr mit dem sänger der Lenore, an den Wagenseil eine sendung von Goethe zu bringen hatte. Bürger, der damals bereits in Wöllmarshausen wohnte, forderte zu eifrigem besuche auf. — Wagenseil kam oft, ein herzlicher verkehr entspann sich; indes wagte es der junge student nicht, seine poetischen versuche Bürger vorzulegen, obwol er seine compositionen dem Bürgerschen Musenalmanach anbot, wo auch einige erschienen sind.

Durch Vossens vermittlung wurde Wagenseil in die „loge zum goldenen zirkel" aufgenommen, der u. a. auch Bürger angehörte.

Auch die freundin des Göttinger hains, Charlotte von Einem, lernte er kennen. Sie fand gefallen an Wagenseils poetischen und musikalischen neigungen, und beide blieben noch in fortwährendem briefwechsel, als Charlotte bereits verheiratet war.

Im herbst 1778 schied er von Göttingen, wo er sich drei volle jahre als akademischer bürger aufgehalten hat, und kehrte in seine heimat zurück, um sich einem praktischen lebensberufe zu widmen.

4. Gottfried August Bürger und J. Th. L. Wehrs.

Ein bisher unbekanntes stammbuchblatt Gottfried August Bürgers befindet sich seit kurzem in der städtischen altertumsammlung in Göttingen, in der sich auch noch andere andenken an ihn finden; (alle Bürger darstellenden porträts, teils im original, teils in photographischer nachbildung, ferner photographische aufnahmen von Bürgers verschiedenen wohnungen, bilder seiner angehörigen usw.).

Was nun das stammbuchblatt anlangt, das hier zum ersten male zum abdruck gelangt, so sei dazu bemerkt, dass Joh. Thomas Ludwig Wehrs (geb. zu Göttingen den 18. juli 1751, † 26. Januar 1811), dem dasselbe gewidmet ist, auch zu den jünglingen gehörte, die am 12. september 1772 in dem dorfe Weende bei Göttingen unter einer eiche den „hain" gründeten. Wehrs hat indes als dichter keine hervorragende rolle gespielt. So konnte Voss von ihm sagen: „Wehrs hat geschmack, aber nicht feuer genug, den flug des gesanges zu wagen", und Bürger sagte einmal von ihm (5. december 1776): „Saul mischt sich seit einiger zeit auch wieder unter die propheten". Hier also die Klopstockschen verse, die beweisen, dass Bürger auch zu dieser zeit noch unter dem einfluss des „Messias" stand:

> Sich nicht rächen, auch da nicht, wenn rache gerechtigkeit wäre,
> Das ist edel! Erhaben ist's den beleidiger lieben!
> Ihn mit geheimen Wohltun im elend erquicken ist himmlisch!
>
> **Klopstock.**

Hiermit, mein liebster Wehrs, empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen herzen

G. A. Bürger.

Gottingen, den 26. september 1777.

Bürger wird dieses blatt, als er in Göttingen auf besuch war, geschrieben haben; denn zu der zeit wohnte er als amtmann in Wöllmarshausen bei Göttingen.



5. Eine anzeige Bürgers aus dem jahre 1778.

Carl Schüddekopf hat gelegentlich der besprechung der 5. auflage der Grise-achschen Bürgerausgabe [Ztschr. f. d. a. 42 (1898) s. 318 fg.] mit vollem recht darauf ingewiesen, dass nur eine anzeige Bürgers bei Grisebach, wie auch in allen früheren asgaben der Bürgerschen werke fehle. Schüddekopf fand die betreffende anzeige im 'eutschen merkur von 1778, juli, s. 95.

Wie ich nun aus der in meinem besitz befindlichen Bürger-ausgabe von 1778 Jöttingen) ersehe, ist die anzeige hier zum ersten mal von Bürger veröffentlicht 'orden, und zwar auf dem letzten blatt der betreffenden ausgabe. Mein exemplar at J. v. Döring bereits „den 10. juni 1778 vom verfasser (Bürger) geschenkt erhalten".

Erst danach wird die anzeige im Teutschen merkur und wol auch in anderen eitschriften abgedruckt worden sein.

Die anzeige, die beginnt: „Ich bin bewogen worden ..." ist übrigens trotz der ichüddekopfschen bemerkung auch nicht in die Bürger-ausgabe von W. v. Wurzbach 1902) aufgenommen worden, die sonst an vollständigkeit nicht viel zu wünschen ıbrig lässt.

6. Gottfried August Bürger und K. E. Schubert.

„Das Mädel, das ich meine", welches Bürger zum 24. august 1776, zum acht-ehnten geburtstage „Gustchens" (Mollys) gedichtet hatte, erschien zuerst im Göttinger nusenalmanach für 1777; im Göttinger musenalmanach auf 1779 las man das gedicht ıarodiert als „hexe, die ich meine". Nach dem briefe Bürgers vom 22. october 1778 ıat dazu G. C. Lichtenberg „bloss die idee und grundlage hergegeben. Die ganze ısführung bis auf ungefähr zwei strophen gehört mir". — In demselben jahre er-chien nun noch eine parodie, unter dem titel „Ausforderung an Bürger"; sie indet sich in der Berliner litteratur- und theaterzeitung (11. september 779, nr. XXXVII, s. 580 fg.) und ist bis jetzt der beachtung entgangen. Unterzeichnet st sie mit K. E. S.; es wird niemand anders sein als K. E. Schubert (1741—1803) vgl. Goedekes Grundriss² V, 255), der manchen beitrag zu der Berliner litteratur-ınd theaterzeitung geliefert hat. Die „Ausforderung an Bürger" lautet so:

1.

Schöner Bürger! reim ich ein,
Süsser mag Dein liedchen seyn:
Schöner? süsser? — mag es doch!
Wär es zehnmal schöner noch:
Lieber, holder, als das Deine,
Ist das mädel, das ich meine.

2.

Jenes auge sey so blau,
Wie die hyacinth im tau;
O in solcher liebespracht
Hat es Dir doch nie gelacht:
Solchen himmelsblick hat keine,
Als das mädel, das ich meine.

3.

Lieblich ist auch ihr gesicht,
Und aus stirn und wange spricht
Engelseele fromm und rein,
Ruhig hell, wie mondesschein:
Solchen unschuldglanz hat keine
Wie das mädel, das ich meine.

4.

Und der das an ihr getan,
Nahm sich meines herzens an,
Haucht ihm süsse hofnung ein,
Noch von ihr geliebt zu seyn:
Dass ich nicht mehr trostlos weine
Um das mädel, das ich meine.

5.

Bleib Dir schon im bardenkreis
Unentwandt der liederpreis;
Wag ich in der liebe schier
Einen wettekampf mit Dir:
So geliebet wurde keine
Wie das mädel, das ich meine.

Was übrigens die Berliner litteratur- und theaterzeitung betreffs Bürger noch weiter anlangt, so sei hier noch bemerkt, dass Minor in der nummer vom 21. october 1780 (nr. XLIII, s. 673—680) den ersten sehr interessanten druck der von Bürger übersetzten hexengesänge aus Macbeth gefunden hat[1], und dass ich in eben dieser zeitschrift vom 24. februar 1781 (nr. VIII, s. 113—115) die älteste vollständige fassung von Bürgers „prolog, gehalten bei einer privatvorstellung der Eulalia zu Göttingen“ entdeckt habe (wiederabgedruckt in der „Gegenwart“ vom 19. october 1901, s. 246 bis 247).

7. Gottfried August Bürger und Joh. Christ. Friedr. Scherf.

Am 17.[2] juni 1785 waren zu Bissendorf (bezirk Hannover) „herr Gottfried August Bürger, dichter und lehrer des teutschen stils zu Göttingen“ und „Demoiselle Augusta Maria Wilhelmine Eva Leonhart“ (Molly) getraut. Kurz darauf reiste der dichter zur kräftigung seiner stark angegriffenen gesundheit nach Meinberg „einem heilbade in der grafschaft Lippe-Detmold“.

Wie mir die fürstliche rentkammer in Detmold gütigst mitteilt, steht „in der Meinberger badeliste von 1785 unter nr. 109 amtmann Bürger aus Göttingen eingetragen, der am 25. juni im damaligen Trampelschen kurhause abgestiegen ist“; dieses datum war bisher nicht bekannt; wir wissen jedoch, dass Bürger am 24. juli Meinberg wieder verliess[3], und constatieren also jetzt, dass Bürger nach gerade vierwöchentlichem aufenthalte seine kur in Meinberg abbrach; wie er selbst schreibt, hat er in Meinberg — und Pyrmont, das er als nachkur aufgesucht zu haben scheint, — „brunnen und bad gebraucht“ (Strodtmann III 160 fg.), „ohne jedoch etwas, das sonderliches aufhebens wert wäre, an gesundheit zu ertrinken und zu erbaden“ (Strodtmann III, 154); ebenso unmutig lässt sich Bürger in seinem briefe an Dieterich (Bissendorf, den 4. september 1785; Euphorion 3. erg.-heft s. 119) über sein „höchstelendes befinden“ aus; er spricht von „kopf-, zahn-, halsweh, schwindel und qualen der hypochondrie“. „Ich kam fast kränker von Meinberg und Pyrmont zurück, als ich hinreiste und hätte diesen kostbaren versuch, gesund zu werden, füglich sparen können. Erst seit etwa acht tagen scheint es mir durch den ernsthaftesten gebrauch anderer und wirksamerer mittel auf einen besseren fuss zu kommen und ich darf hoffen, bald wenigstens in leidlicher gesundheit wieder zurückzukehren“....

Anfang october 1785 ist Bürger nach Göttingen zurückgekehrt; von hier konnte er am 4. november an Bertuch, mit dem er in Pyrmont zusammen getroffen

1) Vgl. Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-gesellschaft. 36. jahrgang (1900) s. 122—128.

2) Nicht am 27. juni, wie W. v. Wurzbach in seiner Bürger-biographie (s. 223) irrtümlich angiebt.

3) Vgl. Bürgers epigramm: „An die nymphe zu Meinberg“; handschrift auf der Berliner bibliothek.



war, schreiben[1]: „ich befinde mich besser, als ich mich seit verschiedenen jahren befunden habe. Daran hat aber weder Meinberg, noch Pyrmont samt allem hocus pocus und schattenspiel an der wand, was da den armen kranken vorgezaubert wird, sondern allein der medicinische adlerblick und die weit kräftigere hülfe des ehrlichen Scherf anteil. Ich reiste von M. nach P. noch elender weg, als ich hingekommen war. Ganz anders aber schwang ich mich empor, als ich anfing zu thun, wie mir Scherf geboten hatte.

Kurz ich bin jetzt an leib und seele in einer art von wiedergeburt begriffen . . ."

Ausser Scherf fungierte damals als badearzt in Meinberg der landphysikus hofrat Trampel[2], dem Meinberg viel zu danken hat; ob er auch Bürger behandelt hat, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls hat es Scherf verstanden, Bürgers zerrüttete gesundheit durch den gebrauch „anderer und wirksamerer mittel" — als die erfolglos genommene bäder- und brunnenkur es vermochten — zu heben. Scherf wird eine medicamentöse behandlung eingeleitet haben, die als nachkur zu den genommenen bädern und brunnen ihre günstigen wirkungen gehabt haben mag; denn am 20. december 1785 schreibt Bürger (Strodtmann III 161): „Wenn mein fast ganz hinwelkendes leben nunmehr allmählich wieder aufzugrünen und zu blühen anfängt, so habe ich es wol nicht bloss brunnen, bädern und apotheken zu verdanken, sondern hauptsächlich ihr (Molly), ohne deren erfolg ich lieber mein daseyn gar nicht haben möchte."

Aus Scherfs briefen über das gesundheitswasser zu Meinberg, erstes heft (Lemgo 1794) s. 216 geht hervor, wie seine stellung als arzt in Meinberg war; es heisst dort: „Ich bin jede woche zwey tage in Meinberg, insgemein den mittwochen und sonntag, und wenn es verlangt wird, so reise ich auch noch öfter dahin. Sie wissen es schon, dass mir die ärztlichen geschäfte in Meinberg mit übertragen sind, und ich bin verpflichtet, jeden kurgast, der sich auch meines ärztlichen rates bedienen will, mit den kenntnissen beyzustehen, die ich durch studium und erfahrung in unserer kunst nur immer besitzen mag; Sie kennen mich und wissen, kopf und herz, so gut mir gott beydes gegeben hat, widme ich tätig den kranken, die mir Ihr zutrauen schenken".

„Was übrigens das kurhaus anlangt, in dem Bürger abstieg, so sei bemerkt, dass Trampel ein „schönes logirhaus, das zugleich mit badestuben versehen" war, im jahre 1769 aufführen liess, weil sich der besuch fremder hoher curgäste sehr vermehrte. Dieses haus ist jetzt herrschaftlich, unter dem namen des stern bekannt"[3].

Das fürstliche kurhaus, der „stern", steht heute noch; es wäre wol angezeigt, an dem hause für den sänger der Lenore eine gedenktafel anzubringen! Hat er doch „an die nymphe zu Meinberg" einige verse gerichtet, unter die er die worte schrieb: „Zur erinnerung an freude und leid in Meinberg".

1) Der brief ist zum 24. April 1889 in druck gegeben und Klaus Groth als festgruss übersandt von Berthold Litzmann.

2) Joh. Erhard Trampel (1737—1818), promovierte 1760 in Göttingen, war mehrere jahre am Lippischen hofe angestellt, wurde Lippischer hofrat und später geheimrat, liess sich 1793 in Pyrmont nieder, wo er badearzt und inspector der mineralquellen war. (Elwert I, 614; Biogr. méd. VII, 360. Dict. hist. IV, 278.)

3) Rudolph Brandes, Die mineralquellen und schwefelschlammbäder zu Meinberg usw. (Lemgo 1832) s. 225 u. s. 229.

8. G. A. Bürger und Christ. Friedr. Dan. Schubart.

Aus Bürgers briefwechsel erfahren wir, dass er ein grosses „national-gedicht" plante (brief vom 15. april 1776); ein halbes jahr später (am 17. october) betont Bürger nachdrücklich: „Es muss und muss gehn mit einem grössern volksmässigen gedicht." Diese beiden äusserungen sowie die folgende dritte sind sämtlich an Boie gerichtet: „Ich bin nunmehr auch mit der wahl eines süjets zu einem grössern eignen gedicht fertig und bearbeite tag und nacht in meinem kopfe den plan, der sich mir schon sehr weit entwickelt hat.... Noch sage ich dir nichts, weder von dem gegenstande, noch der behandlung. Beide würdest du mit mir nicht zusammenreimen." (Brief vom 25. october 1779.)

Bürgers sämtliche balladen sollten zu diesem „national-gedicht" nur vorbereitungen sein; daher sei es gestattet, da das geplante gedicht offenbar nicht zu stande gekommen ist, kurz darauf einzugehen, an wen es gerichtet werden sollte.

Wir sind in der glücklichen lage, dass uns Chr. Friedr. Dan. Schubart in seinen Gesammelten schriften (band VI, Stuttgart 1839, s. 138) eine kleine notiz aufbewahrt hat, die uns verrät, dass das Bürgersche gedicht Friedrich dem grossen gewidmet sein sollte: „Bürger arbeitet an einem volksgedicht auf Friedrich den grossen; hat er dies vollendet, so wird er hoch stehen auf der poetischen himmelsleiter. Seinen bisherigen poetischen charakter glaub' ich so ziemlich in der scala enthüllt zu haben."

Bürger	16	16	17	18	18	18	17	16	16
	genie	urteilschärfe	litteratur	tonfülle oder versification	sprache	popularität	laune	witz	gedächtnis

In eben diesem aufsatze (a. a. o. s. 132—138) über die „kritische scala der vorzüglichsten deutschen dichter" heisst es (s. 133): „Popularität oder volkssinnigkeit halte ich mit Bürgern für eine der vorzüglichsten eigenschaften eines dichters. Wen nur wenige verstehen, der kann unmöglich jene göttliche einfalt haben, die für jeden menschen von schlichtem verstande verständlich und einschneidend ist. Je stärker und dauernder die eindrücke eines dichters bei der nation sind, je grösser ist er."...

Diese gesichtspunkte mögen wol auch Bürger geleitet haben, als er sich Friedrich den grossen zu seinem helden erwählte; ausserdem war Bürger „voll höchster bewunderung für den grossen, und liebevollster verehrung für den guten könig", den vortrefflichsten der menschen (Strodtmann III, 80 fg.), wie er ihn in demselben briefe nennt.

Wir wissen nun aber, dass auch Schubart einen hymnus auf Friedrich den grossen gemacht hat, der im frühjahr 1786 entstanden ist (Strauss II, 180) und dessen erscheinen mit Friedrichs tode (am 17. august 1786) zusammenfiel; aber bereits im december 1783 schreibt Schubart seinem sohne: „Ich arbeite wirklich (gegenwärtig) an einem gedichte auf Friedrich den grossen! den einzigen!! .... ein produkt, das seit jahren in seiner seele immer reifer geworden war und das er in wenigen stunden aufs papier niederwarf". Man vergleiche dazu die oben citierte stelle aus dem briefe Bürgers an Boie aus dem october 1779. Dem Schubartschen hymnus hat mehr die person, an die er gerichtet war, als sein poetischer gehalt bedeutung gegeben, sagte einmal ein kritiker, und es ist viel wahres an dem urteil; der beste erfolg für Schubart

war freilich der, dass er vorzüglich durch dieses gedicht seine freiheit erlangte. (Vgl. G. Hauff, Chr. Fr. Dan. Schubart usw. [Stuttgart 1885] s. 224 u. s. 304—306.)

Besteht nun irgend ein zusammenhang zwischen dem Schubartschen hymnus und dem von Bürger geplanten gedichte? Die sache wäre leicht zu entscheiden, wenn man wüsste, wann und woher Schubart die notiz über Bürgers absicht genommen hat. Ich glaube indes, vermuten zu dürfen, dass Schubart — wenn auch nicht von Bürger selbst — so doch von dem Göttingischen kreise, vielleicht durch Boie, dem etwas darüber auszuplaudern zwar ausdrücklich verboten war, kunde von Bürgers plan erhalten hat.

Schubart hält bereits in seiner chronik aus dem jahre 1776 (s. 118) Bürger für einen ganz originellen, heiteren, allgemein verständlichen volks- und vaterlandsdichter; vielleicht wusste damals Schubart schon etwas von Bürgers plane, der 1779 der ausführung nahe gewesen zu sein scheint und doch niemals ausgeführt worden ist.

Aber wie dem auch sei, ich glaube, dass vielleicht Schubart durch Bürger die anregung zu dem hymnus auf Friedrich den grossen erhalten hat.

9. Gottfried August Bürger und E. L. M. Rathlef.

1788 erschien zu Lemgo in der Meyerschen buchhandlung: „Serklaide. Eine von der belagerung Magdeburgs ausgehende und mit der entscheidenden schlacht bey Breitenfeld sich endigende handlung“ (8°; 302 seiten). Der verfasser dieses epos ist Ernst Lorenz Michael Rathlef, der am 2. januar 1743 zu Langenhagen in Hannover geboren wurde[1]; er studierte in Göttingen und ward später amtsschreiber zu Aerzen bei Hameln; seit 1787 zu Nordholz im herzogtum Bremen, starb er am 14. januar 1791.

Trotzdem bei Goedeke (Grundr.² IV, 65; V, 378) eine nicht geringe zahl von Rathlefs werken verzeichnet steht, ist die „Serklaide“ dort nicht angegeben.

Dieser umstand veranlasst mich, auf das vergessene werk hinzuweisen, das auch besonders in litterarischer hinsicht aufmerksamkeit verdient, die es noch nicht gefunden hat.

Mir war es vor allem interessant, dass Rathlef die vorrede (s. 7—68) zu seinem werke „An herrn Bürger“ gerichtet hat.

Rathlef begründet die widmung so: „Erlauben Sie, dass ich mich an Sie wende, indem ich im begriffe bin, dem ehrwürdigen publicum, dem ich noch wenig bekannt bin, ein werk vorzulegen, an Sie, den freund desselben, dessen schätzbare bekanntschaft, nun da Sie dieses gedicht bereits seit einigen jahren in händen haben, mir einiges recht dazu giebt. Es war immer mein looss, kritische freunde zu suchen, und nicht zu finden. Ich fand endlich Sie. Ich hatte die schmeichelhafte [s. 8] hofnung, Ihre erinnerungen nutzen zu können; aber Ihre eigenen litterarischen und bürgerlichen verwickelungen, und mehr als diese, haben körperliche schwachheiten Sie darin verhindert..... Ihre eigenen schriftlichen und mündlichen äusserungen haben mir wenigstens so viel ermunterung gegeben, dass ich ein werk, welches seit manchen jahren die frucht meiner be [s. 9] sten und freyesten stunden war, nicht ganz auf die seite gelegt habe.“

1) Goedeke (Grundr.² IV, 65) gibt an, dass R. 1742 zu Nienburg geboren wurde. Die berichtigung verdanke ich herrn pastor Nutzhorn in Bissendorf.

Wir sehen also, dass Bürger Rathlefs „Serklaide“ bereits seit einigen jahren in den händen gehabt und sich schriftlich und mündlich mit dem autor über das epos auseinandergesetzt hat; weiter erfahren wir, dass Bürger „verschiedene“ seiner „poetischen kinder“ in seinen Göttinger musenalmanach aufgenommen hat.

Rathlef betont weiter, dass er seine eigenen gedanken über dieses gedicht gerade ihm, als „dem vertrautesten freunde Homers“[1] mitzuteilen sich erlaube, wenn sie gleich nicht mit den seinigen übereinstimmen sollten.

Rathlef meint hiermit das für sein epos gewählte metrum: er hat sich endlich für die sechsfüssigen ungereimten jamben entschieden; erst dachte er an den Alexandriner (s. 29), den er indes „aus mehr als einer ursache bedenklich“ fand; als probe giebt Rathlef den ersten gesang der Henriade (s. 30—46) in dieser versart übersetzt, wider; dann machte Rathlef den versuch in gereimten jamben, worin Pope auch den Homer übersetzt hat — als probe giebt Rathlef den anfang des achten buches der Ilias (s. 46—57) — er kommt aber dabei zu folgendem schlusse: „Wie viel gehet hier verloren des altpathetischen, dieser eigenen Homerheit, und wie viel muss hier, so gut es kann in seine stelle gerückt werden, um sinn und vers zu ergänzen? So viel fesseln hat dieses sylbenmaas und der reim. Jenes altpathetische verlieret vielmehr seine wirkung und grenzet hier oft an das lächerliche.“

„Aber bey dem allen“, fährt Rathlef fort, „habe ich mich nicht zum hexameter entschliessen können, und halte ihn eben so wenig passend für moderne subjecte. Ob er überhaupt der teutschen sprache mit ihren vielen consonanten angemessen sey, will ich (s. 58) hier nicht untersuchen. Aber desto glücklicher haben Sie [Bürger] ihn zu Ihrer übersetzung der Iliade gewählt, auch stolpern bey Ihnen, cui dedit ore rotundo Musa loqui, die hexameter nicht so über consonanten hin. Dieser vers, wenn er also besonders geschickt ist, einen alten dichter zu übersetzen, indem er sich am meisten der poetischen prosa nähert, auch eben desfalls gewählt zu werden verdienet, um ein subject aus der alten zeit, und besonders ein solches, das aus der heiligen schrift gezogen worden, zu besingen, wenn er am geschicktesten ist, das pathetische der alten anzunehmen, dieser vers muss eben desfalls ein jedes andere gedicht in das komische fallen lassen, und selbst dadurch alle pathetische wirkung vernichten. Ich habe daher denen nicht beypflichten können, welche den hexameter ohne unterschied für den besten vers der epopee halten.

Ich blieb also bei den jamben.“ —

Wir wissen, dass Bürgers „erste jugendidee“ die verdeutschung Homers in jambischem rhythmus war; aber da er „eine dolmetschung, an geist, körper und bekleidung dem original so nah als möglich“ erstrebte, und die zuerst gewählte jambische versart diesem grundsatz noch widersprach, so liess er (im jahre 1783) den jambus fallen, nun „veränderte er die waffen“ und rückte mit einem hexametrischen versuch ins feld, bei dem er sich mit höherem recht des bemühens rühmen durfte, „unverwandt und bis zum schmerze“ die augen auf einen punkt gerichtet zu haben, „dem Homer an geist und leib auch das kleinste nicht zu geben oder zu nehmen[2].“

1) Vgl. Otto Lücke, Bürgers Homerübersetzung, Norden 1891 (programm) und Bruno Kaiser, Bürgers erste aufsätze über die verdeutschung Homers [Euphorion VIII, 649—659].

2) Citiert nach W. v. Wurzbachs Bürger-ausgabe, bd. IV, s. 60 u. R. Haym, Die romantische schule (Berlin 1870) s. 157. — Die ersten im hexameter ver-

Über Rathlefs übrige werke findet man genaueres in Meusels Lexicon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen schriftsteller, bd. XI, s. 53 fg.

Was zum schluss noch die gedichte Rathlefs anlangt, die Bürger für wert gehalten hat, in seinen musenalmanach aufzunehmen, so sind es wahrscheinlich die mit Rf. bezeichneten lieder in den Göttinger musenalmanachen von 1779—1784[1]. Zwei davon „Cynthiens Hand" (G. M. alm. 1779, s. 67) und „Liebeslied eines poeten an sich selbst" (ebenda s. 109 fg.) sind, nach Bürgers brief vom 22. october 1778, fast ganz von Bürger; besonders an dem gedichte „Cynthiens Hand" hatte Bürger „vorzüglichen wohlgefallen": die beide Rathlefschen gedichte hat deshalb August Sauer in seine Bürger-ausgabe (s. 478 fgg.) unter die „Umarbeitungen fremder gedichte" aufgenommen.

10. Ein brief Elise Bürgers.

Vor kurzem habe ich in dem „Jahrbuch für das gesamte bühnenwesen, Deutsche Thalia" I. Wien und Leipzig, s. 42—64, acht ungedruckte briefe Elise Bürgers aus den jahren 1803—1809 veröffentlicht.

Im anschluss daran sei hier ein brief Elisens mitgeteilt, der im jahre 1901 von der Göttinger universitäts-bibliothek erworben wurde; vgl. Chronik der Georg August-universität für das rechnungsjahr 1901 (Göttingen 1902) s. 34 fg.

Im wilden mann am mittwoch
abend, 6 uhr.

So eben, meine werthe freundin! bin ich hier angelangt und würde Sie diesen abend persönlich statt dieser zeilen überrascht haben, wäre ich nicht vom üblen weg und wetter erschöpft. Wie unendlich freue ich mich auf Ihr wiedersehen nach so langer zeit!! Bestimmen Sie die stunde wo Sie morgen mich bei sich sehen wollen! Indessen sende ich Ihnen die beiden kleinen gedruckten büchlein zum willkommen als ein geschenk der freundschaft — und — meiner stammbücher fortsetzung seit wir uns nicht mehr sahen — damit Sie voraus wissen wie weit ich die welt indess von süd und nord beschaut habe!

Die frau Elise umarmt Sie herzlichst, empfiehlt sich dem gemahl und wünscht wohl zu schlafen [Elise Bürger][2].

Unter den „beiden kleinen gedruckten büchlein", die Elise ihrer freundin übersandte, ist vermutlich „Mein taschenbuch, den freundlichen meines geschlechts geweiht von Elisa Bürger, geb. Hahn", zwei bändchen (in 8°) Pirna 1804—1805, zu verstehen; daher ist dieser brief wol in dem jahre 1805 geschrieben; die stammbücher Elise Bürger's scheinen leider verloren gegangen zu sein.

11. Die Bürgerbüste Chr. Friedr. Tiecks auf der Walhalla bei Regensburg.

Im anschluss an meinen aufsatz über Bürger-bilder (Zeitschrift für bücherfreunde, 5. jahrg. [juni 1901], s. 89—107) und die notiz in der „Beilage zur Allg.

deutschten stücke aus Homer liess Bürger im I. band (jahrgang 1784) von Goeckingks „Journal von und für Deutschland" erscheinen; seit diesem jahre scheint Bürger sich nicht mehr mit dem Homer beschäftigt zu haben.

1) Vgl. C. Chr. Redlich, Versuch eines chiffernlexicons usw. (Hamburg 1875) s. 23. 36 u. 48.

2) Auf seite 4 steht: „Von Elise Bürger, geb. Hahn, einst berühmt als declamatrice."

werter weise über die laue aufnahme des „Prinzen von Homburg" bei publikum und kritik in Wien 1899 berichtet. Den vogel hat allerdings erst Max Burckhard abgeschossen, der zwei jahre später, wie bekannt sein dürfte, den prinzen ein „widerliches, nach caesarismus stinkendes kommisknopfstück" genannt hat — getreu dem spruche: „Ehrt eure deutschen meister!"

JENA. RUDOLF SCHLÖSSER.

Hubert Roetteken, Poetik. I. teil. München, C. H. Beck 1902. XIV, 315 s. 7 m.

Schon längere zeit führt Roetteken einen verdienstvollen kampf für eine psychologisch-ästhetische vertiefung der litterarhistorischen forschung gegen die oberflächlichkeit einer betrachtung, wie sie sich so leicht bei rein philologischer schulung einstellt. Immer wieder verlangt er als unentbehrliches rüstzeug für den beruf des litterarhistorikers eine gründliche theoretische vorbildung in psychologie und ästhetik. So ist es denn nicht nur das directe theoretische interesse an den ästhetischen problemen, das Roetteken zur abfassung seiner poetik veranlasst hat, sondern vor allem das praktische bedürfnis, der eigenen und fremden litterargeschichtlichen arbeit einen festeren untergrund zu geben. Mit diesem zweck ist auch schon die methode ausgesprochen, der R. folgt: Unter ablehnung jeglicher deduction aus metaphysischen ideen geht er den weg der modernen psychologisch-empirischen ästhetik, deren verfahren er an dem gesamten material der poetik zur durchführung bringen möchte. Ein solches unternehmen ist um so freudiger zu begrüssen, als die poetik, wie sie gegenwärtig vorgetragen zu werden pflegt, noch viele sätze mit sich führt, die ihren ursprung aus einer mit fremden voraussetzungen an die poesie herantretenden deductiv-metaphysischen ästhetik deutlich an der stirne tragen. Von dem auf drei bände berechneten gesamtwerk liegt der erste band vor, der die grundlage für die ganze poetik legt durch eine allgemeine analyse der psychischen vorgänge beim genuss einer dichtung, während die zwei weiteren noch ausstehenden teile der behandlung des dichterischen schaffens und der verschiedenen dichtungsarten, sowie der darstellungsmittel, des stils und des ursprungs der poesie gewidmet sein sollen.

Nach einer gehaltvollen einleitung, in der er sich mit Lamprechts bekannten methodologischen ansichten auseinandersetzt, beginnt der verfasser sein eigentliches thema mit der frage, ob es objective merkmale gibt, an denen wir ein sprachliches werk als dichtung zu erkennen vermögen und er glaubt, diese frage verneinen zu müssen. Insbesondere kann er im gegensatz gegen die übliche theorie, die die „innere anschauung" als das kennzeichen der poesie in ihrem unterschied von der prosa betrachtet, als solche merkmale nicht die inneren bilder betrachten, die in der form von optischen und akustischen reproductionen oder in der gestalt von organempfindungen durch die poesie gelegentlich in uns hervorgerufen werden. Nach den feinen selbstbeobachtungen, die uns R. über seine eigenen erlebnisse an der poesie mitteilt, erweist er sich als eine persönlichkeit von einer höchst lebhaften optischen und akustischen phantasie und von grosser mimischer erregbarkeit. Unter solchen umständen ist die entschiedenheit besonders erfreulich, mit der er ausspricht, dass die poesie auch ohne solche innern bilder genossen werden kann (s. 48), ja dass der genuss des weniger zu ihrer hervorbringung disponierten lesers, wenn auch anders gefärbt, doch ebenso intensiv, vielleicht sogar intensiver sein kann, als der eines andern, der zu dieser hervorbringung mehr disponiert ist, weil sie leicht die psychische kraft zu sehr auf sich resorbieren und damit andern factoren entziehen kann, die zum vollen

novierte, baronisierte, bebänderte ritter August Wilhelm von Schlegel jene verse
greifen, worin Bürger laut ausruft, dass ein ehrenmann, ehe er die gnade der
ossen erbettle, sich lieber aus der welt heraushungern solle!"

Heine spielt auf die Bürgerschen verse an, die „Mannstrotz" überschrieben und
erst im Göttinger musenalmanach von 1788 erschienen sind (s. 74):

> Solang' ein edler biedermann
> Mit einem glied sein brot verdienen kann,
> So lange schäm' er sich nach gnadenbrot zu lungern!
> Doch thut ihm endlich keins mehr gut:
> So hab' er stolz genug und mut,
> Sich aus der welt hinaus zu hungern.

13. Gottfried August Bürger und Ludwig Philipp Hahn.

Anonym erschien 1781 in Frankfurt und Leipzig „Zill und Margreth" eine
llade aus den werken des Westricher bänkelsängers (49 seiten, 8°). Wir wissen,
ss Ludwig Philipp Hahn (1746—1814) der verfasser dieser schmutzigen mord-
schichte ist, über welchen wir eine ausführliche abhandlung aus der feder R. M.
erners besitzen (Strassburg 1877). Hier sei nur gesagt, dass dieser bänkelsang zu
m krankhaftesten gehört, was in der geniezeit der sturm- und drangperiode geleistet
urde. Besonders interessant erscheint es mir nun, das dieses heftchen „dem
olzen dichter Bürger zu Willmarshausen" gewidmet ist. Wodurch Hahn sich zu
eser widmung veranlasst fühlte, und in welchem verhältnis er zu Bürger gestanden
t, darüber vermochte ich indes nichts zu ermitteln.

HEIDELBERG. ERICH EBSTEIN.

LITTERATUR.

ohann von Schwarzenberg, Das büchlein vom zutrinken. Herausgegeben
von **Willy Scheel.** (Neudruck deutscher litteraturwerke des XVI. und XVII.
jahrhunderts herausg. von W. Braune nr. 176). Halle a. S., M. Niemeyer 1900.
XIII, 44 s. 0,60 m.

ohann Fischart, Das glückhafte schiff von Zürich. (1577). Herausgegeben
von **Georg Baesecke.** (Ebenda nr. 182). 1901. XXV, 60 s. 0,60 m.

1. Scheel liefert einen sorgfältigen abdruck des „Zutrinkens" von Johann von
chwarzenberg und zwar nicht nach der originalausgabe O (1512—13?), sondern
ach dem posthumen abdruck A im Teutschen Cicero 1534, weil er mit recht die
sätze (kurze in den prosatext eingeschobene gereimte sprüche) und die stilistischen
derungen des textes Schwarzenberg selbst zuschreibt. In den anmerkungen unter
m text sind die varianten von O, sowie von späteren drucken (1535 und 1540) ver-
ichnet.

Die einleitung bringt nur das wesentlichste, weil sich Scheel die weiteren
rach- und litteraturgeschichtlichen ausführungen für eine geplante monographie über
hann von Schwarzenberg vorbehält. Scheel hat ja auch inzwischen auf der Strass-
urger philologenversammlung einen vortrag über 'Schwarzenberg in seiner bedeutung

für recht und sprache des angehenden 16. jahrhunderts' (auszug in Zeitschr. 33, 428 fg.) gehalten.

'Das büchlein vom zutrinken' steht mitten drin in einem reichen litteraturzweige, der deutschen trinklitteratur des 16. jahrhunderts. Ich habe darüber auch mit kurzer charakterisierung des büchleins von Schwarzenberg gehandelt in der Vierteljahrsschrift f. litteraturgeschichte 2, s. 481—516 (siehe meine nachträge ebenda 6, 174 fgg.). Man vergleiche auch darüber: M. Osborn, Die teufellitteratur des 16. jhs. (Acta germanica III, 3, s. 79 fgg. u. a.). Manchen beitrag zu diesem gegenstande bringt auch jetzt A. Bömer in seiner ausgabe von F. Dedekindus, Grobianus (Latein. litteraturdenkmäler des XV. und XVI. jahrhunderts, nr. 16).

2. Baesecke lässt seinem überaus getreuen abdruck des Glückhaften schiffes (A) von Fischart eine einleitung vorausgehen, die nicht umfänglich ist, aber manche neue ergebnisse zur wirksamkeit Fischarts beibringt. Unter anderem macht es Baesecke sehr wahrscheinlich, dass die sicherlich bei Jobin gedruckte fassung A nicht 1576 erschienen ist, wie man bisher allgemein angenommen hat, sondern erst in der fastenmesse 1577 und dass ihr im jahre 1576 eine (verloren gegangene) sonderausgabe ohne die anhänge: Schmachspruch und Kehrab vorausgegangen ist.

Gelegentlich dieser beweisführung hat B. die schriften Fischarts bis 1577 bezüglich der orthographie durchgesehen und ist, in diesem punkte die dankenswerten ausführungen Vilmars (Zur litteratur Fischarts[2], s. 51) ergänzend, zu dem ergebnis gekommen, dass in den schriften von 1570—74 mhd. *ei* $\hat{\imath} >$ *ei* oder *ey*, hingegen von 1575—77 mhd. *ei* $>$ *ai*, $\hat{\imath} >$ *ei* wird. Beide schreibweisen sind mit strenger regelmässigkeit durchgeführt. Einzelne werke von 1574 auf 75 zeigen den übergang. Das Ehezuchtbüchlein 1578 gehört noch zu der zweiten gruppe, in den letzten zehn bogen und der vorrede aber zeigt sich schon die schreibung *ei* $>$ *ey*, $\hat{\imath} >$ *ei* der späteren schriften, die aber auch nicht lange streng festgehalten wird. Wenn B. diesen ausführungen hinzufügt: „In den achtziger jahren kehrt Fischart auch noch einmal zur ersten schreibung zurück: Brotkorb, Armada, Gegenbadstüblein" so muss ich dazu bemerken: nicht Fischart, sondern seine setzer. Die annahme Vilmars, dass Fischart in den schriften von 1575—1578 seine eigene rechtschreibung durchgesetzt, vorher und später aber die schreibung mehr oder weniger den setzern überlassen habe, ist zweifellos richtig. Fischart war in dem genannten zeitraum corrector bei Jobin. Er hat ausserdem in seinen zumeist aus seiner letzten lebensperiode stammenden handschriften (vgl. Crecelius in der Alemannia 1, 113—145 und Hauffen in der Zeitschrift für bücherfreunde 2, 21—32) strenge an der schreibung der schriften von 1575—1577/78 also mhd. *ei* $=$ *ai* und $\hat{\imath} =$ *ei* festgehalten.

Über die quellen zum Glückhafft schiff hat Bächtold schon abschliessend gehandelt. Inwieweit sich Fischart über die pritschmeisterlichen dichtungen der zeit erhebt, habe ich (Fischarts werke, auswahl 1, s. XXII fg.) dargelegt. Baesecke untersucht nun auf grund eingehender sorgfältiger vergleichung der einschlägigen dichtungen die noch erkennbaren pritschmeisterlichen züge im Glückhafften schiff. Sie nehmen keinen grossen raum ein, ergeben sich durch die behandlung des gleichen stoffes zum teil von selbst, treten nicht deutlich hervor und sind rein äusserlich. B. betont besonders als kennzeichen der gattung, dass die einleitung deutlich abgesetzt ist und eine geschichtliche betrachtung enthält, wie so häufig bei Lienhart Flexel — doch fehlt die den pritschmeistergedichten übliche einkleidung —, ferner geschichtliche und etymologische spielereien, — die Fischart allerdings auch in anderen dich-



tungen sehr gerne anbringt, das preisen freundnachbarlicher gemeinsamkeit und treuer pflege ererbter tugenden, — das bei Fischart bei dem weiteren ausblick eine viel tiefere bedeutung gewinnt — endlich (bei unterbrechung der historischen erzählung) die vorführung des ausschreibens und des „bestes“, pritschmeisterliche fügungen in geschichte und lob der beiden städtc, eingeschobene datumüberschriften und nach dem schlusswunsche das ängstlich vollständige verzeichnis der teilnehmer.

In einer anmerkung zu s. X fg. nimmt Baesecke die übersetzung des sechsten buches des Amadis ganz für Fischart in anspruch und führt einige seiner stileigenheiten als belege hierfür an. Ich möchte auf diesen gegenstand etwas näher eingehen. Bekanntlich sind die meinungen über den anteil Fischarts am sechsten buch des Amadis bisher geteilt gewesen. Goedeke (Grundriss² 2, s. 474) meint, dass nur das einleitende gedicht (neugedruckt bei Kurz 3, s. 29—32) und nicht die übersetzung des ganzes buches von Fischart herrühre. Bobertag (Geschichte des romans 1, 360) und Besson (Fischart 166) lassen die frage offen. Scherer (Anfänge des deutschen prosa-romans, Quellen und forschungen 21, s. 70) sagt ganz richtig, die autorschaft Fischarts müsse „durch philologische untersuchung doch zu ermitteln sein“.

Gehen wir dieser frage auf den grund, so ergibt es sich meiner ansicht nach mit sicherheit, dass Fischart selbst das sechste buch des Amadis aus dem französischen verdeutscht habe. Zuvörderst besagt der titel ausdrücklich: „auß frantzösischer sprach newlich in teutsche durch J. F. M. G. gebracht“. Ferner heisst es am schluss der deutschen ausgabe (s. 762): „Endet sich das sechste buch von dem Amadis auß Frankreich. Alors comme alors“. Also wider der von Fischart so oft und besonders gerne am schlusse seiner schriften angewendete französische wahlspruch. Dass Fischart mit dem inhalt des sechsten buches des Amadis sehr vertraut war, ergibt sich daraus, dass er öfters und auch noch viele jahre später darauf anspielt. So in der Geschichtklitterung 1575 (Alsleben s. 158) wo die fee Urganda als wichtige gestalt bezeichnet, in einem zusatze der ausgabe 1582 (s. 427) wo ihr affenschiff (siehe 6. buch, 44. capitel) und in einem zusatze von 1590 (s. 395) wo ihre zauberkunst „sibentzigen järig siben schläfer zu machen“ (siehe 6. buch, 21. capitel) erwähnt wird[1]. Diese beiden motive werden auch noch im Stauffenberg 1588 v. 61—66 herangezogen. Die anderen bücher des Amadis hingegen scheint Fischart nicht gekannt zu haben. Er erwähnt nirgends deren inhalt[2] und er versetzt in der Praktik[3] den stoff des in Fischarts zeit sehr verbreiteten volksbuchs vom kaiser Oktavian (Goedeke, Grundriss² 2, s. 21 fg.) fälschlich in den Amadis.

Baesecke bringt einige beispiele zum stile der verdeutschung bei: zwei- und dreigliedrige formeln, häufungen, wortspiele, die für Fischart bezeichnend, aber noch nicht allein beweisend sind, weil sich ähnliches auch bei einigen anderen schriftstellern der zeit findet. Ich habe schon vor einigen jahren die ganze verdeutschung des

1) Ebenda 1582 (s. 453) nennt Fischart auch den „Thresor des Amadys“, das ist ein gleichzeitig erschienener französischer auszug alter Amadisbücher: Thresor des tous les livres d'Amadis de Gaule. 2 bde. Lyon 1582.

2) Der hinweis in der Geschichtklitterung geht meiner meinung nicht über das sechste buch hinaus, sondern hier verbindet Fischart das Amadis-motiv willkürlich mit der Artussage. Auch die gereimte einführung Fischarts zum Amadis erwähnt nichts von den übrigen büchern.

3) Praktik 1572: „Amadisläser, die vber dem keyser Octaviano (1574 vber dem verlohrenen kind keysers Octavianus) weinen.

binden, und die schmerzlichen anklagen, die sie gegen seine tändeleien mit jungen mädchen oder fremden frauen erhebt, werden durch Jean Pauls verteidigung (s. 276) und seine an Ibsens „Komödie der liebe" gemahnenden ausführungen über das wesen der ehelichen liebe (s. 304) nicht geheilt worden sein. Daneben erscheint unser dichter freilich auch als der zärtliche gatte und besonders vater, als den wir ihn zunächst zu finden erwarten, und gelegentlich tritt auch in sonderbaren mischungen jener sentimentale cynismus auf, der etwa auch Lichtenberg zur verfügung stand und den Zacharias Werner bis zur fratze trieb. Dahin gehören seine anthropogonischen zurüstungen (s. 187), oder ein höchst charakteristischer brief über die geburt der tochter (s. 190). Wenn N. (s. VIII) behauptet: „Kein einziger der hier folgenden briefe ist ein ausfluss der Hesperusstimmung", so wird dies doch durch manche ausrufe („wie glühte die welt so rosenfarben!" s. 127, „eine göttliche täubin" s. 187) widerlegt; mehr noch durch die oft genug allzu „rosenfarbenen" urteile über personen und orte. Nicht nur wird dem erst hartgescholtenen Kanne (s. 323) am schlusse mindestens „eine herrliche, edle physiognomie" nachgesagt und nicht nur der sonderbare Radlof (s. 268) „ein tiefsinniger, köstlicher deutscher sprachgelehrter" genannt, sondern sogar der kutscher ist „der beste und mildeste" (s. 316).

An derartige idiotismen muss man sich nun wol gewöhnen wie an jenen kultus Jean Pauls, über den er selbst (s. 252) scherzt. Hat er doch überall „liebeüberfliessende herzen" (s. 249) zum echo seiner eigenen empfindungen! Aber eben auch dies macht das buch kulturhistorisch so wichtig, sowol durch seine schilderungen des hoflebens, als durch mitteilungen, wie die von einem schauspieler, der heute noch auf der bühne auftritt, während er morgen ins zuchthaus muss (s. 184). Welch ein charakteristisches genrebild: die mutter der heiligen allianz, frau von Krüdener, magnetisiert (s. 256)! Oder jenes chiffrespiel, das uns aus Goethes tagebüchern geläufig ist, wie erscheint es uns hier fast bis zur blasphemie gesteigert, wenn die verwittwete herzogin als heiliger geist, der herzog als osterlamm bezeichnet werden sollen (s. 90)! Auch das ist etwas, was an jenen sentimentalen cynismus erinnert, daneben aber freilich auch an Jean Pauls leidenschaft, seine an sich doch reichen und tiefen gedanken mit allerlei äusserlichem prunk des witzes auszustaffieren. Klagt er doch selbst darüber, wie der „Tristram" seinen stil verdorben habe (s. 115).

Überhaupt fehlt es nicht an wichtigen bemerkungen zur technik und inneren form seiner romane. Als die bedeutsamsten erscheinen mir die bemerkungen über das ende des romans, als dem eigentlichen alles zusammenfassenden fokalpunkt (s. 193); über Schmelzle (s. 205) sowie besonders über Hesperus und Titan (s. 109) gibt er geistreiche mitteilungen, wie es ihm denn auch sonst nicht an selbsterkenntnis fehlt (s. 127); während er gegen die empfindsame briefschreiberei (s. 166) eifert, ist ihm selbst doch der gedankenaustausch mit herzlich ergebenen genossen seiner empfindungen umsomehr ein bedürfnis, als ihn das durcheinandergehen der litterarischen urteile (s. 161 anm., s. 178) vielleicht sogar über die grossen eigenen erfolge (s. 155. 173) unsicher macht. Er steht Herder bei aller persönlichen verehrung doch leidlich objectiv gegenüber (s. 134. 192), während er Friedrich Schlegel stark auf sein poetisches system einwirken lässt (s. 196). Jenes, „ineinanderschieben der geschichten" (s. 110), das er zum herrschenden prinzip seiner technik gemacht hatte, ist ja mit der romantischen ironie und mit dem prinzip, dass der dichter hoch über seinem stoffe stehen müsse, so eng verwandt, dass Jean Paul lange genug als ein eigentlicher romantiker gelten konnte. Bei den frauen freilich wird ihm die romantik leicht zu heftig, und mit Karoline von Feuchtersleben so gut wie mit Charlotte von Kalb gelingt kein

Ein widerstreit der meinungen, bei dem das überlieferte material nicht ausreichte, um eine sichere beurteilung zu ermöglichen. Scheel gieng daher auf eine neue fährte aus, wo ihn einige neue veröffentlichungen begünstigten. Einmal hat J. Meier (vgl. Beiträge 20, 566 fgg.) eine zweite schrift Ölingers, die Duodecim dialogi von 1587 aufgefunden, eine für den unterricht bestimmte deutsche übersetzung der Dialogues de Jean Loys Vives, traduits de Latin en François pour l'exercice des deux langues (Antwerpen 1584). Damit war für die kenntnis der persönlichkeit Ölingers eine neue quelle erschlossen, die namentlich auch das problem des verhältnisses zur französischen schulgrammatik nahe brachte. Und in dieser richtung kam andererseits E. Stengels chronologisches verzeichnis französischer grammatiken (Oppeln 1890) sehr gelegen.

So hat der herausgeber den hauptteil seiner einleitung auf einer eingehenden prüfung der vorlagen Ölingers aufgebaut, die einleuchtende ergebnisse erzielte. Zur bestätigung dieser ergebnisse mag schon der umstand dienen, dass gleichzeitig oder vielleicht noch vor Scheel auch C. Müller, der herausgeber des Laurentius Albertus, eine gleichartige untersuchung mit ähnlichen schlussfolgerungen anstellte, die nur zufällig etwas später im druck erschien[1].

Als wichtigste unter diesen ergebnissen erscheint mir einerseits die sorgfältige kennzeichnung der arbeitsweise Ölingers, die sich Scheel besonders angelegen sein liess; andererseits die hervorhebung derjenigen züge, in denen Ölinger sich von Laurentius unterscheidet. Hier hätte der herausgeber ein übersichtlicheres bild entwerfen dürfen. Man konnte ja früher schon den gegensatz der beiden gleichzeitigen grammatiken dahin kennzeichnen, dass die von Ölinger einen rein praktischen zweck im auge hatte und an ausländer als leser gerichtet war, während Laurentius Albertus seinen eigenen landsleuten dienen wollte, sofern diese ein mehr wissenschaftliches interesse an ihrer muttersprache nahmen. Dazu kommt nun als neuer bezeichnender zug die grundverschiedenheit in der anlehnung an fremde vorlagen und muster. Laurentius ist durchaus von der lateinischen schulgrammatik beeinflusst[2], Ölinger wenig, er ist weit mehr von der französischen grammatik abhängig. Die ausführlichen phonetischen bemerkungen in dem capitel „Potestas et pronunciatio literarum" (s. 11—21), die bei Laurentius ganz fehlen, die zahl der casus (5 bei Ölinger, der mit recht einen deutschen ablativ ablehnt), die aufstellung von 4 conjugationsklassen, mit denen Ölinger erstmals den versuch macht die wirre mannigfaltigkeit der deutschen verbalformen in ein system zu bringen, die verständige abtrennung der hilfsverba von dem verbum als solchem, endlich unter vielen einzelheiten noch die eingehende gliederung der pronomina — all das hat Ölinger, wie Scheel überzeugend dartut, der französischen grammatik abgelernt. Von der lateinischen schulgrammatik ist die dar-

1) C. Müller, Albert Ölingers deutsche grammatik und ihre quellen. Jahresbericht des Wettiner gymnasiums zu Dresden (1897). Müller bringt hier seinerseits neue belege für die schriftstellerische tätigkeit und persönlichkeit des Laurentius Albertus bei, den er aus der Wittenberger matrikel von 1557 als Laurentius Albrecht aus Neustadt in Franken nachweisen kann. Aus diesem grunde nimmt Müller auch seine frühere identificierung des Laurentius und des Ölinger zurück. In manchen einzelheiten stimme ich hier mehr mit Müller als mit Scheel überein, während ich diesem in der erklärung der gewonnenen tatsachen den vorzug gebe.

2) Müller will auch bei Laurentius abhängigkeit von der französischen grammatik annehmen, die aber keine sicheren linien gibt. Ebenso scheint mir bei Ölinger der lateinische einfluss zu stark betont.

sind. So gewinnt Burdach für die '*armen künige*' eine ganz neue erklärung. Nicht bloss auf Otto, Bernhard von Sachsen und Berthold von Zähringen zielt dieser ausdruck. Die beiden letzteren sind überhaupt gar nicht gemeint, vielmehr die '*reguli provinciales*' im sinne des staufischen weltimperiums, die könige von England, Frankreich, Sicilien und Dänemark. Bei dieser auslegung treten die geschichtlichen voraussetzungen des spruchs in scharfe und helle beleuchtung. Alles wird anschaulich, jedes wort ist jetzt gewichtig. Die kunst des dichters erscheint uns jetzt erst auf ihrer vollen höhe, wenn jeder ausdruck auf ganz bestimmte vorstellungen und anschauungen zurückgeführt werden kann und keine allgemeine blasse redensart mehr übrig bleibt. Burdachs beweisführung, die mit aller vorsicht und umsicht langsam schritt für schritt vorschreitet, ist zwingend und wird schwerlich widerspruch erfahren. Für die richtigkeit zeugt auch noch der umstand, dass Roethe (Z. f. d. a. 44, 116 und 196) zur selben zeit unabhängig Walther 9, 14 genau ebenso erklärte.

Den ersten spruch des reichstons (8, 4) setzt Burdach kurz nach dem 6. juni 1198 als ältesten versuch Walthers in der politischen spruchdichtung grossen stils. „Die anfänge seiner grossen politischen dichtung schweben nicht mehr raum- und zeitlos im ungewissen. Wir kennen nun den schauplatz und die gelegenheit der ersten schritte auf seiner langen laufbahn als poetischer publicist. Wir kennen den bezirk seines ältesten publikums. Wir kennen die politische atmosphäre, in der seine spruchdichtung zu wachsen anfieng. Und vor allem: wir sehen in unerwarteter weise bestätigt, wie seine ganze dichtung den bedürfnissen und empfindungen des augenblicks entspringt. Hinter jedem satz, oft hinter jedem einzelnen wort steht das leben, das volle, leuchtende und leidenschaftliche leben eines bestimmten kreises ringender menschen." Als Walther anfangs juni am staufischen hof zu Worms erschien, da vollzog sich in kunst und leben die bedeutungsvolle wendung, der dichter ward reichsherold, sprecher für den gedanken des staufischen weltkaisertums im geiste Friedrichs I. und Heinrichs VI.

Burdachs buch enthält neben dem erschöpfend ausgeführten grundgedanken noch zahlreiche wichtige bemerkungen über allerlei einzelheiten. S. 297 fgg. wendet er sich entrüstet gegen die auslegung, die Wallner in der Z. f. d. a. 40, 338 fgg. der stelle Walthers 32, 11 über einen kunstgenossen namens Stolle angedeihen liess. S. 306 fgg. macht Burdach wahrscheinlich, indem er die politischen verhältnisse eingehend darlegt, dass Walther zwischen 1199 und 1202, vor der dänischen herrschaft, die von 1202—25 dauerte, bis zur Trave, vermutlich wol nach Lübeck, kam. S. 295 fg. findet Burdach eine bisher verborgene anspielung auf Walthers Tegernseer spruch in Wolframs Willehalm 136, 10. Mir ist überhaupt die s. 76 angenommene beziehung auf den wein, insbesondere den von Bozen etwas bedenklich. Den wein haben Pfeiffer und Simrock in den spruch hinein erklärt. S. 291 fgg. sind aus dem formelbuch des Buoncompagno einige fürs mittelalterliche spielmannsleben lehrreiche stellen ausgehoben, die bisher unbeachtet blieben. (Vgl. jetzt auch Schönbach, Wiener sitzungsberichte 145, 80 fgg.).

ROSTOCK. W. GOLTHER.

Schlesische volkstümliche überlieferungen. Sammlungen und studien der schlesischen gesellschaft für volkskunde hrg. von **Friedrich Vogt.** Bd. I: Weihnachtsspiele. A. u. d. t.: Die Schlesischen weihnachtsspiele. Von Friedrich Vogt. Mit buchschmuck von M. Wislicenus sowie vier gruppenbildern der Betzdorfer weihnachtsspiele. Leipzig, Teubner 1901. XVI, 500 s. 8°. 5,20 m.

treten, das Ölinger als beispiele verwertet. Obwol gerade dieses aus allen möglichen quellen und denkmälern zusammengetragen ist, zeigt es doch das bestreben einer einheitlichen regelung, das auch über die allgemeinen linien der Strassburger drucksprache hinausgeht.

HEIDELBERG. H. WUNDERLICH.

Angelus Silesius, Heilige seelenlust oder geistliche hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche. 1657. (1668). Herausgegeben von **Georg Ellinger.** Halle a. S., Max Niemeyer 1901. XXXVII, 312 s. 3 m.

Der herausgeber, dem wir schon die vortreffliche ausgabe des „Cherubinischen wandersmann's" in der gleichen sammlung verdanken, hat seinem neudruck der „Heiligen seelenlust" die erste ausgabe des werkes von 1657 (A) zu grunde gelegt und das fünfte buch nach der zweiten von 1668 (B) hinzugefügt. Ausserdem gibt er in der einleitung die — verhältnismässig geringfügigen — abweichungen der drucke von 1697 und 1702, die sich beide im übrigen genau an B als vorlage halten. Weitere ausgaben, die zum teil „erbaulich" verändert sind, hat Ellinger mit recht für seinen neudruck unberücksichtigt gelassen. Doch sei hier der hinweis gestattet, dass mehrere auflagen der „Heiligen seelenlust" aus dem 19. jahrhundert ihr fortleben als andachtsbuch in der katholischen kirche bezeugen. So ist z. b. die Stuttgarter ausgabe von 1847 ausdrücklich bezeichnet als „in und ausser der kirche statt eines gebetbuches zu gebrauchen" und mit einem verzeichnis der zeiten versehen, für welche die einzelnen lieder sich vornehmlich eignen. Ähnliche zwecke verfolgt die 1862 in Regensburg bei Manz erschienene. Den titel des werkes hat Christ. Aug. Gebauer (1792 bis 1852) wider aufgenommen und unter ihm geistliche lieder von Spee, Scheffler und Novalis herausgegeben. — In der einleitung legt Ellinger die grundgedanken klar, die den dichter bei dem vorliegenden werk geleitet haben und stellt die litterarischen einflüsse fest, unter denen die Heilige seelenlust entstanden ist. Die gleichmässige beherrschung der mystischen litteratur, wie der profanen und geistlichen dichtung, welche auf Scheffler eingewirkt hat und der er selbst wider ein lange zeit giltiges vorbild geworden ist, ermöglicht es dem herausgeber ein in solcher vollständigkeit noch nicht gebotenes material zur vergleichung beizubringen. Er war deshalb in der lage bei der behandlung des so schwierigen themas von einem verfahren abzusehen, das sich mit andeutungen und hypothesen genug tat oder, wie es z. b. in der Lemckischen darstellung der fall ist, das hauptgewicht auf eine ästhetische betrachtung der äusseren form zu verlegen. — Aus seiner „Zuschrift an Jesus Christus" geht hervor, dass Scheffler, wie einst Otfried den laicorum cantum obscenum, die „beschreibung der thörichten welt-liebe" durch geistliche dichtung zu ersetzen bemüht war. Zur erreichung seines zweckes greift er auf die modische schäferpoesie, das gesellschaftslied und die lyrik seiner bedeutendsten zeitgenossen, wie die Opitianische, zurück, insofern er ihr metrisches gefüge, mitunter auch einzelne strophenteile, die volkstümlich geworden waren, in entsprechender veränderung herübernahm. Insbesondere weist Ellinger auf Johann Hermann Schein hin, dessen lieder in der „Heiligen seelenlust" metrisch nachgebildet sind. Weit umfangreicher, als man bisher annahm, sind auch die anlehnungen an die pastoralen abschiedslieder, wie sie in dem von Waldberg nach dem druck von 1656 herausgegebenen liederbuch „Venus-gärtlein" vorliegen. Schefflers eigene angabe bestätigt, dass er auch aus der lateinischen hymnen-

dichtung geschöpft hat. Ebenso lieferte ihm das deutsche katholische kirchenlied anregungen und dass der evangelisch aufgewachsene dichter die schätze des evangelischen kirchenliedes nicht unbeachtet liess, versteht sich eigentlich von selbst. Zumal Johann Franck kommt in dieser hinsicht — wie bereits Kahlert nachgewiesen hat — in betracht. Eine beeinflussung der „Heiligen seelenlust" durch Spees Trutznachtigall hält Ellinger nicht für ausgeschlossen, sie sei aber keinesfalls von tiefgreifender bedeutung gewesen. Da beide werke einer verwandten richtung angehören und beiden autoren die gleichen quellen zu gebote standen, sind einzelne übereinstimmungen leicht erklärlich, die wol auch auf kosten des zeitgeschmacks zu setzen sind. Die mannigfachen anlehnungen, die zu verzeichnen waren, sind ohne einfluss auf das durchaus eigenartige gepräge der dichtung. Sie bleibt schon insofern von kulturhistorischer bedeutung, als die barocken elemente, die sie neben seelenvollen, echt poetischen stücken enthält, sich noch in den kantatentexten widerspiegeln, die J. S. Bach componiert hat. Ellinger kennzeichnet sie treffend als ein mittelglied zwischen jener mystischen richtung, die eine schwärmerisch gesteigerte kirchlichkeit zum ausdruck bringt, und den dichterischen ergüssen des pietismus. Im gegensatz zu dem „Cherubinischen wandersmann", dessen pantheistische bestandteile sich — trotz aller bemühungen Seltmanns und der seine anschauungen übernehmenden kritik — nicht wegleugnen lassen, steht der dichter in der „Heiligen seelenlust" auf kirchlich-dogmatischem boden. Ihre entstehung wird man demnach erst nach Schefflers übertritt ansetzen dürfen. Über ihr fortleben in der deutschen litteratur — sie hat besonders auf die dichter des pietismus Arnold, Zinzendorf und Tersteegen gewirkt — verspricht der herausgeber eine eigene untersuchung. Nach den wertvollen ergebnissen der vorliegenden darf man von ihr eine weitere förderung unserer kenntnisse von der geistlichen dichtung des 17. und 18. jahrhunderts erwarten.

MÜNCHEN. LUDWIG PARISER.

Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Kritische ausgabe mit erläuterungen von prof. dr. **Eugen Wolff** in Kiel (= Meisterwerke von Heinrich von Kleist mit erläuterungen von Eugen Wolff. III.) Minden i. W., J. C. C. Bruns verlag 1902. 150 s. 1,20 m.

Dem „Zerbrochenen krug" und dem „Prinzen von Homburg" hat E. Wolff nunmehr als drittes bändchen seiner einzelausgaben von Kleists hauptwerken den „Michael Kohlhaas" folgen lassen. Die gestaltung des textes, um die sich Wolff in den beiden früheren fällen so dankenswerte verdienste erworben hat, bot diesmal keine schwierigkeiten, da der herausgeber einzig auf den vollständigen druck der novelle im ersten bande von Kleists „Erzählungen" (1810) angewiesen war. Die interessanten abweichungen, die für das erste viertel der Phoebus-druck von 1808 bietet, finden sich als nr. 3 der angehängten erläuterungen widergegeben; zu bedauern ist nur, dass weder der text eine zeilenzählung aufweist noch auch der fortlaufende apparat die seitenzahlen fett druckt, wodurch die benutzung der lesarten sehr erschwert wird. Im übrigen bringen Wolffs erläuterungen zunächst (1.) eine lebens- und werdegeschichte des dichters, die allzu knapp ausgefallen ist; wenigstens über den novellisten Kleist hätte der leser hier doch einigermassen unterrichtet werden sollen. Daran schliessen sich (2.) erörterungen über den stoff und den geschichtlichen Hans Kohlhase; nach dem lehrreichen aufsatze Pniowers über Kleists werk (Branden-

burgia, dezember 1901) hätte die vollständige chronik des Peter Hafftiz (nicht Haft, wie Wolff nach Burkhardt schreibt), die in Kleists tagen nur handschriftlich vorlag, wol etwas vorsichtiger als quelle genannt und auf die aus Leutinger stammenden besonderheiten stärkeres gewicht gelegt werden können. Dass der seiner zeit von E. Kuh noch mit in rücksicht gezogene Mentz übergangen wird, kann man dagegen verschmerzen, da ihm Kleist in der tat kaum etwas entnommen zu haben scheint. Von den beilagen zu diesem abschnitt dürfen namentlich die ersten drei, ein schreiben Johann Friedrichs von Sachsen in sachen der Kohlhasischen händel und zwei originalbriefe des berühmten „fehders" selbst, wol anspruch auf interesse erheben; schade, dass das erste und dritte dieser stücke modernisiert sind. Alles, was Wolff sonst noch zum „Kohlhaas" beizubringen hat, fasst er in seinen fortlaufenden anmerkungen (4) zusammen, die wol manches ansprechende bieten, aber stilistisches, sachliches, auf die komposition und den inneren gehalt bezügliches so bunt durcheinander bringen, dass der leser gar nicht zur gestaltung eines klaren bildes kommt. Ich zweifle vor allem, ob der schule, an die Wolff doch wol in erster linie denkt, mit dieser anordnung und der unverhältnismässig starken betonung des sprachlich-stilistischen gedient ist. Hätte Wolff sich entschlossen, dasjenige, was seine erläuterungen im wesentlichen bieten, in einer ausführlichen klaren einleitung niederzulegen, die ihm gestattet hätte, den stoff wirklich zu ordnen und typisch widerkehrendes straff zusammenzufassen, so würde er nach meinem gefühl zum verständnis des werkes mehr haben beitragen und den schüler stärker zum selbst-sehen und -denken haben anleiten können. So legt man die ausgabe mit geteilten empfindungen aus der hand.

Da hier einmal vom „Kohlhaas" die rede ist, sei es mir gestattet, auf eine andre neuausgabe des werkes zu verweisen, die mir freilich nicht zur besprechung vorliegt und die ich auch hoffentlich nie zu gesicht bekommen werde. Es herrscht namentlich in den kreisen der forscher die fable convenue, dass Kleist sich längst der ihm gebührenden hochachtung erfreue; demgegenüber möchte ich denn doch auf den Weihnachtskatalog 1902 der G. Groteschen verlagsbuchhandlung in Berlin aufmerksam machen, der auf s. 33 als neuigkeit anzeigt: „Heinrich von Kleist, Michael Kohlhaas. In freier und zeitgemässer bearbeitung (!) herausgegeben von Chr. Hamann. Mit illustrationen von Carl Böhling und Paul Thumann". In der beigedruckten empfehlung heisst es: „Mit der vorliegenden neuen bearbeitung, die sich nicht darauf beschränkt, den an stilistischen mängeln leidenden, vielfach zerhackten satzbau des originals durch einen einfacheren, dem modernen sprachgefühl mehr angepassten zu ersetzen (!), sondern es sich auch angelegen sein liess, namentlich die scenen, die das familienleben des helden schildern, mit volleren farben auszumalen (!), um so einen mildernden gegensatz zu den vielen düsteren und ergreifenden bildern zu gewinnen (!), erscheint dieses nie veraltende schöne werk in einer reich und vortrefflich illustrierten, dabei überaus billigen volksausgabe". Das ist denn doch ein starkes stück, und nicht genug kann es beklagt werden, dass ein hoch angesehener verlag es auf sich genommen hat, ein so ungeheuerliches attentat auf ein meisterwerk unserer klassischen dichtung mit seiner flagge zu decken; die rückschlüsse, die man daraus auf die stellung des breiteren publikums zu Kleist ziehen muss, sind wahrhaft erschreckend. Auch die illustrationen begehre ich nach der beigegebenen probe nimmer und nimmer zu schauen — aber in dieser hinsicht sind wir ja in Deutschland überhaupt nicht verwöhnt. Wer übrigens nach weiteren beiträgen zu dem thema „Kleist und die gegenwart" verlangt, sei auf den X. band der „Jahresberichte für neuere deutsche litteraturgeschichte" (IV, 4, 62—64) verwiesen, wo A. von Weilen in dankens-

werter weise über die laue aufnahme des „Prinzen von Homburg" bei publikum und kritik in Wien 1899 berichtet. Den vogel hat allerdings erst Max Burckhard abgeschossen, der zwei jahre später, wie bekannt sein dürfte, den prinzen ein „widerliches, nach caesarismus stinkendes kommisknopfstück" genannt hat — getreu dem spruche: „Ehrt eure deutschen meister!"

JENA. RUDOLF SCHLÖSSER.

Hubert Roetteken, Poetik. I. teil. München, C. H. Beck 1902. XIV, 315 s. 7 m.

Schon längere zeit führt Roetteken einen verdienstvollen kampf für eine psychologisch-ästhetische vertiefung der litterarhistorischen forschung gegen die oberflächlichkeit einer betrachtung, wie sie sich so leicht bei rein philologischer schulung einstellt. Immer wieder verlangt er als unentbehrliches rüstzeug für den beruf des litterarhistorikers eine gründliche theoretische vorbildung in psychologie und ästhetik. So ist es denn nicht nur das directe theoretische interesse an den ästhetischen problemen, das Roetteken zur abfassung seiner poetik veranlasst hat, sondern vor allem das praktische bedürfnis, der eigenen und fremden litterargeschichtlichen arbeit einen festeren untergrund zu geben. Mit diesem zweck ist auch schon die methode ausgesprochen, der R. folgt: Unter ablehnung jeglicher deduction aus metaphysischen ideen geht er den weg der modernen psychologisch-empirischen ästhetik, deren verfahren er an dem gesamten material der poetik zur durchführung bringen möchte. Ein solches unternehmen ist um so freudiger zu begrüssen, als die poetik, wie sie gegenwärtig vorgetragen zu werden pflegt, noch viele sätze mit sich führt, die ihren ursprung aus einer mit fremden voraussetzungen an die poesie herantretenden deductiv-metaphysischen ästhetik deutlich an der stirne tragen. Von dem auf drei bände berechneten gesamtwerk liegt der erste band vor, der die grundlage für die ganze poetik legt durch eine allgemeine analyse der psychischen vorgänge beim genuss einer dichtung, während die zwei weiteren noch ausstehenden teile der behandlung des dichterischen schaffens und der verschiedenen dichtungsarten, sowie der darstellungsmittel, des stils und des ursprungs der poesie gewidmet sein sollen.

Nach einer gehaltvollen einleitung, in der er sich mit Lamprechts bekannten methodologischen ansichten auseinandersetzt, beginnt der verfasser sein eigentliches thema mit der frage, ob es objective merkmale gibt, an denen wir ein sprachliches werk als dichtung zu erkennen vermögen und er glaubt, diese frage verneinen zu müssen. Insbesondere kann er im gegensatz gegen die übliche theorie, die die „innere anschauung" als das kennzeichen der poesie in ihrem unterschied von der prosa betrachtet, als solche merkmale nicht die inneren bilder betrachten, die in der form von optischen und akustischen reproductionen oder in der gestalt von organempfindungen durch die poesie gelegentlich in uns hervorgerufen werden. Nach den feinen selbstbeobachtungen, die uns R. über seine eigenen erlebnisse an der poesie mitteilt, erweist er sich als eine persönlichkeit von einer höchst lebhaften optischen und akustischen phantasie und von grosser mimischer erregbarkeit. Unter solchen umständen ist die entschiedenheit besonders erfreulich, mit der er ausspricht, dass die poesie auch ohne solche innern bilder genossen werden kann (s. 48), ja dass der genuss des weniger zu ihrer hervorbringung disponierten lesers, wenn auch anders gefärbt, doch ebenso intensiv, vielleicht sogar intensiver sein kann, als der eines andern, der zu dieser hervorbringung mehr disponiert ist, weil sie leicht die psychische kraft zu sehr auf sich resorbieren und damit andern factoren entziehen kann, die zum vollen

verständnis ebenfalls wirksam werden sollten (s. 173/4). Diese tatsache führt zu weitgehenden folgerungen hinsichtlich der bestimmung des unterschieds der poesie von den bildenden künsten und der wahl des stoffgebiets in der poesie, die freilich von R. in diesem band noch nicht gezogen sind.

So gewiss ich nun aber auch mit R. einverstanden bin, wenn er das unterscheidende merkmal der poesie nicht in der innern anschauung zu finden vermag, so wenig kann ich seine ablehnung jeglichen objectiven merkmals gutheissen. Er möchte die entscheidung ganz ins subject und dessen betrachtungsweise verlegen. „Jedes sprachliche werk“, meint er, „ist für den geniessenden eine dichtung, sobald und solange er sich ihm gegenüber im zustand der ästhetischen anschauung befindet“ (s. 81). Ästhetische anschauung aber ist, so lehrt das zweite capitel, in dem im anschluss an diesen begriff auch noch der eindruck der lebenswahrheit und die poetische illusion behandelt werden, ein zustand der aufmerksamkeit und des hingegebenseins, der durch keine fremden zwecke und fremden beziehungen, sondern durch die freude an den allein für sich betrachteten angaben des sprachlichen werks hervorgerufen ist. Nun mag man immerhin zugeben, dass man bei einzelnen sprachlichen angaben, und wenn auch seltener, bei ganzen sprachlichen zusammenhängen im zweifel sein kann, was der verfasser damit beabsichtigt hat, eine dichtung oder nicht; aber darauf kommt es auch nicht an, ob etwas vom verfasser als dichtung gemeint ist, sondern vielmehr darauf, ob es seinem wesen nach eine dichtung ist; oder anders gesagt, ob es die möglichkeit gewährt, an ihm in den zustand der ästhetischen anschauung zu treten oder ob es diesen zustand erschwert und gar unmöglich macht. Dass das jeweils von der beschaffenheit des sprachlichen werks abhängt, ist eine unbestreitbare tatsache, die natürlich auch R. nicht leugnet. An dieser beschaffenheit, die sich unschwer bestimmen lässt, hat die poesie ihr objectives merkmal. Poetisch sind alle sprachlichen angaben, in denen leben als solches unmittelbar ausgesprochen und zur erscheinung gebracht ist, und ästhetisch fasst man solche angaben auf, wo man ihnen das leben, das in ihnen erscheint und sich äussert, nachempfindend entnimmt zu keinem andern zweck, als um es in seiner kraft und lebensfülle zu geniessen. Es ist m. e. ein mangel an Roettekens buch, der sich des öfteren spürbar macht, dass in ihm das object der anschauung, die poesie, ein undefiniertes x bleibt.

Im folgenden, dem dritten capitel, behandelt Roetteken ausgehend von der unterscheidung eines directen und eines associativen factors zuerst die associativen psychischen funktionen, die zum verständnis des poetischen und überhaupt jedes sprachlichen textes führen und sodann die allgemeinen gefühlsanlässe, die uns in der poesie entgegentreten mitsamt den bedingungen, die ihre wirksamkeit gewährleisten oder erhöhen. Dieser abschnitt bietet eine reiche fülle klarer scheidungen und feiner beobachtungen, die eingehendste beachtung verdienen. Ich möchte namentlich den passus über die einschmelzungen — so möchte Roetteken genannt wissen, was man sonst wol auch als verschmelzung oder verwachsung bezeichnet — als eine besonders wertvolle leistung erwähnen. Immerhin wäre es den ausführungen R.s zu gute gekommen, wenn er die alte einteilung in form- und inhaltsgefühle nicht zu gunsten der neuen unterscheidung eines directen und associativen factors verlassen hätte. Diese unterscheidung, die nach Fechners vorgang von Külpe in den vordergrund gestellt worden ist, ist nicht an der poesie gewonnen und in sie von aussen ohne innere berechtigung hineingetragen. Külpe und Roetteken können sie in der poesie nur damit aufrecht erhalten, dass sie ein element, das nach ihrem eigenen geständnis vielfach nur associativ vorhanden ist, nämlich den klang und die betonung der worte, für den

directen factor der poesie ausgeben, ein widerspruch, mit dem diese ganze einteilung gerichtet ist. Hätte R. statt ihrer den unterschied von form- und inhaltsgefühlen durchgeführt und zugleich erkannt, dass formelle lust überall da ensteht, wo die auffassenden organe, in der poesie also unsere sprachliche vorstellungstätigkeit und die phantasie, in eine ihrem wesen entsprechende energische und dabei doch mühelose bewegung gesetzt werden, so wäre in die fülle der einzelnen gefühlsanlässe, die er aufzählt, mehr übersichtlichkeit und zusammenhang gekommen, ihre ableitung wäre einheitlicher und sicherer geworden und der ganze abschnitt hätte statt seines allgemein psychologischen einen mehr ästhetisch psychologischen charakter bekommen. Zudem wäre seine analyse vollständiger geworden. Man kann der poesie nach ihrer materiellen und formellen seite nur dann voll gerecht werden, wenn man die poetik aufbaut auf eine theorie des verständnisses d. h. auf eine analyse unserer an der rede geübten vorstellungstätigkeit als desjenigen organs, mit dem wir das in der poesie gegebene erfassen. R. hat diese arbeit nur zur hälfte geleistet: er hat nur dargetan, wie wir zur vergegenwärtigung des inhalts des einzelnen satzes gelangen, dagegen hat er es unterlassen, seine analyse auf den psychischen prozess auszudehnen, in dem wir eine anzahl zusammenhängender sätze zur einheit des redeganzen verbinden und zu zeigen, welche rolle dabei die poetischen handlungs-, stimmungs- und charakterbilder spielen, in denen wir die einzelheiten der rede zu kraftvollem und bequemem überblick zusammenfassen und durch welche weiteren momente der vollzug der einheit gefördert und darum lustvoll wird. Die spannung mit ihrem antrieb zum vorwärtsschreiten und die causale verknüpfung mit ihrer starken nötigung zum rückblick wären hierbei in erste linie zu stellen gewesen. Auch hätte sich aus unserer auffassung vom formschönen ergeben, welche bedeutung gerade derjenige inhalt, der nach unserer überzeugung im gegensatz gegen Roettekens ansicht das unterscheidende merkmal der poetischen rede ausmacht, die darstellung und darbietung von leben, für die formschönheit der rede hat. Poetischer inhalt der rede setzt unsere vorstellende tätigkeit ganz von selber in eine beflügelung höchst lustvoller art; er schafft vorstellungsreiz und dieser vorstellungsreiz, der durch den poetischen inhalt neben der inhaltlichen lust erzeugt wird, darf bei einer aufzählung der gefühlsanlässe der poetischen rede nicht unbeachtet bleiben.

Mit dem wert der poesie, dem ästhetischen und ausserästhetischen befasst sich das letzte (4.) capitel des buchs. Es ist namentlich für den litterarhistoriker beachtenswert und enthält treffliche winke über die ausscheidung des bleibenden absoluten vom individuellen, nationalen und zeitgeschichtlichen wert einer dichtung. Auch die einrechnung einer etwaigen kathartischen wirkung der poesie unter die ausserästhetischen werte der poesie halte ich für überzeugend. Aber was R. über den ästhetischen wert der poesie selbst sagt, ist merkwürdig dünn und ungenügend. Für ihren ästhetischen wert nimmt er den überschuss sämtlicher im zustand der ästhetischen anschauung erlebten lustgefühle über die darin erlebten unlustgefühle in anspruch. Wenn nun aber der ästhetische wert ausschliesslich in der höhe der lust besteht, in die das geniessende subject versetzt wird, so wird er damit ganz ins subjective und unbestimmte gerückt; wie will man's vom boden dieser anschauung aus einem wehren, seine lust im ästhetisch minderwertigen zu suchen, zumal nach Roettekens ansicht anerkannt werden muss, dass auch „wo sich allmählich ein feineres ästhetisches unterscheidungsvermögen herausbildet, dieses kaum den erfolg haben wird, dass der betreffende nun bei der lectüre der werke, die seinem jetzigen auffassungsvermögen entsprechen, intensivere lustgefühle erlebt als er sie früher bei der lectüre der ihm damals zu-

sagenden dichtungen erlebte" (s. 311—12)? Roetteken weiss auf diese frage, die er sich selber stellt, nur eine ausserästhetische auskunft: er meint, es „liege im interesse des gegenseitigen verständnisses unter den volksgenossen, dass ein möglichst grosser kreis wenigstens an einer anzahl von dichtungen mit den höchstgebildeten dieselbe rückhaltlose freude teile." Hier rächt sich wider, dass R. kein objectives merkmal für die poesie zu finden vermocht hat. Hat man erst einmal das wesen der poesie in der darstellung und darbietung von leben erkannt, dann wird man ihren wert nicht in der lust des subjects, sondern im object selbst, in der tiefe, der kraft, der anmut, der inneren wahrheit der lebensdarstellung suchen und dann darf man dem, der sich am oberflächlichen, nichtigen und geschminkten erlustigt, die mahnung zurufen, er solle es lernen, seine lust im tiefen, wahren und echten zu finden.

Diese mängel in der grundauffassung des schönen, so störend sie an einzelnen punkten sich geltend machen mögen, sind gleichwol nur wenig im stande, dem wert des trefflichen werkes abbruch zu tun. Seine bedeutung liegt in der einzelanalyse. Mit dem vollen überblick über die entwicklung der modernen psychologie verbindet R. eine sichere besonnene meisterschaft in der selbstbeobachtung, die die grundlage jeder wirksamen analyse in den geisteswissenschaften ist. Sein buch stellt daher ebenso eine zusammenfassung der von der empirisch psychologischen ästhetik seither erarbeiteten erkenntnisse dar, wie es andererseits in zahlreichen punkten eine wertvolle bereicherung derselben bietet. Glückt es Roetteken, sein werk in der begonnenen weise zu vollenden, so werden wir für die poesie eine einzeldarstellung von einer schärfe des eindringens und einer so umfassenden behandlungsweise haben, wie wir eine solche meines wissens zur zeit für keine andere kunst besitzen.

SCHÖNTHAL I. W. TH. A. MEYER.

Jean Pauls briefwechsel mit seiner frau und Christian Otto. Herausgegeben von **Paul Nerrlich.** Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1902. XVI, 350 s. 7 m.

Die neue veröffentlichung von Jean Pauls wichtigsten briefwechseln bedarf kaum der rechtfertigung, die der herausgeber im vorwort gibt. Er stützt sich insbesondere darauf, dass von den zweihundertundacht mitgeteilten briefen bisher neunundsechzig ungedruckt waren (s. VII) und dass die bekannte veröffentlichung von Ernst Förster nicht nur grosse ungenauigkeiten sondern auch ganz erstaunliche abänderungen aufweist. Nerrlich gibt davon höchst ergötzliche proben: Förster schreibt etwa „moralität", wo Jean Paul „mortalität" schrieb, und lässt einen braumeister, den der dichter nach „hefe" gehen liess, nach „hofe" gehen. Wo Jean Paul schrieb: „Ich habe in Gotha auf Weimar losgezogen", setzt der frühere herausgeber: „Ich hatte in Gotha schöne tage". Jean Pauls „pack" macht er zur „gesellschaft" und aus dem „langweiligen" Nicolai den „gelehrten" Nicolai. Unter diesen umständen ist eine neue ausgabe gewiss berechtigt, und sie ist es doppelt, wenn es sich um ein so wertvolles denkmal handelt, wie die briefe Jean Pauls an seinen freund und seine gattin, die schon durch eine blosse titelauflage aufs neue dem allgemeinen interesse empfohlen zu werden verdienen.

Freilich bringt das buch zum weitaus grössten teile nur die briefe des dichters, aber immerhin auch einige sehr charakteristische von der gattin (besonders s. 256. 274. 284). Caroline, die ihn einmal „mein geliebter süsser gott" anredet, hat grund genug die erfahrung zu machen, dass götter und sterbliche sich nicht ungestraft ver-

binden, und die schmerzlichen anklagen, die sie gegen seine tändeleien mit jungen mädchen oder fremden frauen erhebt, werden durch Jean Pauls verteidigung (s. 276) und seine an Ibsens „Komödie der liebe" gemahnenden ausführungen über das wesen der ehelichen liebe (s. 304) nicht geheilt worden sein. Daneben erscheint unser dichter freilich auch als der zärtliche gatte und besonders vater, als den wir ihn zunächst zu finden erwarten, und gelegentlich tritt auch in sonderbaren mischungen jener sentimentale cynismus auf, der etwa auch Lichtenberg zur verfügung stand und den Zacharias Werner bis zur fratze trieb. Dahin gehören seine anthropogonischen zurüstungen (s. 187), oder ein höchst charakteristischer brief über die geburt der tochter (s. 190). Wenn N. (s. VIII) behauptet: „Kein einziger der hier folgenden briefe ist ein ausfluss der Hesperusstimmung", so wird dies doch durch manche ausrufe („wie glühte die welt so rosenfarben!" s. 127, „eine göttliche täubin" s. 187) widerlegt; mehr noch durch die oft genug allzu „rosenfarbenen" urteile über personen und orte. Nicht nur wird dem erst hartgescholtenen Kanne (s. 323) am schlusse mindestens „eine herrliche, edle physiognomie" nachgesagt und nicht nur der sonderbare Radlof (s. 268) „ein tiefsinniger, köstlicher deutscher sprachgelehrter" genannt, sondern sogar der kutscher ist „der beste und mildeste" (s. 316).

An derartige idiotismen muss man sich nun wol gewöhnen wie an jenen kultus Jean Pauls, über den er selbst (s. 252) scherzt. Hat er doch überall „liebeüberfliessende herzen" (s. 249) zum echo seiner eigenen empfindungen! Aber eben auch dies macht das buch kulturhistorisch so wichtig, sowol durch seine schilderungen des hoflebens, als durch mitteilungen, wie die von einem schauspieler, der heute noch auf der bühne auftritt, während er morgen ins zuchthaus muss (s. 184). Welch ein charakteristisches genrebild: die mutter der heiligen allianz, frau von Krüdener, magnetisiert (s. 256)! Oder jenes chiffrespiel, das uns aus Goethes tagebüchern geläufig ist, wie erscheint es uns hier fast bis zur blasphemie gesteigert, wenn die verwittwete herzogin als heiliger geist, der herzog als osterlamm bezeichnet werden sollen (s. 90)! Auch das ist etwas, was an jenen sentimentalen cynismus erinnert, daneben aber freilich auch an Jean Pauls leidenschaft, seine an sich doch reichen und tiefen gedanken mit allerlei äusserlichem prunk des witzes auszustaffieren. Klagt er doch selbst darüber, wie der „Tristram" seinen stil verdorben habe (s. 115).

Überhaupt fehlt es nicht an wichtigen bemerkungen zur technik und inneren form seiner romane. Als die bedeutsamsten erscheinen mir die bemerkungen über das ende des romans, als dem eigentlichen alles zusammenfassenden fokalpunkt (s. 193); über Schmelzle (s. 205) sowie besonders über Hesperus und Titan (s. 109) gibt er geistreiche mitteilungen, wie es ihm denn auch sonst nicht an selbsterkenntnis fehlt (s. 127); während er gegen die empfindsame briefschreiberei (s. 166) eifert, ist ihm selbst doch der gedankenaustausch mit herzlich ergebenen genossen seiner empfindungen umsomehr ein bedürfnis, als ihn das durcheinandergehen der litterarischen urteile (s. 161 anm., s. 178) vielleicht sogar über die grossen eigenen erfolge (s. 155. 173) unsicher macht. Er steht Herder bei aller persönlichen verehrung doch leidlich objectiv gegenüber (s. 134. 192), während er Friedrich Schlegel stark auf sein poetisches system einwirken lässt (s. 196). Jenes „ineinanderschieben der geschichten" (s. 110), das er zum herrschenden prinzip seiner technik gemacht hatte, ist ja mit der romantischen ironie und mit dem prinzip, dass der dichter hoch über seinem stoffe stehen müsse, so eng verwandt, dass Jean Paul lange genug als ein eigentlicher romantiker gelten konnte. Bei den frauen freilich wird ihm die romantik leicht zu heftig, und mit Karoline von Feuchtersleben so gut wie mit Charlotte von Kalb gelingt kein

dauerndes verhältnis. Vor allem aber ist der dichter auch für seine eigene gattin zu romantisch — und sie für ihn. Sie stellte anforderungen, die gerade diese nach unaufhörlicher vertiefung in jede schöne seele bedürftige natur nicht erfüllen konnte, und die zum teil recht heftigen conflicte, die daraus erwuchsen, gehen gerade aus den bisher noch nicht veröffentlichten briefen Carolinens wie auch aus mitteilungen aus briefen ihres vaters deutlicher, als sie bisher zu kennen waren, hervor.

Charakteristisch ist auch das misstrauen gegen die verleger, das sich wie eine schleichende krankheit von Müllner und Schopenhauer bis zu Hebbel fortgepflanzt hat. Viebig ist ihm ein „zögernder dieb" (s. 229), Cotta ein „geizhals" (s. 288). — Seine politischen urteile zeigen dagegen eine viel grössere sicherheit, vor allem in der entschiedenen zusammenstellung der englischen und der französischen revolution (s. 194, vgl. 188, Bonaparte s. 145). Daneben wird dann wider ein süffiges bier entdeckt (s. 227) oder wir erhalten höchst ausführliche nachrichten über den speisezettel der theeabende in München.

Zum verständnis des wichtigen werkes hat der herausgeber erstens (s. 329) einen ausführlichen apparat und zweitens (s. 333) einen commentar beigesteuert, und ausserdem durch ein register (s. 345) die nutzbarkeit dieser fast verschütteten quelle zur kultur- und litteraturgeschichte des letzten fin de siecle beigesteuert.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Konrad Burdach, Walther von der Vogelweide. Philologische und historische forschungen. Erster teil. Leipzig, Duncker und Humblot 1900. XXXIII, 320 s. 7,20 m. (Vgl. jetzt noch Burdach in der Deutschen rundschau 1902, 29, heft 1/2).

Im vorwort berichtet Burdach von den schicksalen seines buches, das unter erschwerenden äusseren umständen auf der reise vollendet wurde. Das lebensbild (s. 1–122) wurde für die Allgemeine deutsche biographie (band 41, 1896) geschrieben und ist bereits bekannt und gewürdigt. Im neudruck ist diese arbeit sehr übersichtlich und eingehend gegliedert worden, so dass sie in der neuen fassung noch viel besser wirkt. Die untersuchungen und anmerkungen enthalten den wichtigsten wissenschaftlichen teil. Hier eröffnet Burdach ganz neue ausblicke und bereichert die Waltherforschung mit wertvollen, wolbegründeten ergebnissen. Vor allem besitzt das buch hohen methodischen wert, weil darin selbständige historische und philologische forschung fruchtbar zusammenwirken. Burdach begnügt sich nicht damit, dass er von den besten zusammenfassenden darstellungen der historiker kenntnis nimmt und ihre ergebnisse zu grunde legt, vielmehr steigt er selber zu den quellen hinab. Im gegebenen fall, wo die politische parteistimmung zu bestimmtem zeitpunkt ergründet werden soll, wird der philolog den quellen mancherlei entnehmen, was der historiker als unwesentlich bei seite lässt.

Die untersuchung geht aus von der zeitlichen bestimmung des reichstones (Lachmann 8, 28), den Lachmann und andere vor den 9. juni 1198, ins frühjahr und in die österreichischen verhältnisse Walthers gesetzt hatten, und führt zum endergebnis, dass der spruch vielmehr in Worms in den letzten tagen des juni gedichtet und vor reichshofbeamten und reichsdienstmannen vorgetragen wurde. Walther vertritt völlig den politischen standpunkt der Staufer, oft in so wörtlicher übereinstimmung mit den amtlichen kundgebungen der königlichen kanzlei, dass nahe persönliche beziehungen zwischen dem dichter und den staufischen reichshofbeamten anzunehmen

sind. So gewinnt Burdach für die *'armen künige'* eine ganz neue erklärung. Nicht bloss auf Otto, Bernhard von Sachsen und Berthold von Zähringen zielt dieser ausdruck. Die beiden letzteren sind überhaupt gar nicht gemeint, vielmehr die *'reguli provinciales'* im sinne des staufischen weltimperiums, die könige von England, Frankreich, Sicilien und Dänemark. Bei dieser auslegung treten die geschichtlichen voraussetzungen des spruchs in scharfe und helle beleuchtung. Alles wird anschaulich, jedes wort ist jetzt gewichtig. Die kunst des dichters erscheint uns jetzt erst auf ihrer vollen höhe, wenn jeder ausdruck auf ganz bestimmte vorstellungen und anschauungen zurückgeführt werden kann und keine allgemeine blasse redensart mehr übrig bleibt. Burdachs beweisführung, die mit aller vorsicht und umsicht langsam schritt für schritt vorschreitet, ist zwingend und wird schwerlich widerspruch erfahren. Für die richtigkeit zeugt auch noch der umstand, dass Roethe (Z. f. d. a. 44, 116 und 196) zur selben zeit unabhängig Walther 9, 14 genau ebenso erklärte.

Den ersten spruch des reichstons (8, 4) setzt Burdach kurz nach dem 6. juni 1198 als ältesten versuch Walthers in der politischen spruchdichtung grossen stils. „Die anfänge seiner grossen politischen dichtung schweben nicht mehr raum- und zeitlos im ungewissen. Wir kennen nun den schauplatz und die gelegenheit der ersten schritte auf seiner langen laufbahn als poetischer publicist. Wir kennen den bezirk seines ältesten publikums. Wir kennen die politische atmosphäre, in der seine spruchdichtung zu wachsen anfieng. Und vor allem: wir sehen in unerwarteter weise bestätigt, wie seine ganze dichtung den bedürfnissen und empfindungen des augenblicks entspringt. Hinter jedem satz, oft hinter jedem einzelnen wort steht das leben, das volle, leuchtende und leidenschaftliche leben eines bestimmten kreises ringender menschen." Als Walther anfangs juni am staufischen hof zu Worms erschien, da vollzog sich in kunst und leben die bedeutungsvolle wendung, der dichter ward reichsherold, sprecher für den gedanken des staufischen weltkaisertums im geiste Friedrichs I. und Heinrichs VI.

Burdachs buch enthält neben dem erschöpfend ausgeführten grundgedanken noch zahlreiche wichtige bemerkungen über allerlei einzelheiten. S. 297 fgg. wendet er sich entrüstet gegen die auslegung, die Wallner in der Z. f. d. a. 40, 338 fgg. der stelle Walthers 32, 11 über einen kunstgenossen namens Stolle angedeihen liess. S. 306 fgg. macht Burdach wahrscheinlich, indem er die politischen verhältnisse eingehend darlegt, dass Walther zwischen 1199 und 1202, vor der dänischen herrschaft, die von 1202—25 dauerte, bis zur Trave, vermutlich wol nach Lübeck, kam. S. 295 fg. findet Burdach eine bisher verborgene anspielung auf Walthers Tegernseer spruch in Wolframs Willehalm 136, 10. Mir ist überhaupt die s. 76 angenommene beziehung auf den wein, insbesondere den von Bozen etwas bedenklich. Den wein haben Pfeiffer und Simrock in den spruch hinein erklärt. S. 291 fgg. sind aus dem formelbuch des Buoncompagno einige fürs mittelalterliche spielmannsleben lehrreiche stellen ausgehoben, die bisher unbeachtet blieben. (Vgl. jetzt auch Schönbach, Wiener sitzungsberichte 145, 80 fgg.).

ROSTOCK. W. GOLTHER.

Schlesische volkstümliche überlieferungen. Sammlungen und studien der schlesischen gesellschaft für volkskunde hrg. von **Friedrich Vogt.** Bd. I: Weihnachtsspiele. A. u. d. t.: Die Schlesischen weihnachtsspiele. Von Friedrich Vogt. Mit buchschmuck von M. Wislicenus sowie vier gruppenbildern der Betzdorfer weihnachtsspiele. Leipzig, Teubner 1901. XVI, 500 s. 8°. 5,20 m.

Das reichhaltige material von weihnachtsspielen, auf dem dies werk sich aufbaut, wurde teils von Vogt selbst, teils von freunden der volkstümlichen überlieferungen in verschiedenen gegenden Schlesiens aufgezeichnet und ist im archiv der von Vogt geleiteten Schlesischen gesellschaft für volkskunde vereinigt. Vogts publication behandelt die verschiedenen arten des dramas, die sich aus den festspielen der weihnachtszeit entwickelten: Adventspiele, Christigeburtspiele, Herodesspiele und Sternsingerspiele. Überall ist die herausgabe der texte mit eindringenden litteratur- und culturgeschichtlichen untersuchungen verbunden. Viele neue und merkwürdige tatsachen gewann Vogt dadurch, dass er für die darstellung der entwicklung dieser spiele mit grosser belesenheit und umsicht die bei schriftstellern des 16. und 17. jahrhunderts zerstreuten gelegentlichen äusserungen verwertete, die freilich sehr oft gegen diese spiele als gegen einen verwerflichen alten missbrauch gerichtet sind. Von besonderem interesse ist es zu sehen, wie die verschiedenen phasen der entwicklung der gelehrten litteratur ihre spuren im volkstümlichen drama zurückliessen: die geistlichen spiele des mittelalters, die knittelversdramen des reformationszeitalters, dann wider feierliche Alexandriner; in den hirtenscenen lässt sich die nachwirkung der bukolischen renaissancepoesie feststellen und in ein Breslauer weihnachtsspiel hat sich Harlekin als lustiger diener des Herodes eingeschlichen; hier finden wir auch in die scene des bethlehemitischen kindermords den spass in widerwärtiger weise eingemischt, ähnlich wie dies schon in mehreren mittelalterlichen weihnachtsdramen der fall war. Im Adventspiel zeigt Vogt den zusammenhang mit den alten klösterlichen spielen vom heiligen Nicolaus, doch nimmt er mit recht an, dass hier im gegensatz zu anderen geistlichen spielen auch altheidnische vorstellungen und gebräuche einwirkten, dass der glaube an das umgehen mythischer wesen zur zeit der wintersonnenwende in den weihnachtsumgängen nachgewirkt hat. Hinsichtlich der eigentlichen weihnachtsspiele wird darauf hingewiesen, dass wir schon aus dem spätern mittelalter im hessischen weihnachtsspiel ein charakteristisches beispiel dafür besitzen, wie die ursprünglich lateinischen, liturgisch-dramatischen darstellungen der weihnachtszeit nach dem übergang zu aufführungen in der volkssprache allmählich den charakter annahmen, der noch jetzt in den weihnachtsspielen vorherrscht. Die prophetenspiele, in denen die bedeutung des weihnachtsfestes im grossen zusammenhang der kirchlichen weltanschauung zur darstellung kommen soll, haben mehr auf die umfangreichen cyklischen spiele eingewirkt, die in der schönen jahreszeit unter freiem himmel aufgeführt wurden; dagegen hat sich für die spiele, die sich auf die ereignisse in Bethlehem bezogen, ein volkstümlicher stil von eigentümlich deutschem gepräge entwickelt. Besonders zeigt sich dies in der figur des alten Joseph. Wenn Joseph den brei für das kind besorgt, die windeln beschafft und das kindlein wiegt, so sind das, wie Vogt bemerkt, motive, von denen das lateinische weihnachtsspiel noch nichts weiss, die aber im hessischen schon breit ausgeführt erscheinen. Indessen glaube ich, dass bei diesen und ähnlichen im weihnachtsspiel immer mehr hervortretenden zutaten die internationale predigt- und contemplationslitteratur in einem höheren grade mitgewirkt hat, als dies in der darstellung Vogts hervortritt. wenn er auch für die spätere entwicklung den einfluss der erbauungsschriften des pater Cochem auf das volkstümliche drama hervorhebt. Es ist bekannt wie sehr die männlichen und besonders die weiblichen asketischen schriftsteller sich in ihren visionen mit den einzelheiten der geburt Jesu beschäftigten; vgl. z. b. die revelationen der Margareta Ebnerin (ed. Strauch s. 100) über die windeln Jesu. Auf diese litteratur sind wol auch manche übereinstimmungen der deutschen und der ausländischen weihnachtsspiele zurückzuführen. Aber wie dem auch sei, die weihnachts-

spiele zeigen uns, wie das volk alle diese verschiedenartigen elemente in seiner art auffasste und zu der schönsten und anmutigsten wirkung vereinigte. Vogt hat somit wol daran getan, dass er nicht nur eine reihe von überlieferten texten mit philologischer genauigkeit herausgab, sondern ausserdem auch am ende der betreffenden abschnitte das Schlesische Adventspiel, das Christigeburtspiel und das Herodesspiel in einer sehr liebevoll und dabei mit sehr viel tact und geschick neu hergerichteten form mitteilt, wie sie bei einem feste der schlesischen gesellschaft für volkskunde in Breslau 1899 zur darstellung kamen; ein bericht der Schlesischen zeitung über dieses fest (1899 nr. 112. 115) lässt uns erkennen, wie erbaulich und zugleich herzerfreuend diese im volk fortlebende poesie auf die grossstädtische zuhörerschaft wirkte; Vogt konnte mit recht in seinem einleitenden vortrag sagen, diese spiele seien noch lebenswert und darum auch am leben zu erhalten.

KRAKAU. W. CREIZENACH.

Friedrich Hebbels epigramme von dr. **Bernhard Patzak** (Forschungen zur neueren litteraturgeschichte, herausgegeben von dr. Franz Muncker). Berlin, verlag von Alexander Duncker 1902. VII, 110 s. 2 m.

Das fleissige buch gehört doch zu jenen nicht allzu erfreulichen leistungen, die eine schöne aufgabe nur halb erledigen. Zwar wenn man in der inhaltsangabe sieht, dass erst über die entstehungsgeschichte (s. 1) und dann über die eigenart (s. 58) der Hebbelschen epigramme gehandelt wird, so sollte man meinen, man würde eine erschöpfende darstellung dieser merkwürdigen dichterischen producte erhalten. Aber nur der erste teil bietet wirklich, was man erwarten konnte. Mit grosser sorgfalt wird den keimen der epigramme, die ja so oft nur versifizierte tagebuchnotizen sind, nachgespürt; natürlich nicht, ohne dass gelegentlich zweifelhafte resultate mit zu grosser sicherheit ausgesprochen würden, wie denn z. b. dasselbe epigramm zwei mal (s. 13 und s. 21) auf verschiedene gedankliche wurzeln zurückgeführt wird. Ebenso erscheint mir z. b. die entstehung des epigramms auf Klein (s. 56) durch die notiz vom 3. mai 1861 noch nicht völlig gegeben, da ja der gegensatz in jener notiz und in diesem epigramm wesentlich verschieden ist. Aber man hat doch für die meisten epigramme das material hier gut bei einander, nur dass leider die übersichtlichkeit ganz fehlt, die durch ein register in der reihenfolge einer Hebbel-ausgabe so leicht hätte hergestellt worden können. — Besonders bemerkenswert erscheint mir übrigens die tatsache, auf die P. (s. 19), ohne sie zu betonen, hinweist, dass nämlich Hebbel öfters auch epigramme wider in prosa auflöst, während er zumeist allerdings gern die einmal gefundene form festhält und sich auf sie bezieht, oft in ganz unbestimmten worten wie: dies legte ich einmal in einem epigramm dar und dergl. mehr.

Sehr viel schwächer ist der zweite teil. Die eigenart der Hebbelschen epigramme wäre vor allem von der psychologischen seite her aufzufassen gewesen. Man hätte untersuchen müssen, weshalb es eigentlich der dichter für nötig hielt, gedanken, die er doch bereits geborgen hatte, noch einmal in versform zu bringen; man hätte untersuchen müssen, ob die epigramm-reihen als solche für ihn ein höheres ganze darstellen oder eben nur eine zufällige anhäufung sind; man hätte prüfen sollen, welche gedanken er dieser formung für würdig hält und welche nicht und dergl. mehr. Hiervon findet sich bei P. nichts, nur versucht er und zwar in widerholten anläufen (s. 89 fg., s. 100 fg.) ihren inhalt systematisch zu ordnen und bringt es dabei doch

nicht über ein aufzählen hinaus, das oft genug zu einer blossen widerholung in matter prosa wird. (Überhaupt ist das deutsch des verfassers ein allzu wenig gepflegtes und namentlich missklänge wie s. 53, wo ein satz mit „gerichtet", der andere mit „berichtet" schliesst, oder s. 56 der störende reim „ferner bringt Werner" hätten wol vermieden werden können). Mit mehr glück geht P. auf die ästhetische und poetische bedeutung der epigramme ein und wagt (s. 70, vgl. s. 93 anm.) mit anerkennenswertem mut von dem heutzutage vorgeschriebenen Hebbel-kultus abzuweichen. „Von Hebbels zahlreichen epigrammen im elegischen versmasse scheinen mir verhältnismässig nur wenige poetisch hoch zu stehen. Die meisten derselben sind, wie ich bereits nachzuweisen versuchte, lediglich in verse gebrachte denkergebnisse aus oft jahrelang weiter gesponnenen gedankenreihen". Doch fehlt auch hier die grundlage einer festen einteilung der epigramme überhaupt (trotz s. 71). So könnte es denn gerade von demjenigen epigramme, das der verfasser am eingehendsten und nicht ohne glückliche einfälle bespricht, von dem epigramm auf die Villa Reale in Neapel (s. 81) zweifelhaft sein, ob dies gedicht wirklich noch in diese gattung gehört.

Die wichtigste beurteilung der epigramme wäre wol vom litterarhistorischen standpunkt zu gewinnen gewesen. Aber auch hier beschränkt sich der verfasser darauf, gelegentlich Hebbel an Platen (s. 81) oder an Goethe zu messen und ersetzt fast durchweg eine objective charakteristik durch eine rein persönliche kritik (vgl. z. b. über Geibel s. 107 oder über die ästhetik des hässlichen s. 75).

Und wie vieles fehlt noch! Durfte der verfasser sich darauf beschränken, zu sagen: „Bei den epigrammen vergleiche man nur die vielen von einander abweichenden fassungen derselben in den verschiedenen ausgaben." War nicht gerade hier eine wirkliche würdigung dieser arbeit absolut unentbehrlich, um zu zeigen, welchen weg der dichter von dem ersten gedanken bis zu der für ihn letzten fassung beschritt?

Kurz, wir müssen es widerholen: für die entstehungsgeschichte der epigramme, freilich den leichteren teil der arbeit, hat P. wichtiges material beigebracht. Für die würdigung ihrer eigenart vom psychologischen, ästhetischen oder litterarischen standpunkt hat er kaum die ersten anfänge geboten.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Béowulf mit ausführlichem glossar herausgegeben von Moritz Heyne. 7. aufl. besorgt von Ad. Socin. Paderborn, Schöningh 1903. VIII, 298 s. 5 m.

Bötticher, Gotthold und **Kinzel, Karl,** Altdeutsches lesebuch. Halle, waisenhaus 1903. VI, 192 s. geb. 2 m.

Byland, Hans, Der wortschatz des Zürcher Alten testaments von 1525 und 1531 verglichen mit dem wortschatz Luthers. Eine sprachliche untersuchung. Berlin, Schwetschke 1903. VI, 84 s. 5,50 m.

Dehlinger, Theodor, Deutsche scherflein zum sprachschatze. Stuttgart, Max Kielmann 1903. (IV), 246 s. 4 m.

Festgabe für die 13. hauptversammlung des Allgemeinen deutschen sprachvereins zu Breslau. Den vereinsmitgliedern und gästen gewidmet von dem zweigverein Breslau. Breslau, W. G. Korn 1903. 82 s.

Inhalt: H. Jantzen, Schlesische dichter. — W. Fielitz, Das ziel der handlung in Goethes Tasso. — A. Gombert, Über das alter einiger schlagwörter.

Frenssen, Gust. — Kinzel, Karl, Gust. Frenssen, der dichter des Jörn Uhl. [A. u. d. t.: Deutsche dichter des 19. jahrhunderts . . . hrg. von O. Lyon. VI.] Leipzig, Teubner 1903. 30 s. 0,50 m.

Hentsch, Alice A., La littérature didactique du moyen âge s'adressant spécialement aux femmes. Cahors, Coueslant 1903. XIV, 238 s.

Meyer, Elard Hugo, Mythologie der Germanen, gemeinfasslich dargestellt. Strassburg, Trübner 1903. XII, 526 s. 8,50 m.

Modern philology. A quarterly journal devoted to research in modern languages and literatures. I, 1 (June 1903). Chicago, The university of Chicago press. [Leipzig, O. Harrassowitz.] 216 s. Subscriptionspreis für den jahrgang 3,50 sh.

Darin u. a.: E. Flügel, References to the English language in the German litterature of the first half of the 16. century. — S. N. Hagen, The origin and meaning of the name Yggdrasill. — B. Matthews, The mediaeval drama. — G. Hempl, Hickes's additions to the Runic poem. — J. Goebel, The authenticity of Goethes Sesenheim songs.

Neidhard. — Pfeiffer, C., Die dichterische persönlichkeit Neidharts von Reuental. Paderborn, Schöningh 1903. IV, 98 s. 1,50 m.

Olrik, Axel, Danmarks heltedigtning. En oldtidsstudie. 1ste del: Rolf krake og den ældre Skjoldungrække. Københ., Gad 1903. VIII, 352 s.

Panzer, Friedr., Das altdeutsche volksepos. Ein vortrag. Halle, Niemeyer 1903. 34 s. 1 m.

Riehl, Wilh. Heinr. — Matthias, Th., W. H. Riehl, Fluch der schönheit; Quell der genesung; Gerechtigkeit gottes. [A. u. d. t.: Deutsche dichter des 19. jahrh.... hrg. von O. Lyon. V.] Leipzig, Teubner 1903. 46 s. 0,50 m.

Schmidt, P. Expeditus, Die bühnenverhältnisse des deutschen schuldramas und seiner volkstümlichen ableger im 16. jahrh. Gekrönte preisschrift. [Forschungen zur neueren lit.-gesch. von Frz. Muncker. XXIV.] Berlin, Al. Duncker 1903. X, 193 s. 5 m.

Studies and notes in philology and literature. Vol. VIII. Boston, Ginn & Co. 1903. VI, 275 s.

Inhalt: Arthur C. L. Brown, Iwain, a study in the origins of Arthurian romance. — G. L. Kittredge, Arthur and Gorlagon.

I. SACHREGISTER.



II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Althochdeutsch:

Mittelhochdeutsch.

Mittelenglisch:

Neuenglisch:

Neuhochdeutsch:

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND

HEFT 4

(AUSGEGEBEN IM OKTOBER 1903)

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1903.



(Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite.)